
1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

INHALT DES FÜNFTEN JAHRGANGES,

DER GANZEN REIHE EINUNDSIEBZIGSTER BAND

ABHANDLUNGEN

MITTEILUNGEN



ANZEIGEN

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

SOKRATES

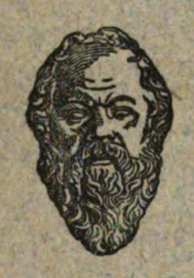
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND
1/2. HEFT. JANUAR/FEBRUAR

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES JANUAR/FEBRUARHEFTES

Seite

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Sternenfreundschaft

Ein Horatianum

von

F. Boll.

Vor einigen Jahren habe ich in dieser Zeitschrift, als sie noch nicht ihren neuen schönen Namen trug (Band 65 [1911] S. 765ff.), über das so warmherzige wie kluge Gedicht des Horaz an Maecenas C. II 17 einiges bemerkt, hauptsächlich um meine im Philologus Bd. 69 (1910) S. 164ff. gegebene Erklärung der Verse 22ff. gegen mißverständliche Einwände von Plüß zu sichern. Um nicht halbe Arbeit zu tun und einige noch nicht verstandene Verse aufzuhellen, möchte ich heute ein drittes Mal auf das Gedicht zurückkommen.

Seu Libra seu me Scorpios adspicit
formidolosus pars violentior
natalis horae seu tyrannus
Hesperiae Capricornus undae:
utrumque nostrum incredibili modo
consentit astrum.

Es ist kein Zufall, daß Horaz bei dieser Versicherung das griechische Lehnwort 'astrum' gewählt hat. Ich habe schon 1911 S. 766 (Anm.) aus Ptolem. Tetr. IV 7 und Manilius II 635 gezeigt, daß es sich um ein concordare der bei der Geburt der zwei Freunde irgendwie wirksamen Gestirne handelt — ein sympathetisches Verhältnis, das nach astrologischer Lehre vor allem zwischen jenen Tierkreiszwölfteln besteht, die in 'trigonalem' Verhältnis zueinander stehen (also z. B. Widder, Löwe, Schütze) und dementsprechend auch zwischen den Planeten, die sich in jenen Tierkreiszwölfteln jeweils befinden[1]). Ich hätte aber aus Ptolemaios gleich den technischen Ausdruck neben die Worte des Horaz stellen sollen. Utrumque nostrum consentit astrum: das ist zweifellos, wie schon Bouché-Leclercq gesehen hat[2]), Übersetzung des griechischen Wortes *συναστρία*. Ich möchte die Gelegenheit benützen, um den merkwürdigen Bedeutungswandel dieses Wortes, von dem kein Wörter-

[1]) Wenn man nämlich innen im Tierkreis Linien zieht, vom Widder zum Löwen und vom Löwen zum Schützen, so entsteht ein gleichseitiges Dreieck. Diese Tierkreisbilder liegen also zueinander im Gedrittschein, wie man deutsch zu sagen pflegt, griechisch 'ἐν τριγώνῳ'.

[2]) L'Astrologie grecque S. 453, 5f.

buch etwas Rechtes weiß, aus den zum Teil erst jetzt zugänglich gewordenen Belegen zu veranschaulichen.

In *συναστρία* liegt nach seiner Zusammensetzung von vornherein nur der ziemlich weite Sinn eines Zusammenseins von Sternen. Also ist die allgemeinste Bedeutung keine andere als con-stellatio: dies recht späte, uns so geläufig gewordene Wort übersetzt augenscheinlich *συναστρία*, nicht *ἀστροθεσία*, wie bei Forcellini steht[1]). In diesem allgemeinsten Sinn von Konstellation steht das Wort an einer Stelle in dem Brief des Gregor von Nyssa gegen die Lehre vom Fatum (II 77 A Mor. = II 168 B Migne): *Ἀλλὰ μὴν τὸ οἴεσθαι τὰς τῶν πόλεων εἱμαρμένας ἐν τοῖς τῶν σεισμῶν καταπτώμασι τὰς συναστρίας ποιεῖν, ὡς ἔξω τοῦ εἰκότος ὁ λόγος ἐστὶν, ἐντεῦθεν ἄν τις κατίδοι.* Subjekt muß hier *συναστρίαι* sein[2]): der Sinn ergibt sich aus dem vorher und nachher ungemein häufig gebrauchten, damit gleichwertigen *ἡ τῶν ἄστρων συμπλοκή* (z. B. S. 149 D, 153 A usw., zuletzt 168 D), auch *αἱ τῶν ἄστρων ἐπιπλοκαί* (S. 169 C) und *τῶν ἄστρων διαπλοκή* (S. 173 D). *Συναστρία* ist also genau so viel wie 'die verbunden wirkenden Sterne', die Gesamtheit der Gestirne, die in einem gegebenen Moment gleichzeitig am Himmel stehen.

Wenn aber das *σύν* in dem Worte nur etwas stärker betont wird, so ergibt sich sehr leicht die vorwiegende Beziehung der Konstellation auf den irdischen Vorgang. So ist das Wort in der spätlateinischen Komödie Querolus gebraucht, wie ich durch H. de la Ville de Mirmont und die Lexika lerne[3]). Nachdem der Pseudomagier hier (Akt 2, Szene 3, Vers 134f. nach Klinkhamers Zählung) Stunde und Stand der Planeten festgestellt und damit seine astrologische Weisheit bewiesen hat, wird die Lage reif zu Taten (v. 167): M(androgerus) Nescis Querole fatum ac decretum momentis regi? Q(uerolus) Quid igitur? M. hora est, synastria istaec mihi placet. Nisi iam nunc aliquid geritur, frustra huc venimus. Hier ist also synastria unzweifelhaft die gut passende, günstige Stellung der Sterne[4]).

Verwandt und doch wieder ein wenig anders ist der Gebrauch des zugehörigen Verbums in der Homilie gegen die Astronomen, die dem zweifelhaften Bischof Eusebius von Alexandria zugeschrieben wird und gewiß erst dem 5. Jahrhundert n. Chr.

---

[1]) Der Thes. L. L. äußert sich über die Herkunft des Wortes constellatio nicht. Von den Belegen geht keiner über das 4. Jahrhundert hinauf.

[2]) Das Wort *ποιεῖν* ist in diesem Zusammenhang ebenfalls terminus technicus: vgl. meine Studien über Cl. Ptolem. (Jahrbb. f. Philol. 21. Suppl.-Bd.) S. 221, 1 und E. Pfeiffer, Studien zum antiken Sternglauben (= Stoicheia I), passim.

[3]) L'Astrologie chez les Gallo-Romains (Bibliothèque des Universités du Midi, fasc. VII) S. 57, 3.

[4]) Vers 138 gebraucht der Verfasser den Ausdruck Omnem iam genesin tuam collegi Querole, fährt dann aber fort Mala fortuna te premit. Im einen Fall redet er also von der Geburtskonstellation, im andern wohl von der augenblicklichen Lage der Sterne wie in der oben behandelten Stelle. Obwohl er also in der Handlung seines Stückes dem Sternglauben eine beträchtliche Rolle zuweist, versteht er doch nicht viel davon.

angehört (Migne gr. 86, 1 S. 453 C). Hier wird in recht interessanter Weise gegen die Fortdauer astrologischen Glaubens geeifert, die sich selbst noch unter Christen in allgemein geläufigen Redewendungen äußere: *Εἰσί τινες καταρώμενοι τοὺς ἀστέρας, ὅταν κατά τινος ὀργίζωνται, καὶ λέγουσιν* (*λέγωσιν* editor)· *Οὐαὶ τῷ ἄστρῳ σου*[1]). *Ἄλλοι δὲ λέγουσι· Καλῷ ἄστρῳ ἐγεννήθη· διὸ καὶ συναστρεῖ αὐτῷ* [*τὰ*] *πάντα*. Der Sinn ist offenbar: er ist unter einem guten Stern geboren, da fügt sich ihm alles nach Wunsch.

Wenn hier mit dem *σύν* eine Übereinstimmung zwischen dem Schicksal des einzelnen und dem Gang der Sterne bezeichnet wird, so kann es weiterhin auch so gefaßt werden, daß man damit eine von der Konstellation ausgehende, also schicksalsmäßig bestimmte Übereinstimmung zwischen zwei verschiedenen Menschen bezeichnet. *Συναστρία* ist also hier genau für das Verhältnis gebraucht, in dem sich Wallenstein zu Oktavio befindet:

> *Ich hab sein Horoskop gestellt,*
> *Wir sind geboren unter gleichen Sternen . . .*

So steht das Wort in der von A. Abt im Arch. f. Relig.-Wiss. (18 [1915] S. 257ff.) herausgegebenen metrischen Sarapis-Aretalogie eines Berliner Papyrus, Vers 8. In dieser Geschichte wird Sarapis in seltsamer Weise dadurch der *σωτήρ* eines armen Mannes, daß er ihn mit einem kranken Menschen zusammenbringt, auf den dann offenbar sein Elend übergeht:

> *Οὗτος δ' ἦν ὁ Λίβυς, ὃν ὁ θεὸς εἶπεν,*
> *κοινὴν συναστρίαν ἔχων ἐκείν*[*ῳ*].

Macht und Herrlichkeit des Gottes pflegt sich darin zu bewähren, daß er die *Μοῖρα*, den Zwang der Konstellation und des Schicksals,

---

[1]) Man verflucht also den Stern des andern, als ob er mit ihm selber nicht anders identisch wäre als sein Genius selbst. Solche populäre Gewöhnung macht die eigentümliche Verbindung bei Horaz Epist. II 2, 187 'Scit genius, natale comes qui temperat astrum' besser verständlich. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Frage, die Horaz hier ausspricht, warum von zwei Brüdern der eine ganz anders sei als der andere, in der Zuspitzung auf die Zwillinge eines der immer wider erörterten Themata der Diskussion über die Astrologie war: vgl. z. B. Cic. de div. II 90f. und den Index von Bouché-Leclercq s. v. Jumeaux. — Die Homilie des Eusebius berichtet noch mehr volkstümliche Anschauungen; so stimmt ganz mit Plinius II 28 überein die Stelle gleich zu Anfang: *Ἡμερῶν διελθουσῶν οὐκ ὀλίγων προσελθὼν ὁ Ἀλέξανδρος, λέγει τῷ μακαρίῳ Εὐσεβίῳ τῷ ἐπισκόπῳ· Κύριε, ἤκουσα παρά τινων ὅτι κατὰ ἄστρον γεννᾶται ἄνθρωπος· καὶ ὅτι ὅσοι ἀστέρες εἰσὶν ἐν τῷ οὐρανῷ, τοσοῦτοι καὶ ἄνθρωποί εἰσιν ἐπὶ τῆς γῆς· καὶ ὅταν ἀποθάνῃ ἄνθρωπος, καὶ ὁ ἀστὴρ αὐτοῦ ἐκλείπει· καὶ ὅταν γεννηθῇ ἄνθρωπος, καὶ ὁ ἀστὴρ αὐτοῦ προστίθεται, ἐπειδὴ οὔτε τὸ γεννηθῆναι ἐκλείπει οὔτε τὸ ἀποθανεῖν·* — Zu 'hodie tricesima, sabbata' bei Horaz Sat. I 9, 69, das P. Lejay, Rev. de l'hist. et de lit. relig. VIII 305ff. richtig erklärt hat, ist desselben Eusebius Homilie 7 zu vergleichen, wo er des Jesaia (XXX 15) Ausspruch behandelt: *τὰς νεομηνίας καὶ τὰ σάββατα ὑμῶν ἐμίσησεν ἡ ψυχή μου* und dabei u. a. sagt, daß es selbst noch unter den Christen solche *Ἰουδαΐζοντες* gebe, die sagen: *Σήμερον Σάββατόν ἐστιν καὶ οὐκ ἐξόν μοι εὐεργεσίαν ποιῆσαι ἢ ἐξενέγκαι τι ἐκ τῆς οὐσίας μου. Ἔρχεται Νεομηνία καὶ πάλιν ταῦτα λέγουσιν κτλ.*

aufzuheben vermag; naiver Weise bringt er aber doch gerade zwei Menschen gleicher Konstellation in seinem Orakel und Heilverfahren zusammen. — Bei Ps.-Kallisthenes S. 4 Müller (im kritischen Apparat ziemlich unten) steht auch das schon erwähnte Verbum in solchem Sinne: *Τῆς δὲ (Ὀλυμπίας) εἰρηκυίας Νεκτανεβὼς ψηφίζει τὴν ἑαυτοῦ καὶ τὴν αὐτῆς γένεσιν, εἰ συναστρεῖ· ἰδὼν δὲ εὖ κειμένην τὴν ἀστροθεσίαν φησί κτλ.* Um solche gleiche oder ähnliche Konstellation handelt es sich auch bei Horaz in jenem 'nostrum consentit astrum' und ebenso in der Nachahmung, mit der Persius V 45ff. seinem Cornutus huldigt. Im Schlußvers: Nescio quod certe est quod me tibi temperat astrum ist dort temperat = miscet; Meister und Schüler haben die gleiche *κρᾶσις*, das gleiche Temperament, das durch die gleichen Gestirne bewirkt wird. Die Sache, nicht das Wort, findet sich ebenso in den Metamorphosen des Apuleius XI 22, wo Isis ihrem neuen Adepten den Priester zur Einführung in die Mysterien beigibt: Ipsumque Mithram illum suum sacerdotem praecipuum divino quodam stellarum consortio ut dicebat mihi coniunctum sacrorum ministrum decernit.

An zwei Stellen, auf die Sophocles im Greek Lexicon verweist, erscheint auch das Adjektiv zu *συναστρία*. In dem seltsamen Testamentum Salomonis (Migne Gr. 122) S. 1321 A erklärt dem zaubermächtigen König der weibliche Dämon Onoskelis[1]): *Πολλάκις δὲ καὶ συγγίγνομαι τοῖς ἀνθρώποις ὡς γυνὴ δοκοῦσα εἶναι, πρὸ πάντων δὲ τοῖς μελίχροις· οὗτοι γάρ σύναστροί μοι εἰσιν· καὶ γάρ τὸ ἄστρον μου οὗτοι λάθρα καὶ φανερῶς προσκυνοῦσιν.* Diese Menschen, deren Succubus die Onoskelis ist, sind also dem Dämon durch den Stern verbunden, den er beherrscht und dem sie dienen, weil er auch ihr Wesen, besonders ihre Hautfarbe, bestimmt. Noch näher liegt den vorher behandelten Stellen die Äußerung des Gregor von Nazianz III 425 (Migne gr. 37) in dem hexametrischen Gedicht *Περὶ προνοίας* Vers 15f.:

Ὁ δ' ἀστέρας ἡγεμονῆας
Ἡμετέρης γενεῆς τε βίου θ' ἅμα παντὸς ὀπάζων·
Αὐτοῖς δ' ἀστράσιν, εἰπέ, τίν' οὐρανὸν ἄλλον ἐλίξεις;
Καὶ τῷ δ' αὖ πάλιν ἄλλον ἀεὶ τ' ἐπ' ἄγουσιν ἄγοντας;
Εἷς βασιλεὺς πλεόνεσσι συνάστερος[2]), *ὧν ὁ μὲν ἐσθλός,*
Ὃς δὲ κακός, ῥητήρ τις, ὁ δ' ἔμπορος, ὃς δ' ἄρ' ἀλήτης,
Τὸν δὲ φέρει θρόνος αἰπὺς ὑπέρφρονα· ἐν δέ τε πόντῳ
Καὶ πολέμῳ πλεόνεσσιν ὁμὸς μόρος ἀλλογενέθλοις·
Ἀστέρες οὓς συνέδησαν, ὁμὸν τέλος οὐ συνέδησε·
Κείνους δ' οὓς ἐκέασσαν, ὁμὴ συνέδησε τελευτή.

Vielleicht ist manchem Leser eine Übersetzung der nicht ganz einfachen Verse erwünscht: 'Du aber, der du die Sterne zu Herren

[1]) Vgl. den Artikel Onoskelis von Drexler in Roschers Myth. Lexikon, der jedoch das 'Testamentum' nicht genug ausnützt; weiter meine Bemerkung im Arch. f. Rel.-Wiss. XII (1909) 149f.

[2]) *συνάστερος* gehört natürlich zu *ἀστήρ*, *σύναστρος* zu *ἄστρον*.



unserer Geburt und unseres ganzen Lebens machst, sage doch, welchen andern Himmel willst du für die Sterne selbst in Umschwung bringen? und für diesen wider einen andern und so zu herumführenden Himmeln immer wider herumführende?[1]) Ein einzelner Mann, der König ist, hat gleiche Sterne mit vielen, von denen der eine gut, der andere schlecht ist, der eine Redner, der andere Kaufmann, der dritte Bettler, er aber ein stolzer König auf hohem Thron. Und andererseits haben auf dem Meer und im Krieg mehrere von verschiedener Geburtsstunde das selbe Schicksal. Die die Sterne verbunden haben, die hat nicht gleiches Schicksal verbunden; und jene, die sie getrennt haben, die hat das gleiche Todeslos verbunden'[2]).

Nach alledem ist der weitere leise Bedeutungswandel von 'Gemeinsamkeit der Sterne' zu 'Freundschaft' fast zu postulieren. Und er ist in der Tat unter dem Einfluß der Astrologie in ganz ähnlicher Art eingetreten wie etwa bei dem wohlbekannten und noch heute geläufigen Worte 'influenza', das ja ursprünglich nichts anderes als die *ἀπόῤῥοια*, den influxus der Sterne bedeutet: hier wie dort tritt die Bezeichnung der Ursache für die Wirkung ein. Wenn in dem ausgezeichneten Anonymus von 379 n. Chr. (Catal. codd. astr. gr. V 1 S. 210, 4), dessen vorzügliche Quellen sich vielfach bewährt haben, der Teil des Skorpions, wo der helle Stern des Ophiuchos steht, durch Epiphanie oder Macht des Asklepios oder des Sarapis oder auch durch *ἰατρῶν συναστρία* Heilung bringt, so kann man im Zweifel bleiben, ob damit nur unter der gleichen Konstellation geborene oder direkt 'befreundete' Ärzte gemeint sind; ebenso bei den *φαρμακῶν συναστρίαι* ebd. S. 209, 24. Aber bei Ptolemaios heißt *συναστρία* wirklich so viel wie Freundschaft, ja sogar schon in einer gewissen Differenzierung und Einengung des Begriffs, Tetr. IV 7 *Περὶ φίλων καὶ ἐχθρῶν*, S. 191, 18ff.: *Τῶν δὲ φιλικῶν διαθέσεων καὶ τῶν ἐναντίων, ὧν τὰς μὲν μείζους καὶ πολυχρονίους καλοῦμεν συμπαθείας καὶ ἔχθρας, τὰς δὲ ἐλάττους καὶ προσκαίρους συναστρίας* (*συναφείας*, am Rande *ἢ συνάψεις*, durch falsche Konjektur die Ausgabe von 1553) *κτλ.* Die durch den Vaticanus gebotene Überlieferung *συναστρίας* wird bestätigt durch zweimalige Widerholung S. 193, 14 *Ἐπὶ δὲ τῶν κατὰ χρόνους τισὶ συνισταμένων προσκαίρων*

[1]) Er meint also, da die Sterne sich nicht von selbst bewegten, so müßte ein Bewegendes für sie postuliert werden, und, wenn man Gott — der bei Aristoteles als das *πρῶτον κινοῦν* die Fixsternsphäre in Bewegung setzt — ausschließen wolle, wider ein Bewegendes für jenes und so fort; ein Recursus ad infinitum, der zu den Argumenten des kosmologischen Gottesbeweises gehört. Daß dieses postulierte Bewegende gerade als ein anderer Himmel vorgestellt wird, hängt zusammen mit der Anschauung von der *ἄναστρος σφαῖρα* über dem Fixsternhimmel, die nur solchen Bewegungszweck hat; vgl. Joh. Philop. de opif. mundi I 7; III 3 (mit Berufung auf Hipparch und Ptolemaios); de aetern. mundi XIII 18; ferner Niceph. Blemm. (Migne gr. 142) p. 1244 D; Catal. codd. astrol. gr. VIII 3 p. 197 ff.

[2]) Bekannte Argumente gegen die Astrologie, vgl. z. B. Wendland, Philo über die Vorsehung S. 25,5. 35. 36,3.

συναστριῶν τε καὶ ἐναντιώσεων und 194, 14 τὴν ἐπὶ τὸ μᾶλλον καὶ ἧττον ἐπίτασιν καὶ ἄνεσιν τῶν συναστριῶν ἢ τῶν ἐναντιώσεων, ebenso durch die byzantinische Paraphrase des Ps.-Proklos und den anonymen Exegeten zur Tetrabiblos S. 160f. Wie man sieht, heißt hier die tiefe und dauernde Freundschaft συμπάθεια — mit einem der Astrologie gleichfalls geläufigen Wort —, die vorübergehende συναστρία. Natürlich ist diese gekünstelte Differenzierung gegenüber συμπάθεια sekundär. Man möchte den Ursprung solcher Herabsetzung der Sterne mit Bouché-Leclercq eher einem Gegner als einem Anhänger der Astrologie zutrauen; aber wie er selbst S. 454, 1 richtig erklärt, ist vielmehr eine hier nicht weiter zu besprechende astrologische Finesse im Spiel. Ursprünglich liegt jedenfalls in συναστρία jenes 'consentit astrum' ohne Einschränkung.

Ob in dem Περὶ συναστρίας überschriebenen Kapitel des Iulianos von Laodikeia, das im Paris. gr. 2424f. 135 und 2506f. 120v steht, mit dem Worte ein weiterer oder engerer Sinn verbunden ist, kann ich gegenwärtig nicht ermitteln; der mir allein bekannte Anfang des Kapitelchens (Εἰ ὡροσκόπον τις ἔχει) läßt den selben Gebrauch wie bei Ptolemaios vermuten.

Der wirkliche Bedeutungswandel des Wortes συναστρία und des dazu gehörigen Verbums und Adjektivums ist damit umschrieben. Einen erheiternden Anhang dazu liefert die Gedankenlosigkeit moderner Lexikographen; daß die Torheit nicht erst den Brüdern Dindorf als Bearbeitern der Neuauflage von Stephanus' Thesaurus zuzuschreiben ist, ergibt sich aus J. G. Schneiders Wörterbuch von 1806 (der alte Stephanus hat sie, soviel ich sehe, noch nicht). Diesen Neueren ist es gelungen, sogar den Umschlag der Bedeutung ins Gegenteil aufzuspüren. Im Thesaurus steht als erste Bedeutung, mit dem Beleg aus Gregor von Nyssa, 'constellatio'; als zweite aber simultas, unter Hinweis auf die oben zitierte Stelle aus Ptolemaios' Tetrabiblos und auf die Paraphrase des falschen Proklos. Bei J. G. Schneider und Pape aber liest man den Artikel: 'συναστρία (?) Veruneinigung zwischen Freunden, Schmollen. Proklos'. Es bedarf keines Wortes, daß dies, der wirklichen Bedeutung genau entgegengesetzt, aus der Verbindung συναστριῶν τε καὶ ἐναντιώσεων bei Ptolemaios und Ps.-Proklos entnommen ist, ohne daß sich der eilfertige Lexikograph die Mühe nahm, aus dem Anfang dieses Περὶ φίλων (!) καὶ ἐχθρῶν überschriebenen Kapitels zu ersehen, daß συμπάθεια und συναστρία auf der einen, ἔχθρα und ἐναντίωσις oder ἀντιδικία auf der andern Seite stehen.

Dreierlei also heißt das Wort συναστρία wirklich: 1. Konstellation, 2. Übereinstimmung der Konstellation, 3. daraus hervorgehende Freundschaft.

Und nun zur Erklärung der vorausgehenden Strophe bei Horaz, die allerlei auch von Bouché-Leclercq (S. 165, 1) unerledigt gelassene Schwierigkeiten macht. Auch wenn Horaz mit alle dem nur spielt, um Maecenas zu trösten, wie ich von jeher annahm,

so wäre doch ein solches Spiel mindestens für diesen ersten Leser sehr albern gewesen, wenn es bloße Worte ohne Sinn enthalten hätte. Es sind drei Tierkreisbilder genannt. 'Ob mich nun ansieht die Wage oder der Skorpion oder der Steinbock, immer sind wir durch die Sterne verbunden'. Nun ist adspicit zwar technischer Ausdruck der Astrologie (*βλέπειν*, *ὁρᾶν* griechisch, cernere, spectare, videre, conspicere, visus bei Manilius II, 466ff.) und bezeichnet ein Sichanschauen von zwei Sternbildern, das man sich an der Figur bei Bouché-Leclercq S. 161 leicht klar machen kann; sie stehen sich am Himmel in gewissen Entfernungen gegenüber. Allein bei Horaz ist doch nicht davon die Rede, daß sich zwei Sternbilder anschauen. Es heißt seu me adspicit Libra seu Scorpius seu Capricornus. Mit jenem terminus technicus ist also hier nichts anzufangen, und auch mancherlei andere Auswege, mit denen ich den Leser nicht ermüden will, sind nicht gangbar[1]).

Auszugehen ist von pars violentior natalis horae. Wird das, wie es manche Herausgeber, auch neuestens Vollmer, tun, als Apposition zu Scorpios gefaßt, so wird der Skorpion dabei wohl als der 'gewalttätigere Teil' der natalis hora, allgemein gesprochen, also generell jedes Horoskops gedacht sein. Aber er ist natürlich nicht gewalttätiger als etwa der Löwe, der ein *ζῴδιον θυμικόν* und *ὀργίλον* ist (animosaque signa Leonis sagt Properz IV 1, 85), oder als der Steinbock, der ebensogut *φθοροποιὸν ζῴδιον* heißt wie der Skorpion. So wäre es doppelt seltsam, wenn der Skorpion allein dem ganzen übrigen Tierkreis als der 'gewalttätigere' Teil entgegengesetzt würde; selbst der Komparativ müßte dabei auffallen, und ganz unmöglich ist es, daß für jede Geburtsstunde ein und das selbe Sternbild die heftigste Gewalt besitzen soll. Also kann sich pars violentior natalis horae nur auf das Horoskop des einzelnen, also des Horaz, beziehen und zielt nicht auf den Skorpion allein,

---

[1]) Die Erklärung von Heidenhain in der Monatsschrift für höhere Schulen IV (1905) S. 506 macht sich allzu kühn eine eigene Astrologie zurecht, die es in dieser Art nie gegeben hat; nicht darauf kam es für die Astrologen an, welche Sternbilder des Tierkreises jeweils über dem Horizont waren (das müssen natürlich immer sechs sein, nicht drei), sondern welche an den entscheidenden 'Ecken' (cardines) standen. Noch seltsamer ist es allerdings, daß der Verfasser sich vorstellt, die Tierkreisastrologie sei sozusagen die Astrologie für den kleinen Mann gewesen, die Planeten habe sich nur ein vornehmer und reicher Gönner der Astrologie wie Maecenas leisten können. Natürlich gehört Planeten- und Tierkreissystem, was man manchmal verkannt hat, untrennbar zusammen selbst für den 'de circo astrologus', den Properz konsultiert (IV 1, 82 ff.). Die von dem Verfasser angenommene Möglichkeit, aus dem Gedicht die Geburtsstunde des Horaz zu ermitteln, ist aus vielen Gründen ganz hinfällig, wie wegen des Artikels Horatius bei Pauly-Wissowa (VIII 2337) bemerkt sein möge. — Gegen Plüß' Bemerkung (Sokrates I [1913] 92, 1) über den Planeten Merkur als ungünstig genügt wohl das von mir Philologus a. a. O. S. 166 Gesammelte: Plüß' Verfahren ist für den Sachkundigen ähnlich, wie wenn jemand, beispielshalber, feststellen würde, causa heiße Prozeß, und diese Übersetzung nun überall verlangte. Das Wort *Ἑρμαϊκός* (Mercurialis) sei jetzt auch noch aus Catal. codd. astr. gr. V 3, S. 82, 22 belegt.

sondern auf jedes der drei genannten Sternbilder. Horaz läßt im Zweifel, welches Gestirn ihn als das gewaltsamere 'anschaut', Wage oder Skorpion oder Steinbock. Folglich hat Kießling recht, wenn er adspicit und pars violentior natalis horae zusammenzieht und in den zwei gesperrten Worten die Übersetzung des griechischen Wortes ὡροσκοπεῖν findet. Allein warum gebraucht Horaz das Präsens, nicht, wie es beim Bezug auf die Konstellation im Augenblick seiner Geburt natürlich wäre, das Präteritum? Und läßt sich violentior wirklich mit Kießling durch das unbestimmte 'an Macht überwältigend' (also griechisch κυριώτερος oder αὐθεντικώτερος) widergeben? Der Sprachgebrauch weist bei violentior doch viel eher auf Vergewaltigung als auf ruhige Herrschaft. Beides, jenes Präsens wie das Wort violentior, scheint mir darauf zu führen, daß es sich, ganz im Einklang mit dem Gesamtinhalt des Gedichtes, um die Frage dreht, welcher Teil des Himmels nicht eigentlich das Schicksal im Leben des Dichters, sondern vielmehr dessen Abschluß, den Tod, bestimme, also um jenen Teil des Horoskops, den die alte Astrologie τόπος ἀναιρετικός nennt, 'le terme mortel', wie Bouché-Leclercq übersetzt. Wie dunkel die Wege zu dessen Berechnung waren, mag der Leser aus Bouché-Leclercqs Buch (S. 411ff.) vielleicht nicht ohne einigen Schauder ersehen; es ist leicht vorzustellen, daß dem trübsinnigen Maecenas dabei allerlei Skrupel kamen. So konnte Horaz mit gutem Sinn sagen: 'Welches Tierkreisbild in meinem Horoskop auch mein Todesgeschick bestimmen mag, Wage oder Skorpion oder Steinbock, wir sind durch unsere Konstellation verbunden, und darum werden wir zusammen sterben wie wir zusammen gelebt haben'. Daß mit dieser Erklärung, die ich nach mancherlei Überlegung der anderen dem Anschein nach gegebenen Möglichkeiten als die richtige glaube vertreten zu können, das Gedicht erst seine volle Einheit zurückerhält, scheint mir deutlich: auch diese Verse, wie alle anderen, versichern 'Ein Tag wird uns das Endschicksal bringen; auch dann werde ich untrennbar dein Geselle bleiben.' Und zum Wahrzeichen dafür erinnert er den Freund daran, daß sie beide zu gleicher Zeit Lebensgefahr glücklich überstanden haben. So leitet er die trüben Gedanken des Freundes unmerklich vom Tode wider zum Leben.

Vielleicht wird mancher Leser, dem vor all der Astrologie bange geworden ist, so einfach diese Dinge auch für den Wissenden, also auch für Maecenas, waren, sich in Gefahr glauben, die schöne Wärme des Gedichtes nicht mehr in gleichem Maß empfinden zu können. Damit man sich zu ihr wider leichter zurückfinde, sei zum Schluß an die Widerkehr der gleichen Empfindungen und des gleichen Bildes in dem Verhältnis erinnert, das Goethe am tiefsten bewegt hat. Zwar 1776 schrieb er über Charlotte von Stein an Wieland: 'Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. — Ja wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft.

Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All'. Wie sich das in jenem wundersamen Gedicht 'An die Geliebte' vom 14. April 1776 geformt hat — 'Sag, was will das Schicksal uns bereiten? — Sag wie band es uns so rein genau?' weiß jeder. 1784 aber findet er für das im All vorbestimmte Geheimnis dieser Liebe ein anderes Bild, das Bild von den sie zwingend verbindenden Sternen.

> Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
> So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
> Die mein Geschick an deines angehangen,
> Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
> Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
> Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
> Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

Consentit astrum . . . Die Verse stammen aus der Zeit der 'Geheimnisse' und sollten in der Einführung dazu stehen. Dem Betrachter, der auf die Unverlierbarkeit jeder Anschauung und jedes gestalteten Bildes im Denken und Empfinden der Menschheit zu achten gewohnt ist, wird solche Form nicht überraschen, selbst wenn sie auf der Höhe naturbetrachtender Klarheit widerkehrt, die Goethe gerade um diese Zeit sich errungen hatte.

Noch einmal kehrt das Bild wider und mit ihm auch das Wort; das Wort in deutscher Umformung, das Bild kühner und größer geworden und nicht minder kosmisch und schicksalsbewußt empfunden. Der 279. Aphorismus von Friedrich Nietzsches 'Fröhlicher Wissenschaft' trägt die Überschrift 'Sternen-Freundschaft'[1]; er gilt dem tragischen Verhältnis Nietzsches zu dem einzigen, dem er sich je völlig hingegeben, zu Richard Wagner. Ich will die Stelle ganz hersetzen. 'Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist recht so, und wir wollen's uns nicht verhehlen und verdunkeln, als ob wir uns deshalb zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl kreuzen und ein Fest miteinander feiern, wie wir es getan haben, — und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in Einem Hafen und in Einer Sonne, daß es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten Ein Ziel gehabt. Aber dann trieb uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wider auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche, und vielleicht sehen wir uns nie wider — vielleicht auch sehen wir uns wohl, aber erkennen uns nicht wider: die verschiedenen Meere und Sonnen haben uns verändert! Daß wir uns fremd werden mußten, ist das Gesetz über uns: eben dadurch sollen wir uns auch ehrwürdiger werden! Eben dadurch soll der Gedanke an unsere ehemalige Freundschaft heiliger werden! Es gibt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Kurve und Sternenbahn, in der unsere so verschiednen Straßen und Ziele als kleine Wegstrecken einbegriffen sein

[1]) Dank mehrfacher freundlicher Hilfe, besonders auch der von Edw. Schröder, darf ich wohl aussprechen, daß das Wort vor Nietzsche nicht vorkommt.



mögen, — erheben wir uns zu diesem Gedanken! Aber unser Leben ist zu kurz und unsre Sehkraft zu gering, als daß wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. Und so wollen wir an unsere Sternen-Freundschaft glauben, selbst wenn wir einander Erden-Feinde sein müßten.' Amor fati . . .

Kritische Bemerkungen über den Begriff der Anschauung in der Pädagogik

von

Willy Moog.

So notwendig eine psychologische Grundlegung der Pädagogik auch ist, so bedarf sie doch zu ihrer Ergänzung eine logisch-erkenntnistheoretische Grundlegung, durch welche die Pädagogik erst ihre eigentliche Begründung als philosophische Wissenschaft empfängt. Da die herkömmlichen pädagogischen Begriffe infolge ihrer Herkunft aus unwissenschaftlichen empirischen Beobachtungen oder durch unrichtige Übertragung aus anderen Wissenschaftsgebieten oft eigentümlich vage und unbestimmt sind, ist es eine Aufgabe, diese Begriffe zu klären und zu fixieren, um dadurch eine Grundlegung der Pädagogik, eine genauere Festlegung von pädagogischen Gesetzen und Regeln zu ermöglichen. So muß auch ein Begriff, der in der neueren Pädagogik eine so wichtige Rolle spielt wie der Begriff der Anschauung auf seine Berechtigung hin geprüft werden.

Daß man von der Anschauung ausgehen müsse, daß der Unterricht anschaulich sein solle, daß die Anschauungsfähigkeit des Kindes zu stärken sei, das sind Forderungen, die in der Pädagogik seit Ratke und Comenius bis auf moderne Reformpädagogen in mannigfacher Weise modifiziert sich wiederholen. Als Anschauung faßt man zunächst die Beziehung auf die wahrnehmbare Wirklichkeit, deren Gestaltung durch den Menschen gleichsam nachgeahmt werden soll. Aber es ist eine unbewiesene Voraussetzung, daß die geistige Entwicklung des Menschen der physischen Entwicklung der Natur ohne weiteres parallel gehen müsse und nicht vielmehr ihren eigenen Gesetzen folge. Eher schon läßt sich die Anschauung als Beziehung auf die konkrete Wirklichkeit in dem Sinne rechtfertigen, daß sie ein Ausgehen von der Sache selbst und eine Betrachtung ihres wahrnehmbaren Daseins bedeute, und in diesem Sinne wird der pädagogische Begriff der Anschauung auch meist gebraucht. Aber ob man unter allen Umständen erst das 'Ding an ihm selbst', dann die 'Weise von dem Ding' betrachten muß, das dürfte doch

zweifelhaft sein. Psychologisch wird sich mitunter gerade irgendeine einzelne hervortretende Bestimmung aufdrängen, die für die Sache selbst vielleicht unwesentlich ist, und es fragt sich doch, ob man nicht auch in der Belehrung an ein solches Merkmal anknüpfen könne, um von da aus zur Sache zu gelangen. Problematisch wird der Begriff der Anschauung in diesem Sinne aber besonders darum, weil die sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit doch keineswegs immer den Ausgangspunkt bieten kann, ja für manche Gebiete und Formen des Unterrichts wird sich überhaupt keine entsprechende Dingwirklichkeit auffinden lassen, welche als Material für die Anschauung dienen könnte. In manchen Fällen ist die Beziehung auf die sinnliche Wahrnehmungswelt prinzipiell unmöglich, in anderen Fällen ist sie nur praktisch überhaupt nicht oder wenigstens schwer herzustellen. Nun kann allerdings oft eine Ersetzung des Dinges durch eine Kopie oder ein Analogon stattfinden. Aber so unbezweifelbar der Wert einer solchen Veranschaulichung ist, so hat er doch auch seine Grenzen. Einmal kann die Nachahmung ihrem Wesen nach nur einen unvollkommenen Ersatz für das Original bieten, dann aber ist auch psychologisch die Einstellung des Subjekts der Kopie gegenüber qualitativ andersartig als die dem Original gegenüber, und das Interesse kann sich bei jener von vornherein auf ganz andere Momente richten als bei dieser. Dadurch kann aber die Anschauung wesentlich verändert werden, ja das Ziel einer Veranschaulichung der Sache muß darum mitunter unerreichbar bleiben, oder es wird sogar gelegentlich eine Ablenkung von der Sache selbst durch die Abbildung bewirkt. Bei dem Kinde werden die Unterschiede in der Auffassung von der Sache selbst und dem bloßen Bild vielleicht teilweise noch stärker hervortreten. Man kann deshalb bezweifeln, ob eine so weitgehende Verwendung von Abbildungen, wie sie z. B. in manchen modernen Fibeln sich findet, zweckmäßig ist. Jedenfalls muß das Anschauungsvermögen der Kinder in dieser Hinsicht genau untersucht werden; soweit solche Untersuchungen gemacht worden sind, haben sie Verschiedenheiten nach den Altersstufen und besonders zahlreiche individuelle Differenzen aufgewiesen.

Gewiß aber hat die Anschauung als Richtung auf die wirkliche Sache einen hohen Wert, sie dient der Kenntnis der Wirklichkeit selbst, und so bedeutet die Forderung der Anschauung mitunter auch geradezu die Forderung einer möglichst großen Kenntnis der Wirklichkeit. Zu diesem Zwecke werden Realien in den Mittelpunkt des Unterrichts gerückt, ja es wird ein besonderer Anschauungsunterricht verlangt, der das Anschauungsvermögen stärkt und sachliche Belehrung vermittelt. Aber es ist doch fraglich, wieweit ein geordnetes Interesse und eine systematische Kenntnis erlangt werden kann, oder ob nicht in der Hauptsache gewisse Fertigkeiten und praktische Erfahrungen gebildet werden, die aber noch keine ausreichende Belehrung über die

Sache selbst in sich schließen. Ein gelegentlicher Anschauungsunterricht kann daher wohl förderlicher wirken. Aber auch hier müßte man unterscheiden, ob durch die Darbietung anschaulicher Objekte oder von Hilfsmitteln zur Veranschaulichung eine spezielle Kenntnis der Objekte vermittelt werden soll oder ob damit nur eine Stärkung des Anschauungsvermögens bezweckt wird, wie das z. B. bei Spaziergängen, Betrachten von Sammlungen, Gärten u. a. der Fall sein kann. In den Naturwissenschaften muß die Anschauung der wirklichen Dinge und des wirklichen Geschehens zweifellos eine besondere Wichtigkeit besitzen.

Die Methode der Anschauung will so einmal eine genauere Kenntnis der konkreten Wirklichkeit herbeiführen, sie will aber dann auch durch Anpassung an die seelischen Fähigkeiten des Kindes eine Methode der leichteren Erlernbarkeit sein. Daher steht die Forderung der Anschauung meist in Verbindung mit Regeln über die Art der Aneignung und Einprägung von Kenntnissen. So wollen im Dienste der Anschauungsmethode wirken solche pädagogischen Bestimmungen, welche sich auf die quantitative Beschränkung in der Zahl der behandelten Unterrichtsgegenstände beziehen, auf die Gleichförmigkeit im didaktischen Verfahren und in den Lehrmitteln, auf die Art des Lernens, besonders des Auswendiglernens, auf die Bedeutung der Widerholung und der Übung, des Spiels usw.

Anschauung besteht aber nicht nur in der Anknüpfung an die sinnlich wahrnehmbare äußere Wirklichkeit, sondern sie bezeichnet weiterhin, wie bei Pestalozzi, gleichsam die primitive Erlebnisstufe überhaupt, also nicht nur die äußere Erfahrung, sondern auch den Komplex seelischer Prozesse, die in Verbindung mit der äußeren Erfahrung oder auch für sich allein auftreten können, Vorstellungs-, Gefühls- und Willensvorgänge, welche sich zu einem Erlebnis zusammenschließen. Die Berücksichtigung beider Seiten der Anschauung, der sinnlichen wie der geistigen, ist jedenfalls für die pädagogische Methode von großer Bedeutung. Dabei behält allerdings die Richtung auf die sinnliche Wahrnehmung das Übergewicht, denn auch bei der inneren Erfahrung wird doch durch Vorstellungs- oder Phantasiebilder die Beziehung auf die äußere Wirklichkeit gewahrt. Das subjektive Moment der Anschauung äußert sich in der aktiven geistigen Stellungnahme des Kindes. Anschauung, Apperzeption, Aufmerksamkeit und Wille treten so in Beziehung. Wenn allerdings von manchen Pädagogen das aktive Moment so sehr hervorgehoben wird, daß man sogar die Produktion des Gegenstandes der Anschauung durch das Kind selbst fordert, so ist es doch noch fraglich, in welcher Art und in welchem Maße diese aktive Herstellung pädagogisch förderlich ist, zumal sie keinesfalls überall möglich ist. Ein systematisches Aufsteigen in der pädagogischen Belehrung unter Ausgehen von der Anschauung fordert demnach einmal die Kenntnis der dafür wesentlichen Eigenschaften des gegenständlichen Materials

und dann die Berücksichtigung der Entwicklung der kindlichen Psyche.

Will man nun kritisch eine Bestimmung des Begriffs der Anschauung versuchen, so muß man seine Bedeutung in anderen Wissenschaften von seinem spezifisch pädagogischen Sinn abgrenzen. Außer in der Pädagogik hat dieser Begriff hauptsächlich in der Erkenntnistheorie, in der Psychologie und auch in der Ästhetik seine Stelle. Bei Kant z. B. ist er durchaus mit erkenntnistheoretischer Orientierung eingeführt. Ausdrücklich betont Kant aber, daß die Trennung der Elemente der Erkenntnis nur in abstrakter Isolierung, nicht faktisch möglich sein kann. Die Anschauung ist das rezeptive, sinnliche Erkenntnisvermögen, das auf Affektionen durch die Gegenstände beruht, der Verstand aber ist das spontane Vermögen der Begriffe und Urteile über die Gegenstände. Während die sinnliche Anschauung eine unmittelbare Beziehung zum Gegenstand enthält, ist das begriffliche Denken mittelbar und diskursiv, aber es hat dafür auch den eigentlichen logischen Wert. Zur Vollendung einer Erkenntnis müssen Anschauung und Begriff notwendig zusammenwirken. Die Funktionen der beiden Vermögen müssen dabei logisch streng unterschieden werden: die Sinne können keine Begriffe liefern, der Verstand keine Anschauung. Es ist zweifellos, daß die abstrakte Scheidung beider Vermögen aus erkenntnistheoretischen Gründen vorgenommen ist und daß nur darum die Momente der Sinnlichkeit und der Rezeptivität eine besondere Betonung erfahren müssen. Im Psychischen aber gehören beide Seiten vielmehr untrennbar zusammen, sie können gar keine besonderen Vermögen sein, erst ihr notwendiger Zusammenhang ermöglicht tatsächlich Akte der Erkenntnis. Wenn Kant nun weiter über den Gang der menschlichen Erkenntnis sagt: sie fängt 'mit Anschauungen an, geht von da zu Begriffen und endigt mit Ideen'[1]), so erinnert das zwar an Pestalozzis Lehre, aber es muß bei Kant jedenfalls doch nicht psychologisch-genetisch, sondern logisch-erkenntnistheoretisch verstanden werden. Der logische Aufbau der Erkenntnis fordert die Reihenfolge Anschauung, Begriff, Idee, weil die Sinnlichkeit das Material für den Verstand bietet und die Verstandesbegriffe dann durch die Vernunft als das Vermögen der Ideen weitergeführt werden. Daß dieser logischen Ordnung aber auch die psychologische Entwicklung entspricht, das ist damit durchaus noch nicht behauptet und müßte erst durch besondere psychologische Untersuchungen festgestellt werden. Dieser erkenntnistheoretische Begriff der Anschauung, wie er bei Kant vorliegt, erscheint wegen seiner mangelnden Beziehung zum Konkreten wenig geeignet, ohne weiteres in die Pädagogik übernommen zu werden.

Eher kann man von der Psychologie Aufklärung über das

[1]) Kr. d. r. V. (Kehrbach) S. 542.

Wesen der Anschauung auch in pädagogischer Hinsicht erhoffen. Aber auch im streng psychologisch-wissenschaftlichen Sinn dürfte der Begriff der Anschauung nur eine eingeschränkte Bedeutung besitzen. Er wird hier bei der Lehre von den Sinneswahrnehmungen, hauptsächtlich bei der Betrachtung der optischen Empfindungen eine Berücksichtigung verdienen. Eine eingehende Analyse der Akte der Anschauung fehlt aber auch hier eigentlich noch. Wenn man die Empfindungen als abstraktiv einfache Elemente psychischer Vorgänge ansieht, die Wahrnehmungen demgegenüber als komplexe Gebilde, so muß man in der Anschauung eine höhere Stufe der Wahrnehmung erblicken. Mehr als die Wahrnehmung richtet sich die Anschauung auf den Gegenstand als Ganzes und zwar als ein gegliedertes Ganzes, auf sein Dieses-sein in der konkreten Bestimmtheit. Das empirische Gegebensein eines Objekts als sinnlich-anschauliches Material wird dabei vorausgesetzt, es ist also die Grundlage der Anschauung. Aber es muß auch die Beziehung zu dem psychischen Subjekt bestehen, und diese Beziehung ist kein bloß rezeptives Verhalten, sondern der Akt des Anschauens äußert sich darin, daß das Subjekt den Gegenstand wirklich 'erfaßt', daß es den Blick und die Aufmerksamkeit darauf richtet, wodurch der Gegenstand eben als anschaulich in das Bewußtsein aufgenommen wird. Eine größere Intensität der Erfassung und eine Aktivität von seiten des Subjekts zeichnet die Anschauung vor der bloßen Wahrnehmung aus. Eher als bei der Wahrnehmung ist bei der Anschauung eine Beziehung auf reproduktive Faktoren vorhanden, die Anschaulichkeit äußert sich auch in der leichteren Reproduzierbarkeit des Objekts durch Vorstellungen. Es tritt also im psychologschen Sinn das subjektive Moment der Anschauung mehr hervor, wenn auch die Bezogenheit auf das Sinnlich-konkrete durchaus wesentlich bleibt.

Auch in der Ästhetik spielt der Begriff der Anschauung eine Rolle. Gerade in ästhetischer Hinsicht scheint Anschaulichkeit ein notwendiges Erfordernis zu sein. Neuere Untersuchungen aber haben gezeigt, daß man auch hier vielfach falschen Theorien über Wesen und Bedeutung der Anschauung gehuldigt hat. Jedenfalls darf man unter Anschaulichkeit im ästhetischen Sinn nicht ohne weiteres die sinnliche Anschaulichkeit verstehen. Wie wenig etwa Beschreibungen von Bildern den Forderungen einer sinnlichen Anschaulichkeit genügen, wie wenig dabei also wirklich anschauliche Bilder ausschlaggebend sind, das hat z. B. Dessoir in einem Aufsatz über 'Anschauung und Beschreibung' ausgeführt. Th. A. Meyer bekämpft scharf den Begriff der Anschauung, hauptsächlich in der Poesie. Wenn er dabei gewiß auch radikal und einseitig vorgeht, so hat er doch zweifellos erwiesen, daß andere Momente der Anschauung gegenüber viel zu wenig beachtet wurden und die Anschauung fälschlich einfach als sinnliche Anschauung galt. In der Poesie z. B. müßte man eher als von einer sinnlichen Anschaulichkeit vielleicht von einer gefühlsmäßigen

Anschaulichkeit sprechen, die mit einer Eindringlichkeit des sprachlichen Ausdrucks verbunden sein kann.

In der Pädagogik spielen die verschiedenen Bedeutungen des Begriffs der Anschauung, wie sie in anderen Wissenschaften hervortreten, fast alle irgendwie mit, und hier gewinnt dieser Begriff seinen weitesten Umfang. Anschauung ist hier vor allem eine pädagogische Methode der Übermittlung gegenständlicher Kenntnisse. Eine Eigentümlichkeit der Anschauung im pädagogischen Sinn besteht schon darin, daß dabei nicht bloß das gegebene Objekt und auch nicht nur Objekt und auffassendes Subjekt wirken, sondern daß als dritter vermittelnder Faktor der Lehrende hinzutritt. Diese Einschiebung eines neuen Gliedes und die Akzentuirung des Lehrens und Lernens muß dem pädagogischen Begriff der Anschauung eine besondere Färbung verleihen. Bei einer Analyse der Anschauung ist einmal das zu erfassende anschauliche Material zu betrachten. Das Gegebensein eines Gegenstandes ist dabei allerdings erforderlich, aber es müßte doch noch genauer untersucht werden, wieweit die Art und Form des Gegebenseins die Anschauung als Ganzes beeinflußt und modifiziert. Zweifellos hat die Anknüpfung an das konkrete Ding selbst den Vorteil der Möglichkeit einer unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung. Aber ob damit schon ohne weiteres die größere Eindringlichkeit, die leichtere Reproduzierbarkeit und vor allem die Möglichkeit des Lernens und Behaltens garantiert ist, das ist doch noch fraglich. Jedenfalls aber darf man das Material der Anschauung pädagogisch nicht auf das Gebiet der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung beschränken, ja die methodisch-didaktische Bedeutung der Anschauung tritt gerade da hervor, wo der Ausgang von dem konkreten Ding selbst aus irgendwelchen Gründen nicht möglich ist. Dann ist der Gegenstand zu ersetzen durch Bilder, Schilderungen, Analogien oder bloße Vorstellungen oder sonstwie. Ja, es kann ein Vorteil einer solchen nicht unmittelbar sinnlichen und doch anschaulichen Übermittlung des Gegenstands pädagogisch darin erblickt werden, daß der Lehrende dann eher eine Auswahl des Wesentlichen treffen kann, daß die Hervorhebung und Übermittlung mit Rücksicht auf das Lernen mehr in seiner Hand liegt. So ist die Anschaulichkeit pädagogisch nicht einfach als Eigenschaft sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände anzusehen, sondern als ein von der pädagogischen Methode abhängiges Merkmal, das eine Entsprechung von Objekt, erfassendem Subjekt und der Art der Übermittlung durch den Erzieher voraussetzt und durch die pädagogische Tendenz, die auf die Erreichung einer sicheren Erkenntnis geht, seine Bedeutung empfängt. Die Forderung der Anschaulichkeit des Materials bedeutet daher die Forderung einer besonderen Art von eindringlicher Erfaßbarkeit und Einprägbarkeit, die für den pädagogischen Zweck des Erlernens wertvoll ist, ohne daß damit über die objektive Natur des Materials eine genauere Bestimmung getroffen

und etwa die Gegebenheit in sinnlicher Wahrnehmung notwendig erfordert wäre.

Das zeigt schon, daß hier vor allem die Berücksichtigung der Art und Weise der Erfassung durch das Subjekt von Wichtigkeit ist. Die pädagogische Methode findet ihre Vollendung in dem Akt der Anschauung, wie ihn das Kind bei und nach Übermittlung des Stoffes vollzieht, und in den Bildern oder Begriffen, die in seiner Seele haften bleiben. Hier nun können psychologische und namentlich auch experimentelle Untersuchungen pädagogisch bedeutsam werden. Auch in dieser Hinsicht aber kann der Begriff der Anschauung pädagogisch nicht etwa bloß die sinnliche Anschauung, nicht einen Komplex von Wahrnehmungen bedeuten, sondern die ganze Art des Erlebens, des Erfassens und Aufnehmens durch das Kind, wie sie sich dem Zweck der pädagogischen Methode dienstbar erweist. So sind hier nicht nur die sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen in all ihren Arten von Einfluß, sondern Vorstellungen, Erinnerungen, Gedächtnis, Gefühle und Willensakte wirken dabei mit. Dadurch wird allerdings eine Analysierung und eindeutige Bestimmung außerordentlich erschwert. Es wäre festzustellen, in welcher Weise sich der Einfluß der verschiedenen psychischen Momente für die Anschauung geltend macht und die Berücksichtigung welcher Momente pädagogisch wertvoll ist. Dabei muß man den ganzen Stand und die Entwicklung des Seelenlebens des Kindes psychologisch verstehen. Es sind zunächst die Unterschiede des kindlichen Erlebens von dem des Erwachsenen scharf zu erfassen, denn nur zu leicht gelangt man dabei zu einem Hineininterpretieren falscher Voraussetzungen und zu Mißverständnissen über das eigentliche Wesen andersartiger psychischer Vorgänge von unseren entwickelten Begriffen aus. Das Seelenleben des Kindes ist dem des Erwachsenen gegenüber nicht etwa bloß einfacher und primitiver, sondern es ist auch von diesem in mancher Hinsicht qualitativ verschieden. Auch die Anschauung des Kindes muß qualitative Differenzen im Vergleich mit der des Erwachsenen aufweisen. Psychologische Forschungen haben z. B. gezeigt, daß der vielverbreitete Glaube, als zeichnete sich die kindliche Anschauung dadurch aus, daß sie anschauliche, konkrete, individuelle Einzelobjekte bevorzuge, durchaus nicht richtig ist. Die Forderung 'Von der Anschauung zum Begriff, vom Konkreten zum Abstrakten, vom Einzelnen zum Allgemeinen' ist daher gar nicht selbstverständlich, ja sie muß vielfach irrig sein. Gerade zur reinen sinnlichen Erfassung des Einzelobjekts gehört eine Abstraktion und Isolierung, wie sie der kindlichen Psyche noch nicht zuzumuten ist, in der vielmehr mancherlei seelische Vorgänge, Willensregungen, Gefühle, Erinnerungen usw. ohne weiteres sich mit der sinnlichen Wahrnehmung verbinden und das wahrgenommene Bild wohl viel stärker verändern als bei dem Erwachsenen, wo die verschiedenen Vermögen gleichsam fester

geworden sind und eher für sich allein funktionieren. So sind die Vorstellungen des Kindes vielfach durch eine gewisse Undifferenziertheit und Verschwommenheit charakterisiert, die kindlichen Begriffe sind eigentlich weder Individualbegriffe noch Allgemeinbegriffe zu nennen, sie besitzen einen qualitativ eigentümlichen Mischungscharakter. Dadurch sind sie den entwickelten Begriffen gegenüber ihrem Umfang wie ihrem Inhalt nach verändert. Was uns als eigentliches Merkmal einer Sache erscheint, ist für das Kind, das der Sache andere psychische Voraussetzungen und andere Interessen entgegenbringt, nicht ohne weiteres auch ein solches. Mischungen von Wahrnehmung, Erinnerung und Phantasie werden bei dem Kind zu seelischen Gebilden führen, die uns merkwürdig, ja rätselhaft erscheinen, ähnlich wie Mischvorstellungen im Leben des primitiven Menschen sich äußern und etwa in mythisch-religiösen Gestalten noch einen Niederschlag hinterlassen haben. So ist eine eingehende psychologische Untersuchung des kindlichen Seelenlebens für die Beurteilung seines Anschauungsvermögens unbedingt erforderlich. Gerade die stärkere Betonung der subjektiv-psychischen Faktoren gegenüber der bloßen sinnlichen Wahrnehmung ist ein wesentliches Merkmal des pädagogischen Begriffs der Anschauung. Hier kommt es nicht auf Abstraktion und Isolierung an, auf die Heraushebung einer bestimmten Seite wie besonders bei dem logisch-erkenntnistheoretischen Begriff der Anschauung, sondern im Gegenteil auf die Verknüpfung und Zusammenfassung aller Momente, die bei der wirklichen Anschauung im weitesten Sinn genommen irgendwie von Einfluß sein können. Darum kann hier nicht von einer bloßen Rezeptivität der Sinnlichkeit die Rede sein, sondern gerade die Art des aktiven Erfassens von seiten des Subjekts wirkt für die Gestaltung einer tatsächlichen Anschauung mit, und bei dem Kinde vielleicht noch mehr als bei dem Erwachsenen. Eine bloße Perzeption würde zur Anschauung nicht genügen, es muß eine Apperzeption stattfinden, und sogar eine recht aktive Apperzeption. Aufmerksamkeit und Interesse sind dabei in hohem Maße mitbestimmend. Aber wenn E. Meumann geradezu im Gegensatz zu Pestalozzi die Formel 'Vom Begriff zur Anschauung' aufstellt, so kann dabei leicht die Mißdeutung entstehen, als habe man es hier mit bestimmten, entwickelten und formulierten Begriffen zu tun. Ein scharfer Unterschied zwischen Begriff und Anschauung, wie wir ihn beim entwickelten Bewußtsein machen, besteht für das Kind überhaupt nicht in der Weise, vielmehr ist da eher eine undifferenzierte Mischung vorhanden. Daß für die Aufnahme des Stoffes der 'Wille zur Anschauung', wie Meumann sagt, maßgebend ist, kann nicht bezweifelt werden. Wie stark ausgeprägt gerade die Willensseite schon beim Kinde ist, zeigen schon eigentümliche Formen des sogenannten kindlichen Eigensinns. Aber schon die einfache Richtung des Interesses und die Art der Aufmerksamkeit muß eine Modifizierung des gegebenen Materials und eine Aus-

wahl in bestimmter Hinsicht bewirken. Ja, es wird durch die subjektiv psychischen Vorgänge der Erfassung eigentlich erst das Objekt als anschauliches konstituiert, da dadurch die für die Anschauung überhaupt wesentlichen Momente hervorgehoben werden. Die Aufmerksamkeit nun, welche bei der anschaulichen Erfassung von großer Wichtigkeit ist, trägt bei dem Kinde auch nicht ohne weiteres den selben Charakter wie bei dem Erwachsenen, daher ist auch die Eigenart der kindlichen Anschauung mit ihren Unterschieden von der entwickelten zu untersuchen und pädagogisch zu berücksichtigen. Schon die alltägliche Erfahrung lehrt ja, wie in manchen Fällen und bei manchen Gegenständen Kindern völlig die Fähigkeit der Konzentration oder des längeren Festhaltens der Aufmerksamkeit mangelt, während bei anderen Gelegenheiten, z. B. beim Spiel, ein so tiefes Sichversenken der Aufmerksamkeit stattfinden kann, wie es bei dem Erwachsenen kaum zu beobachten ist. Dabei darf man nicht einfach annehmen, daß die Aufmerksamkeit sich zunächst auf Bekanntes richte und daher das Ausgehen vom Bekannten zum Unbekannten unter allen Umständen pädagogisch richtig sei, vielmehr könnte gelegentlich auch gerade der Reiz des Neuen und Unbekannten verwertet werden, das erst allmählich zu Bekanntem in Beziehung gesetzt und dadurch Gegenstand der Kenntnis wird. Bei der Aufmerksamkeit spielt auch die Gefühlsbetonung eine Rolle, und auch deren Berücksichtigung ist beim Kinde vielleicht mehr erforderlich als beim Erwachsenen. Auch Wertgesichtspunkte sind zweifellos richtunggebend, und eine Untersuchung des kindlichen Wertbewußtseins wäre gewiß nützlich. Intellektuelle Vorstellungen sind ebenfalls schon bei der Erfassung des Gegenstandes wirksam, aber vor allem werden nach der Aufnahme in das Bewußtsein Vorstellungen mannigfacher Art hinzutreten, um das Bild des Gegenstandes im Bewußtsein zu gestalten. Hierbei ist die Frage, wieweit ein anschauliches Bild ähnlich dem wirklich sinnlich anschaulichen Gegenstand notwendig ist, welche Bedeutung innere Anschauung, innere Bilder und anschauliche Vorstellungen für das Erlernen besitzen, ob und in welcher Weise die innere Anschauung ein Analogon zur äußeren bildet, ob die Ähnlichkeit mit der sinnlichen Wahrnehmung überhaupt als wesentliches Merkmal einer pädagogisch anschaulichen Vorstellung bezeichnet oder nicht auch anderswie eine starke und eindringliche Beziehung zum Gegenstand hergestellt wird, die dessen Einprägung im Gedächtnis sichert. Einen Einfluß auf die Gestaltung des eingeprägten Bildes haben auch Phantasievorstellungen, und beim Kind gewiß wider viel mehr als beim Erwachsenen. Wie wichtig reproduktive Elemente, Erinnerungs- und Gedächtnisvorgänge sind, und daß hierin ebenfalls das kindliche Seelenvermögen besondersartig charakterisiert sein kann, das ist auch wohl einleuchtend. Dann muß auch die Art und Weise berücksichtigt werden, wie die Vorstellungen sprachlich zum Ausdruck kommen und welche Erlebnisse das Kind beim Hören und Aussprechen der Worte be-

sitzt, denn auch dadurch wird das Bild des Gegenstandes modifiziert. Jedenfalls ist auch hier nicht einfach wie beim Erwachsenen die enge Verbindung von Wort, Begriff und Sache vorauszusetzen.

So ist in der Tat eine Untersuchung des ganzen Seelenlebens des Kindes erforderlich, wenn man die Eigentümlichkeit des Anschauungsvermögens und die pädagogische Bedeutung der Anschauung für die kindliche Psyche erforschen will. Erschwert wird diese Untersuchung noch dadurch, daß man nicht etwa einfach einen Seelenzustand als normalen annehmen kann, sondern mit mancherlei typischen und individuellen Differenzen rechnen muß. Vor allem spielen die verschiedenen Arten von Aufmerksamkeits-, Vorstellungs-, Gedächtnis- und Lerntypen eine wichtige Rolle. Man hat hier eine Reihe von typisch charakteristischen Unterschieden festgestellt, aber die weitere Untersuchung hat dann immer gezeigt, daß die individuelle Mannigfaltigkeit größer ist, als man annahm, und sich kaum schematisieren läßt. Durch solche Erwägungen aber muß man dahin gelangen, nicht eine einzige bestimmte Art der anschaulichen Erfassung als maßgebend anzusehen, sondern qualitativ verschiedene Arten und Grade der Anschaulichkeit gelten zu lassen.

Auch die psychischen Entwicklungsstufen, wie sie durch die Altersunterschiede veranlaßt sind, bestimmen die Art der Anschauung mit, und so wechselt die Anschauung in gewissem Maße je nach dem Alter des Kindes. Für eine Charakterisierung der einzelnen Stufen werden die sogenannten Intelligenzprüfungen kaum ausreichend sein. Und wenn man etwa wie Ziller die psychische Entwicklung des Kindes in Parallele setzt zu der fortschreitenden Kultivierung der Naturvölker, so ist diese Parallelisierung ebenso zweifelhaft wie diejenige der ontogenetischen und der phylogenetischen physischen Entwicklung in der Naturwissenschaft.

Nur eingehende psychologische Untersuchungen können demnach über das Wesen der Anschauung im Sinne der Erfassung durch das Subjekt Klarheit verschaffen. Aber so wichtig solche Erforschungen des kindlichen Seelenlebens auch sind, so können sie doch pädagogisch nicht allein ausschlaggebend sein und nicht allein die pädagogische Methode der Anschauung bestimmen. Eine allzu weitgehende Berücksichtigung der kindlichen Eigenart könnte sogar pädagogisch einen nachteiligen Erfolg haben, indem sie die Aneignung des Stoffs zu sehr erleichtert und das Schwierige, das Neue und Wesentliche dadurch in seiner Bedeutung nicht betont. Auch der dritte Faktor, der bei der pädagogischen Anschauung mitwirkt, der den Stoff der Kenntnisse und Bildung vermittelnde Lehrer oder Erzieher, darf nicht übersehen werden. Die pädagogische Anschauung äußert sich mit Rücksicht auf diesen Faktor in der Anschaulichkeit der Darbietung und Übermittlung des Stoffes. Gerade hier kann die methodische Eigenart der pädagogischen Anschauung zutage treten. Der Lehrer wird ein-

mal das Material, dann die Psyche des Kindes und vor allem auch den pädagogischen Zweck der Erlernung in Betracht zu ziehen haben, aber er muß auch seine eigene Persönlichkeit und die Art und Weise seines Lehrens selbst mit in Rechnung setzen. Die besonderen psychischen Eigentümlichkeiten der Lehrenden und ihre Wirkungen auf die kindliche Seele hat man noch kaum wissenschaftlich-psychologisch untersucht, und doch dürften sich auch da typische Unterschiede feststellen lassen, die für die pädagogische Methode nicht ohne Bedeutung sein können. Daß ein Lehrer mehr suggestiv wirken kann als ein anderer, ist ja eine bekannte Tatsache. Es wäre z. B. auch zu prüfen, wie etwa ein motorisch veranlagter Lehrer auf optisch veranlagte Kinder wirken kann oder umgekehrt.

All diese Erwägungen sind bestimmend für die pädagogische Methode und den pädagogischen Begriff der Anschauung. Der herkömmliche Begriff der Anschauung muß aufgelöst und durch eine Summe von Einzelbestimmungen ersetzt werden. Anschauung ist methodisch genommen die Übereinstimmung all jener Momente zu einem adäquaten Bild des Gegenstandes, das dem pädagogischen Zweck entspricht, und sie bedeutet dann die gesamte psychisch kategoriale Gestaltung des Gegenstandes durch das Kind, wie sie bei dessen seelischer Entwicklungsstufe mit größtmöglicher Intensität und Eindringlichkeit sich vollziehen kann. Sie ist ihrem Wesen nach nicht sinnliche Anschauung allein und nicht geistige Anschauung, sondern Anschauung im weitesten Sinn mit Betonung der pädagogischen Tendenz einer klaren, deutlichen und eindringlichen Einprägung des Gegenstandes in das Vorstellungsleben des Kindes.

Gesichtspunkte zur Lessinglektüre in der Prima

von

Hans Weber.

Man kann sich eine leidliche Behandlung Lessings denken, bei der sich der Lehrer darauf beschränkt, dem Schüler den Inhalt der gelesenen Stücke einzuprägen. Solche Stunden können sich ganz interessant gestalten, indem der Schüler Freude findet an den Verwicklungen und Entwicklungen der Handlung, an dem geistreichen Dialog und an den zahlreichen geschliffenen Pointen und Sentenzen der Dramen. Es handelt sich hierbei im wesentlichen um die Befriedigung der Neugier, die ja auch der Hauptgrund für das Vergnügen an einer Novelle und an den meisten Romanen ist. Bei den Prosastücken fühlen sich die klügeren Köpfe angezogen durch die Klarheit des Denkens und die Folgerichtigkeit der Beweisführung.

Eine tiefergehende Auffassung wird sich aber mit einer derartigen Behandlung nicht begnügen. — Vieles, was Lessing in seinen Prosa-

schriften mit wunderbarem Scharfsinn dargelegt hat, ist wissenschaftlich überwunden. Der Schüler aber glaubt infolge der verknöcherten Art, mit der die Lessinglektüre meist betrieben wird, Lessing habe das letzte Wort in diesen Fragen gesprochen. So liegt der Abhandlung über den Laokoon die Anschauung zugrunde, daß dieses Bildwerk einen Höhepunkt griechischer Plastik bedeute, während der moderne Kunsthistoriker schon Symptome des Niederganges darin erblickt. Auch den Grundsatz, daß darin die 'edle Einfalt und stille Größe' zum Ausdruck komme, können wir nicht mehr anerkennen. Ferner sind die Hauptgedanken über die Fabel durch spätere Forschungen überholt. Aus diesen Tatsachen ergibt sich für den Lehrer die Aufgabe, dem Schüler zum Verständnis für die Ergebnisse Lessingschen Denkens seine wissenschaftliche Betrachtungsweise nahe zu bringen und dann die Änderungen der Betrachtungsweise in der Folgezeit mit ihren veränderten Resultaten an Beispielen zu erläutern. So wird der Schriftsteller in einen größeren Zusammenhang eingereiht und im Schüler der Sinn für geschichtliche Entwicklung geweckt. Bevor wir an die Aufstellung der für die beiden Schriften in Betracht kommenden Gesichtspunkte herangehen, wollen wir uns einer anderen höchst wichtigen Frage zuwenden.

Die Dramen unserer großen Dichter können, wie oben angedeutet, ebenso gelesen werden wie etwa die Novellen Gottfried Kellers. Die Freude am Geschehen und an der schönen Darstellung sowie das Mitgefühl am Menschenschicksal ergreifen den Schüler und wecken in hohem Grade sein Interesse. Hierauf aber darf sich der Unterricht nicht beschränken, er muß aus der Lektüre Bildungswerte gewinnen und den geistigen Horizont des Schülers erweitern. In den Werken unserer Klassiker spiegelt sich das Denken ihrer Zeit. Sie haben darin um große Lebensfragen gerungen und diese, als Menschenschicksale gestaltet, zur Darstellung gebracht; sie haben eine Seite des Weltbildes enthüllt, und auf dieses den werdenden Menschen einen Blick werfen zu lassen, ist die Aufgabe des Lehrers. (Bei Lessing und Schiller tritt das Gedankliche in den Vordergrund, bei Goethe ist es mehr in das persönliche Erleben der Helden verwoben, jene sind philosophischer, dieser ist mehr dichterisch.)

Lessings Geistesart und Lebensauffassung kommt am deutlichsten zum Ausdruck im Nathan, seinem reifsten Werke, 'dem ersten deutschen Drama großen Stils'. Lessing ist neben Friedrich dem Großen der größte Vertreter der deutschen Aufklärung, und zu ihrem Verständnis soll uns der Nathan führen. Sie hat allen Seiten des geistigen Lebens ihren Stempel aufgedrückt, am klarsten aber kommt sie zum Ausdruck in ihrer Stellung zur Religion. Lessings religiöses Glaubensbekenntnis ist der Nathan. Dieses Drama wölbt sich wie eine herrliche Schlußkuppel über all den früheren Versuchen über die religiöse Frage. Zur Ergänzung können noch einige kleine Schriften herangezogen werden, etwa die Abhandlung 'Über den Beweis des Geistes und der Kraft', in der die Vernunftwahrheit und der historische Beweis gegenübergestellt werden; ferner der Dialog über 'Das Testament Johannis', der den Gegensatz zwischen Rechtgläubigkeit und tätiger Liebe zum Thema hat. Beide enthalten ziemlich dieselben Gedanken in Form kritischer Erörterung, die der Nathan

in künstlerischer Form bietet; deshalb können sie leicht und schnell bewältigt werden.

Bevor wir dazu kommen, wird dem Schüler das Wesen der Aufklärung im allgemeinen zum Verständnis gebracht. Es kann dies vorteilhaft geschehen, indem wir sie zum mittelalterlichen Denken in Gegensatz stellen, demgegenüber sie das andere Extrem menschlicher Geistesart bildet [1]). Gehen wir beispielsweise von der Tatsache aus, daß die Lehren des Kopernikus bis 1832 auf dem Index gestanden haben, und knüpfen daran die Frage: Welche Schranken waren dem menschlichen Denken im Mittelalter gesetzt? Welches war die oberste Instanz für alte geistliche und weltliche Weisheit? Welches waren die Beweismittel für die religiösen Wahrheiten? ('Es steht geschrieben') Welches Verhalten gegenüber ihren Lehren forderte die Kirche von den Menschen? Wie nennt man die Formulierung der Heilslehren? Was versteht man unter positiver Religion?

Von dem durch diese Fragen gewonnenen Punkte springen wir zum Gegenteil über und gelangen zum Hauptgrundsatz alles rationalistischen Denkens: Jch glaube nur das, was vor dem prüfenden Verstand besteht, was ich nach meiner Vernunft für wahr halten kann, also 'notwendige Vernunftwahrheiten'. Eine unter diesem Gesichtspunkt stehende Religion heißt Vernunftreligion.

So gewinnen wir den Gegensatz in den Schlagworten: Autorität, Tradition, Glaube, positive Religion auf der einen — Vernunft, Kritik, Vernunftreligion auf der anderen Seite.

Welche Stellung ergibt sich nach dem Gesagten für die Aufklärung zum Christentum? Was lehnt sie in erster Linie ab? Welche wichtigen Tatsachen der christlichen Lehre sind als Wunder zu bezeichnen? Was hält die Aufklärung von der Beweiskraft der Bibel und der anderen historischen Dokumente des Christentums? — Mit diesen Fragen sind die Hauptgedanken der Fragmente des Reimarus herausgearbeitet. Sie müssen bei dieser Gelegenheit erwähnt werden; die Sache nötigt weiter einiges über den Streit zu sagen, den Lessing im Anschluß an die Veröffentlichung dieser Fragmente durchgefochten hat. Ein Ausblick auf das orthodoxe, bibelgläubige Luthertum und die auf den dreißigjährigen Krieg folgenden Einigungs- und Toleranzbestrebungen wird sich ohne Störung des Zusammenhanges einflechten lassen. Auch die Bemerkung, daß an die Kritik der Dogmen die Bibelkritik anknüpfte, ist hier am Platze; der Name Semlers kann genannt werden. Der Hinweis auf die Arli-Goetze reizt wahrscheinlich den einen oder andern, einen von diesen für Lessings Polemik so charakterischen Briefen zu lesen. Als Lektüre für die Klasse

---

[1]) Methodisch sei noch eins bemerkt: Vor der Behandlung dieser Fragen muß der Schüler Inhalt und Gedankengang der in Betracht kommenden Schriften durchaus beherrschen. — Notwendig ist es, die Resultate in gemeinsamer Arbeit durch Frage und Antwort zu gewinnen. Nur so kann der Lehrer sich fortgesetzt überzeugen, ob der Schüler mit Verständnis folgt, ganz abgesehen davon, daß der Unterricht nur so lebendig wird. Der Lehrer, der sich auf den Vortrag so abstrakter Dinge beschränkt, wird bald über die Köpfe der Primaner wegreden. Ganz verwerflich aber ist es, allerlei Weisheiten zu diktieren.



eignen sie sich ebensowenig wie etwa die 'Gegensätze' im 'Duplik' und die 'Axiomata', weil Lessing darin mit seiner Meinung über den Kern der Streitfrage sehr zurückhält; wie er z. B. der Herausforderung Goetzes, doch endlich Farbe zu bekennen und seine Stellung zum Christentum klipp und klar darzulegen mit einer Finte begegnet, indem er dem Hauptpastor antwortet, was er unter Christentum versteht, nicht welche Stellung er dazu einnimmt.

Welche religiösen Auffassungen spiegelt nun unser Drama wider? Und zunächst — Welche Gottesvorstellung liegt zugrunde? Nathan hat sein Kind 'von Gott nicht mehr nicht weniger gelehrt, als der Vernunft genügt' (IV 2). Man könnte auch sagen 'nicht mehr nicht weniger als die Vernunft zuläßt'. Die Vernunft aber sagte dem Manne der Aufklärung, daß es ein höchstes Wesen geben müsse; denn die Schönheit und Harmonie des Weltalls setze einen Schöpfer voraus (kosmologischer Gottesbeweis). Dieser Gott hat alle Dinge geschaffen, er hat auch in seiner Weisheit den Verlauf alles Geschehens geregelt, d. h. er hat die Naturgesetze gegeben. In ihnen kommt Gottes Wille zum Ausdruck; also geschieht alles, was geschieht, nach Gottes Willen. Danach ist jedes Wunder ein Verstoß wie gegen die Naturgesetze so gegen Gottes Willen. Der Patriarch redet von der 'Willkür des, der die Vernunft erschaffen' (IV 2). Eine solche ist aber nach der Aufklärung mit dem Wesen Gottes nicht vereinbar. Das Wunderbare ist auch unmöglich in den Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen. Nathan tadelt die beiden Frauen hart ob ihres törichten Glaubens, als habe Gott Recha durch die wunderbare Sendung eines Engels aus den Flammen gerettet (I 2). Alles Geschehen hat seine natürliche Ursache, und nur Kinder und Toren vermögen diese oft nicht zu erkennen und reden von Wundern. Das Gesetzmäßige schließt in dem Verhältnis Gottes zu den Menschen alles Persönliche aus. Der Weise erkennt in allem den unabänderlichen Willen Gottes, und aus dieser Einsicht fließt 'die innigste Ergebenheit in Gott', die in der Ringparabel unter den Haupttugenden genannt wird. Diese Ergebenheit in Gott gibt Nathan die Kraft, nach dem gräßlichen Tode seiner Frau und seiner sieben Söhne weiter zu leben:

'Und doch ist Gott
Doch auch war Gottes Ratschluß das' (IV 7).

Und mit neuem Lebensmut widmet er sich der neuen Aufgabe, die ihm Gott in dem zugetragenen Kindlein stellt. — (Wenn der Schüler das begriffen hat, wird man ihm sagen, daß diese Gottesvorstellung Deismus heißt, und daß dieser seinen Ausgang von England genommen hat; vielleicht auch, daß der ursprüngliche Deismus noch an der Persönlichkeit Gottes festhielt, daß diese aber immer mehr aus dem Gottesbegriff schwand, daß durch den Zweifel an der Zweckmäßigkeit des Universums [der besonders durch das Erdbeben in Lissabon (1755) genährt wurde] die Grundlagen des kosmologischen Beweises erschüttert wurden, daß der Gottesbegriff immer inhaltloser wurde und schließlich in dem système de la nature mit seinem Atheismus und Materialismus verschwand. Ob sich der Unterricht auf diese Bahn begeben darf, hängt von der Fähigkeit der Klasse ab.)

Während die Gottesvorstellung für das religiöse Thema unseres Dramas die Voraussetzung bildet und nur aus sporadischen Bemerkungen zu erkennen ist, nimmt die Darlegung der praktischen Seite der Religion einen breiten Raum ein. Schon hieraus ist zu erkennen, wie wenig Wert Lessing und die Aufklärung auf das Bekenntnis legten und wieviel auf die Gesinnung und ihre Betätigung. — Der Dichter bringt seine Auffassung in einer scharfen Polemik gegen die positiven Religionen zum Ausdruck und faßt besonders das Christentum hart an[1]. Gott ist allen Religionen gemeinsam. Aber es liegt im Wesen jeder positiven Religion, ihn für sich allein in Anspruch zu nehmen. Sobald ein jeder von den Söhnen seinen besonderen Ring hat, entbrennt der Streit um die Echtheit. Der Blick lenkt sich von dem Gemeinsamen, Wesentlichen auf das Unterscheidende, Nebensächliche. Es entstehen Gegensätzlichkeiten, Rechthaberei, Überhebung und Feindschaft. Es kommt

'Die fromme Raserei
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen' (II 5).

Besonders sind es die Christen, die die alleinseligmachende Kraft ihres Glaubens behaupten. Durch die Glaubenslehre werden scharfe Grenzen gezogen, und alles was jenseits davon steht, verfällt der Verachtung und dem Haß. Die tausend Einzelheiten, die sich nach der Überlieferung an den Namen des Gründers anschließen, werden zu Hauptsachen und müssen geglaubt werden. Der fromme, törichte Eifer macht gerade den Glauben an diese Nichtigkeiten, die dem prüfenden Verstand teilweise als Aberglauben erscheinen, zum Kriterium der wahren Religion:

'Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würgt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat getan' (II 1).

Die Glaubenslehre ist alles in der Religion. Die Tugend ohne das Bekenntnis ist minderwertig. Der gute Mensch, der nicht Christ ist, verdient Verachtung. Nicht Christi Tugend

'Sein Name
Soll überall vorbereitet werden, soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen' (II 1).

---

[1] Methodisch: Die Frage: Wie stellt sich Lessing im Nathan zum Christentum? kann als langfristige häusliche Aufgabe gestellt werden. Sie zwingt den Schüler zu einer nochmaligen, eingehenden Durchsicht des Dramas. Wird die Beantwortung als zusammenhängende Darstellung gefordert, dann wird er genötigt, sich über seine Vorbereitung schriftlich Rechenschaft zu geben. — Die Betrachtung eines Schriftwerkes unter bestimmten Gesichtspunkten nach der ersten, mehr auf das Inhaltliche gerichteten Durchnahme gehört zu einer ordentlichen Behandlung. Diese ist einer Wanderung durchs Gebirge zu vergleichen, bei der man durch die Täler wandert, an ein Ziel strebt und die Einzelheiten schwer bewerten kann, jene stellt uns auf einen hoch gelegenen Punkt, der uns Übersicht und die Kenntnis des Zusammengehörigen gewährt und zur Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen veranlaßt.

Nur das ist wahre Liebe, 'die auf christlichen Glauben gegründet ist' (Testament Johannis). Sich der Liebe befleißigen, ohne auf den christlichen Glauben zu schwören, heißt 'sich den Weg zur Hölle sauer machen' (ebenda). Dagegen wird Schlechtigkeit, wenn sie im Dienste des Bekenntnisses steht, zur Tugend. Das beweisen die sauberen Pläne des Patriarchen, der da meint,

'es sei Bubenstück vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott' (I 5).

Vor den Forderungen des Dogmas und der Kirche hat sich die Vernunft zu beugen. Zwar darf, nach des Patriarchen Meinung, niemand diese Gabe Gottes zu brauchen unterlassen. Aber wenn Gott durch einen seiner Engel — 'ist zu sagen durch einen Diener seines Wortes' — ein Mittel bekannt gäbe, das Heil der Kirche auf eine ganz besondere Weise zu fördern:

'Wer darf
Sich da noch unterstehen, die Willkür des,
Der die Vernunft erschaffen, nach Vernunft
Zu nntersuchen? und das ewige
Gesetz der Herrlichkeit des Himmels nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen?' (IV 2).

So hat das 'Christentum' das wahrhaft Religiöse in der Lehre seines Gründers völlig verdunkelt und gegenüber dem starren Dogma in den Hintergrund gedrängt. Der Geist ist getötet, der Buchstabe herrscht.

Der so herausgearbeitete Gegensatz hat uns zu dem Hauptstück der Religionsauffassung Lessings und der Aufklärung geführt: zu der 'Tugend'. 'Der rechte Glaube ist alles' — 'Die tätige Liebe ist alles', diese beiden Anschauungen sind verkörpert in den Personen des Nathan und kommen in ihren Worten und Taten zum Ausdruck. Die tätige Liebe ist das Wesentliche aller Religion: das ist der Grundgedanke der Ringparabel. 'Gut handeln' ist das erste Gebot für den Menschen. 'Kindlein liebet einander', diese apokryphen Worte des Lieblingsjüngers mußten als wesentlicher Inhalt der christlichen Religion gelten und sollten in jeder Kirche am sichtbarsten Ort angeschlagen werden (Testament Johannis). Diese Bedeutung nimmt der Vertreter der Orthodoxie für die Eingangsworte des Evangeliums Johannis in Anspruch: Im Anfang war das Wort! (Das Wort als Quelle der Heilswahrheiten gedacht.) — Die Tugend besteht in den Eigenschaften, die vor Gott und Menschen angenehm machen: Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun und innigste Ergebenheit in Gott (Ringparabel). Diese Betonung der Tugend als die Hauptsache in jeder Religion ergibt sich ebenso aus dem Wesen der Aufklärung wie die Ablehnung aller auf bloßen Glauben gegründeten Dinge. Inwiefern? — Der menschliche Verstand sucht überall Zweckmäßigkeit und Ordnung. Als höchstes Ziel und leitender Gesichtspunkt gilt dabei die menschliche Glückseligkeit. Auch die Religion muß diesem Zwecke dienen, indem sie als ihren Hauptinhalt die Übung der menschlichen Eigenschaften verkündet, die zu jener Glückseligkeit führen. — Die Nützlichkeit spielt im Denken der Aufklärung eine hervorragende Rolle. Sie ist der Grund zu ihrer späteren Verflachung.



Gegen eine derartige Behandlung der Aufklärung mit ihrer scharfen Ablehnung des Christentums läßt sich der Vorwurf erheben, daß sie große Gefahr mit sich bringt, indem sie Werte zerstört, die schwer zu ersetzen sind. Solche Bedenken sind umsomehr zu beachten, als der in Betracht kommende Schüler vielleicht in seiner ersten religiösen Krisis lebt. An die Stelle der Zweifel, die bisher als unklares, strafwürdiges Gefühl das Herz quälten, tritt auf einmal auf Grund einer kühnen und scharfen Beweisführung und unter der Autorität eines unserer größten Geister die Gewißheit. Das frühere Mißtrauen gegen das Wunder steigert sich zur Verachtung gegen den Glauben daran. Der drückende Zwang der Glaubenslehre weicht einem beseligenden Gefühl der Befreiung, getragen von der Kraft erwachender Männlichkeit und dem Wohlgefühl frühlinghafter Erregung des jungen Geistes, vielleicht noch gesteigert durch das Schwinden eines Restchens von Höllenangst. Welchen Zauber hat der Grundsatz: Ich glaube nur das, was ich mit meiner Vernunft begreifen kann! — um so größeren, je geringer diese Vernunft noch ist. Aber so redet die Freiheit. Eine vollständige Abwendung von der Religion kann eintreten, ein unbeschränkter Radikalismus, dem der unfertige, werdende Geist bei seinen Wandlungen leicht verfällt. — Solche Krisen kommen in der Jugendzeit wie die Frühjahrsstürme in der Natur; es sieht meist wüst und wunderlich aus, aber es riecht nach Leben und Werden. Bei den stärksten Naturen sind sie am stärksten. Sie verhindern wollen, heißt die für den jungen Menschen notwendige Abhängigkeit künstlich verlängern, den Weg zu Selbständigkeit und Freiheit erschweren. Geleitet von dieser Erkenntnis wird der Lehrer die Gärungen und ungebärdigen Sprünge des jungen Geistes nicht mit strafendem Blick verfolgen, sondern mit der Einsicht in die Notwendigkeiten jugendlicher Entwicklung. Und wenn er wirklich innere Fühlung mit der Jugend hat, dann wird er oft das Gefühl des Bauern haben, der seine Saaten betrachtet voll Freude, voll Sorge, nicht ohne Zweifel und doch voll Hoffnung.

Wenn gesagt wird, es sei besser die Erörterung solcher Fragen auf ein weiseres Alter zu verschieben, so ist darauf zu erwidern, daß nur ein kleiner Teil der Schüler sich später berufsmäßig damit beschäftigen wird, daß aber viele nie damit in Berührung kommen. Wenn dies aber zufällig vorkommt, dann hört man die übliche nicht unberechtigte Redensart: Vor der Kenntnis solcher Dinge haben uns unsere Lehrer ängstlich bewahrt. Die Bekanntschaft damit gehört zu den Anforderungen einer allgemeinen Bildung. Auch kann ein verständiger Unterricht soviel Interesse erwecken, daß mancher, der Offizier wird oder sich einem technischen Beruf zuwendet, später diesen Fragen aus eigenem Antrieb nachgeht.

Den angedeuteten Bedenken ist jedenfalls insofern Rechnung zu tragen, als der Lehrer verhüten muß, daß das Ergebnis des Unterrichts ein rein negatives ist und der Schüler sich völlig von der Religion abwendet. Damit wäre er auf den verächtlichen Standpunkt der Halbbildung gekommen, der das Ergebnis von Bequemlichkeit und geistigem Hochmut ist. Dies aber wird in den meisten Fällen verhindert durch

eine objektive Würdigung der Aufklärung, sowie durch einen Ausblick auf andere religiöse Bewegungen.

Welches ist der Inhalt der Vernunftreligion? 1. Eine dem Nützlichkeitsbedürfnis entwachsene Tugendlehre und 2. ein ziemlich inhaltloser Gottesbegriff; inhaltlos weil wir von Gott nur wissen, daß er ist. Es fehlen all die persönlichen Eigenschaften, die das Christentum seinem Gotte beilegt, es fehlen infolgedessen auch die persönlichen Beziehungen zwischen Mensch und Gott, die das Wesen wahrer Religion ausmachen. Deshalb ist der Gottesbegriff der Aufklärung religiös wertlos. Für Voltaire war Gott zuletzt nur noch ein sittliches Postulat, weil ohne den Glauben an ein être suprème die Menge nicht in den Schranken der Tugend gehalten werden könnte. Treitschkes Urteil 'der Deismus der Briten ist irreligiös, weil er nicht zum Gewissen spricht', gilt für den Deismus überhaupt[1]). Das Verhältnis der Deisten zu Gott kommt nur in einem Wissen zum Ausdruck. Was ist dieses aber gegen den Glauben, daß wir Gottes Kinder sind (mag man dies nun mehr wörtlich oder mehr symbolisch nehmen), ein Glaube, der in der Person Christi seine ewige Verkörperung gefunden hat. Für die Not der sündigen Seele, die nach Reinheit strebt und diese in heißem Bemühen bei Gott sucht, für die ganze Erlösungslehre hat die Aufklärung kein Verständnis. Ihr ist eine satte Zufriedenheit eigen, die sich auf die Unfehlbarkeit der Vernunft stützt, — der Vernunft, die ihr für das große Himmelslicht gilt, in Wahrheit aber nur ein kleines Lämpchen und oft nur ein Irrlicht ist. Der Mensch und das Menschentum sind ihr das höchste im Weltgetriebe; der Mensch ist dem Christentum sündhaft und unvollkommen. Die Persönlichkeit Nathans ist uns viel zu abgeklärt. Sie ist sich mit allem im Reinen. Es fehlt ihr das Faustische Ringen mit seiner Verzweiflung und dem das Innere aufwühlenden Kampf um die Erkenntnis der letzten, höchsten Dinge. — Die Aufklärung beruht auf einer übertriebenen Wertschätzung des Verstandes, und diese hat eine Mißachtung aller gefühlsmäßigen Werte zur Folge. Nathan tadelt seine Tochter wegen des 'andächtigen Schwärmens'; und doch ist dieses, wenn man es mit einem andern Ausdruck bezeichnet, ein wesentlicher Bestandteil jeder echten Religion. — Was ist Mystik? Die Versenkung der Seele in Gott! Der Mensch sucht seinen Gott mit sehnsüchtigen Gedanken; mit einer Stimmung voller Liebe und Hingabe will er den Unendlichen umfassen; mit einer Stimmung, die ähnlich der ist, mit der man einen fernen, lieben Menschen sucht, nur viel stärker und viel erhabener, getragen von dem ganzen Willen der ganzen Persönlichkeit. Dieses Versenken in Gott, diese Vereinigung mit ihm wird zu einem höchsten inneren Erlebnis. Es zieht den Menschen von allem Erdenleid und aller Erdenfreude weg, erhebt ihn über das Irdische und treibt ihn dem Ewigen, Unendlichen entgegen. Die menschliche Glückseligkeit, für die Aufklärung das höchste, bleibt weit dahinten und verschwindet in dem Dunkel des Irdischen. Was ist gegen eine solche Stunde des Glückes der Glaube der Aufklärung an das être suprème, 'den Maschinenmeister

[1]) Siehe über Lessings Religiösität auch die Würdigung am Schluß.

des Weltalls' (Treitschke), und was ihre ganze Tugendlehre? Was ist der Aufklärung ihr Gott? Und was ist er dem Christen!

> Namenloseste Wonne meiner Seele,
> Gedanke des künftigen Schauns,
> Du bist meine große Zuversicht,
> Du bist der Fels auf dem ich steh' und gen Himmel schaue,
>
> Wenn die Schrecken der Sünde,
> Des Todes Schrecken
> Fürchterlich droh'n,
> Mich niederzustürzen. (Klopstock, Das Anschaun Gottes.)

Aus einer solchen Strophe weht ein Hauch, wie er im ganzen Nathan, der doch im wesentlichen auch ein religiöses Gedicht ist, nicht zu verspüren ist. — In diesem Zusammenhang können noch einige religiöse Lieder Klopstocks gelesen werden (An Gott, Dem Erlöser, Die Frühlingsfeier, Der Erbarmer, Psalm), auch ein paar geistliche Lieder des Novalis und vielleicht die Hymnen an die Nacht, deren Grundton doch auch religiös ist. Voll tiefsten religiösen Gefühles sind einige Stellen aus Werthers Leiden. Sie sind um so wichtiger, als es sich hier um religiöse Gedanken eines Weltkindes handelt. Etwa folgende[1]): 'Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft hab ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt. — Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene ursächlichen Gefühle zurückzurufen, wider auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bangen des Zustandes empfinden, der mich jetzt umgibt.' — Solche Bekenntnisse haben die Wirkungen von Tatsachen[2]), und es wird gelingen, den Schüler in eine religiöse Stimmung zu versetzen. Und dann wird er die Frage beantworten: In welchem Gebiete der menschlichen Seele wurzelt die Religion? — Hier ergibt sich ein Hinweis auf Schleiermacher, dem das große Verdienst gebührt, das gebildete Deutschland aus den Niederungen der Aufklärung der Religion wider zugeführt zu haben: Die Religion ist Sache des Gemütes; sie ist das Verhältnis des Menschen zum Universum, zum Unendlichen, zu Gott. Sie ist nicht die Frucht des Denkens, sondern sie wurzelt in dem Drange nach Ewigkeit; sie ist auch nicht mit der Moral identisch.

---

[1]) Am 30. Mai.

[2]) Auch sind solche Gegenüberstellungen geeignet, dem Schüler das Unterscheidende, Charakteristische der großen Dichter zum Bewußtsein zu bringen und den Sinn für ihre besondere Geistesart und Darstellungsweise zu wecken. So können sich die Keime zu literarischer Urteilsfähigkeit entwickeln.

Nach den vorausgegangenen Darlegungen wird der Schüler verstanden haben, daß die Aufklärung religiös ziemlich wertlos ist. Nicht zu leugnen ist es, daß die Betonung der Tugend, als des Hauptinhaltes jeder Religion, von großer Bedeutung ist. Indes, auch diese Tugend entspringt nicht so sehr dem warmen Herzen, der brennenden Liebe, die keinen Feind kennt, als der kühlen Überlegung dessen, was für den Menschen nützlich ist. Die christliche Tugend fließt aus dem Gemüt, die der Aufklärung wurzelt im Verstand.

Eine zutreffende Würdigung des Nathan darf nicht unterlassen festzustellen, daß das Drama im hohen Grade tendenziös ist. Inwiefern? Das Christentum erscheint uns als verknöcherter Dogmenglaube, ohne lebendige Kraft. Den edlen Muhamedanern und Nathan, dem Ausbund von Tugendhaftigkeit, stehen gegenüber der Patriarch, ein schurkischer Pfaffe, der Klosterbruder, ein rechtlich denkender Dummkopf und Daga eine engherzig abergläubische Person. Der Tempelherr ist in allen seinen unedlen Regungen ein Christ; wenn er sie überwindet, erhebt er sich zu der sittlichen Höhe der Nichtchristen.

'Sei ruhig, Christ! Ruhig, Christ!'
'Sei keinem Juden, keinem Muselmann
Zum Trotz ein Christ!' (IV 5.)

Das Wort Christ enthält hier einen so schweren Vorwurf gegen den jungen Tempelritter, und dieser empfindet ihn so scharf, daß er von seinem Entschluß, den Patriarchen hinter den edlen Juden zu hetzen, abkommt. — Nun kann man ja diese Auffassung des Christentums bei Lessing erklärlich finden, wenn man an seine erbitterten Kämpfe mit dem wortgläubigen Goetze und seinen Freunden denkt, auch läßt seine Freundschaft mit Moses Mendelsohn die Idealisierung des Judentums verstehen, ferner mag dem Dichter eine solche Darstellung erlaubt sein, aber — und das wird der Lehrer nachdrücklich betonen — den Tatsachen entspricht sie nicht. Die christliche ist die höchste unter den monotheischen Religionen. Das darf im Unterricht kühnlich behauptet werden.

Neben der religiösen Frage fordert uns noch eine andere wichtige Seite der Lessingschen Lebensauffassung zur Auseinandersetzung mit ihr heraus: seine Stellung zum Nationalen. Mancher pädagogische Anfänger tritt mit einem gewissen Unbehagen an den Nathan heran, weil hier in die Weltanschauung eines unserer größten und besten Geister zum Ausdruck kommt, die in wichtigen Punkten mit unserer Überzeugung nicht übereinstimmt. Fast noch mehr als von der religiösen gilt dies von der nationalen Frage, weil in jener leider häufig, in dieser, Gott sei Dank fast nie Gleichgültigkeit vorhanden ist. — Lessings Geistesrichtung führt zum Kosmopolitismus. Vor diesem müssen unsere jungen Leute, die später zu Führern des Volkes bestimmt sind, bewahrt werden. Manchem Leser erscheinen die Schwierigkeiten in der Behandlung dieser Frage so groß, daß er gern von der Lektüre des Nathan Abstand nimmt. Die Gefahr, daß die nationale Gesinnung unserer Schüler Schaden litte, ist nicht sehr bedeutend. Umsoweniger braucht der Lehrer der Aufgabe

aus dem Wege zu gehen, Lessings Anschauungen zu erörtern und zu zeigen, inwieweit diese heute überwunden sind.

Ein Teil der Vorarbeit für das Verständnis unserer Frage ist schon durch die Behandlung des religiösen Problems geleistet. Einiges muß noch zur Ergänzung hinzugefügt werden: Das Denken der Aufklärung ist in der Hauptsache begrifflich und neigt zu Abstraktionen. (Ich nehme an, daß der Primaner über die Lehre vom Begriff unterrichtet ist; die Abhandlung über die Fabel, in der Lessing oft auf den Unterschied zwischen Allgemeinem und Besonderem zu sprechen kommt, bietet hierzu Gelegenheit: ist es nicht geschehen, dann kann die Sache jetzt behandelt werden. Die Dinge, die wir erläutern wollen, können als Beispiele gebraucht werden.) — Der Begriff ist die gedachte Summe aller notwendigen Eigenschaften eines Dinges, oder, er enthält die Merkmale, die allen Dingen der selben Gattung eigen sind. (Man lasse dies den Schüler auf 'Religion' und 'Mensch' anwenden.) Notwendig heißen die Eigenschaften deshalb, weil der Begriff zerstört wird, sobald ein Merkmal weggedacht wird. Zu den notwendigen Eigenschaften treten eine Anzahl anderer, die zufällig und nur dem einen, bestimmten Dinge eigen, und für den Begriff entbehrlich sind. Sie bilden das Individuelle und machen den Unterschied der Dinge innerhalb der selben Gattung aus. (Diese durch Fragen eruierten Tatsachen müssen auf Schritt und Tritt mit Beispielen belegt oder aus solchen abgeleitet werden.) Das Ding, das nur die Merkmale des Begriffs trägt, denkt man sich vollkommen, mit den besonderen Eigenschaften treten Fehler, Unschönheiten und Unvollkommenheiten hinzu. (Wir sind hiermit dem Grundgedanken der Platonischen Ideenlehre nahe gekommen.) So war der Mensch nach Rousseau am Anfang der Geschichte gut und vollkommen; denn er war nur Mensch. Er war nicht Christ nicht Jude, nicht Deutscher nicht Franzose, nicht Herr nicht Knecht. Das Eintreten der unterscheidenden Eigenschaften führte zu einer Verschlechterung des Menschen. Daher Rousseaus Ruf: Zurück zur Natur. — Wie die Entstehung der individuell gestalteten positiven Religionen aus der wahren Vernunftreligion eine Verschlechterung bedeutet, so auch die Bildung der Nationalitäten aus dem allgemeinen Menschentum. Aus 'dem bloßen Menschen', 'dem natürlichen Menschen' sind 'solche Menschen' (Ernst und Falk II), d. h. Menschen mit nationalen Sonderheiten, Gegensätzlichkeiten und Widersprüchen mit all ihren Folgen geworden. Dieser natürliche Mensch ohne eine bestimmte Konfession, ohne eine ausgesprochene Nationalität mit nur menschlichen Tugenden ist es, der im Nathan immer wider als das notwendige Ziel alles Strebens hingestellt wird.

Aus dieser Einsicht erwächst für den Mann der Aufklärung die Pflicht, die geschichtlich gewordenen Schranken wider niederzureißen und zur ursprünglichen Einheit zurückzustreben. 'Der Patriotismus ist eine heroische Schwäche'. 'Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört' und 'Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteil ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut

und wahr erkennen' (Ernst und Falk II)[1]. — Im Nathan stehen alle guten und edlen Menschen über den Schranken der Religionen und der Nationalitäten. Alle Schlechtigkeit und Beschränktheit übt sich im Kampf für diese minderwertigen Dinge mit den verwerflichsten Mitteln. Nathan verachtet die 'Menschenmäkelei', denn die Tugend ist keinem besonderen Volke und keiner besonderen Religion eigen. Er weiß

> 'Wie gute Menschen denken, weiß
> Daß alle Länder gute Menschen tragen' (II 5).

Saladin sagt mit Recht von ihm:

> 'Ein Mann wie du bleibt da
> Nicht stehn, wo der Zufall der Geburt
> Ihn hingeworfen'.

Geburt und Abstammung, Volk und Glaube sind zufällige Dinge, und alle Ansprüche, die sich auf sie allein gründen, sind unberechtigt. Nur das ist wertvoll, wofür der Mensch verantwortlich ist. Ja selbst die Bande des Blutes sind zufällig, und wenn die Eltern ihre Kinder nicht mit Liebe und Weisheit erziehen, dann haben sie keinen Anspruch, sich Vater oder Mutter zu nennen.

> 'Aber macht denn nur das Blut
> Den Vater? nur das Blut?' (V 7.)

Recha ist bereit, ihren leiblichen Vater zu verleugnen und dem Manne zu folgen, dem sie Erziehung und Jugendglück verdankt.

Der Aufklärung fehlt der geschichtliche Sinn und das Verständnis für das historisch gewordene. Die heutige wissenschaftliche Betrachtung nimmt die Dinge wie sie sind und geht von dem Tatsächlichen aus, die Aufklärung bildet sich einen Begriff und macht diesen zum Maßstab der Dinge. Hätte Rousseau, anstatt sich seinen Naturmenschen auszudenken, diesen in der Wirklichkeit, etwa in Afrika oder Amerika oder selbst auch in Europa aufgesucht, dann hätte er gefunden, daß dieser nicht gut ist, sondern roh. Gewiß hat die Kultur dem Menschen viele Laster gebracht, weil sie das Leben komplizierte, aber sie hat ihn doch auch sittlich gehoben. Die Vorstellungen, mit denen die Aufklärung rechnet, sind gedankliche Konstruktionen. In Wirklichkeit existieren die Dinge nicht in dieser Form. Es gibt nicht 'bloße Menschen', sondern nur 'solche Menschen'. Die Frage Nathans:

> 'Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
> Als Mensch?' (II 5.)

kann man, wenigstens beim erwachsenen Menschen, ruhig mit 'ja' beantworten. Man kann ja mit der Aufklärung von Zufälligkeiten sprechen, aber man darf sie nicht als nebensächlich ansehen. Im Gegenteil, sie machen oft das Wichtigste aus. Wie ein Baum abhängig ist von Boden, Klima, Gegend usw., alles Dinge, die man doch als zufällig bezeichnen muß. Wie er unter gewissen Voraussetzungen nur ein 'solcher Baum'

[1]) 'Inwiefern bestätigen die Dialoge "Ernst und Falk" die Anschauungen Lessings, die wir im Nathan kennen gelernt haben?' Eine Aufgabe für einen rührigen Primaner.



werden konnte, so kann auch der Mensch nur unter bestimmten Voraussetzungen der Herkunft und des sozialen Zusammenhangs ein 'solcher Mensch' werden. Die geschichtliche Betrachtungsweise, die weiter unten noch näher erläutert werden soll, legt gerade auf diese Dinge hervorragenden Wert. Die Entwicklungslehre kann als ihr höchstes Ergebnis betrachtet werden. Die Vererbungstheorie aber hat alles das, was die Aufklärung als unbedeutend hingestellt hat, mächtig in den Vordergrund gerückt. Nicht entstehen Charakter, Sinnesrichtung und Fähigkeiten so sehr durch verstandesmäßige Unterweisung und bewußte Beeinflussung als durch Vererbung. Und man könnte mit einiger Übertreibung den Sinn der Verse aus II 5 so auf den Kopf stellen:

'Aber macht denn nur das Blut
Den Vater?' —
'Nur das Blut!!'

Der Lehrer, der diese Fragen behandelt, lese einmal nach, wieviel Wert Erich Marcks in seinem Buche über Bismarck darauf legt, das Wesen dieses Mannes aus dem Erbteil väterlicher- und mütterlicherseits verständlich zu machen und wie überzeugend ihm dies gelingt. Wir verbinden heute mit dem Begriff 'rassig' die Vorstellung der Tüchtigkeit. Nach Lessings Anschauung müßte ja eigentlich der Mischling der höhere Mensch sein, wie ja der Tempelritter und Recha etwas von einem Juden, einem Muselmanen und einem Franken in sich haben. Die geschichtliche Erfahrung aber hat gezeigt, daß die Mischvölker, in denen sich ganz unverwandte Blutströme kreuzen, minderwertig sind und daß Reinheit oder wahlverwandte Mischung des Bluts die Vorbedingung wirklicher Tüchtigkeit ist.

Wenn es gelungen ist, durch solche Erwägungen dem nationalen Empfinden des Schülers auch eine verstandesmäßige Begründung zu geben, dann kann man noch auf die historische Tatsache hinweisen, daß der Kosmopolitismus in Deutschland zu einer Zeit entstanden ist, wo die Gebildeten abseits vom lebendigen politischen Leben standen, daß aber die großen Entscheidungen in der Geschichte das Gedankengebilde vom allgemeinen Menschentum mit seinen kosmopolitischen Konsequenzen stets weggeweht haben, und daß die Not der Völker den nationalen Gedanken immer wider zu Ehren gebracht hat. Man denke an die Wandlungen Fichtes. — (Der Lehrer kann sich die Bedeutung des Volkstums klar zum Bewußtsein bringen, indem er etwa an der Hand von A. Fr. Straußens Voltaire, und Kosers Friedrich dem Großen einen Vergleich zwischen diesen beiden typischen Vertretern der Aufklärung durchführt und dabei erkennt, wie die beiden geistig ganz gleich gerichteten Männer in vieler Hinsicht durchaus verschieden sind und wie dies auf nationale Ursachen zurückzuführen ist.)

Wenn der Schüler ein Bild vom Wesen der Aufklärung hat, dann werden die Tatsachen, die ihm als Charakteristik der deutschen vorklassischen Dichtung bekannt sind, nicht nur Gedächtnisinhalt bleiben, sondern er wird sie als notwendig sich aus dem Geist der Aufklärung ergebend verstehen. Ihr wichtigster Vertreter als Theoretiker in der Dichtkunst ist Gottsched. Sie suchte die schaffenden Kräfte der Poesie

im Verstand. Dieser fordert überall Klarheit, Durchsichtigkeit, Regelmäßigkeit. Daher die strenge Beobachtung der Form, daher die sklavische Abhängigkeit von den drei Einheiten; daher die Vorliebe für den regelmäßigsten, aber auch langweiligsten Vers, den Alexandriner, in den die Dichter ihre Gedanken einschnürten; daher die Wertschätzung der rhetorischen Kunstmittel, in deren Anwendung sie einen großen Teil der Dichtkunst sahen. Bei ihrem mangelnden Sinn für das Natürliche glaubte die Aufklärung nicht, daß der Dichter geboren werde, sondern daß seine Kunst lernbar sei. Daher fehlte ihrer Dichtung die Bodenständigkeit, und sie wurde Gelehrtenpoesie. Die Aufklärung setzt ein hoch entwickeltes Geistesleben voraus. Ihre Religion ist nie etwas für das Volk gewesen und ist nur in der dünnen Schicht der Gebildeten möglich. Auch ihre Dichtung hält sich fern von dem Volke. Das Volkstümliche ist ihr, weil formlos, barbarisch. Sie schürft nicht in den Tiefen des Volkstums, sie erhält nichts vom Volke und hat ihm nichts zu geben. Das Volkstümliche aber ist ein Born voll frischer, natürlicher Kraft. Was das bedeutet, erhellt aus der Tatsache, daß der Hinweis auf das Volkslied durch Herder auf Goethe wie eine Offenbarung wirkte. Daß seine schönen Lieder wie 'Sah ein Knab ein Röslein stehn' und 'Ich ging im Walde so für mich hin' auf den Dörfern gesungen werden, ist ein ebenso glänzender Beweis für seinen Dichtergeist wie die Tatsache, daß der Faust ein Hausbuch der Gebildeten geworden ist. — Eine gute Lyrik war natürlich bei dem mangelhaften Verständnis für alles gefühlsmäßige unmöglich. Die Gedichte sind im besten Fall geistreich und witzig. Der Witz, der meist satirisch ist und sich gern mit Bosheit paart, ist eine höchst charakteristische Erscheinung der Aufklärung. Dagegen fehlt es ihr an Humor, der im Gemüte wurzelt. An Lessings Gedichten ergötzen wir uns wegen der guten Einfälle, der überraschenden Wendungen und der glänzenden Pointen; sie sind inhaltlich voll von Satire, Polemik und Spott, der Form nach meist von epigrammatischer Kürze, hart gehämmert und scharf geschliffen: alles Dinge, wie sie einem Manne mit sehr starker, aber auch etwas einseitiger Verstandesbegabung eigen zu sein pflegen. (Die häusliche Aufgabe, diese Behauptungen durch Beispiele zu belegen, veranlaßt den Schüler zu eingehender Beschäftigung mit Lessings Gedichten.) Hieraus erklärt sich auch seine Vorliebe für das Sinngedicht (Logau) und für die Fabel, die bei Lessing eine geistreiche Erfindung, aber nicht der 'Lust zum Fabulieren' entsprungen ist. Ein wirklich warmer, erhebender Ton findet sich selten in Lessings Gedichten. Man stelle dem Schüler ein Lessingsches und ein Klopstocksches Gedicht, in dem nichts erdacht und alles Empfindung ist, gegenüber und lasse ihn die Verschiedenheit der Geistesart herausfühlen. Es ist bezeichnend, wie Lessing selbst einmal in einem Freundschaftslied die Waffen streckt vor der Aufgabe, ein tiefes Gefühl zum Ausdruck zu bringen:

> Erwarte nicht ein täuschend Wortgepränge
> Für unsre Freundschaft viel zu klein.
> Empfindung haßt der Reime kalte Menge
> Und wünscht unausposaunt zu sein.

Man vergleiche damit Klopstocks Oden an Ebert und an Gisecke oder Goethes 'An den Mond'. Da haben wir tiefstes Empfinden, aber nicht in unkeuscher Weise ausposaunt, sondern wir haben den Eindruck, daß ein starkes, inneres Gefühl mit Gewalt an die Oberfläche gedrungen ist und sich Gestalt geschaffen hat. — Lessing legt auf den Reim als Kunstmittel den größten Wert. Klopstock verschmäht ihn, ja in seinen besten Gedichten erhebt er sich über den regelmäßig gebauten Vers. Das Gefühl ist so stark, daß es die starre Form der üblichen Verse zerreißt und in freien Rhythmen unaufhaltsam dahinströmt. Man vergleiche die wunderbare Gewitterschilderung in der Frühlingsfeier, in deren herrlicher Schönheit der junge Werther und Lotte bei dem tobenden Unwetter ihre Gefühle wider erkannten [1]).

Lessing ist kein Lyriker. Dagegen zeigen seine Dramen eine hohe Vollendung, wegen der Klarheit des Aufbaues, der meisterhaften Technik, der geistreichen Erfindung, der kräftigen Spannung, der glänzenden, gedankenreichen Dialoge. Die dramatischen Werke unseres Dichters werden nie auf den Standpunkt von Literaturdenkmälern herabsinken, sondern sie werden immer rein menschliches Interesse finden.

Nach alledem wird dem Schüler Lessings bekannte Selbstkritik [2]) leicht einleuchten. Er übt hierin mit der ihm eigenen rücksichtslosen Ehrlichkeit Kritik an sich selbst und erkennt, was ihm zum ganz großen Dichter fehlt: die Tiefe der Empfindung, die geheimnisvolle innere Kraft, die wie ein Quell aus verborgenen Tiefen ans Tageslicht drängt. Er muß alles mit dem Verstand 'durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen' [3]). — Was jene Kraft ist, kann der Lehrer nicht erklären, er kann sie aber den Schüler fühlen lassen an einem Goetheschen Gedicht.

Manche Ergänzung der gewonnenen Ergebnisse, dazu einige neue Gesichtspunkte über die Aufklärung, besonders aber einen Einblick in ihre wissenschaftliche Betrachtungsweise bietet die Abhandlung über die Fabel. Wir sind in der glücklichen Lage, die Behandlung der selben Frage von Jakob Grimm zu haben. In seiner Einleitung zum Reinicke Fuchs hat er sich dazu geäußert [4]). Aus der Art, wie er die Sache nach der historischen Methode anfaßt, erhält der Schüler eine Vorstellung von dieser; zugleich wird an einem neuen Beispiel und seinem Gegenteil die vorher widerholt festgestellte Tatsache, daß der Aufklärung der geschichtliche Sinn fehle, in ein neues Licht gerückt.

Die Aufklärung fragt: Wie ist das Ding beschaffen? Die historische

---

[1]) Am 16. Junius.

[2]) Hamburgische Dramaturgie 101.—104. Stück.

[3]) Eine schriftliche Arbeit: Ist Lessings Selbstkritik nach seinen Werken zutreffend?

[4]) Es bereitet einige Schwierigkeit, einer größeren Klasse den Text der Grimmschen Abhandlung zugängig zu machen. Sie ist, soweit sie für uns in Betracht kommt, abgedruckt in Cauers Lesebuch für Prima. Es empfiehlt sich, dieses, wo es nicht eingeführt ist, für die Primanerbibliothek anzuschaffen, und es den Schülern reihum zur Vorbereitung in die Hand zu geben. — Übrigens ist die Anregung zu dem folgenden Vergleich aus einer Bemerkung Cauers in seinem bekannten Buch über Deutsche Spracherziehung hervorgegangen. Wie er sich die Sache gedacht hat, weiß ich nicht.

Methode: Wie ist es geworden? Jene rechnet mit der fertigen Sache, leitet hieraus den Begriff ab und macht diesen zur Grundlage der Beurteilung. Die historische Methode geht an den Ursprung zurück und sucht durch Beobachtung der verschiedenen wirksamen Faktoren in das Wesen der Sache einzudringen. Die eine faßt die Entwicklung am Anfang, die andere am Ende an[1]).

So sieht Lessing in den unter Äsops Namen überlieferten Fabeln die klassische Form für diese Dichtungsart und gewinnt aus ihnen die Definition, d. h. er stellt den Begriff fest: 'Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel'. Demnach hat die Fabel ihren Ursprung im menschlichen Verstand. Ein bevorzugter Mensch will seinen Mitmenschen eine sittliche Wahrheit nahe bringen und erfindet eine Fabel. — Ähnlich denkt sich die Aufklärung die Entstehung des Staates: Der menschliche Verstand hat auf Grund seiner Kenntnis vom Wesen des Menschen die Voraussetzungen erkannt, unter denen die Gesellschaft am besten leben kann. Und diese Voraussetzungen haben durch eine Abmachung der Individuen, im Staatsvertrag ihre Verwirklichung gefunden. — Also hier wie dort haben wir als Ausgangspunkt den Begriff von der vollendeten Sache. Der Verstand steht am Anfang aller Dinge. *ἐν ἀρχῇ ὁ λόγος*.

Nach Ansicht der auch heute noch geltenden historischen Auffassung sind die ältesten und auch stärksten Kräfte im menschlichen und im Völkerleben mehr triebartig als verstandesmäßig. So führt auch Jak. Grimm die Entstehung der Fabel auf einen Trieb zurück und verlegt sie weit rückwärts in uralte Zeiten. Dieser Trieb ist 'die Lust zu Fabulieren', die Freude etwas zu erfinden und sich und anderen ein Vergnügen zu bereiten; eine andere Absicht hat dabei ebensowenig bestanden wie beim Jägerlatein.

Die Einführung der Tiere führt Lessing auf eine Zweckmäßigkeitsrücksicht zurück; dem Erfinder der Fabel erschienen sie (nach den von Lessing angeführten Gründen) am geeignetsten, seine Absicht zum Ausdruck bringen. Grimm hat eine natürliche Erklärung dafür: Der Mensch lebte in uralten Zeiten, besonders als er noch Jäger und Fischer war, in engstem Zusammenhang mit der Tierwelt. Die Beziehungen waren so eng, daß die Tiere vielfach religiöse Bedeutung gewannen. Bei manchen Völkern wurden sie göttlich verehrt, bei andern galten sie als die Verkünder des göttlichen Willens oder als stete Begleiter eines Gottes. Kein Wunder also, daß der Mensch, seinem eingeborenen dichterischen Triebe folgend, sie in den Bereich seiner Phantasien zog, ihnen 'ein genus aneignete und eine stärker oder leiser entfaltete Persönlichkeit einräumte.' Dieser Gedanke leuchtet einem ein, wenn man ein Kind mit Tieren und selbst leblosen Gegenständen spielen sieht und beobachtet, wie es mit

[1]) Methodisch: Die hier und im folgenden aufgestellten Tatsachen werden im Unterricht nach der Lektüre der beiden Abhandlungen durch Fragen gewonnen.

diesen wie mit seinesgleichen umgeht, d. h. sie als Persönlichkeiten betrachtet.

Die dichterische Tätigkeit des Menschen hat die Tiergeschichten festgehalten und sie immer weiter und weiter ausgesponnen, und so ist ein epischer Zyklus zustande gekommen wie in den Gedichten Homers. 'Die Tierfabel gründet sich auf nichts anderes als den sicheren Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, lang hingehaltene, zähe Überlieferung, die mächtig genug war, sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselvollen Lauf der Zeiten anzuschmiegen'. — Dieses gewaltige epische Werk ist der Hauptsache nach im Laufe der Zeit verloren gegangen. Die unter dem Namen Äsops überlieferten Stücke sind nur Bruchteile eines früheren umfangreichen Ganzen. Die von späteren Gelehrten gedichteten Fabeln haben nur den Wert und die Bedeutung von Sprichwörtern und Parabeln. 'Es ist ebenso widerstrebend echte Tierfabeln zu ersinnen, als ein anderes episches Gedicht'.

Lessings Fabel ist im wahrsten Sinne Gelehrtendichtung, die Grimmsche ist Volksdichtung. Lessing sucht den Ursprung am Schreibtisch eines Mannes, der die Tiere vielleicht nur aus Büchern kennt, Grimm führt uns in die Natur, wo sich in unvordenklichen Zeiten das Leben des Menschen von dem des Tieres noch nicht weit entfernt hatte. Die Lessingsche Fabel kann man mit einem schön aus Holz kunstvoll geschnitzten Gegenstand vergleichen; die Grimmsche ist wie ein naturgewachsener Baum.

Entsprechend der verschiedenen Auffassung von dem Ursprung der Fabel gehen die Ansichten über ihren Zweck auseinander. Lessing, der in der Religion die praktische Seite für das Wesentliche ansieht, der als höchste Aufgabe des Dramas die moralische Wirkung betrachtet, schreibt auch der Tierfabel eine moralische Absicht zu. Ein allgemeiner moralischer Satz soll in ihr so zum Ausdruck gebracht werden, daß er klar zu erkennen ist. (Es darf nicht ein beliebiger Satz oder eine Regel sein wie im Sprichwort, sondern es muß eine Moral sein.) Das Bedürfnis nach Klarheit macht es erforderlich, daß eine Fabel nur einen Satz und nicht mehrere enthalte. (Echt aufklärerisch: Das auf den Zweck gerichtete nüchterne Denken.)

Nach Grimm liegt der Fabel ein didaktischer Zweck ebensowenig zugrunde wie einem Volkslied. 'Das zur Moral vergorene Getränk ist nicht mehr die frische, epische Tierfabel, sondern bereits ihr Niederschlag.' Gewiß enthält die Fabel auch Lehren, aber sie sind nicht Selbstzweck, ebensowenig wie Homer die Thersitesgeschichte erfunden hat, um die Demokratie zu bekämpfen. Der didaktische Zweck kann unter Umständen am wirksamsten durch Spott erreicht werden, weil er Unbehagen und gar Scham hervorzurufen vermag. Deshalb ist die Satire in Lessings Fabeln eine gebräuchliche Erscheinung. Der Grimmschen ist sie ebenso fremd wie die moralische Absicht. Denn jede Satire setzt eine beträchtliche Kulturhöhe mit erheblichen Mißständen voraus, vor allem aber einen hohen Grad dei Bewußtheit und Reflexion. Die Menschen, welche die Tierfabeln dichteten, waren aber noch ganz naiv; sie machten ihr Leben noch nicht zum Gegenstande tiefsinniger

Betrachtung. Dagegen fehlt es nicht an derbem Spotte, der, wenn er sich auf Wunden und Verstümmelungen richtet, beweist, daß er nicht auf dem Boden einer feineren Gesittung gewachsen ist. Die grausame Gesinnung, aus der er entspringt, findet sich nur bei Kindern und naiven Menschen. Auch an Humor fehlt es nicht, der ja ein natürliches Gewächs und nicht ein Produkt des Verstandes ist. 'Es wohnt ihr eine stille, komische Kraft inne.'

Aus der Verschiedenheit der Herkunft und des Zweckes ergibt sich die Verschiedenheit der Form. In Lessings Fabeln ist alles gedanklich. Die Tiere, d. h. die handelnden Personen sind so nebensächlich, daß man dafür auch A und B einsetzen könnte. Alles, was von dem zu erreichenden Zweck ablenken könnte, ist überflüssig und verwerflich. Daher ist Lessings Fabel nach Grimms Worten 'ein Epigramm in scharf zielender Gedrungenheit', hart gehämmert und scharf geschliffen. — Die echte Tierfabel hat alle Merkmale des Epos, auch die behagliche Breite. Sie strebt durchaus nicht in einem Zuge dem Ziele zu, sondern verharrt gerne mit der Freude, die wir bei Erzählungen naiver Menschen wahrnehmen, bei Nebensächlichkeiten und wird hier und da geradezu geschwätzig. Es fehlt ihr durchaus das Zusammengefaßte, Zielbewußte, das Lessing als wesentlich hinstellt. 'Die Kürze ist der Tod der Fabel und vernichtet ihren sittlichen Gehalt'. Die Handlung, das Geschehnis ist alles, und die einzige Absicht ist, dieses mitzuteilen. Sie ist nicht etwa parabolisch, sondern wird nur um ihrer selbst willen erzählt. Eine Anwendung auf das menschliche Leben liegt ihr fern. Die Unwahrscheinlichkeit wird überwunden durch unsere Einbildungskraft, und bald läßt uns die Gewohnheit alle Vorgänge gar nicht mehr als wunderbar vorkommen. Ihre Stärke liegt in der sinnlichen Frische, in der Anschaulichkeit, mit der alles zur Darstellung kommt. Behagliche Freude am Erzählen, nicht erzieherischer Eifer ist ihr Grundton. 'Mild und sinnlich' muß die Fabel sein. 'Die Fabel strömt in ruhiger, unbewußter Breite, sie ist gleichmütig, wird von ihrer inneren Lust getragen.'

Lessings Fabel ist international. Überall, wo ein Mann mit der erforderlichen Einsicht und der erforderlichen dichterischen Technik lebt, kann sie entstehen. Nach Grimm ist die Fabel ein höchst nationales Produkt. Sie zeigt überall die Spuren und Einwirkungen der Voraussetzungen, unter denen sie entstanden ist Auch bleibt sie sich nicht immer gleich, sondern erlebt unter dem Wechsel der Umstände unaufhörliche Veränderungen. 'Sie weiß sich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrichtungen unermüdlich von neuem zu gestalten und zu gebären.' Die Fabel trägt nationale Charakterzüge wie die homerischen Gedichte. — Diese Ansichten sind zum großen Teil zustande gekommen durch die Anwendung der Homerforschung auf die Fabel. Wenn der Lehrer die nötige Zeit und die nötige philologische Vorbildung hat, dann kann er diese günstige Gelegenheit zu einem Ausblick auf die homerische Frage wohl benutzen.

Auch vom Laokoon lassen sich einige fruchtbare Ausblicke gewinnen, wenn sich der Lehrer nicht darauf beschränkt, den Inhalt der

Schrift einzuprägen und den üblichen Aufsatz darüber schreiben zu lassen. Der Grundgedanke der Abhandlung, daß der Dichter das Nacheinander der Dinge, d. h. Handlung, der Maler das Nebeneinander, d. h. Gegenstände, darzustellen hat, ferner die Feststellung, in welcher Weise der eine in das Gebiet des andern übergreifen darf, muß im wesentlichen als richtig anerkannt werden. Die scharfe Zeichnung dieser Grenzlinien ist Lessings bleibendes Verdienst. Wir werden indes auch die Gelegenheit wahrnehmen zu zeigen, daß sich die Kunst nie in straffe Regeln einspannen läßt. Niemand hat das besser gewußt als Lessing, der wie in all seinen kritischen Erörterungen so auch im Laokoon betont, daß das Genie auch einen andern Weg finden könne. Abweichungen von Lessings Ansichten finden wir hier und da bei Goethe, im Grünen Heinrich G. Kellers, besonders aber bei Ad. Stifter, dessen Kunstübung gänzlich gegen die Regeln des Laokoon verstößt. NB. Sie haben alle drei einmal die Absicht gehabt Maler zu werden. Man veranlasse den Schüler dies und jenes von Stifter zu lesen und fordere sein Urteil darüber heraus. (Ist das nicht auch ein Weg, Sinn und Verstand in den Betrieb der Privatlektüre zu bringen?) Ein verständiger Primaner kann einen Vortrag halten über das Thema: Das Verhältnis Ad. Stifters zu Lessings Kunstregeln. Viel Freude macht die Stiftersche Art dem jungen Menschen nicht. Daß er mit seinem ganz natürlichen Empfinden an dieser nicht so viel Vergnügen findet wie an der Indianergeschichte, in der die Handlungen als Mord und Totschlag sich in drängender Eile folgen, ist ein Beweis dafür, wie recht Lessing hat. — Es ist sehr interessant zu beobachten, wie der junge Geist, vor eine solche Frage gestellt, sich abmüht um ein eigenes Urteil. Im allgemeinen steht er ganz unter der Autorität Lessings; aber gegen diese sträubt sich doch oft das richtige Gefühl. — Ein Schüler brachte in einer Arbeit folgende bezeichnende Stelle aus 'Der Waldbrunnen' bei: 'Stephan führte die Kinder durch ein Gehölze, und als sie aus dem selben getreten waren, lag ein sehr kleines Flecklein Korn von Gesträuchen umringt, und über dem kleinen Flecklein Korn hing unter dem unermeßlichen, blauen Himmel wie eine winzige, singende Ampel eine Lerche, und an dem kleinen Fleckchen Korn stand ein braunes, hölzernes Häuschen, das wie ein Holzhäufchen gegen den großen, grauen Stein war, der sich hinter ihm befand, und an dem Häuschen war ein holzbrauner Anbau, der wider nur ein Holzhäufchen gegen das Häuschen war.' — Hierüber urteilte mein Primaner so: 'Ganz abgesehen davon, daß hier wider eine Landschaftsmalerei vorliegt, ist doch der entsetzliche, ellenlange Satz mit seinen ewigen Widerholungen durchaus unschön und unübersichtlich. Gewiß, die einzelnen Stücke mit ihren malenden Beiwörtern, wie z. B. der unermeßliche, blaue Himmel, die Lerche, eine winzige, singende Ampel, das braune, hölzerne Häuschen usw. sind malerisch und leicht faßlich. Und sicherlich würde das Ganze eine schöne Landschaft unter dem Pinsel des Malers ergeben.' Es ist klar, wie dies Urteil zustande gekommen ist: Der erste Eindruck war ein günstiger. Der junge Kritiker hat das vom Dichter gewollte Bild in sich aufgenommen, und seine Schönheit ist ihm zum Bewußtsein gekommen. Ja, aber Lessing? Da

muß gesucht werden. Aha! 'Der ellenlange Satz', dieser im eigenen Aufsatz so oft gerügte Fehler, und 'die ewigen Widerholungen', auch ein eiserner Bestandteil der eigenen sprachlichen Sünden, um deren Vermeidung man soviel Schweiß vergossen. Aber die Schönheit der Schilderung, die vor allem durch die trefflichen Bilder mit ihrer meisterhaften Anschaulichkeit erreicht wird, war doch empfunden. Und der Irrtum in der Kritik wurde leicht aufgedeckt durch die Fragen: Ist dieser 'ellenlange' Satz wirklich nur ein Satz? (Man braucht ja an die entsprechenden Stellen nur einen Punkt statt des Kommas zu setzen. Dadurch, daß das ganze in einen Satz gefaßt ist, bleibt die Schilderung in Fluß.) Und weiter: Sind die Widerholungen wirklich lästig? Warum spricht denn Lessing dem Dichter das Recht ab, Nebeneinanderliegendes zu schildern? Weil sich unsere Phantasie, eine Menge nebeneinander befindlicher Dinge nicht klar genug vorstellen kann. Stifter aber hat diese Schwierigkeit, abgesehen von der sinnlichen Kraft der Bilder, durch die Widerholungen überwunden. Die Schilderung ist trotz Lessing schön. — Auch hier bewährt sich der pädagogische Kunstgriff, die Sache an ihrem Gegenteil zu erläutern. Der mindeste Erfolg der angeführten Schülerarbeit war der, daß der Schüler bewies, daß er den Laokoon verstanden[1]) hatte. Ganz trefflich war folgende Bemerkung: 'Wäre das, was Graf Caplus aufstellte, richtig, daß der Probierstein des Dichters die Brauchbarkeit für den Maler sei, so wäre Stifter ein ausgezeichneter Dichter.'

Weiter lädt die Lektüre des Laokoon zu einem kunstgeschichtlichen Ausblick ein. Der Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Prof. Kienzl, hat ein Programm veröffentlicht, in dem er die Entwicklung der griechischen Plastik an einigen markanten Erscheinungen zeigte. Wenn ich mich recht erinnere am Apoll von Genua, bei dem die Kunst noch mit dem Stoff ringt: Die Gliedmaßen sind gut durchgebildet, wenn auch in der Haltung noch etwas steif. (Die Beine stehen aber nicht geschlossen, wie es auf den meisten Abbildungen den Anschein hat.) Der Rumpf ist nur ganz oberflächlich durchgearbeitet. Das Gesicht zeigt den Versuch, etwas Seelisches zum Ausdruck zu bringen, dem Künstler ist aber nur ein blödes Lächeln gelungen. Die Stileigentümlichkeiten des Haares weisen auf ägyptische Einflüsse hin. — Der Zeus von Otricoli zeigt eine hoch entwickelte Technik. Sie ist aber noch ganz Mittel zum Zweck; zu dem Zweck nämlich, geistige Eigenschaften zum Ausdruck zu bringen: Kraft, Güte, Heiterkeit, Weisheit. (Wenn uns von der ganzen griechischen Kultur nichts geblieben wäre als diese Darstellung des Mannesideals, dann könnten wir uns doch ein Bild machen von der Höhe der Entwicklung dieses gottbegnadeten Volkes.) — Der Laokoon zeigt die Technik auf der höchsten Stufe. Sie ist fast Selbstzweck und will glänzen. Nicht mehr ein allgemeines Ideal, sondern ein ganz individuelles Gefühl bringt sie zum Ausdruck.

Als ein Beispiel historischer Betrachtungsweise ergänzt sich diese

---

[1]) Neulich schrieb mir mein junger Freund aus den Rokitnosümpfen, Ad. Stifter biete ihm viel Unterhaltung in der Langweile des Stellungskrieges.



Erörterung mit der im vorigen Abschnitt behandelten Frage. Man kann aber noch weiter gehen und den Laokoon fester in das historische Gefüge hineinrücken. (Ich nehme an, daß der Lehrer, der den Laokoon liest, über den augenblicklichen Stand der Frage unterrichtet ist. Mir hat der meinige sein Wissen darüber verschwiegen.) Es gibt eine Arbeit von Reinhard Kekulé, von welcher der Unterricht ausgehen kann[1]. In dieser ist die Abhängigkeit vom Gigantenfries aus Pergamon lichtvoll nachgewiesen. Eine Abbildung der Gigantomachie wird, ebenso wie eine gute Reproduktion der Laokoongruppe, in jedem Gymnasium vorhanden sein. Im Berliner Museum sind Abgüsse der betreffenden Teile des Frieses neben der Laokoongruppe aufgebaut. In dem Buche von Brandt 'Sehen und Erkennen' sind die beiden in Frage kommenden Köpfe nebeneinandergestellt. Dieser weist darauf hin, daß beim Laokoon von der 'edlen Einfalt und stillen Größe' nichts vorhanden sei, und der Vergleich mit dem Gigantenkopf, auf den das Wort Winkelmanns durchaus zutrifft, bestätigt dies. Lessings Auffassung erklärt sich zum Teil daraus, daß er bei Abfassung der Schrift das Original noch nicht gesehen hatte und daß ihm höchstens die Dresdner Gypsreproduktion bekannt war.

Als Vorbild für den Laokoon hat der junge Riese gedient, den Athene von rückwärts im Haar gefaßt hat und zu Boden zwingt. Die Körperhaltung ist die selbe wie die des Laokoon, nur ist alles viel mehr nach unten gedrückt. Das rechte Bein ist so zusammengepreßt, daß der Oberschenkel fest auf Wade und Ferse aufliegt. Der Fuß ist hart nach vorne gebogen und zeigt durch seine Spannung die ganze Stärke der von oben wirkenden Kraft. Das ganze Bein hat die Haltung eines Mannes, der im Knien schießt. Das linke ist entsprechend weit weggestreckt. Der Oberkörper ist in der selben Art, aber stärker gebogen wie der des Laokoon. Die linke Hüfte eingezogen, die rechte Brust und Hüfte heraus und auswärts gedrückt. Die Rechte greift nach dem Unterarm Athenes, um sich zu befreien. Die heilige Schlange der Göttin hat das rechte Bein und den linken Arm des Giganten umschlungen und beißt diesen, ihn von hinten umschlingend, in die rechte Brust. Die auf den ersten Blick einleuchtende Ähnlichkeit weist auf die Abhängigkeit des einen Kunstwerkes von dem anderen hin. Die Frage nach der Priorität wird entschieden durch die weitere Frage: Welche Körperhaltung ist die natürliche, durch die Umstände notwendige. Das kann aber nur von der des Giganten gesagt werden. Seine Haltung kommt zustande durch die gewaltige Kraft der Göttin, die ihn von oben nach unten drückt und durch das Widerstreben des eigenen Körpers. — Hingegen ist es nicht richtig, was hundertmal behauptet worden ist, daß die Körperstellung Laokoons die einzig mögliche Reaktion auf den Schlangenbiß sei. Es sind viele andere möglich, und die gegebene ist ganz unwahrscheinlich. Die Bewegung der rechten Hand ergibt sich so wenig aus der ganzen Sachlage, daß noch nicht mit Sicherheit feststeht, wie sie sich der Künstler gedacht hat. Der Laokoonkünstler hat die Körperhaltung vorgefunden, benutzt und nachträglich begründet. Er hat sozusagen die Schlangen angesetzt.

[1]) Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon, Stuttgart 1883.

Zur Stütze des halb sitzenden Körpers schob er diesem den Altar unter, oder vielmehr das Altärchen, das für die Opferung eines Lammes groß genug, aber eines Stieres viel zu klein ist. — Weiter: Der Körper des Riesen ist viel weniger durchgearbeitet als der des Giganten. Die Darstellung ist schön und bringt männliche Kraft zum Ausdruck, während die des Laokoon raffiniert genannt werden muß. Das Einfache in der Kunst ist aber immer das Ursprüngliche. Je weniger Anteil die Nachahmung an dem Gedanken hat, um so mehr wirft sie sich auf die Technik. — Das eben Gesagte gilt in noch höherem Maße für den Kopf (vgl. die Nebeneinanderstellung bei Brandt). Hierfür ist das Haupt eines anderen, älteren Riesen zum Vorbild genommen. Es ist ein rührender Blick voll innerer Beherrschung und Entsagung, den dieser nach oben wirft. Es zeugt von Größe, wie dieser Mann seinen Schmerz bändigt. Haar und Bart bilden eine, wenn auch gegliederte Masse, das Antlitz ist in seinen Flächen ziemlich glatt, nur die Stirn zeigt als Ausdruck des großen Schmerzes tiefe Falten. Demgegenüber zeigt das Gesicht Laokoons in allen seinen Teilen eine Steigerung. Der Schmerz kommt in hohem Grade zum Ausdruck. Er wütet auf dem Antlitz wie ein Sturmwind auf dem Meere. Die Wangen sind in Falten gezogen, die Augenbrauen stark herabgezogen, die Augen zusammengekniffen, der Mund schmerzhaft verzerrt und viel weiter geöffnet als der des Giganten. Die Erregung des ganzen Gesichts strahlt sich gleichsam in Haar und Bart aus, denn diese sind aufgelöst und zerteilt. — So ist auch hier die vorgefundene einfache Form zu höchster Technik gesteigert. — Mit der Feststellung dieser Tatsache haben wir einen Grundgedanken der Entwicklung aller darzustellenden Kunst gefunden. Die Entwicklung vom Allgemeinen zum Individuellen, vom Idealismus zum Realismus.

Das Verhältnis des Laokoon zur Pergamongruppe läßt sich durch folgenden Syllogismus zur Darstellung bringen, der viel besser, weil inhaltreicher ist, als der mit dem sterblichen, zu Tode gehetzten Gajus.

1. Wenn auf zwei Kunstwerken sich zwei Figuren in ähnlicher Haltung befinden, so hat der eine Künstler den andern nachgeahmt.
2. Die kompliziertere Darstellung ist immer die Nachahmung der einfacheren.
3. Also hat der Laokoonkünstler die Pergamongruppe nachgeahmt.

Die Beweisführung kann noch verstärkt werden durch die Bemerkung, daß die Laokoongruppe nur reliefartig wirkt und von den Seiten oder von hinten gesehen gar keinen Eindruck macht.

Vielleicht lohnt es sich, einen Augenblick bei der Bemerkung stehen zu bleiben, die Lessing über die niederländische Kunst macht. Er bezeichnet diese verächtlich als 'Kotmalerei'. Die Betrachtungsweise der Aufklärung geht auf das Allgemeine, Begriffliche. Das Gedankenbild aber, das wir von einer Sache haben, ist vollkommen und schön. So fordert auch die Aufklärung von der Kunst, daß sie das Vollkommene, Schöne darstelle. Ihre Kunstauffassung ist durchaus idealistisch (vgl. u. a. die Unterhaltung des Prinzen in der Emilia mit dem Maler Conti). Gegen

alles Individuelle, als die Störung des idealen Bildes, hat sie eine Abneigung. Realismus der Kunst aber ist Darstellung des Individuellen, Tatsächlichen. So erklärt sich Lessings Abneigung gegen die Niederländer.

Im Laufe der Behandlung ergibt sich wohl einmal die Frage, wer von unsern beiden größten Dichtern der Aufklärung am nächsten steht, Goethe oder Schiller. Wenn der Unterricht Früchte gezeitigt hat, darf die Antwort nur eindeutig ausfallen. Schillers Begabung liegt entschieden mehr auf der Verstandesseite, daher seine Neigung zu gedanklichen Erörterungen, die glatte, oft rhetorische Form, der Drang seines Denkens zum Allgemeinen, zur Idee, der uns die Personen seiner Dramen nicht selten zu fleisch- und blutlos erscheinen läßt, die stete Betonung des Moralischen. Goethe dagegen geht immer auf das Besondere, und der höchste Gedanke kommt stets als ganz individuelles Erlebnis zum Ausdruck. Alles ist bei ihm aus der Wirklichkeit geschöpft; erlebt, nicht erdacht. Seinen Personen könnte man im Leben begegnen. Seine Dichtungen laufen oft in mystisches Dunkel aus und führen uns mehr zu Ahnungen als zu gedanklichem Erkennen.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Aufklärung im allgemeinen. Jede große geistige Bewegung muß sich bewähren durch die lebendige Kraft, die sie im Leben der Völker übt. Der Schüler wird leicht verstehen, daß sie viel zur Klärung des Denkens beigetragen hat. Durch ihren rücksichtslosen Kampf gegen jeden Aberglauben hat sie die geistige Atmosphäre Europas gereinigt. Durch ihre Ablehnung aller auf das Herkommen gegründeten Autorität hat sie die voraussetzungslose wissenschaftliche Forschung möglich gemacht, und aus dem selben Grunde hat sie dem französischen Volke die Kraft zur Auflehnung gegen Thron und Kirche gegeben. Aber ihre Wirkung war doch in erster Linie kritischer Art, mehr zerstörend als aufbauend. Die Würdigung, die D. Fr. Strauß Voltaire angedeihen läßt, gilt für die Aufklärung allgemein. — Es ist bezeichnend, daß unsere klassische Dichtung mit einer Abwendung und Überwindung der Aufklärung beginnt (Hamann, Herder), daß die Erhebung der Freiheitskriege auf ganz anderen Kräften beruht und daß sie tief religiös ist, und daß der großartige Aufschwung der Wissenschaft zur Zeit der Romantik im Gegensatz zur Aufklärung steht. Als ihr Lessings starker Geist fehlte, verflachte sie immer mehr, und ihre Vertreter wurden den 'Götterbuben' der Romantik ein leichter Spott. Selbst Goethe verschmähte es nicht, dem alten Nicolai, der sich mit seinen Berliner Freunden als den Hüter von Lessings Erbe ansah, mir Faust mit der Pritsche eins auszuwischen. — Die stärksten Kräfte des Menschen wurzeln im Herzen; hier ist der Herd der Leidenschaft, 'die Mutter aller Großtaten'. Der Verstand befähigt den Menschen nur zum Möglichen. Die Begeisterung macht ihn stark zum Unmöglichen. Dieser Gedanke ist in wunderbarerweise durchgeführt in der Jungfrau von Orleans, wo der starke, kalt rechnende Geist des britischen Feldherrn der aus dem Glauben geborenen begeisterten Kraft des armen Mädchens erliegt.

Wir haben uns im Laufe der Lektüre in sehr wichtigen Fragen von Lessing abwenden müssen, und es ist leicht möglich, daß der

Schüler bei seiner, allen unselbständigen Geistern eigenen Einseitigkeit sich ein ungünstiges Urteil über unsere Dichter gebildet hat. Wenn dies aber der Erfolg des Unterrichts sein sollte, dann wäre das ein bedauerliches Ergebnis. Deshalb muß der Lehrer stets auf die Betonung der positiven Seite bedacht sein. Bei der Betrachtung der religiösen Frage haben wir ihm bisweilen Unrecht getan, indem von ihm gesagt wurde, was von der plattesten Aufklärung späterer Zeit gilt. Eine gewisse Übertreibung seiner Anschauungsweise war zur besseren Verständlichkeit pädagogisch notwendig. Wenn das Verständnis erreicht ist, kann man wider einige Pflöcke zurückstecken. Die religiöse Frage war für Lessing eine der wichtigsten Lebensfragen. Mit dem tiefen Ernst, der ihm allenthalben eigen ist, hat er darum gerungen. Er war ein Gottsucher. Und wenn es wahr ist, daß es nicht darauf ankommt, was der Mensch glaubt, sondern wie er es glaubt, dann kann man Windelband beistimmen, der ihn eine tief religiöse Natur nennt. (Das tut aber unserm Urteil über den geringen Wert des Deismus als Volksreligion keinen Abbruch.) — Auch in nationaler Hinsicht zeigt Lessing oft ein stark deutsches Empfinden. Man denke an Minna von Barnhelm und besonders an die Dramaturgie, wo ein kräftiges Nationalbewußtsein in der Polemik gegen Voltaire und die Franzosen auf Schritt und Tritt zum Ausdruck kommt. — In seinen theoretischen Anschauungen über die Dichtkunst, steht er gegenüber den Lehren der waschechten Aufklärer durchaus frei und selbständig da. Die Frage der drei Einheiten hat er in einer Weise geregelt, die heute noch gilt. Er focht gegen Gottsched und ließ Klopstock Gerechtigkeit angedeihen. Am klarsten aber zeigt sich sein Sinn für das wirklich poetische darin, daß er Shakespeares Licht auf den Leuchter stellte, dieses Dichters mit all seiner Regellosigkeit und Formlosigkeit und seinen Geistergeschichten — des Dichters der den wahren Männern der Aufklärung ein Greuel sein mußte. Man denke daran, daß Voltaire den Hamlet das Werk eines 'betrunkenen Wilden' nannte. — Lessings eigene dichterische Werke aber braucht man nur auf die Schüler wirken zu lassen, und der Dichter wird zu seinem Recht kommen.

Annettens von Droste-Hülsholff: 'Die junge Mutter'

von

E. Dieckhöfer.

Partu fessa nitens prasina velante cubile
   veste in odorato nupta iacet thalamo.
fronte ardente ferens vix lumina sursum, ubi natas
   luscinia implumes forte alit in cavea,
5 'heus te, inquit, miseram! captiva es tu quoque vere
   splendente ac Phoebo, nec tamen orba doles'.
plura loqui velis custos longaeva reductis
   impedit impositoque ora premit digito.
nec vero morbo tardos ubi vertit ocellos,
10 quod praebebat anus, denegat illa merum;
pallentique manu crystallum dum tenet ipsa,
   combibit inque animum spes redit atque salus.
'filiolusne, inquit, salvus mihi carus, Elisa?'
   'dormit.' reddidit haec oraque flectit anus.
15 condidit illa caput roseo perfusa nitore
   pulvino. 'o quam tu bellulus iste cubas!'
anxia deinde animo est, tenui num filii amictu
   velarint cunas, qui laceratus erat,
cum laeti Cereris celebrabant condita dona
20 nuper; at ipsa dolens sedula consuerat
panniculos vitiumque adeo delerat, ut omnes
   artem laudarent ingeniumque nurus,
pampineosque dolos adiecerat insuper. — 'Elsa,
   cur campana sonat, dic mihi, in aede dei?'
25 'quidni? festum agimus Matris, mea domna, Mariae.'
   'mense fere exacto?' nec meminisse potest;
quid fuerit quandove, diu quaerebat, inane,
   invalidaeque suum mens negat officium.
inde manu temptans (celabant lintea) mitram
30 promit et incerta luce iteratur acus

inserto filo cupienti fallere furtim
omnes. iamque videt sedula crescere opus,
cardine cum verso crepitum foris edit aperta
suspensisque premit strata aliquis pedibus.
35 'accedas propius, Rainer, (vigilo) propius me!
o quando puerum vos mihi, dic, dabitis?'
at caelum clam suspiciens spirantia caldis
oscula dat manibus coniugis ille suae.
'ne pigeat, mea vita, morae; tu perfer, amata!
40 aegra haud sufficias dulcibus officiis.'
'tus spiras, vir amate.' 'recens ex aede revertor.
at paulum somni tu capias, mea lux.'
dixit et evasit. coepto favet illa, trahitque
dum filum, flores, pascua rura, nemus
45 circa oculos ludunt, dulcissima veris imago.
at tua vota tibi tristia fata negant.
heu miseram! te, si viridantia rura videbis
ac tumuli parvi florea dona simul,
pendula quae superat nigrantis virga cupressi,
50 at te soletur tunc, miseranda, deus!

Die heilige Not[1])

Unsre Literaturgrößen werden wohl einige Weile brauchen, um die Eindrücke dieser großen Zeit in sich zu verarbeiten; bis die Aestheten oder die schwülen Tristandichter sich ermannen, werden wir wohl länger warten müssen. Inzwischen haben aus unliterarischen Kreisen unerwartet feine und starke Töne sich vernehmen lassen. Hier hat ein aus Niedersachsen stammender, in Süddeutschland und in Hellas heimisch gewordener Philologe seine lyrische Sammelmappe geöffnet und neben leichteren Gelegenheitsversen früherer Zeit uns einige Kriegslieder gespendet, die ein echt volkstümlicher Ton und eine sofort ohrenfällige Singbarkeit weit über die Masse der Kriegsgedichte hinaushebt. Von dreien dieser Gedichte, Der heiligen Not, dem Reservelied von 1914 und 'Bis in den Tod getreu', kann bezeugt werden, daß sie auf einer Schulfeier, von Schülermund gesprochen, eine ergreifende Wirkung ausgeübt haben.

Sie brach herein, die heilge Not,
Sie hat Gewalt vom höchsten Gott,
Sie führt durch Wildnis, Blut und Brand
Den Starken ins gelobte Land. Δ

[1]) Otto Crusius, Die heilige Not. Gedichte. München, Beck, 1917. 182 S. 8.

MITTEILUNGEN

Zur Verjüngung des alten Gymnasiums

Die Zeit ist aus den Fugen, — so empfindet heut auf der weiten Erde beinahe jedermann. Um so wichtiger ist es, kräftig an dem festzuhalten, was irgend noch fest ist. Dazu gehört für uns ohne Ausnahme das Ideal des deutschen Gymnasiums. Aber kraftvoll festhalten heißt nicht starr festhalten. Eine große Zeit, wie die ist, die zu erleben wir gewürdigt werden, macht die Gemüter frei von manchem, was uns nur durch die Gewohnheit lieb geworden war, und was wir vielleicht schon längst einer Nachprüfung hätten unterziehen sollen, einer bewußteren Scheidung des Unwesentlichen vom Wesentlichen, des wirklich Lebensvollen von dem was etwa heute sich als minder wirksam erweisen sollte. Zeigt doch unsere gesamte Wissenschaft, nicht am wenigstens gerade die Wissenschaft vom klassischen Altertum, bereits seit einem Menschenalter ein ganz neues Gesicht (Sokr. IV 341/42); da kann die 'Gelehrtenschule' nicht zurückbleiben, ohne sich selbst aufzugeben.

Nun haben wir in Deutschland überall nachdenksame Leute sitzen, die bloß eines Anstoßes bedürfen, um mit der Sprache herauszurücken. Deutschland verfügt auch über eine geistige Reserve, der nur noch kein Gestellungsbefehl zugegangen ist. Da findet jetzt vielleicht mancher den Mut und die Muße, die kulturgeschichtlichen und philosophischen, die pädagogischen und schultechnischen Probleme gründlich durchzudenken, die heute die Not unseres, wie wir alle fühlen, zu Großem berufenen Volkes der für die Zukunft des geistigen Lebens in erster Linie verantwortlichen Schule stellt.

Freilich gibt es auch 'Freunde des humanistischen Gymnasiums', sogar Gymnasialdirektoren, die nicht wissen, was sie tun: sind sie doch drauf und dran, mit einer Verkümmerung des Lateinischen dem Gymnasium das Genick zu brechen und gar mit Beseitigung des Griechischen ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen. Das wäre wohl eine Verjüngung nach Art des Hexenkessels der Medea. Mit solchen 'Humanisten' ist eine Verständigung unmöglich.

Verjüngen läßt ein lebendiger Leib sich nur durch liebevolle Pflege noch unerschöpfter Jugendkräfte, zur Herbeiführung darnach von selbst sich ergebender Umbildungen. S.

Preisaufgabe der Vereinigung der Freunde des Humanistischen Gymnasiums zu Berlin

Wie läßt sich auf dem Gymnasium im Griechischen und Lateinischen, in Darbietung und Anforderungen, der innere Ertrag des Unterrichts, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, steigern?

Gewünscht werden nicht so sehr Urteile, absprechende oder anpreisende, über den gegenwärtigen Ertrag der Schriftstellerlektüre und der stilistischen Übungen, als eingehende Vorschläge, wie auf beiden Gebieten eine stärkere äußere und innere Anteilnahme der Schüler zu erzielen sei, wie insbesondere die letzten Schuljahre durch Heranziehung der Schüler zu umfassenderer und eindringenderer Betätigung sich gestalten lassen zu einem dauernd wirksamen Erlebnis.

Die Arbeiten sind auf gespaltenen Foliobogen in bequem lesbarer Handschrift oder in Maschinenschrift, womöglich in 3—5 Exemplaren, bis zum 1. Oktober d. J., — ein späterer Zeitpunkt bleibt vorbehalten, — bei der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin (SW 68, Zimmerstraße 94) einzuliefern. Jede Arbeit ist mit einem Kennwort zu versehn; ein verschlossener Umschlag, der außen das selbe Kennwort trägt mit einer Rückadresse, innen aber den Namen des Verfassers enthält, ist beizulegen.

Der ausgesetzte Preis beträgt 1000 Mark, Teilung vorbehalten.

Das Recht der Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeit steht der Vereinigung zu.

Preisrichter sind die Herren: Ew. Bruhn, Otto Immisch, Alb. Rehm, Otto Schroeder, Ad. Trendelenburg.

Erklärung

Die Erteilung gleicher Rechte an die Abiturienten der humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen hat in weiten Kreisen zu dem Mißverständnis geführt, als bereiteten diese drei Gattungen höherer Schulen in gleich geeigneter Weise auf sämtliche Studiengebiete vor. Die Folge davon ist, daß in steigendem Maße auch Abiturienten von Oberrealschulen und Realgymnasien sich auf der Universität geisteswissenschaftlichen Fächern zuwenden, für deren gründliches Studium Kenntnis des Lateinischen unentbehrlich, Kenntnis des Griechischen entweder unentbehrlich oder doch höchst erwünscht ist. Der Versuch einer nachträglichen Aneignung dieser Kenntnisse führt, wie die Erfahrung lehrt, in den seltensten Fällen zu befriedigenden Ergebnissen und vermag vor allem diejenige geistige Schulung nicht zu ersetzen, die das humanistische Gymnasium durch jahrelange eingehende Beschäftigung mit den klassischen Sprachen und Literaturen anstrebt. Ohne den Wert der auf Oberrealschulen und Realgymnasien zu erwerbenden Bildung für andere Lebensberufe in Frage zu ziehen, halten wir unterzeichnete Pro-

fessoren der Leipziger Universität es für unsere Pflicht, öffentlich folgendes zu erklären: Das humanistische Gymnasium gilt uns, abgesehen von seiner großen allgemein erziehlichen Bedeutung, nach wie vor als die beste Vorbereitungsstätte für das Studium der Geisteswissenschaften; in den neuerdings wider hervortretenden Bestrebungen, durch Abschaffung oder wesentliche Beschränkung des Unterrichts in einer der klassischen Sprachen die Eigenart des humanistischen Gymnasiums zu zerstören, erblicken wir eine Gefahr für die Zukunft unseres deutschen Geisteslebens.

Althaus, Frenzel, Guthe, Haas, Hauck, Ihmels, Kittel, Leipoldt, Paul Rendtorff, Schnedermann, Thieme (Theologie). — Ehrenberg, Jacobi, Koschaker, Mitteis, Schmidt, Siber, Sohm, Wach (Rechtswissenschaft). — Dittrich, Jungmann, Schneider, Spranger, Volkelt, Wirth, Wundt (Philosophie und Pädagogik). — Bethe, Heinze, Lipsius, Martini, Zarncke (Altklassische Philologie). — Conrady, Fischer, Lindner, Steindorff, Stumme, Weißbach, Windisch, Zimmern (Orientalische Philologie). — v. Bahder, Holz, Köster, Mogk, Sievers, Witkowski (Deutsche Philologie). — Birch-Hirschfeld, Förster, Weigand (Neuere Philologie). — Brugmann (Indogerman. Sprachwissenschaft). — Brandenburg, Doren, Gardthausen, Götz, Herre, Kötzschke, Kromayer, Salomon, Seeliger, Strieder (Geschichte). — Prüfer, Schering, Schmarsow, Studniczka (Kunstwissenschaften). — Biermann, Stieda (Staatswissenschaften).

Erziehung zur Arbeit

Vor mir liegt ein internationales Buch[1]): von einem aus Dänemark stammenden, auch der Berliner Universität nicht unbekannten Professor an der schwedischen Universität Lund; deutsch geschrieben, führt es uns durch alle Zeiten und Länder der Pädagogik von Rousseau über Pestalozzi und Fröbel zu den Amerikanern William James und John Dewey unter Erwähnung der Russen (Tolstoi, Krapotkin) und der Engländer (Herbert Spencer).

Wir Deutsche leben gegenwärtig in einer Zeit, die uns mit gewaltiger Stimme darauf hinweist, uns auf uns selbst zu besinnen und aus uns heraus die Leitgedanken der deutschen Zukunft zu entwickeln. Aber ich glaube, der deutsche Geist wird nach dem Kriege stark genug sein, um die internationalen und geschichtlichen Vorbilder richtig zu verwerten und durch sie hindurch sein Eigenstes zu finden. Darum kann das Büchlein gute Dienste leisten, wenn man versuchen will an seiner Hand die Straße nachzugehen, welche die Erziehungsideen bisher gewandelt sind.

Das Neue in diesem Buche werden für viele von uns sein die Ideen von William James und John Dewey. Da heißt es: 'Der Mensch ist ein handelndes Wesen', 'eine praktische Intelligenz'. 'Das Gehirn ist

[1]) Edvard Lehmann, Erziehung zur Arbeit (Aus Natur und Geisteswelt). Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 1,25 ℳ.

dazu da, um etwas damit zu tun.' Darum soll 'ein kleines Kind nicht mehr Vorstellungen haben als solche, die ihm natürlich sind'. 'Es nützt nichts dem Kinde Stoff zuzuführen, zu dem es sich nicht aktiv verhalten kann.' Überhaupt ist das Ziel der Erziehung nicht die Übermittlung eines Wissensstoffes, sondern Zweck der Erziehung ist die Willenskräftigung, die Erziehung zur Tat, zur Tüchtigkeit, zur Arbeit. Dies Wort gibt dem Büchlein auch den Titel: 'Erziehung zur Arbeit': Es ist nicht umsonst, meint der Verfasser, daß diese modernen Erziehungsideen 'aus dem Lande der Energie', aus Amerika, kommen: Charakter, Willensleistung, Kräftigung und Schulung des Willens auf ein bestimmtes Ziel hin; dazu soll die Erziehung da sein. 'Fröbel setzte das Kind in Tätigkeit, James setzt es in Arbeit.' Nicht spielend soll das Kind lernen, sondern arbeitend; es muß 'Hindernisse' überwinden. Ein solches Hindernis, woran die Tüchtigkeit des Willens sich üben kann, ist auch die lateinische Grammatik. Und siehe: hier kommt es in einem gewissen Grade zu einer Versöhnung mit der altherkömmlichen Pädagogik, die ebenfalls nicht davon ausging, was das Kind lernen wollte, sondern von dem, was es als Glied der menschlichen Gesellschaft lernen sollte; bei der neuen Pädagogik allerdings weniger um des Stoffes willen als um der Stärkung der Kraft willen. Das Ziel des Unterrichts sei, 'Tüchtigkeit hervorzurufen und den Charakter zu entwickeln und nicht nur interessante oder nützliche Tatsachen darzustellen.' Als ein sehr nützliches Werkzeug der Erziehung gilt auch der schwedische Handarbeitsunterricht für Knaben; denn 'durch die Hand zum Kopf' lernt der Mensch. Das Buch beginnt mit einem geradezu begeisterten Hinweis auf Booker Washington, den Negerpädagogen, der seine schwarzen Blutsgenossen, von der einfachsten Arbeit beginnend, praktisch zu jeder Höchstleistung erzieht.

Der Verfasser gibt auch, indem er von der allgemeinen Volksschulpädagogik übergeht zu der Pädagogik der höheren Schule, eine eingehende Darstellung der Geistesgeschichte unseres höheren Schulwesens. Er sagt, unser humanistisches Gymnasium ist ein Kind des 19. Jahrhunderts und als solches ein Kind des romantischen Historizismus. Man las und wertete die Alten nicht mehr um ihres moralischen und rationalen Inhaltes willen, sondern universalhistorisch um der allgemeinen Bildung willen. Daraus ergab sich eine bedeutende Stoffvermehrung. Man wollte von allem Guten etwas geben und vom Besten recht gründlich. Hieraus ist das Vielerlei unseres höheren Schulwesens entstanden. Es leidet am Universalismus. Er fragt: 'Hat diese Schule uns befriedigt? Nein! überall Klagen.' Es ist 'eine Schule für das lesende Auge', 'ist Stubenluftkultur'. Sie übermittelte 'eine Kultur literarischen und ästhetischen Charakters', aber sie vernachlässigte die Persönlichkeit. Das humanistische Gymnasium bekam im Laufe des 19. Jahrhunderts einen Mitbewerber, als die naturwissenschaftliche Bildung den Anspruch erhob, das Rechte zu sein. Für diesen Anspruch zitiert der Verfasser eingehend Herbert Spencer. Da heißt es: 'Die Kenntnis der Hygiene und Biologie sei wichtiger als *amo* und *παιδεύω*'. Aber was diese Art Erziehung, die in unserer Realschule verwirklicht ist, schließlich gibt, ist auch nur

science, Wissensstoff, positive Kenntnisse; sie leidet an dem selben Fehler wie das humanistische Gymnasium oder mehr noch als dieses, indem sie das Wissen und den Stoff anstelle des Könnens und der Persönlichkeit setzt. Der Verfasser stellt dem die alte englische Erziehung gegenüber, die aus Grundsatz nicht vieles, sondern nur weniges lehrt, lateinische Grammatik, um Hindernisse mit dem Geist, und Fußballspiel, um Hindernisse mit den Muskeln überwinden zu lernen. 'Wenn unsere jungen Leute diese Schule durchgemacht haben, so sind sie mutig und tüchtig geworden, alle Hindernisse zu überwinden, die ihnen im Leben begegnen', und sie haben noch die Hauptsache bewahrt. eine ungebrochene, nicht ermüdete, jugendfrische Willenskraft. Die Amerikaner bildeten dies Ideal fort, indem sie es weniger aristokratisch, mehr volkstümlich gestalteten, als eine Willenserziehung zu Arbeit jeder Art[1]).

Soweit der Bericht aus jenem Buche, und es sei mir erlaubt, mit folgendem den Faden aus eigenem Garne noch länger fort zu spinnen.

Wir Deutschen sagen von einem jungen Manne, der die höheren Schulen durchgemacht hat, er ist 'ein Gebildeter'; die Engländer und Amerikaner sagen, er ist ein *educated*. In diesen beiden Worten kennzeichnet sich ein verschiedenes Erziehungsideal. In dem Worte Bildung liegt die Erinnerung an die Beherrschung des Wissens, in dem Worte Erziehung die Beherrschung der eigenen Persönlichkeit, der ungebrochenen Kräfte. Man kann sehr gebildet sein und doch sehr wenig erzogen. Nach meiner Ansicht nun ist, ganz abgesehn von den besseren oder schlechteren Resultaten der deutschen oder der englischen Erziehungsweise, also abgesehen von jedem empirischen Beweis, die Erziehungsmethode, die die Willensbildung voranstellt, die bessere gegenüber der andern die das Wissen voranstellt, weil am Menschen das edelste und wichtigste der Wille, und nicht die Erkenntnis ist, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß dieser Wille um zu eigener Kraft zu kommen ein reichliches Maß von Freiheit haben muß. Der Mensch ist ein handelndes, wollendes Wesen, darum muß jede vollkommene Erziehung Willenserziehung sein, und der Stoff darf nur Mittel zum Zweck sein. Demnach ist die selbe hochwertige Willenserziehung möglich am verschiedenartigsten Stoff. Ein junger Mensch kann zur kräftigen Willenserziehung, zum kräftigen und ausdauernden Wollen erzogen werden entweder am Reck oder am Schraubstock oder am Acc. c. Inf. oder an allen Dreien zugleich. Jedes Menschen Werk gelingt nur, wenn es sorgfältig mit Liebe und Ausdauer gemacht wird. Also ist es das Werk, das den Lehrling, den Gesellen und auch noch den Meister erzieht. Es ist also das höchste Erziehungsideal erreichbar in der Volksschule wie in der Gelehrtenschule. Daß es über der Volksschule auch eine gelehrte Schule geben muß, ist eigentlich mehr einem außerhalb der Erziehung liegenden Zwecke, dem sozusagen rein praktischen Zwecke der Kulturübertragung von einer Generation zur anderen, der Weitergabe und Ver-

---

[1]) [Es darf hier wohl angemerkt werden, daß die Amerikaner mit der wissenschaftlichen Vorbildung ihrer Studenten nicht zufrieden sind und uns um unsern gelehrten Gymnasiallehrer beneiden. O. S.]



mehrung geistiger Güter zu verdanken, und es wird immer eingehender Aufmerksamkeit der Erzieher bedürfen, daß über diesem Nebenzweck nicht der Hauptzweck, die Erziehung der Persönlichkeit verfehlt werde, daß im Übermaß des Stoffes nicht die ungeschwächte Willenskraft, die ursprüngliche Lebenslust und Liebe zur Tat verkümmere. *Non scholae, non vitae, sed virtuti* soll die Erziehungsarbeit gelten, auf deutsch: nicht dem Fortkommen, sondern der Mannhaftigkeit.

Aber wir wollen uns von diesen allgemeinen Gedanken abwenden um noch einige besondere Fragen aufzuwerfen. Was lehrt uns der Krieg für die Erziehung unserer Jugend? Daß wir die Jugend für den Krieg erziehen müssen! Jugend, die nicht auf das Gewissenhafteste für den Krieg vorbereitet ist, ist verloren. Sie zieht den Maschinengewehren des Feindes entgegen wie eine Herde Schafe. Also um ihrer selbst willen muß sie für den Krieg erzogen sein. Aber auch um des Volkes willen, denn wenn wir nicht die Kriegstüchtigkeit unserer Jugend bis aufs äußerste steigern, so ist unser Volk verloren gegenüber dem Massenaufgebot der kriegstüchtigen jugendlichen Naturvölker, die unser Russennachbar über uns schicken kann. Wir werden ja die allergrößten Anstrengungen machen müssen, um in den nächsten zwei Menschenaltern den Feinden von rechts und von links begegnen zu können. Genügt unsere bisherige Jugenderziehung hierfür? Kriegstüchtigkeit ist durch sie jedenfalls noch nicht gewährleistet. So haben wir denn auch bei der Schnelligkeit, mit der wir die Kriegsfreiwilligen, namentlich im Anfang, ins Feld schickten, mit Blutverlusten, die sicherlich in die Tausende gehen, diese unzureichende Erziehung büßen müssen. Für den modernen Krieg wird die äußerste Feinheit aller Sinne gebraucht. Ein großstädtischer Jüngling aber ist zunächst im Gewirr der Schützengräben, für dessen Beherrschung ihm der Ortssinn fehlt, ein hilfloses Kind. In meinem Feldlazarett hatten wir einmal mehr schwere Wunden, an denen, wie wir uns ausdrückten, die Preußen, als solche, an denen die Russen schuld waren; lauter Selbstschüsse oder Schußverletzungen von Kameraden, hervorgerufen durch die Unsicherheit in der Handhabung der Schußwaffe. Mir scheint es eine der dringendsten Forderungen zu sein, daß jeder junge Deutsche schon mit dem 16. Jahre das Gewehr in die Hand bekommt und so sehr in seinem Gebrauch geübt wird, daß ihm die rechte Handhabung des Schießrohres zur zweiten Natur wird. In der Schweiz ist ja diese Forderung erfüllt. Bessere militärische Erziehung der Jugend ist ja seit lange von zwei Seiten verlangt worden; einerseits von dem Generalfeldmarschall von der Goltz, andererseits von der Sozialdemokratie. Jetzt ist es Zeit, sie zu verwirklichen. Einen Tag Erziehung für den Krieg, fünf Tage für die Friedensarbeit, den geistigen und wirtschaftlichen Wettkampf, den die Völker nach dem Friedensschluß weiterführen müssen, und einen Tag in der Woche, den Sonntag, für das Ewige im Menschenleben. Die jungen Perser lernten Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit reden; für die jungen Deutschen sollte gelten: Schlossern oder Ackern, Gewehrschießen und die Wahrheit reden. Und um die Wahrheit reden zu können, wird der Deutsche ja nicht aufhören wollen, die Wahrheit

überall, ohne Menschenfurcht und mit allen Kräften zu suchen. Der wissenschaftliche Vorsprung, den uns niemand bestreitet, und dem wir nicht zuletzt die Erfolge in diesem Kriege verdanken, darf uns natürlich nicht verloren gehn. Das braucht ja den Lesern dieser Zeitschrift nicht erst gesagt zu werden.

Ein Hauptfehler in unserer Schulverwaltung ist das Berechtigungsunwesen. Es verführt gerade dazu, auch ein seelenloses Wissen für den Zweck der Ausbildung zu nehmen. Wozu brauchen Eisenbahn und Post und ähnliche Betriebe von ihren Anwärtern für die mittlere Karriere eine auf die Universität zugeschnittene Vorbildung? Warum können sie sich nicht mit einer mehr praktischen Ausbildung ihres Nachwuchses im eigenen Betriebe begnügen? Wir sind, wie oben gesagt, der Meinung, daß der Schraubstock oder die Hobelbank oder jede andere gewissenhafte Arbeit erzieherisch genau den selben Wert hat, wie die Ausbildung an der lateinischen Grammatik. Der Reichskanzler hat in seiner letzten Rede verlangt: 'Bahn frei für die Tüchtigen!' Aber ich fürchte, man wird auch darin gerade den falschen Weg wählen. Man wird nach dem Urteil der Lehrer die begabtesten Jungen aus der Volksschule aussuchen, um sie durch das Nadelöhr der Examina zu treiben, wie einen Zug Kamele durch eine Reihe enger Pforten und Torwege. Das Richtige und Natürliche wäre, daß man der Volksschule überhaupt und einer passend angegliederten Mittelschule ein größeres Maß von Berechtigungen gäbe. Dadurch käme man schon zu einer Lockerung unseres geradezu chinesischen Berechtigungswesens, und es würde sich von selbst die handwerksmäßige Erziehung im Berufe ihr Recht und Vorrecht verschaffen. Das ist es, was wir brauchen: anstelle der allzulangen Schulbankerziehung mehr handwerksmäßige Erziehung im Mittelstande, und zweitens anstelle der eng geschlossenen starren Kanäle der Erziehung mehr Freiheit im Wechsel der Karriere.

Das Allerwichtigste an der Erziehung ist schließlich nicht die Technik der Arbeit, sondern das sittliche Verhalten zur Arbeit: Pflicht; aber nicht Pflicht allein. Es gilt auch hier das Wort des Apostels: 'Und hätte der Liebe nicht . . .' Ohne solche Liebe ist die Arbeit nur Sklavenarbeit. In jenem Buch von Edv. Lehmann steht ein Wort von Krapotkin: 'das Glück der ganzen Menschheit steht auf dem Spiel, solange die unglückselige Spaltung zwischen Handarbeit und Hirnarbeit die Menschen in zwei Sklavenhorden teilen wird: die, die unter Handarbeit geknechtet sind, und die, die unter Kopfarbeit geknechtet sind, gleich unterdrückt, gleich unglücklich, gleich unbrauchbar, mögen sie nun der einen oder andern Hälfte — und Halbheit — angehören.' Wir aber wollen unsere Jugend durch die rechte Erziehung zu Herren der Arbeit machen. In solchem Herrentum sind sie einander gleich, die Handarbeit und die Kopfarbeit. Denn jede Handarbeit ist zugleich auch Kopfarbeit und jede Kopfarbeit irgendwie auch Handarbeit. Dies Herrentum liegt im sittlichen Verhältnis zur Arbeit, in der Liebe zur Sache um der Sache willen. Ist die geweckt, so braucht man um das Übrige sich nicht mehr zu sorgen.

Naumburg a. S. Georg Wilh. Schiele.



Sport und Krieg

Der Weltkrieg hat Anlaß gegeben über das Verhältnis von Sport und Krieg nachzudenken; insbesondere hat die deutsche Sportbehörde für Athletik darüber beraten, welche Lehren aus dem Weltkrieg für den deutschen Sport zu ziehen seien. Es hat sich gezeigt, daß Sportlust und Kriegslust nicht immer in der gleichen Brust wohnen, und daraus ergab sich der Schluß, daß auch zwischen Sport und Krieg ein wesentlicher Unterschied sein müsse. Daß dieser Unterschied besteht, haben schon die alten Griechen gesehen und viele ihrer Schriftsteller aus den frühesten und aus den späteren Zeiten haben ihr Urteil dahin abgegeben, daß Athletik und Sport, wenn sie auf Höchstleistungen und Schaustellungen hinarbeiten, zur Einseitigkeit führen und die Kriegstüchtigkeit nicht fördern. Da nun die Griechen im Sport und im Krieg gleich ausgezeichnet waren, verdient wohl gehört zu werden, wie sie sich über das Verhältnis von Sport und Krieg äußern.

Von Philopoimen, um mit dem 'Letzten der Hellenen' den Anfang zu machen, berichtet Plutarch (Philop. 3), er habe sich mit dem Gedanken getragen Unterricht in der Athletik zu nehmen, doch habe er sich zuvor erkundigt, ob darunter nicht allenfalls seine militärische Ausbildung leide (*μή τι πρὸς τὴν στρατιωτικὴν ἄσκησιν ὑπὸ τῆς ἀθλήσεως βλαβήσοιτο*) und da sei ihm gesagt worden, daß der Körper und das Leben eines Athleten grundverschieden seien von dem eines Soldaten (*ἀθλητικὸν στρατιωτικοῦ σῶμα καὶ βίον διαφέρειν τοῖς πᾶσι*), indem sich der Sportsmann pflegen und schonen müsse, der Soldat dagegen ein unregelmäßiges und entbehrungsreiches Leben ertragen müsse. Daraufhin habe Philopoimen nicht bloß selbst auf die Athletik verzichtet, sondern habe auch später als Bundeshauptmann durch Spott und Hohn jede Art von Athletik nach Kräften verdrängt, weil sie die tüchtigsten Körper für die notwendigen Kämpfe unbrauchbar mache (*πᾶσαν ἄθλησιν ἐξέβαλεν ὡς τὰ χρησιμώτατα τῶν σωμάτων εἰς τοὺς ἀναγκαίους ἀγῶνας ἄχρηστα ποιοῦσαν*).

Dies erinnert an die Beratung in Platons Laches, ob man die Jünglinge in der Fechtkunst unterrichten lassen solle. Laches erklärt sich dagegen und führt ein ergötzliches Beispiel an, wie sich ein solcher Fechtmeister in einem ernstlichen Kampfe bloßstellte und bei Freund und Feind zum Gelächter wurde. Auch beruft sich Laches auf die Spartaner, die sich doch auf das Waffenhandwerk verstünden, die aber von jenen Kunstfechtern und ihren Schaustellungen nichts wissen wollten. Es sei gerade, als müßte es so sein, daß sich von denen, die sich der kunstmäßigen Waffenübungen befleißigen, noch keiner im Kriege einen Namen gemacht hat (S. 183 C: *ὥσπερ ἐπίτηδες, οὐδεὶς πώποτ' εὐδόκιμος γέγονεν ἐν τῷ πολέμῳ ἀνὴρ τῶν τὰ ὁπλιτικὰ ἐπιτηδευσάντων*).

Dieser Ausspruch des Laches oder Plato stimmt nicht nur dem Sinne nach, sondern auch im Wortlaut mit Tyrtaios überein, der einmal (Bergk 12) den Gedanken ausführt: mag einer auch im Laufen und Ringen, an Kraft und Schnelligkeit alle übertreffen, wenn es ihm an stürmischem Mute fehlt, so wird aus ihm kein tüchtiger Kriegsmann.

Οὔτ' ἂν μνησαίμην οὔτ' ἐν λόγῳ ἄνδρα τιθείμην
οὔτε ποδῶν ἀρετῆς οὔτε παλαισμοσύνης,
οὐδ' εἰ Κυκλώπων μὲν ἔχοι μέγεθός τε βίην τε,
νικῴη δὲ θέων Θρηίκιον Βορέην . . .
οὐδ' εἰ πᾶσαν ἔχοι δόξαν πλὴν θούριδος ἀλκῆς,
οὐ γὰρ ἀνὴρ ἀγαθὸς γίγνεται ἐν πολέμῳ.

Noch viel abfälliger äußert sich Euripides (bei Athen. X S. 413C) über das Athletentum; er erklärt es geradezu für das größte Übel in Griechenland:

κακῶν γὰρ ὄντων μυρίων καθ' Ἑλλάδα
οὐδὲν κάκιόν ἐστιν ἀθλητῶν γένους . . .
τίς γὰρ παλαίσας εὖ, τίς ὠκύπους ἀνὴρ
ἢ δίσκον ἄρας ἢ γνάθον παίσας καλῶς
πόλει πατρῴᾳ στέφανον ἤρκεσεν λαβών;
πότερα μαχοῦνται πολεμίοισιν ἐν χεροῖν
δίσκους ἔχοντες ἢ δι' ἀσπίδων ποσὶ
θείνοντες ἐκβαλοῦσι πολεμίους πάτρας;

Nicht so grob, aber deutlich genug verurteilt schon Homer das Athletentum in der Person des Epeios, eines Kraftprotzen von der Art des Faustkämpfers im Thermenmuseum zu Rom. Als es bei den Leichenspielen (Il. 23, 665) zum Faustkampf kommt, da erklärt Epeios von vornherein: wer nicht haben wolle, daß ihm die Knochen im Leibe zerschlagen werden, der solle sich mit dem zweiten Preis begnügen; der erste Preis gebühre ihm selbst, denn er sei der Beste im Ringkampf. Das Merkwürdige ist nun, daß Epeios diesen anmaßenden Worten hinzufügt: 'Oder ist es nicht genug, daß ich in der Schlacht zurückstehe? Unmöglich kann halt in allen Dingen ein Mann erfahren sein.'

πυγμῇ νικήσαντ', ἐπεὶ εὔχομαι εἶναι ἄριστος.
ἦ οὐχ ἅλις, ὅτι μάχης ἐπιδεύομαι; οὐδ' ἄρα πως ἦν
ἐν πάντεσσ' ἔργοισι δαήμονα φῶτα γενέσθαι.

Manche Erklärer haben an diesen Worten Anstoß genommen; sie gehören natürlich zu den Worten, wie sie die Dichter manchmal ihren Personen in den Mund legen, nicht weil sie zu deren Gedankenwelt passen, sondern weil der Dichter damit seine eigenen Ansichten kundgeben will. Daß aber Homer den Epeios als untauglichen Krieger und als einseitigen Wettkämpfer hinstellen will, geht daraus hervor, daß er den Epeios in den Schlachten niemals auftreten läßt und ihn überhaupt nur noch an einer Stelle nennt, nämlich beim Wettkampf mit dem Diskus. Dort (23, 839) zeigt er sich aber so ungeschickt im Weitwurf, daß alle über ihn lachen.

Was hier Homer an einem Beispiel veranschaulicht, daß Sport und Athletik, berufsmäßig betrieben, einseitig machen, das spricht Sokrates bei Xenophon (*συμπ.* 2, 17) mit dürren Worten also aus: er wolle es nicht machen wie die Wettläufer, die die Schenkel kräftigen aber die

Schultern schwächen, noch auch wie die Faustkämpfer, die umgekehrt die Schultern kräftigen aber die Füße schwächen, er wolle den ganzen Körper durcharbeiten und gleichmäßig stärken (*μὴ ὥσπερ οἱ δολιχοδρόμοι τὰ σκέλη μὲν παχύνονται, τοὺς ὤμους δὲ λεπτύνονται, μηδ' ὥσπερ οἱ πύκται τοὺς μὲν ὤμους παχύνονται, τὰ δὲ σκέλη λεπτύνονται, ἀλλὰ παντὶ διαπονῶν τῷ σώματι πᾶν ἰσόρροπον ποιεῖν*).

So haben die alten Griechen die gefährlichen Auswüchse des Sportes klar erkannt, und unsere Sportfreunde werden gut tun, wenn sie sich auf das Vorbild der Griechen berufen, auch diese warnenden Stimmen nicht zu überhören; auch hier gilt das Wort: 'Von den Griechen sollst du lernen!'

Fürth. Friedr. Vogel.

Ein Vorschlag für den Unterricht in der Bürgerkunde und für Jugendübungen vor hundert Jahren

Es ist das Schicksal vieler großer Gedanken gewesen, daß sie sich erst nach Jahrzehnten, sogar erst nach Jahrhunderten verwirklichten; wer aber die folgenden Sätze liest, möchte überhaupt nicht glauben, daß sie 1819 geschrieben worden sind.

'In unsern Zeiten, bei den eintretenden Verhältnissen, wo dem Volke ein großer Teil des Staatshaushaltes und Gemeindewohles in die Hände gegeben wird, ist es durchaus notwendig, daß schon die Jugend mit allen Verhältnissen im Staate und mit den vorhandenen Bestimmungen bekannt gemacht werde. Wie wohltätig wird man dann, wenn der Unterricht nicht bloß ganz tote Gegenstände betrifft, sondern das gegenwärtige Leben einschließt, bei einer vorkommenden großen Krisis auf die Nation wirken und sie zu allen den nützlichen Entbehrungen und Maßregeln leicht leiten können!'

'Die ganze Nation kann ohne den geringsten Nachteil der Erziehung, der Industrie oder Vernachlässigung eines Geschäftes kriegerisch erzogen werden. Man befolge die Winke der gütigen Natur. Was spielen Knaben am liebsten? Soldaten. Diese Neigung benütze man. Alle Knaben über zwölf Jahr alt kommen wöchentlich nur einmal an einem schicklichen Platze zusammen und werden von einem fähigen Exerziermeister eine Stunde lang im Marschieren usw. geübt. Hiermit verbindet man die zweckmäßigsten Turnübungen, welche den Körper gewandt machen und stärken. Diese Übungen werden bis zu Ende des 15. Jahres fortgesetzt und mit Liebe als ein angenehmes Spiel getrieben. Diese fünfzehnjährigen Jünglinge werden dann die Hauptsache, was man von einem Soldaten verlangt, ganz inne haben.'

Diese Sätze stehen in einer kleinen Schrift: 'Welche Folgen hat die Unabhängigkeit Amerikas auf Europa und was haben wir jetzt zu tun, um die Folgen, welche daraus entstehen, besonders für Deutschland, minder schädlich zu machen?' S. 55 und S. 47. Der Verfasser, Dr. Johann Christian Fick, war Professor der Geschichte und Geographie an der Friedrich Alexanders-Universität. Man sieht aus dem Titel, daß er die Sachen unter einem großen Gesichtspunkt auffaßte. Er war von Begeisterung und Liebe für das deutsche Vaterland erfüllt und hätte beinahe das Schicksal seines Freundes, des Buchhändlers Palm teilen müssen; er rettete sich durch die Flucht, während Palm es ablehnte zu fliehen, da er eine solche Schandtat, wie Napoleon sie ausübte, nicht für möglich hielt.

Ich verdanke die Kenntnis des Buches und der Lebensumstände des Verfassers seinem Urenkel Herrn Professor Dr. Rudolf Fick in Innsbruck.

Berlin-Friedenau. Draheim.



'Historisch-pädagogische Handschriftensammlung'

Die 'Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte', die zumal seit ihrer Verbindung mit dem 'Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht' es immer mehr als ihre Aufgabe fühlt, den Mittelpunkt aller historisch-pädagogischen Forschung in Deutschland zu bilden, ist neuerdings auch bemüht, nicht nur durch quellenmäßige Veröffentlichungen und durch Sammlung von Schulbüchertiteln und Handschriftennachweisen der wissenschaftlichen Arbeit dienstbar zu werden, sie will ihr vielmehr auch wichtiges Arbeitsmaterial in der ursprünglichen Form vorlegen können und hat in solcher Absicht nunmehr den Grundstock zu einer 'Historisch-pädagogischen Handschriftensammlung' gelegt, die in ihren neuen Arbeitsräumen, Berlin-Schöneberg, Grunewaldstr. 6—7, sicher bewahrt wird. Fräulein Mary J. Lyschinska in Wolfenbüttel hat die ehedem dem Reichstagsabgeordneten Karl Schrader und seit seinem Tode ihr gehörigen, bisher im Berliner Pestalozzi-Fröbelhause bewahrten wichtigen Teile des handschriftlichen Nachlasses Friedrich Fröbels der 'Gesellschaft' als Eigentum überwiesen. Eine Fülle von Manuskripten und Briefen Fröbels und seiner Mitarbeiter ist dadurch in den Besitz der 'Gesellschaft' gelangt. Ferner hat Frau Helma Fink geb. Münch in Elberfeld den ganzen in ihrem Besitz befindlichen handschriftlichen Nachlaß Wilhelm Münchs, ihres Onkels, der 'Gesellschaft' zum Geschenk gemacht: außer der Korrespondenz besonders die Kollegheft sowie Manuskripte pädagogischer und didaktischer Gutachten und wissenschaftlicher und künstlerischer Veröffentlichungen in großer Fülle.

Die 'Gesellschaft' richtet nunmehr an alle Freunde der historisch-pädagogischen Forschung die dringende Bitte, die neu geschaffene Sammlung durch gütige Gaben zu vermehren. Nicht nur ganze Nachlässe, sondern auch einzelne Stücke sind herzlich willkommen, und zwar auch dann, wenn die Verfasser nicht Träger so berühmter Namen sind; auch Akten zur Geschichte des Unterrichtswesens und einzelner Anstalten, kurz: alles handschriftliche Material, das irgendwie für historisch-pädagogische Forschung in Frage kommen kann, aus welcher Zeit es auch immer stamme, wird mit größtem Dank entgegengenommen. Was in der Vereinzelung bewahrt vielleicht beinahe wertlos erscheint, kann im Rahmen der neuen 'Historisch-pädagogischen Handschriftensammlung' irgendwie einmal der Forschung noch bedeutsame Dienste leisten. Alle Zuschriften wolle man richten an die 'Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte', Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße 6—7.

Kulturgeschichte des Krieges[1])

Die volkstümlichen Vorträge, die sechs Leipziger Universitätslehrer über die Kulturgeschichte des Krieges, jeder über sein besonderes Forschungsgebiet, gehalten haben, lesen sich, soweit Sachkenntnis und geistiger Höhestand in Frage kommen, wie die Schrift eines einzigen Verfassers. Schriftstellerisch genommen stehen sie nicht ganz auf gleicher Höhe. An kleineren Flüchtigkeiten fehlt es nicht beim Zeitalter der nationalen Kriege, und an einer stilistischen Ungepflegtheit leidet der Abschnitt über das Altertum. Die Palme scheint in jeder Beziehung Prof. Doren davonzutragen beim Zeitalter des Absolutismus.

Dringend sei eine Übersetzung empfohlen womöglich in alle Kultursprachen, mindestens ins Englische, das dürfte einem ehrenvollen Frieden und einem vollen moralischen Siege Deutschlands förderlich sein.

Aber auch jeder Deutsche mag aus dem vortrefflichen Büchlein neue Kenntnisse und wo nötig neuen Lebensmut schöpfen. △

---

[1]) Kulturgeschichte des Krieges von Weule usw. Aus Natur- und Geisteswelt 561. Leipzig, Teubner, 1916. 118 S. 8. 1,25 ℳ.

Gustav Krüger, Der Sozialist an der Front. Magdeburg, Pfannkuch, 1916. 120 S. 8. 1 ℳ.

Krüger war in Friedenszeiten Arbeitersekretär in Magdeburg und ist 38jährig im zweiten Kriegssommer zum Heeresdienst einberufen; vornehmlich die Kämpfe in der Champagne hat er in seinen 'Briefen eines Arbeiters' mit lebendigster Anschaulichkeit für die Leser der 'Volksstimme' geschildert. Die Muße, die ihm schwere Verwundung an der englischen Front brachte, hat er benutzt, um seine viel begehrten Mitteilungen in bescheidener Buchform zusammenzufassen; die Heeresleitung hat sechs photographische Aufnahmen beigesteuert.

Dem von echt vaterländischem Geiste getragenen Buche ist die weiteste Verbreitung zu wünschen. An dieser Stelle soll es besonders auch für die Bibliotheken der obersten Klassen empfohlen werden. Gewiß wird es eine der wichtigsten Aufgaben der Jugenderziehung auch nach dem Kriege bleiben, die Überzeugung von frühauf fest in die Herzen zu pflanzen, daß, wenn auch die Wege bis zur Gegensätzlichkeit verschieden sind, doch das gemeinsame Ziel aller politischen Parteien Wohl und Größe des Vaterlandes ist. Dieser notwendigen Grundanschauung den Boden zu bereiten, ist das Buch des Gefreiten Krüger in hohem Maße geeignet.

Magdeburg. Ant. Funck.

Andre Jolles, Ausgelöste Klänge. Briefe aus dem Felde über antike Kunst. Veröffentlicht von Ludwig Pallat. Berlin, Weidmann, 1916. 101 S. 8. Geb. 2,50 ℳ.

Briefe eines feldgrauen jungen Gelehrten, wohl mehr Kunstphilosophen als Altertumsforschers, an eine Freundin (133), die, ein zwölfjähriges Kind scheint es, in die Gedanken- und Formenwelt der klassischen Kunst einführen möchte: geschrieben in abgerissenen Gefechtspausen, daher naturnotwendig überwiegend aphoristisch, nicht ohne Nietzschische Anklänge, stellenweis übergeistreich — Pallas Athene = ecclesia militans —, aber doch mit viel wirklich klugen Bemerkungen.

Der tragischen Kartharsis wird eine neue Erklärung zuteil: Furcht durch Mitleid gereinigt! Überschwenglich wird Aeschylos gefeiert, eine glänzende Charakteristik des Aristophanes steht am Schluß.

Einige Stilproben: 'Der vollkommenste Weg, der Natur zu entfliehen ist die Baukunst, die Kunst, mit natürlichen Mitteln etwas zu schaffen, was es in der Natur nicht gibt. Gottesdienst ist die Kunst, mit übernatürlichen Mitteln zu erreichen, was es in der Natur nicht gibt'. Oder: 'Wenn man als Stichwort der klassischen Kunst' 'nichts Menschliches ist mir fremd' wählt, so muß man von der archaischen Kunst 'nichts Menschliches ist mir geläufig' sagen (27).

Das Ganze, ein Kriegstagebuch, wie es selbst unter unsern Landwehroffizieren nicht viele schreiben können. △

ANZEIGEN

1) Georg Kerschensteiner, Charakterbegriff und Charaktererziehung. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1915. X u. 267 S. 2,60 ℳ, geb. 3,20 ℳ.

Für das Buch ist charakteristisch die innige Wechselbeziehung zwischen Praxis und Theorie, die überhaupt die Schriften Kerschensteiners zu einer so anregenden und gewinnbringenden Lektüre macht. Ihm erwachsen seine theoretischen Probleme aus der Praxis, und er ringt nach ihrer Klärung und Lösung, um mit der neu erworbenen Einsicht die Praxis wider zu befruchten.

Der Verfasser geht von der Beobachtung aus, daß das Wort 'Charakter' recht vieldeutig ist. Um die mit dem Wort sich verbindenden Begriffe klar, fest und bestimmt zu umreißen, unterscheidet er nicht weniger als sechs Bedeutungen. Es sind folgende:

1. 'Charakter' gleich 'Merkmal' oder 'Summe von Merkmalen, die ein Ding' naturwissenschaftlich scharf bestimmen (z. B. Charakter der Säugetiere).

2. 'Charakter' im Sinne weniger scharf bestimmter Merkmale (z. B. Charakter einer Landschaft).

In beiden Fällen bezeichnet Charakter einen 'wertfreien' Tatsachenbegriff. Kerschensteiner schlägt dafür den Ausdruck 'Aggregatscharakter' vor.

3. 'Charakter' im engeren Sinne, im Sinne der ethischen, ästhetischen und logischen (bewertenden) Beurteilung. Da es sich hier um die beharrliche Verfassung und das Zusammenstimmen der menschlichen Funktionen handelt, so empfiehlt der Verfasser dafür die Namen 'Funktionscharakter' (oder 'Charakter' schlechthin).

4. 'Charakter' (wider im naturwissenschaftlichen, wertfreien Sinn) als individuelles Aggregat von bestimmten Anlagen, Fähigkeiten oder Merkmalen —, 'psychophysische Charakteranlage' oder 'psychophysischer Charakter'. Als die zwei Teilkomplexe des Charakters in diesem Sinne werden unterschieden:

5. Der 'intelligible Charakter', d. h. diejenigen angeborenen Funktionen, deren Vorhandensein oder Mangel entscheidend ist für die Möglichkeit, einen Charakter im eigentlichen Sinne (3.) zu erziehen, die also die wesentlichen Hilfskräfte darstellen, die der Erzieher ausspielen kann, um den ethischen Charakter herauszubilden.

6. Der 'biologische Charakter', d. i. der übrige Bestand der angeborenen Charakteranlage, also diejenigen Funktionen, die durch die Erziehung unter die Herrschaft des 'intelligiblen' Charakters zu bringen sind.

Daß gegen die von Kerschensteiner gewählten Bezeichnungen der verschiedenen Charakterbegriffe mancherlei einzuwenden ist, gedenke ich an anderer Stelle[1]) ausführlich darzulegen.

Die Lektüre der vier ersten Kapitel, die im wesentlichen der Unterscheidung der aufgezählten Bedeutungen gewidmet sind, bietet auch dadurch manche Schwierigkeiten, daß Kerschensteiner darin mit einer Reihe von Philosophen und Psychologen, die ebenfalls den Begriff des Charakters und der Individualität behandelt haben, sich ausführlich kritisch auseinandersetzt.

Um so erfreulicher und anziehender sind dann die folgenden neun Kapitel, in denen Kerschensteiner hauptsächlich Eigenes gibt, und in denen sein psychologischer Blick und sein pädagogischer Takt sich bewähren.

In den Kapiteln 5 bis 8 werden die Eigenschaften behandelt in die Kerschensteiner den 'intelligiblen' Charakter zerlegt: 'Willensstärke, Urteilsklarheit, Feinfühligkeit, Aufwühlbarkeit'. Die wissenschaftlich-psychologische Analyse würde hier wohl noch manches zu unterscheiden und anders zu gruppieren haben, aber für die Erziehungspraxis werden die von Kerschensteiner dargelegten vier Begriffe recht wertvolle Gesichtspunkte abgeben.

Nach einem Zwischenkapitel (9), das dem — auch sonst berücksichtigten — Charakterbegriff bei Herbart gewidmet ist, folgt als Schlußteil wider eine Gruppe von vier Kapiteln (10—13) die a) das Wesen der Charaktererziehung, b) die Charaktererziehung in der Familie, c) durch die Schule, d) die Selbsterziehung behandeln.

In einem Anhang sind 'Anmerkungen, Zusätze und Erläuterungen' beigefügt.

Noch ein paar kritische Einzelbemerkungen mögen hier ihre Stelle finden.

Bei einer Neuauflage würde es sich empfehlen mit Rücksicht auf die gewiß zahlreichen Leser des Buches, die kein Griechisch verstehen, den griechischen Worten (z. B. auf S. 88 ff.) lateinische Umschrift und deutsche Übersetzung beizufügen.

Zwei wenig verschiedene Empfindungen sollte man nicht als 'benachbarte Werte' und das Urteil über die Verschiedenheit von Empfindungen nicht als 'Werturtel' bezeichnen, wie es S. 121 geschieht. Gerade weil über die Fragen der Wertpsychologie und -philosophie noch viele Unklarheiten bestehen, sollte man in der Ausdrucksweise auf diesem Gebiet sehr vorsichtig sein.

Bei naturwissenschaftlichen Beobachtungen sprechen — streng genommen — niemals 'die Sinnesorgane das letzte Wort der Entscheidung' (wie es S. 121 heißt), die Entscheidung erfolgt immer durch

---

[1]) In den 'Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht' (Langensalza, Beyer & Söhne).

Urteilen, was keine Funktion der Sinnesorgane ist. Für das Urteilen ist freilich die Feinheit der sinnlichen Empfindung — die ja das beurteilte Material bietet — von hoher Bedeutung.

Die Entwicklung der 'Feinfühligkeit' im Sinne der Fähigkeit, kleinste Empfindungsunterschiede zu bemerken und richtig zu deuten, dürfte vielleicht weniger auf eine Entwicklung des 'Sinnesorgans' (S. 120) selbst — das durch sehr starke Inanspruchnahme eher abgenutzt wird — als auf Erwerb zahlreicher und stets zu Reproduktion bereiter Erfahrungen beruhen, vermittels deren jene Unterschiede 'apperzipiert' werden.

Solche 'Erfahrungen' stellen sich vom Gesichtspunkt der physiologischen Psychologie als ein reicher Komplex von 'Spuren' in der Großhirnrinde dar, die miteinander assoziiert sind. Man sollte aber hier das Psychische, insonderheit das Bewußte, und das Physische sorgsam auseinanderhalten. Das geschieht nicht, wenn z. B. S. 223 gesagt wird: 'Die dauernde, gefühlsbetonte (psychisch-bewußte)[1]) Erregung (physiol.) der alle verwandten Bewußtseinsinhalte (psych.) verbindenden Assoziationsbahnen (physiol.) und der von den Inhalten (psych.) erfüllten Gehirnzellen (physiol.) durch die Gefühle (psych.), die eine Vorstellung (psych.) auslöst'.

S. 179 bemerkt der Verfasser: 'Nicht in der Nötigung zu einem ungern angenommenen Zweck wurzelt allein der echte Begriff der Pflicht, wie Kant lehrt und wie viele Erziehungssysteme annehmen'. Diese — weitverbreitete — Ansicht von Kants 'Rigorismus' dürfte ihre Berichtigung finden durch Beachtung der Auseinandersetzung Kants mit Schiller in der Schrtft 'Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft' (Reclam S. 21 f. Anmerkung).

2) **Ernst von Sallwürk, 'Die Schule des Willens als Grundlage der gesamten Erziehung'.** Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1915. VIII u. 546 S. Geb. 12 ℳ.

Wir geben zunächst einen Überblick über den Inhalt dieses umfangreichen Werkes. Es gliedert sich in vier Hauptteile. Der erste trägt die Überschrift 'Wille und Welt'.

Es liegt dabei der Gedanke zugrunde, daß die Handlungen des Menschen 'Gegenwirkungen auf Reize sind, die ihm aus der äußeren Welt zukommen' (S. 1)[2]). Insbesondere ist es das Leben in der Gemeinschaft, das die für das Handeln normgebenden sittlichen Anschauungen bedingt. In dem Gemeinschaftsleben kommt aber nicht nur die Gegenwart zur Geltung, sondern auch die Geschichte und die Erfahrung der Jahrhunderte. 'Die Geschichte bietet aber weiterhin der Kunst den würdigsten Stoff zu ihren Gestaltungen. Die Kunst dient gleichfalls einer sozialen Aufgabe, indem sie die Ideen ihrer Zeit verkörpert. Dadurch gewinnt sie einen großen Einfluß auf das sittliche Urteil der Zeit. Die Geschichte zeigt, was recht, gesetzlich, den höheren Zwecken der Mensch-

---

[1]) Das Eingeklammerte ist vom Ref. zugesetzt.

[2]) Diese Grundauffassung dürfte dem spontanen und schöpferischen Charakter des Willenslebens nicht ganz gerecht werden.

heit förderlich ist[1]); die Kunst stellt das Große, das Gewaltige und Erhebende vor die Blicke ihrer Zeit.' Endlich übt die Welt der Umgebung, in der das Menschenkind von Geburt an lebt, den eindringlichsten und nachhaltigsten sittlichen Einfluß auf es aus.

Diese Erwägungen führen den Verfasser zur Zerlegung des ersten Hauptteils in drei Unterteile: 1. Die Lehre der Geschichte; 2. Die Lehre der Dichter; 3. Die Lehre der Umgebung.

Der zweite Hauptteil 'Das Willensleben' soll 'die Naturgeschichte des Willens darstellen' (S. 6)[2]). Er gliedert sich in die Abschnitte: 1. Die Psychologie des Wollens; 2. Hemmnisse und Fördernisse des Willens; 3. Temperament und Charakter.

Der dritte Hauptteil geht auf die Wirkungen des Wollens ein; er trägt den Titel: 'Der Wille als Weltgestaltung', und hier soll auch der Wille 'als Schöpfer und Gesetzgeber' (S. 6) charakterisiert werden[3]). Die Unterteile sind: 1. Der Wille und das Denken; 2. Die großen Erfüllungen (in Wissenschaft, Kunst und Religion); 3. Der Beruf des menschlichen Lebens. ('Der menschliche Beruf ist Gestaltung der Welt nach den Normen der Sittlichkeit. In dieser Arbeit betätigt sich unser Wille; dabei sollen Wissenschaft, Kunst und Religion seine Ruheplätze[4]) sein, von denen er immer mit verjüngter Kraft in das Leben, das sein Handeln erwartet, zurückkehrt' S. 376.)

Den Gegenstand des vierten Hauptteils bildet das Erziehungswesen, das nach den drei Seiten der Haus-, Schul- und Volkserziehung behandelt wird.

Wollte ich mich mit den Ausführungen des Verfassers, die alle Gebiete der Erziehung berühren, nach ihrem ganzen Umfang auseinandersetzen, so wäre dazu ein neues Buch erforderlich. Eine solche Auseinandersetzung würde zudem vermutlich ergebnislos bleiben, weil die Darlegungen Sallwürks über Erziehungsfragen den Charakter eines 'persönlichen'

---

[1]) Auch hier ist das Schöpferische des Menschengeistes verkannt. Es ist einer der berechtigten Grundgedanken der Kantischen Ethik, daß wir den Begriff des Guten und Rechten nicht einfach aus der Erfahrung (auch nicht aus der geschichtlichen Erfahrung) passiv herübernehmen können. Die Erfahrung von dem, was ist, kann uns nicht für sich allein lehren, was sein soll. Wir müssen die Idee des Guten und Rechten in uns spontan erzeugen, um einen Maßstab für die geschichtlichen Erscheinungen zu haben, um zu beurteilen, ob das, was den Anspruch erhebt, gut und recht zu sein, in Wahrheit auch als solches zu gelten habe.

[2]) Beiläufig sei bemerkt: in einer Betrachtung, die das Wollen als 'Natur'-vorgang auffaßt, hat der Begriff der (indeterministischen) Freiheit, wie ihn der Verfasser vertritt, keine Stelle. Denn — wie ebenfalls Kant klar gezeigt hat — mit einer 'ersten Ursache' (einer 'neuen Kausalität' wie Sallwürk S. 120 sagt) kann die Naturerkenntnis nichts anfangen. 'Die Kausalität ist kein Fiaker, den man beliebig halten lassen kann' — wie Schopenhauer einmal witzig bemerkt (vgl. mein 'Problem der Willensfreiheit' Göttingen 1911).

[3]) Nur müßte dieser Charakter auch schon in den grundlegenden Bestimmungen zur Anerkennung gelangen.

[4]) Demgegenüber wäre freilich zu bemerken, daß Wissenschaft und Kunst selbst höchste Anspannung der Kraft fordern, und daß selbst in der Religion gerade in der Gegenwart der aktive Charakter vielfach hervortritt (besonders in manchen Formen der 'Kriegsfrömmigkeit').

Bekenntnisses tragen, das aus der Tiefe der allgemeinen Welt- und Lebensanschauung hervorquillt. Jedenfalls wird man aber von den Gedanken eines so erfahrungsreichen Schulmannes mit geistigem Gewinn Kenntnis nehmen, wenn man auch ihre ausgeprägt konservative Grundtendenz nicht immer teilt.

Wir beschränken unsere kritischen Bemerkungen auf einige psychologische Grundfragen, da es sich hier um rein 'wissenschaftliche' Probleme handelt, nicht um solche, die durch subjektive Stellungnahme und persönliche Überzeugung ihre praktische Lösung finden.

Die psychologischen Teile von Sallwürks Werk verraten eine ausgebreitete Kenntnisnahme psychologischer Literatur, ja sie verraten meines Erachtens zu viel davon, indem sie gelegentlich das Gepräge von Exzerptensammlungen annehmen. Ich bezweifle sehr, ob das für die psychologische Bildung des Lesers förderlich ist. Noch herrschen in unserer heutigen psychologischen Wissenschaft tiefgehende Meinungsverschiedenheiten. Wenn nun zu einzelnen Problemen Ansichten von Psychologen, die ganz entgegengesetzte Grundanschauungen vertreten und vielfach auch mit den gleichen Worten verschiedene Bedeutung verbinden, zusammengestellt werden[1]), so wird dies auf den Leser, zumal den noch weniger Psychologiekundigen, leicht verwirrend wirken. Hat man doch den Eindruck, daß der Verfasser gelegentlich selbst über dieses Chaos widerstreitender Ansichten nicht innerlich Herr geworden sei!

Dies verrät sich, wie mir scheint, sogar in den Ausführungen über den eigentlichen Gegenstand des ganzen Werkes, den Willen.

Es ist eine in der neueren Psychologie viel verhandelte Frage, welche Bewußtseinselemente anzuerkennen sind, d. h. welche relativ einfachen Erlebnisse sich bei der Selbstbeobachtung darbieten, auf die die komplizierteren Vorgänge zurückgeführt, die aber ihrerseits nicht weiter in relativ selbständige Teile zerlegt werden können.

So geht z. B. die aus England stammende, bei uns von Georg Elias Müller u. a. vertretene sensualistische Richtung darauf aus, nur eine Art von Bewußtseinselementen anzuerkennen, die Empfindungen (einschließlich ihrer Reproduktionen). Unter Empfindungen versteht man dabei die relativ anschaulichen Bewußtseinsinhalte wie blau, grau, Ton c, süß, warm, hart usw., deren Auftreten normalerweise an die Einwirkung eines Reizes auf ein Sinnesorgan geknüpft ist.

Andere Psychologen, wie z. B. Wilhelm Wundt, erkennen neben den Empfindungen nur noch die Gefühle als besondere Bewußtseinselemente an (und unterscheiden dabei drei Gefühlsrichtungen: 1. Lust—Unlust; 2. Spannung—Lösung; 3. Erregung—Beruhigung).

Das soll nun nicht etwa besagen, daß sie das 'Wollen' leugnen. Vertritt ja doch Wundt selbst sogar eine voluntaristische Psychologie, d. h. eine solche, die in dem Wollen das zentrale und beherrschende seelische Geschehen erblickt. Es soll vielmehr bedeuten, daß dieses seelische Geschehen, soweit es sich im Bewußtsein beobachten und analysieren läßt, auf Empfindungen und Gefühle zurückführbar sei.

---

[1]) Vgl. z. B. S. 116—9; 122 f.; 131 f.; 206—39; 245 f.; 253 ff.

Diese Auffassung scheint im allgemeinen auch Sallwürk zu teilen. Er stimmt nämlich[1]) dem Satze des Psychologen Rehmke zu: 'Wille ist keine Bestimmtheit des Bewußtseins[2]), wie Wahrnehmen, Fühlen und Denken, sondern er ist die Seele selbst, insofern [er][3]) diese als Augenblickseinheit sich ursächlich auf eine künftig mögliche Veränderung bezieht'.

Wenn nun aber der Wille kein Bewußtseinselement, keine 'Bestimmtheit' des Bewußtseins ist, sondern sich im Bewußtsein nur durch eigenartige Komplexe von Empfindungen und Gefühlen verrät, so muß er doch logischerweise als etwas Unbewußtes angesehen werden.

Man ist deshalb recht erstaunt, wenn Sallwürk S. 247 von 'Akten unseres bewußten[4]) Willens' redet und in einer Anmerkung hinzufügt: 'Wir sprechen hier vom bewußten Willen, obwohl unsere bisherigen Erörterungen die Annahme eines unbewußten[4]) Willens nicht[4]) zulassen'.

Nicht minder auffällig ist es, daß unser Verfasser den Beobachtungen des Königsberger Psychologen Narziß Ach zustimmt[5]), der — gerade im Gegensatz zu Wundt und Rehmke — in dem eigentlichen Willensakt, nämlich dem 'Entschluß' einen besonderen, auf Empfindungen und Gefühle nicht zurückführbaren, elementaren Bewußtseinsvorgang erblickt. Ach führt den Ausdruck 'aktuelles Moment' ein und bemerkt dazu: 'Dieses schließt den definitiven Entschluß zur Handlung in sich. Das Subjekt bestimmt sich damit selbst; es sagt sich: ich will wirklich.'

Sallwürk stimmt dem ausdrücklich zu mit dem Satze: 'Diese Beobachtung entspricht durchaus der Erfahrung', und er erklärt kurz darauf (S. 130): 'Der Wille ist also eine Erscheinung des Bewußtseins'. Wie stimmt das damit, daß er S. 94 im Anschluß an Rehmke versichert hat: 'Der Wille ist keine Bestimmtheit des Bewußtseins'?!

Was die sachliche Frage selbst betrifft, so halte auch ich die Feststellungen Achs für zutreffend. Auch bin ich der Ansicht, daß nicht nur in dem eigentlichen Akt des Entschlusses, d. h. jener inneren Zustimmung oder Verwerfung[6]), die über unser Verhalten entscheidet, ein besonderes Bewußtseinselement vorliegt, sondern auch in den (unwillkürlich auftretenden) Strebungen, bzw. Begehrungen, zu denen wir dann im 'Entschluß' zustimmend oder ablehnend Stellung nehmen.

Sallwürk ordnet diese Erlebnisse des Strebens dem Begriff des Gefühls unter, aber es kommt doch auch jenes aktive Moment des Drängens und Treibens bei ihm tatsächlich zur Anerkennung; so wenn er schreibt: 'Aus ihm (dem Gefühl) fließen alle Antriebe zum aktiven Ein-

---

[1]) A. a. O. S. 94.
[2]) Von mir gesperrt.
[3]) Ist wohl Druckfehler.
[4]) Von mir gesperrt.
[5]) A. a. O. S. 128, womit zu vergleichen ist S. 116.
[6]) Diese ist meines Erachtens wohl zu unterscheiden von der theoretischen Bejahung oder Verneinung im Urteilsakt. Ich bemerke dies ausdrücklich, weil Sallwürk diese wichtige Unterscheidung nicht vollzieht, was für ihn auch ein Grund ist, das Wollen als eigenartige Bewußtseinserscheinung zu leugnen. So wird z. B. S. 96 die 'Entschließung' einfach als 'Urteil' bezeichnet (wir werden auf die Stelle unten zurückkommen).

greifen'[1]); ferner: 'Das Gefühl treibt und erwärmt'[2]); oder endlich: 'Die Gefühle, die beim Willensakt mitspielen, sind besonders dringender Natur'[3]).

Hat uns diese Erörterung schon zu den Bedingungen des 'Wollens' (im engsten Sinne), nämlich des sich Entschließens, geführt, so sei hier gleich ein weiteres Bedenken ausgesprochen, das sich mir in diesem Zusammenhang aufdrängte.

Vielfach wird doch ein Entschluß dadurch bedingt sein, daß unwillkürlich auftretende Impulse — mögen wir solche nun 'Gefühle' nennen oder sie als 'Strebungen', 'Begehrungen' usw. bezeichnen — uns zu einem bestimmten Verhalten antreiben. Während nun das Kind in der Regel der Spielball solcher 'Impulse' ist, wird sich mit steigender innerer Reife eine Beurteilungsinstanz geltend machen, die uns sittliche (oder auch ästhetische, religiöse u. a.) Normen zum Bewußtsein bringt und dadurch unsere Entschließungen maßgebend beeinflußt. Was ich hier meine, ist uns allen geläufig unter dem populären Namen 'Gewissen' — wobei wir beachten wollen, daß man ja nicht bloß von einem sittlichen und religiösen, sondern auch von einem künstlerischen und logischen (bzw. wissenschaftlichen) Gewissen redet, und zwar mit Recht redet.

Für alle Erziehung und Selbsterziehung ist die Ausbildung dieser 'Beurteilungsinstanz' und die Erweiterung ihres Machtbereichs von allergrößter Bedeutung, und es muß darum auch für die pädagogische Psychologie ein wichtiges Anliegen sein, über deren psychische Natur ins Reine zu kommen.

Was sich darüber bei Sallwürk findet, scheint mir nun freilich recht anfechtbar.

Er bezeichnet jene Kontroll- und Beurteilungsinstanz einfach als 'Verstand' oder 'Intellekt'; er identifiziert also insofern 'Verstand' und 'Gewissen'. So bemerkt er S. 109, der Konflikt der Pflichten werde durch 'den prüfenden Verstand' geschlichtet; ebenso S. 111. 'Nun überläßt das Gefühl das weitere dem prüfenden Verstand'; ferner S. 112: 'Das Gefühl treibt und erwärmt, der Verstand muß leiten und richten'; endlich erklärt er S. 243 zusammenfassend: 'Unsere Darstellung des Willenslebens läßt erkennen, daß der Willensvorgang vom Gefühl angeregt wird, von welchem der Intellekt die Aufgabe übernimmt, die Gültigkeit der vom Gefühl wachgerufenen Interessen zu prüfen und festzustellen'.

In Übereinstimmung damit nennt er die Funktion jener Instanz 'Urteil', z. B. S. 96: 'Aber auch dieses (nämlich: das Gefühl des Menschen) unterliegt der Aufsicht seines Urteils, das seinem Andringen widerstehen oder nachgeben kann, und damit ist auch der ganze Willensvorgang abgeschlossen, so daß für die Aufstellung eines eigenen Willensvermögens die Grundlage fehlt'[4]).

---

[1]) A. a. O. S. 103.

[2]) S. 112.

[3]) S. 94.

[4]) Beiläufig die Frage: Wie stimmt mit dieser Erklärung die Ausführung auf S. 243, wo jener Akt des 'Urteils' oder 'Entschließung' (wie er S. 96 heißt) als 'Akt der Determination oder des Selbstzwanges' bezeichnet und als ein besonderer charakterisiert wird, 'den wir weder dem Gefühl noch dem Intellekt zuweisen können'?!

Nicht dagegen richtet sich mein Bedenken, daß Sallwürk das Vermögen zu 'urteilen' als 'Verstand' oder 'Intellekt' bezeichnet. — Das ist allgemein üblich und mag so bleiben. — Einspruch aber erhebe ich dagegen, daß man jene prüfende und leitende Instanz des Wollens mit dem 'Verstand' identifiziere, und daß man deren 'Beurteilungen' (d. h. Werturteile) mit den theoretischen 'Urteilen' des Intellekts verwechsele.

Man glaube nicht, daß es sich hier um terminologische Liebhabereien handele; es kommen vielmehr wichtige sachliche Verschiedenheiten in Betracht, die auch in der heutigen wissenschaftlichen Psychologie ziemlich allgemein zur Anerkennung gelangt sind[1]). Aber auch schon die populäre Psychologie wird niemals einen 'verständigen' ('gescheiten', 'klugen', 'intelligenten') Menschen ohne weiteres mit einem 'gewissenhaften' identifizieren.

Natürlich spielt auch der 'Verstand' unter den bedingenden Faktoren des Willensentschlusses eine Rolle, aber nie als oberster Richter und Leiter, sondern als Diener, der die Wege zur Erreichung des gewollten Zieles, die Mittel zur Durchführung des Entschlusses, anzugeben hat.

Und wenn man den, der stets den eigenen Nutzen in erster Linie anstrebt, einen 'Verstandesmenschen' zu nennen pflegt, so ist diese Bezeichnung psychologisch, streng genommen, unzutreffend. Denn daß er seinen eigenen Nutzen am höchsten schätzt, das ist selbst kein theoretisches, also kein 'Verstandes'urteil, sondern ein Werturteil, eine 'Beurteilung' (das seinerseits auf Gefühle und Strebungen zurückgehen mag). Zuviel 'Verstand' kann niemand haben, aber oft haben die Menschen zu wenig Gefühl und Wertschätzung für Andere oder für überindividuelle Zwecke.

Leider ist in die populäre Sprache der Ausdruck 'Werturteil' noch nicht in dem Maße eingedrungen, als es wünschenswert und sachgemäß wäre[2]). Die Pädagogik muß sich aber um so eindringlicher mit der Psychologie der Wertgefühle und Werturteile befassen, als sie die seelische Quelle der Ideale und Normen bilden.

Noch gar manches hätte ich gegen die psychologischen Ausführungen Sallwürks einzuwenden. So wird die große Bedeutung, die er S. 97—102 den 'Bewegungsvorstellungen' für den Vollzug der äußeren Handlungen zuschreibt, unter den heutigen Psychologen scharfem Widerspruch begegnen; noch mehr die Behauptung, daß die 'Assoziationen selbst nur durch die Zustimmung unseres Willens zustande kommen' (S. 250). Ich vermisse auch eine klare Darlegung darüber, was der Verfasser unter 'Empfindung' versteht. Was ich darunter verstehe — in Übereinstimmung

[1]) Ich muß hier der gebotenen Kürze halber auf das Kapitel über die Werturteile in meiner 'Psychologie' Stuttgart 1914 verweisen. Dort findet man auch die nähere Begründung für meine sonstigen psychologischen Ansichten, die ich hier nur mehr andeuten als ausführen kann.

[2]) Jedenfalls aber legt sie die Werturteile nicht dem Verstand, sondern allenfalls der 'Vernunft' bei. So auch Sallwürk im Anschluß an einen scholastischen Psychologen S. 119: 'Die Erkenntnis und die Wahl des Guten ist Sache der Vernunft' und S. 207 spricht er von einem 'vernünftigen' Willen, 'der höhere, über den Bereich der Individualität hinausgehende Ziele ins Auge faßt'. Auch an Kants Begriff der 'praktischen Vernunft' darf hier erinnert werden.

mit der psychologischen Wissenschaft der Gegenwart — habe ich oben gesagt. Aber Sallwürk muß wohl einen anderen Empfindungsbegriff haben, denn er schreibt z. B. S. 93 die Empfindungen neben den Gefühlen dem 'zuständlichen Bewußtsein' zu. Nach dem herrschenden Empfindungsbegriff gehören sie aber in erster Linie zum 'Gegenstands'-bewußtsein, da sich ja doch die wahrgenommenen Objekte (ihrem materialen oder inhaltlichen Bestand nach) aus Empfindungen aufbauen. Ferner liest man S. 244 mit Erstaunen, daß 'aus den Eindrücken der Empfindungen' 'sowohl die Sinnesorgane als das Gefühl ihre Anregung erhalten'. In Wahrheit ist es doch so, daß die Eindrücke auf die Sinnesorgane Bedingungen der Empfindungen sind. — Veraltet scheint mir, was Sallwürk S. 259ff. über die 'Umkehrung' des Netzhautbildes und das 'Hinausprojicieren' des Gegenstandes bei der Gesichtswahrnehmung sagt.

Meine kritischen Bemerkungen werden es rechtfertigen, wenn ich das Werk Sallwürks vom Gesichtspunkt der pädagogischen Psychologie aus nicht als empfehlenswert beurteile.

3) Martin Faßbender, Wollen, eine königliche Kunst.' 'Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung.' Zweite und dritte umgearbeitete Auflage. Verlag von Herder in Freiburg i. B., 1916. 2,60 ℳ, geb. 3,40 ℳ.

Das klar und flüssig geschriebene — nur gelegentlich etwas weitschweifige[1]) — Buch beschäftigt sich vor allem mit der Selbsterziehung. Zwar berücksichtigt der Verfasser auch manche modernen Vertreter der Psychologie, Ethik und Pädagogik, aber besonders schöpft er aus der erzieherischen Tradition der katholischen Kirche, der ja in der letzten Zeit auch an Fr. W. Förster ein begeisterter Lobredner erstanden ist.

Faßbenders Buch enthält sehr viel Wertvolles — übrigens von keinem besonnenen 'Modernen' bestrittenes — zur Technik der Erziehung und Selbsterziehung. Es ist zugleich wohl geeignet, tief eingewurzelte und weitverbreitete Mißverständnisse und Vorurteile über katholische Lehre und Praxis zu berichtigen.

So heißt es S. 51: 'Die Triebe als solche sind nicht ethisch schlecht. Es handelt sich bei den Trieben vielmehr um Äußerungen der nach Entfaltung strebenden Natur, um Strebungen zur Verwirklichung des menschlichen Wesens, also um Naturanlagen, welche unter vernünftiger Leitung der Erhaltung, Wohlfahrt und Vervollkommnung der Menschheit zu dienen bestimmt sind.' Ebenso wird S. 127 der Gedanke, 'das Geschlechtliche sei an sich etwas Verwerfliches' als falsch bezeichnet. Wie wennig die Bedeutung des Körperlichen übersehen wird, zeigt sich darin, daß der Verfasser S. 96ff. eingehende Ratschläge über zweckmäßige Ernährung gibt. Beachtenswert sind auch die Ausführungen über die ethische Bedeutung der Beichte und Kommunion (S. 221ff.) und die katholische Aszese (S. 181ff.). Freilich werden dabei unsinnige

[1]) Vgl. z. B. die Ausführungen über die Freimauerei S. 154ff. und den 17 Seiten umfassenden Anhang über Ignatius von Loyolas 'Exercitia spiritualia' (S. 266ff.). Nötiger wäre es gewesen, daß der Verfasser die im Text erwähnten Bücher genau zitiert hätte (d. h. mit Ort und Zeit des Erscheinens).

Übertreibungen (wie sie von den 'Säulenheiligen' u. a. berichtet werden) nicht ausreichend als solche gekennzeichnet. Andererseits ist die Bemerkung berechtigt: 'Daß der Protestantismus gegen das Fastengebot wie gegen die ganze Aszese in der Zeit seiner Begründung sturmlaufen zu müssen glaubte, zeugt von geringem psychologischen Verständnis' (S. 194). In der Tat kommt man denn neuerdings in protestantischen Kreisen zu einer besseren Würdigung der Aszese. 'In einer protestantischen Denomination wie der Heilsarmee kommt der Grundgedanke der katholischen Fastengebote in der sog. 'Selbstverleugnungswoche' sehr deutlich zum Ausdruck'. (S. 195).

Bei aller gerechten Würdigung der aus dem Geistesleben der katholischen Kirche erwachsenen pädagogischen Gedanken ist freilich nicht zu übersehen, daß diese Kirche infolge ihres Anspruchs auf absolute, 'unfehlbare' Autorität das Ideal der sittlichen Autonomie im Sinne Kants nie rückhaltlos anerkennen kann. (Darüber scheint sich auch Fr. W. Förster nicht im klaren zu sein.) Wer aber in diesem Autonomie-Ideal eine Errungenschaft des modernen Geisteslebens sieht, die nicht wider preisgegeben werden darf, der wird sich über das höchste Erziehungsziel mit dem Katholizismus nicht einigen können. Das schließt aber nicht aus, daß er über Erziehungsmethoden und -mittel aus der katholischen Theorie und Praxis manches lernen kann — auch über die Aszese, denn daß diese lediglich der religiös begründeten Ethik und Pädagogik zu Gebote stehe: diese Ansicht Faßbenders kann ich nicht teilen.

4) E. v. Aster, a. o. Professor an der Universität München, Einführung in die Psychologie. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1915. 119 S. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ. (= 'Aus Natur und Geisteswelt.' 492. Bändchen.)

Das Büchlein soll den Leser einführen 'in diejenige Betrachtungsweise des Seelenlebens, die in der heutigen wissenschaftlichen Psychologie im wesentlichen geübt und vertreten wird, und in die wichtigsten ihrer Resultate'. Für das Gebiet der neueren experimentellen Einzeluntersuchungen, das nur sehr knapp berücksichtigt ist, wird verwiesen auf das in der gleichen Sammlung erschienene Bändchen (Nr. 484) von Braunshausen, 'Einführung in die experimentelle Psychologie'.

Der Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat, ist er in hohem Grade gerecht geworden: die Auswahl und Anordnung des Stoffes ist sehr geschickt, die Darstellung klar und geschmackvoll.

Gießen. A. Messer.

---

1) R. Heidrich, Handbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen. Dritter Teil: Glaubens- und Sittenlehre. Dritte, zum Teil umgearbeitete Auflage. Berlin, J. Guttentag, 1915. XC und 522 S. 8. 10 ℳ, geb. 11 ℳ.

Dem Hauptteile gehen verschiedene grundlegende Betrachtungen voran, welche die Entwicklung der christlichen Glaubenslehre, Lehrstoff und Lehrplan für den Religionsunterricht, besonders in der Glaubens- und Sittenlehre, und die einschlägige Literatur behandeln. In der darauffolgenden Einleitung verdient besonders der Hinweis Beachtung, wie in der neueren Zeit die Glaubenslehre durch die Wissenschaft bestimmt

wird (S. 6 und 7). Gleich am Anfang des ersten Abschnitts wird der Materialismus in seiner Unhaltbarkeit und die Unmöglichkeit, 'die sieben Welträtsel' restlos zu lösen, in einleuchtendster Weise dargestellt. Ebenso wird das Wesen der Religion und ihre Herleitung eingehend behandelt, wobei mit Recht betont wird, daß es keine religionslosen Völker gibt. Höchst dankenswert sind die lichtvollen Ausführungen über die beiden biblischen Schöpfungsberichte und ihr Verhältnis zu den Schöpfungsberichten anderer Völker, über die göttliche Weltregierung und das Naturgesetz, über den Ursprung der Sünde und die Willensfreiheit. Es wird darauf hingewiesen, wie die orthodoxe an Augustin sich anschließende Lehre von der Sünde und die liberale auf Pelagius beruhende sich zwar einander genähert haben, sich aber doch noch wesentlich unterscheiden (S. 126). Sehr schön wird das Wissen von Jesus als Gegenstand der Wissenschaft und der Glaube an ihn auseinander gehalten. Dagegen scheint die Darstellung der Gnadenmittel noch zu stark von Luther beeinflußt, so daß der moderne Standpunkt nicht klar hervortritt. Folgender Satz wäre besser weggeblieben, da er die nächsten treffenden Bemerkungen nur verdunkelt: 'So ist also die Taufe, obwohl sie doch nur mit Wasser vollzogen wird, dennoch eine Taufe mit dem Geiste Gottes, dessen Besitz sie uns verbürgt und vermittelt' (S. 241). Im Anschluß an den Römerbrief wird im vierten Abschnitt die Frage beantwortet: 'Wie wird der Mensch vor Gott gerecht?' Im Abschnitt von der christlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit wird der Gegensatz zwischen der heidnischen Götterfurcht, wie sie in Goethes Parzenliede ausgesprochen ist, und der christlichen Gottesfurcht klar herausgestellt, wie auch Kant und Nietzsche in ihrer Stellung zum Christentum eingehend betrachtet werden. Dringend zu empfehlen sind die Auseinandersetzungen über das Verhältnis des Christentums zu den andern Religionen, und zwar ganz besonders Lessings Stellung zu dieser Frage (S. 408—415). Den Schluß des inhaltsreichen, tiefangelegten Werkes, wo die höchsten Menschheitsfragen überaus einfach und verständlich dargelegt werden, bilden die Bekenntnisschriften und die Unterscheidungslehren. — Das vorliegende Handbuch ist offenbar ein 'Werk des Lebens', dessen Verfasser den gründlichen, gewissenhaften Gelehrten mit dem erfahrenen, feinfühlenden Pädagogen in sich vereinigt. So kann hier aus voller Überzeugung widerholt werden, was schon bei der Besprechung der 'Kirchengeschichte' des Verfassers in der 'Zeitschrift für das Gymnasialwesen' (Berlin 1905 S. 478 u. 479) gesagt wurde: 'Überall merkt man, daß es nicht bloß bei der Studierlampe entstanden ist, sondern daß es eine Frucht ist vom goldenen Baume des Lebens, gereift durch lange praktische Tätigkeit, die sich mit ganz besonderer Liebe dem Religionsunterricht zugewandt und den religiösen Bedürfnissen der Jugend mit offenem Sinne nachgeforscht hat. So ist das Handbuch hervorragend geeignet, besonders jüngeren Religionslehrern für den Unterricht in den oberen Klassen als Führer zu dienen und sie zum eingehenden Studium der großen Meister der theologischen Wissenschaft anzuregen, aber auch die erfahreneren werden sich des selben mit großem Nutzen bedienen und manches aus ihm hinzulernen.'

2) R. Heidrich, Hilfsbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen. Vierte, verbesserte und durch ein Quellenbuch erweiterte Auflage. Berlin, J. Guttentag, G. m. b. H., 1915. VII u. 475 S. 8. Geb. 4 M.

Das Hilfsbuch zerfällt in fünf Teile: Lehrbuch, Kirchenbuch, Quellenbuch, Liederbuch, Übersichten und Gebete. Zum Lehrbuch gehören heilige Geschichte, die Haupttatsachen der Kirchengeschichte und die Glaubens- und Sittenlehre. Das Kirchenbuch behandelt die heilige Schrift, den Glauben der evangelischen Kirche mit den Bekenntnisschriften und den christlichen Gottesdienst. Im Quellenbuche werden die Abschnitte über die Entstehung der Lutherbibel das Interesse der Schüler in hohem Grade hervorrufen, besonders die sprachgeschichtlichen Anmerkungen, wie auch die Anmerkungen zum Liederbuche sehr viel Lehrreiches enthalten. Durchaus angebracht ist es auch, daß S. 468—470 die wichtigsten Fremdwörter in Bibel und Kirche erklärt sind.

Auch das Hilfsbuch verrät den gründlichen Gelehrten und erfahrenen Schulmann.

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) Max Wundt, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals. Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1913. IX u. 509 S. 8 M.

2) Joseph Prys, Der Staatsroman des 16. und 17. Jahrhunderts und sein Erziehungsideal. Würzburg, Verlag von Franz Staudenhaus, 1913. 165 S. 4 M.

3) Hellmuth Mielke, Geschichte des deutschen Romans. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1913. 147 S. Sammlung Göschen Nr. 229. Geb. 1 M.

'Es ist keine Kleinigkeit' schrieb Goethe mit der Vollendung des Faust beschäftigt im Juni 1831 an Zelter, 'es ist keine Kleinigkeit, das, was man im 20. Jahre konzipiert hat, im 82. außer sich darzustellen'; es endlich derart ausgestattet zu entlassen, daß schließlich 'alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergetze und ihnen zu schaffen mache.' Die Menschen haben sich weidlich mit der Faustdichtung zu schaffen gemacht, und eine ganze Bücherei schon hat sich bemüht, die lebendige Fülle des großen Dramas einzubringen, seine leitenden Gedanken zu suchen und zu deuten, so wie die Persönlichkeit ihres Schöpfers in ihrer schier übermenschlichen Größe und Vielseitigkeit aus ihr zu erkennen und wider aufzubauen.

Nicht entfernt die gleiche Beachtung und liebevolle Behandlung wie dies Drama hat die große epische Dichtung gefunden, die Goethe doch kaum minder lang und nachhaltig beschäftigt hat wie der Faust. Denn gewiß noch in der vorweimarischen Zeit schon im Grundgedanken erfaßt und geplant, hielt der *Wilhelm Meister* ihn bis in die letzten Jahre seines Lebens in Atem; wie der Faust ward er ihm ein Gefäß, den reichen, mannigfaltig sich wandelnden Fluß seines Lebens und Denkens zu fassen. Hatte nun einst die Entdeckung des Urfaust der Faustforschung neuen Anstoß gegeben, so mußte die Auffindung des Urmeister im Jahre 1910 wohl auch die Erforschung des Romans lebhafter anregen. In dem oben an erster Stelle genannten umfangreichen Werke tritt uns ein Ver-

such entgegen, die gesamte Tätigkeit Goethes am Wilhelm Meister in zusammenhängender Folge zu schildern und die führenden Gedanken des Werkes nach ihrer geschichtlichen Entstehung und Bedeutung in großen Zügen nachzuzeichnen. Wundt möchte dem Romane als Bekenntnis von Goethes Leben und Denken einen noch höheren Wert zuerkennen als dem Faust, weil dies Bekenntnis uns hier noch unmittelbarer gegeben ist und weniger noch gebrochen durch die eigenwilligen Forderungen einer strengeren dichterischen Form; seine Arbeit sucht aber nicht nur den Dichter hinter dem Werke, sondern vor allem auch seine Zeit. Und die tritt uns in dem Romane gerade in jener entscheidenden Wendung entgegen, die das allgemeine Denken vom 18. zum 19. Jahrhundert genommen, damit die Grundlagen schaffend zu unserem gegenwärtigen Zeitalter. Keine Dichtung zeigt so klar wie der Meister, wie vollkommen Goethe diese Wendung mitzumachen imstande war; in seinen Ausgängen noch ganz in der alten Zeit wurzelnd, macht er in unverminderter Spannkraft eine Entwicklung mit, die sein eigenes Schaffen in nicht geringem Maße vorzubereiten geholfen hat, ja er vermag, im höchsten Alter einer zweiten Jugend genießend, auch da noch Gegenwart und Zukunft mit sicherem und klaren Blicke zu erfassen und darzustellen. Jede Zeit spricht ihr Wesen und ihr Bewußtsein von sich selbst am reinsten in dem Lebensideale aus, das ihr vorschwebt; seine allmähliche Wandlung seit dem 18. Jahrhundert, seine Entwicklung zum modernen Lebensideale hin spiegelt der Wilhelm Meister mit unübertrefflicher Klarheit.

Der Verfasser liefert den Nachweis für diese Tatsachen in einer sehr umfassenden Betrachtung. Er legt zunächst den Grund in einem Kapitel, das die bewegenden Gedanken der Aufklärung schildert und im einzelnen nachweist, wie der Roman des 18. Jahrhunderts sich entwickelt. Gerade diese Kunstform war von dieser Zeit zwar keineswegs erfunden, aber doch lebhaft ergriffen und weiter ausgebildet, weil sie ihr wie keine andere geeignet erscheinen mußte, in ihrem Bette ein in der Wirklichkeit so stark eingedämmtes Leben breit auszuströmen, einem bunten äußeren Geschehen aber zugleich auch ihr Wissen, Streben und Fühlen zu unterlegen. Aus dem Abenteuerroman ward so der Reiseroman, aus dem Liebesroman der sentimentale, schließlich jener Bildungs- und Kulturroman entwickelt, von dem Wielands Agathon das erste, weithin nachwirkende Beispiel gab.

Ist so die äußere Kunstform des Wilhelm Meister geschichtlich begründet, so entwickelt ein zweites Kapitel den geschichtlichen Grund seines besonderen Inhalts. Jener revolutionäre Geist, der der Aufklärung an sich eigen, in den Tagen der Geniezeit sich stürmisch entwickelte, sah sich durch eine innere Wahlverwandtschaft dem Theater zugeführt. Hier allein kann bei der Enge und Dürftigkeit des bürgerlichen Lebens die Sehnsucht nach Handlung und Wirkung in einer eingebildeten Welt sich befriedigen. Zugleich erscheint die Bühne als das wirksamste Mittel für eine Ausbreitung der neuen Gedanken und Bestrebungen; sie ist die vornehmste Bildungsanstalt oder könnte sie wenigstens werden, wenn Schauspielkunst und dramatische Dichtung sich vereinigten, um ein deutsches Nationaltheater zu schaffen.

Die Begründung dieser nationalen Bühne war als das ernste Ziel von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung gedacht, die das vierte Buch eingehend zergliedert. In treuem Anschluß an die bewegenden Interessen der Zeit trägt der Dichter hier eigene Lebensgeschichte wesentlich in der Form eines Reiseromans vor. Der Held dieser Bildungsreise aber ist die geniale Persönlichkeit, von der die Zeit schwärmt; sie nimmt Bildung weniger in sich auf, als daß sie solche vielmehr aus ihrer eigenen Natur, ihrem Inneren erzeugt, als Schöpfer und Prediger wahrer Bildung umherzieht. Und wider getreu dem Geiste des 18. Jahrhunderts erscheint die Kunst als Ziel und wesentlicher Inhalt dieser Bildung, als die einzig bedeutsame und für die Kultur entscheidende Lebensäußerung. Die Kunst aber tritt hier in der Gestalt des Theaters auf, und zwar eben jenes Nationaltheaters, das der Held, Bühnendichter und -künstler in einer Person, geleitet von Shakespeares Vorbild, dessen Namen er trägt, erschaffen wird.

Unter wesentlich anderen Voraussetzungen als der erste Entwurf des Romanes stand nun seine Umgestaltung in Wilhelm Meisters Lehrjahren, deren Schilderung sich das vierte Kapitel widmet. In Natur und Kunst waren dem Dichter seit der italienischen Reise neue Überzeugungen aufgestiegen. Der bloßen Empirie der früheren Zeit wird der Gedanke des Allgemeingültigen und Notwendigen eingepflanzt, das Ideal der Humanität steigt auf und fordert, daß das Individuum sich mit dem bunten Reichtum der Welt erfülle. Dem biographischen Roman lockert sich der enge und unmittelbare Anschluß an das eigene Leben. Gegenstand der Bildung kann nicht mehr bloß das Theater, ja kaum mehr die Kunst allein bleiben, sondern das Leben überhaupt in der ganzen Fülle seiner Erscheinungen. Der Theaterroman wird zum Lebensroman. Dies Leben aber erzeugt nicht mehr die geniale Persönlichkeit aus sich: der schaffende Held muß in einen lernenden sich wandeln. Seine Gestalt wird überhaupt in den Hintergrund gedrängt durch die objektive Schilderung der Umgebung, da nun Bilder des praktischen Lebens herausgearbeitet werden. Die neue Grundauffassung spricht auch im Stile der Dichtung sich aus: die lyrischen und dramatischen Elemente werden ausgemerzt, der epische Charakter tritt reiner hervor, verzögernde Momente stellen sich echt episch dem Ablaufe der Hauptbegebenheit entgegen, eine gewisse Ironie in der Handlung schafft größere Objektivität. Das Streben nach Allseitigkeit der Lebensschilderung führt in den Bekenntnissen einer schönen Seele das religiöse Moment herbei; die ästhetische Humanität, das höchste Lebensideal des Jahrhunderts verkörpert sich in dem Oheim, die sittliche Humanität gestaltet sich in Natalie, und schon kündet jenes neue Geschlecht sich an, dessen Streben nun nicht mehr religiöser oder künstlerischer Betrachtung, sondern der praktischen Gestaltung des Daseins gilt. In der Gesellschaft vom Turm nimmt Jarno dem Abbé, dem Vertreter der alten Zeit, die Leitung aus der Hand; die Bildungsgenossenschaft der alten Zeit wandelt sich in einen Wirtschaftsverband.

Der Verfasser schildert im fünften Kapitel, wie Goethes Stellung zum neuen Jahrhundert außerhalb des Romans erkennbar wird, ehe er im sechsten Kapitel zu einer Zergliederung der Wanderjahre fortschreitet.

Er zeigt, wie allmählich aus dem 'Jahrhundert des Schauens' das 'Jahrhundert der Tat' erwächst auf politischem, sozialem, sittlichem Gebiet; er weist nach wie Goethe in Palaeophron und Neoterpe, den Revolutionsdramen, in Hermann und Dorothea, den Wahlverwandschaften, in Pandora und Epimenides Erwachen an der Begründung der neuen Zeit teilgenommen. Die Wanderjahre zeigen in ihrer Anlage den alternden Dichter. Doch nur insofern, als er darin den Versuch macht, der Fülle der empirischen Tatsachen voll gerecht zu werden und das eigene Lebenswerk durch einen systematischen Überblick über seinen Gehalt zu krönen. Er muß dabei notwendig auch in der Form Didaktiker werden, da die dichterische Handlung allein ihm nicht mehr genügt, seine Gedanken mit hinreichender Deutlichkeit auszusprechen. Wundt zeigt sehr hübsch, wie Goethe von Roman zu Roman die lehrhaften Bestandteile vermehrt, bis sie hier sich in einer Fülle von Maximen und Reflexionen gesondert eindrängen. Er rechtfertigt auch die sonstigen Einschiebungen, wie den völlig zerfließenden Aufbau des Ganzen als eine notwendige Folge jenes echt epischen Stils, dem es durchaus nicht auf eine einheitliche Handlung ankommt, sondern nur mehr auf den einheitlichen Sinn des Ganzen, der auf eine Schilderung der Welt in der ganzen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zielt, die hier als eine Welt der Arbeit, der Erziehung, des gesellschaftlichen Lebens in umfassendster Weise geschildert wird. Der Verfasser zeigt sich hier sichtlich ein wenig verliebt in das Werk, das er so hingebend und vielseitig erläutert, von dem er denn in verzeihlicher Übertreibung jeden Tadel fernhalten möchte. Er zeigt sich hier wohl auch als den Philosophen, dem das Problem der Form zurücktritt vor dem geistigen Gehalte, wenn schon er den literargeschichtlichen Fragen nicht aus dem Wege geht, sie gelegentlich wohl in selbständiger Behandlung fördert. Auf jeden Fall hat die Literaturgeschichte Anlaß, dem Verfasser für sein mit vorzüglicher Kenntnis geschriebenes, allenthalben auf älterer Forschung fußendes, aber durchaus in einem selbständigen und inneren Verhältnis zu den behandelnden Dingen geschriebenes Buch dankbar zu sein; das Werk empfiehlt sich als die umfassendste Behandlung allen, die mit dem Wesen des großen Romanes und seiner inneren Bedeutung für das Leben Goethes sowohl als das Leben der alten und neuen Zeit sich genauer vertraut machen möchten.

Vielleicht hätte der Verfasser bei der Behandlung der Wanderjahre Anlaß gehabt, der Beziehungen von Goethes Werk zu den Staatsromanen zu gedenken, die Prys in dem zweiten der oben genannten Werke behandelt. Prys umgrenzt den Begriff seines Vorwurfs etwas enger als er gewöhnlich genommen wird. Er spricht als Staatsroman nur an 'die in Romanform gekleidete Beschreibung eines in ernster Absicht frei erdichteten, jedoch als tatsächlich existierend vorgeführten, absolut besten Staatswesens nach seinen wichtigsten Elementen und in seinen wichtigsten Funktionen', so daß vieles gewöhnlich hierhergerechnete von der Behandlung ausgeschlossen bleibt. Der Verfasser zählt denn 23 Schriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert auf, die in seinem Sinne als Staatsromane anzusehen sind und gibt eine sorgfältige bibliographische Beschreibung der Ausgaben, die auch den Übersetzungen, besonders den deutschen,

eingehende Rücksicht schenkt; eine Reihe von Titelblättern wird dankenswerterweise in Nachbildungen mitgeteilt. Auch die Literatur über die Staatsromane findet sorgliche Zusammenstellung.

Der Hauptteil des Buches gibt dann eine sehr erwünschte, eingehende Schilderung der mannigfachen Vorkehrungen, die in diesen Romanen für die Erziehung getroffen werden. Sie spielt in diesen Werken naturgemäß eine bedeutende Rolle; damit die geschilderten Staatswesen von höchster Vollkommenheit möglich wären, muß ja vor allem die Jugend für den jeweiligen Staatsgedanken erzogen werden; es gilt den einzelnen zum höchsten Menschentum emporzuführen, damit er fähig sei, das Gemeinschaftsideal mit zu erzeugen und zu tragen. Der Verfasser untersucht auch, in welchem Abhängigkeitsverhältnisse die einschlägigen Schilderungen der Romane unter sich stehen. Erwünscht wäre gewesen, diese Utopien zur Geschichte der realen Pädagogik und ihren Theorien im einzelnen in Beziehung gesetzt zu sehen, zumal dort manches in einem Märchenreiche vorgeahnt ist, was spätere Zeiten nicht nur für möglich gehalten, sondern auch durchgeführt haben.

Mielkes gedrängte Übersicht über die Geschichte des deutschen Romans, ein zur Einführung namentlich in den Roman der neueren Zeit sehr brauchbares Büchlein, ist in dritter Auflage erschienen. Sie hat besonders für den letzten Zeitabschnitt manches zu ergänzen und zu verbessern gefunden; einer Überprüfung wären nur die Titelangaben der genannten Romane dringendst bedürftig, bei denen vielfach Flüchtigkeits- oder Druckfehler unterlaufen sind.

Frankfurt a. M. Friedrich Panzer.

---

1) Vinzenz Seunig, Kunst und Altertum. Ein archäologisches Lesebuch. Mit 1 Karte, 4 Plänen, 1 farbigen und 3 schwarzen Tafeln und 80 Textbildern. Wien und Leipzig, Alfred Hölder, 1916. 235 S. Geb. 5,40 K (4,70 ℳ).

Dem Buche fehlt ein Vorwort, das über die Absichten des Verfassers unterrichtet. Das ist schade, denn man wird dadurch in seinem Urteil über die Arbeit vielleicht irregeführt; vom Standpunkte archäologischer Wissenschaft aus gesehen ist sie etwas dürftig und bietet auch einem jüngeren Archäologen allzu Bekanntes und Naheliegendes. Für Universitätslehrzwecke also ist das Buch nicht zu empfehlen. Durch Zufall kam mir jedoch nachträglich ein vom Verlage gesondert verbreitetes, von Seunig verfaßtes Geleitwort in die Hand, nach dem Seunig sich an die 'reiferen Mittelschüler und dann an den Kreis jener Gebildeten wendet, die gelegentlich wider einmal einen Blick in die Welt tun wollen, in die sie die Schuljahre so oft geführt haben.' Was Seunig in dem Geleitwort weiter über die Frage sagt, ob wir in unserer großen Zeit überhaupt noch den Blick nach rückwärts zu wenden brauchen, und ob, weil neben, ja vor den Kämpfern bei den Thermopylen und bei Salamis nun die dieses Kriegs stehen, jene deswegen verdienen, gleich völlig vergessen zu werden; ob nicht, wenn diese Beispiele alten Heldenmuts für uns jetzt weniger packend sind, doch die alte Kultur und Kunst auch nach den furchtbaren Kriegsstürmen der Gegenwart ihren Wert für uns behalten:

das alles nimmt sehr für den Verfasser ein; Referent unterschreibt es Wort für Wort. Und die engeren Ziele, die sich Seunig mit seinem Buche gesteckt hat, hat er wirklich erreicht; ja, man kann sagen, daß er auch für den Gymnasiallehrer, der der Archäologie ferner steht, und für jüngere Amtsgenossen, die noch nicht auf klassischem Boden weilten, manches recht Anregende bietet. Reichsdeutsche Leser, die sich schnell über die Forschungen in Ephesos unterrichten wollen, seien besonders auf den siebenten Abschnitt 'Eine österreichische Grabung in Kleinasien' hingewiesen, in dem Seunig mit berechtigtem Nationalstolze schildert, was Österreich seinerseits zu der Erforschung des Altertums beigetragen hat; auch für unsere Schüler ist es ja lehrreich zu sehen, wie sich alle modernen Kulturnationen in edlem Wettstreite um die Kunst des Altertums bemühen, und mancher laut schreiende 'gebildete' Gegner des Altertums unter uns Deutschen sollte es sich gesagt sein lassen, wie schwer er mit seinem eingebildeten Patriotismus unser Volk beeinträchtigt, wenn er uns die Beschäftigung mit der antiken Welt zu nehmen rät — wir würden ja dann auf einem großen und wichtigen wissenschaftlichen Arbeitsgebiet jämmerlich hinter unseren Gegnern zurückstehen. — Seunig betont in dem Geleitwort ausdrücklich, daß er kein Lehrbuch der alten Kunst habe schreiben wollen, und in der Tat ist das, was er bietet, etwas buntscheckig. Aber das schadet nichts, im Gegenteil, ohne die Fesseln eines bestimmten Plans kann Seunig behandeln, was ihm gerade für den Leser besonders förderlich scheint, so neben 'Mithra und sein Kult' die 'Griechische Vasenmalerei' — es ist eine so klägliche Erscheinung, daß die Vasensäle unserer großen Museen vom Publikum so wenig besucht werden. Weniger gelungen (für die Zwecke des Buches) ist der Abschnitt 'Tarentiner Stirnziegelgorgoneien und das Hörnersymbol' (mit vielen Abbildungen von Stücken aus dem Museo Civico in Triest, diese mehr von speziellerem Fachinteresse), und in dem Kapitel 'Römische Provinzialinschriften' sind Stücke behandelt, bei denen die Erklärung der zahlreichen Abkürzungen für den Laien ja ganz lehrreich ist, die aber inhaltlich etwas dürftig sind und über den ungeheuren Wert der Inschriften für unsere Kenntnis des Altertums doch wohl nicht genügend aufklären; wenn der Leser erfährt, daß wir aus einer Inschrift die Kunde erhalten, daß *Lucius Apisius Titi filius Titus Arruntius Luci filius duoviri ex decurionum decreto ex pecunia publica faciundum coeravere,* so denkt er am Ende doch, die Altertumsforscher seien sonderbare Menschen, die sich um unwichtige und uns sicherlich wenig interessierende Dinge kümmern. Hübsch sind dagegen die Abschnitte über das Forum Romanum und die Kaiserfora, die Akropolis von Athen, Olympia und Delphi, Winckelmann und seine Zeit; und es war ein glücklicher Gedanke des Verfassers, im Anhange einige Abschnitte aus guter archäologischer Literatur (Löwy, Griech. Plastik, Struck, Griechenland, Michaelis, Ein Jahrh. kunstarch. Entd.) und einige Reisebriefe offenbar aus eigner Feder abzudrucken. Alles in allem also kann man das Buch als recht anregend und förderlich bezeichnen. — Ich hab einmal, um protestantischen Lesern die Sitte antiker Votivgaben zu veranschaulichen, auf Heines 'Wallfahrt nach Kevlaar' verwiesen. Von seiten frommer Katholiken hat mir das einige bitterböse

Bemerkungen eingebracht, weil man den Juden Heine nicht im Zusammenhang mit dem katholischen Kult nennen dürfe; und da ich mit meiner harmlosen Schriftstellerei niemandes religiöses Gefühl verletzen wollte, so hab ich in einer späteren Auflage die Stelle lieber gestrichen. Das selbe sollte Seunig auf S. 36 tun. — Zahlreiche Abbildungen erläutern den Text. Einige sind aber nicht gut gelungen; manchmal scheint ein Autotypieklischee nach Autotypievorlage oder eine Liebhaberphotographie benutzt zu sein. So sind recht unklar Abb. 2, 10 (man könnte beinahe denken, Delphi liege an einem dunkeln Bergsee), 50 (zu klein), 56, 57, 63 (freilich schwer zu photographieren), 68 (desgl.?) und möchten in einer neuen Auflage ersetzt werden; vorzüglich scharf ist auf Tafel IV die Abbildung der Bibliothek von Ephesos. Einwandfrei ist Abb. 71, Arkadiane; doch gibt die Abbildung in ihrer Kleinheit leider keinen Begriff von der unerhörten Pracht dieser Straße, die wohl sicherlich in keiner modernen Großstadt Europas ihresgleichen hat und die eigentlich nur der empfindet, der heute in Ephesos durch die jetzt trotz ihrer Kläglichkeit noch so erhebenden Trümmer schreitet. Für ein größeres Publikum halte ich Abbildungen wie 50, die das Bild einer streng rf. Amphora in München, nicht für recht geeignet. Um die Schönheit dieses strengen Stils zu sehen, bedarf es einer gewissen Schulung, die dem Laien abgeht; ältere Schüler sehen in der untersetzten Athena gewiß nur eine komische Figur. Meidias dagegen z. B., dessen Werke allerdings dem Archäologen nicht als höchste Blüte antiker Vasenmalerei gelten, spricht das Publikum viel mehr an, und es gilt bei Werken wie dem Seunigschen doch wohl zunächst, beim Leser Interesse und Begeisterung für die antike Kunst zu wecken; erst dann soll man ihm sagen, was die Forschung auch von solchen Werken lehrt, die ihm auf den ersten Blick sonderbar vorkommen. Eine Darstellung antiker Vasenmalerei für ein breiteres Publikum muß also von der in der Universität üblichen historischen Methode, so berechtigt diese dort ist, absehen und ihre eigne Methode finden auf die Gefahr hin, von seiten der Facharchäologen als unwissenschaftlich angesehen zu werden. Nun ist's eine beschämende aber wahre Tatsache: Kinder und Erwachsene, die ein Buch in die Hand nehmen, sehen zuerst die Bilder an. Nach diesem Gesichtspunkte sollte, wer über antike Vasenmalerei populär schreibt, recht viel Schönes — und wie unendlich viel gibt es! — bringen, Altertümliches aber ganz spärlich und nie um seiner selbst willen, sondern nur um zu zeigen, wie schwer es sogar den Griechen wurde, die Höhe der Kunst zu erreichen, die uns noch immer vorbildlich bleibt.

2) J. Hense, Griechisch-römische Altertumskunde. Besorgt von H. Leppermann. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage, mit zwei Tafeln und einem Kärtchen. Münster i. Westf., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1915. 372 S. Geb. 4,40 ℳ.

Das Buch hat seine Daseinsberechtigung dadurch erwiesen, daß es in zwölf Jahren vier Auflagen erlebt hat. Es bietet mit wünschenswerter Vollständigkeit und sachlicher Richtigkeit alles das, was zur Erläuterung antiken Lebens im Gymnasium gebraucht wird. Besonders sei

auf §§ 79—80, 'Übersicht der Geschichte der griechischen und römischen Kunst' (29 Seiten) und auf den Abschnitt 'Klassische Ruinenstätten' (§§ 81—95, 55 Seiten) hingewiesen; hier fehlen auch nicht, was sehr zu begrüßen ist, Aliso-Haltern und Oberaden (daß diese beiden Stätten nicht im eigentlichen Sinne des Worts klassisch sind, wird hoffentlich der Lehrer dazu bemerken; sonst hält sie der Schüler dafür, sowie fünfundneunzig vom Hundert aller Reisenden in der Saalburg das Rom der Kaiserzeit sehen — Yaundestation in Kamerun = Berlin; beide sind ja deutsch). Auch sonst bietet dieser Teil des Buchs, den Referent besonders eingehend durchgesehen hat, Erfreuliches, so § 85 'Die Beziehungen zwischen der sog. mykenischen und der homerischen Kultur' und in § 89, 6 'Das Pergamonmuseum in Berlin' — wie viele Schüler unserer Gymnasien besuchen doch Berlin, München, Dresden, ohne die Königlichen Museen, die Glyptothek und das Albertinum zu sehen, weil sie in der Schule nicht energisch darauf hingewiesen sind! Das einzige, was man an dem 'Hense' tadeln könnte, ist der hohe Preis; Wohlrabs weit verbreitete Realien sind wesentlich billger. Aber für das, was der Verlag in dem stattlichen Bande bietet, ist der Preis angemessen, und der Schüler hat dafür im 'Hense' ein Buch in der Hand, das ihn sehr ausgiebig unterrichtet. — Wenig schulmäßig, aber gar nicht zu tadeln sind die Hinweise auf benutzte Literatur. Nicht, daß viele Schüler die genannten Werke nachlesen würden; jedoch erhalten sie einen, wenn auch sehr bescheidenen, aber doch wertvollen Einblick in die wissenschaftliche Arbeitsweise, die ihre Quellen nennt.

Zu Seite 70, homerische Helme, gestatte ich mir den Herrn Bearbeiter dieses Abschnittes auf den im nächsten Bande der Pauly-Krollschen Realenzyklopädie erscheinenden Artikel *κυνέη* zu verweisen; der Unterschied von *κυνέη* Fellhelm und *κόρυς* Metallhelm besteht nicht. — In der leidigen Frage der Namensschreibung, die alle Herausgeber solcher Schulbücher plagt, haben die Bearbeiter den 'Mut der Inkonsequenz', und das ist richtig. Aber warum Troia und Maecenas nicht so heißen können, sondern Troja und Mäzen heißen müssen, verstehe ich nicht; soweit möglich, sollte man doch am Graeca Graece, Latina Latine festhalten. So wie wir und unsere Städte das Recht auf unsere deutschen Namen haben, so haben die Alten das auf ihrigen, und die Wissenschaft verfährt ganz richtig, wenn sie den fremden Lautbestand widergibt. Die Besserung, die sich die Bearbeiter davon versprechen, daß man einmal zum Gebrauche der deutschen Formen und Laute zurückkehren werde, wird in Wahrheit eine Verschlechterung. Referent wehrt sich, wie er glaubt mit Recht, wenn ein Franzose seinen Namen Lamer in Lamère verwandelt; und so verteidige ich auch Thukydides und Caesar gegen Thuzydides und Zäsar; jedem Volke das Seine! Die Germanisierung hilft ja auch gar nichts; ein normaler deutscher Junge spricht Mäzen doch ´‿ aus, so wie 'Frau Schulzen'. Wohin die Nationalisierung führt, sollten uns zur Warnung die Franzosen mit ihrem Titlio und dem Olüschäl lehren — wer erkennt in letzterem den braven Gellius, französisiert Aulu-Gelle, wider?

Einen allgemeinen Wunsch hätte ich freilich für das Buch oder

vielmehr nicht allein für dieses, sondern für unseren Unterricht in den Realien und den gesamten Gymnasialunterricht überhaupt; einen Wunsch, dessen Berechtigung man ebenso anerkennt, wie man ihn nicht verwirklicht. Die Einführung in die antike Welt hat jetzt als solche kein Recht mehr, wie ich, trotz unbegrenzter Liebe fürs Gymnasium, und nicht erst seit diesem Kriege gern zugebe; sie ist nur insofern berechtigt, als sie zeigt, daß die antike Kultur das starke, breite, nicht zu beseitigende Fundament der unseren ist, daß wir in Kunst und Wissenschaft, aber auch in zahllosen Einzelheiten des Lebens, bis in die Küche hinein, bis zum kunstvollen Spülapparat unserer Wasserklosetts das Erbe der Alten alltäglich voll nutzen. Diese Wahrheit ist banal. Aber warum verfährt man nun nicht danach in der Schule? Man würde den Gymnasialgegnern die beste Waffe aus der Hand nehmen, wenn man zeigte, daß wir bei unserer Behandlung des Altertums nicht von entlegenen Dingen, sondern von solchen der allerlebendigsten Gegenwart reden. Aber dieser Nachweis wird nicht geführt; die Wahrheit, die wir als banal bezeichneten, bleibt vielen Schülern, ja Studenten verborgen, weil das Altertum als eine in sich abgeschlossene Masse, als Forschungs- und Unterrichtsobjekt an sich hingestellt wird, statt in seinen Beziehungen zur Gegenwart behandelt zu werden. So muß also, wer von griechischer Kunst spricht, sagen, daß unser Schönheitsideal im wesentlichen das altgriechische ist und daß wir, wenn wir die Lippe eines afrikanischen Negers mit eingesetztem handgroßen Holzteller oder die Schlitzaugen eines Mongolen oder die Malerei der Kubisten häßlich finden, ganz unbewußt auf Grund dieses griechischen Schönheitsideals so urteilen. Wir brauchen von ihm noch nicht zu behaupten, daß es das echte Ideal sei, aber es gilt, seine lange Nachwirkung und seine noch fast unumschränkte Geltung auch bei uns zu zeigen und zu betonen. Und das muß auch in einem Schulbuche geschehen — wenn auch nicht gerade so, wie hier angegeben, mit dem Hinweise auf die Negerlippe —, schon deswegen, weil, unter uns gesagt, so viele Lehrer sonst vergessen, auf die vielleicht ihnen, aber nicht dem Schüler selbstverständliche Tatsache hinzuweisen. Und daß wir beim Betrachten eines jeden Kunstwerks im Grunde griechisch fühlen und urteilen, das ist das Wichtige, nicht die Kenntnis einzelner Werke alter Künstler! So muß ferner auch im Schulbuche gesagt sein, daß das Dionysostheater in Athen die Geburtsstätte für sämtliche Theater der modernen Kulturwelt ist und daß es für die Weltliteratur keine oder kaum eine so wichtige und merkwürdige Stätte gibt wie dies kleine Fleckchen Erde am Südfuße der Akropolis. Nicht, daß sich Epidauros einst zu einem vielbesuchten Badeorte auswuchs (Hense S. 285), ist das wichtige, denn die Schüler schließen mit Verwunderung daraus nur, daß die Alten Badeorte 'auch schon hatten'; sondern daß unsere ganze medizinische Wissenschaft und damit auch die Entwicklung unseres Badewesens auf der antiken beruht und ohne sie in der heutigen Vollkommenheit undenkbar wäre, das möchte den Schülern immer und immer wider betont werden. Also nicht das Altertum, sondern Größe und Nachwirkung des Altertums! Erst dann kommen wir Menschen von heute, kommen unsere Gebildeten dazu, seinen Wert richtig einzuschätzen.

Nun würde aus dem bewährten 'Hense', wenn man ihn nach diesem Gesichtspunkte umarbeitete, ein ganz neues Buch, und das möchte ich nicht befürworten; denn selbstverständlich haben auch die Einzelkenntnisse, die er vermittelt, ihren hohen Wert. Aber sie sollten überall durch kurze aber deutliche Zusätze in den großen Zusammenhang mit der Gegenwart hineingerückt werden. Nur ein Beispiel. Auf den fünf Seiten 145—150 mit den Paragraphen 'Leben Ciceros, Die wichtigsten Reden Ciceros, Cicero als Redner, Ciceros sonstige Schriften, Ciceros Charakter' fehlt gerade das wichtige: Warum lesen wir denn den Mann noch, den die Leute so schlecht machen? Der Schüler hört und liest so oft von den Anfeindungen. Also werde ein Abschnitt zugefügt: Was ist uns Cicero, was bedeutet er für die Entwicklung der geistigen Kultur der Menschheit? Darüber ließe sich viel und Bedeutendes sagen; den Raum müßte man freilich durch Streichung von Einzelheiten gewinnen. Und so bei jedem anderen Abschnitt. Man wende nicht ein, der Lehrer könne ja das Vermißte mündlich hinzufügen. Dann brauchen wir überhaupt kein Lehrbuch für Realien, denn diese kann der Lehrer überhaupt mündlich behandeln. Haben wir aber eines, so fehle in ihm nicht gerade das wichtigste.

Leipzig. Hans Lamer.

---

1) Robert v. Pöhlmann, Griechische Geschichte und Quellenkunde. Fünfte, umgearbeitete Auflage. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1914. Oskar Beck. Geb. 8 ℳ.

Die im Jahre 1889 im Rahmen des Iwan Müllerschen Handbuchs der Klassischen Altertumswissenschaft erschienenen 'Grundzüge der politischen Geschichte Griechenlands', die ursprünglich wenig über hundert Seiten des Gesamtwerkes umfaßten, hat der zu Anfang des Krieges durch den Tod der Wissenschaft entrissene ausgezeichnete Münchener Gelehrte von Auflage zu Auflage weiter ausgestaltet, so daß das Buch zu einem 380 Seiten starken Bande angewachsen ist. War es Pöhlmann ursprünglich darum zu tun eine über die wichtigsten Fragen rasch orientierende kritische Übersicht zu geben, auch durch zahlreiche Literaturangaben zur Entlastung der akademischen Vorlesungen zu dienen, so hat er sich mehr und mehr bemüht den geistigen Gehalt der griechischen Geschichte herauszuarbeiten und die Möglichkeit geschaffen den Grundriß auch als politisches Lesebuch zu benutzen. Denn er ist der Überzeugung, daß die Geschichte der Griechen, durch die ja unsere politischen Begriffe überhaupt erst geprägt worden sind, vorzüglich geeignet ist, dem durch die moderne Unterrichtsreform zur Anerkennung gelangten Prinzip gerecht zu werden, daß der geschichtliche Lehrstoff durch solches Material bereichert werde, an dem die Hauptlehren und Haupttatsachen aus der Entwicklung des Staates und der Gesellschaft klar werden.

Bereits in der Übersicht über die neueren Darstellungen der griechischen Geschichte tritt der Wirklichkeitssinn des Verfassers und sein Streben als moderner Mensch die griechische Geschichte anzusehen und ihre Darstellungen zu würdigen hervor. Wie von dem Verfasser der 'Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken

Welt' zu erwarten, werden wirtschaftliche und soziale Probleme in den Vordergrund gerückt. Die extrem deterministische und kollektivistische Grundanschauung Belochs, 'welche die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte unterschätzt und die treibende Kraft der Entwicklung allzu einseitig in den Massen sieht', wird abgelehnt, die eigenartige Bedeutung von Jakob Burckhardts 'Griechischer Kulturgeschichte' hervorgehoben, Eduard Meyers Bände (2—5) werden als die beste Darstellung auf universell-historischer Grundlage, Busolts Griechische Geschichte als Schatzkammer des Wissens bezeichnet. — Den elf Abschriften, in die Verfasser den ganzen Stoff gegliedert hat, oder ihren Unterabteilungen sind kurze Übersichten über die Quellen vorangeschickt, in denen die monumentale und literarische Überlieferung wie auch die wichtigsten neueren Bearbeitungen erwähnt und besprochen sind. Ich hebe daraus die Behandlung des Thukydides (S. 157ff.) nach den Quellen der Zeit Philipps von Makedonien (S. 200ff.) hervor. Was die nach Paragraphen geordnete Darstellung selbst betrifft, so bringt es das Erscheinen des Buches innerhalb des alle Zweige der griechischen Altertumswissenschaft umfassenden Gesamtwerkes mit sich, daß sich Verfasser im wesentlichen auf die politische Geschichte beschränkt. Von dieser entwirft er, ohne auf die überlieferten Einzelheiten zu sehr einzugehen, auf Grund der neueren Forschung ein klares Bild, sucht dabei stets Beziehungen zu analogen Entwicklungen in der Neuzeit auf und bemüht sich Licht und Schatten in den politischen Verhältnissen der griechischen Staaten aufzuzeigen und beurteilend und erklärend das auch für unsere Zeit Vorbildliche oder Warnende hervorzuheben. Das weltgeschichtlich Bedeutsame des Hellenentums wird scharf betont, so das mächtige Hinausstreben der Hellenen über die zu eng gewordene Heimat, ihre großartige kolonisatorische Ausbreitung über den gesamten Bereich der Mittelmeerwelt im 7. und 8. Jahrhundert (S. 50), 'die Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit und lebendige Freiheit der religiösen Ideen und philosophischen Weltanschauungsgedanken' (S. 106) im Gegensatz zu der Gebundenheit des Orients, der Sieg des freien Rechtsstaates und der höheren europäischen Kultur über den asiatischen Despotismus, der typische Kampf zwischen der aristokratisch regierten Landmacht Sparta und dem demokratischen Seestaat Athen. Aber ganz besonderen Wert legt der Verfasser darauf, die innere Zersetzung der hellenischen Staatenwelt (S. 222ff.) klarzulegen. Von dem Satze ausgehend, daß zwischen Liberalismus und durchgeführten Demokratismus ein unversöhnlicher Gegensatz bestehe, zeigt er, wie die Überspannung des demokratischen Prinzips den athenischen Staat nicht nur in seiner äußeren Kraftentfaltung lähmte, sondern auch im Innern zersetzte, so daß viele der besten Männer sich vom politischen Leben abwendeten und mehr und mehr einem monarchischen Staatsideal zuneigten. Demgegenüber wird die eminente staatenbildende Kraft der makedonischen Monarchie hervorgehoben und ihre Überlegenheit gegenüber den kleinräumigen Tendenzen der hellenischen Welt gezeigt. Dabei läßt Pöhlmann doch auch einem Demosthenes Gerechtigkeit widerfahren (S. 277ff.), über den er sich das Urteil von J. Burckhardt aneignet: 'Das eben erfüllt die Menschenbrust

mit Hochgefühl, wenn wir sehen, wie eine hochangelegte Persönlichkeit, ein großer Charakter gegen seine Zeit, gegen die unabänderliche Schicksalsordnung der geschichtlichen Entwicklung den Titanen gleich sich stemmt und lieber untergeht als seine Überzeugungen verleugnet.' Die folgende Darstellung des Zeitalters des Hellenismus zeigt in großen Zügen die Eroberung des Ostens durch Alexander, die Begründung des halbasiatischen Despotismus und die schnelle Zersetzung des großen Reiches in hellenisierte Einzelstaaten. In der Vergöttlichung des Monarchen sieht Pöhlmann einen für die ganze Zukunft des Hellenentums, ja Europas verhängnisvollen Schritt. 'Der Siegeslauf der neuen monarchischen Allmachtsidee ist seitdem ein unaufhaltsamer. Über die hellenistischen Staaten greift sie hinüber nach dem Westen und unterwirft im römischen Universalstaat zuletzt die ganze antike Welt einem Herrschaftssystem, in dem der Wille eines einzelnen die unbedingte Norm war.'

Das lebendig geschriebene Werk, dessen Brauchbarkeit durch ein knappes Sachregister erhöht wird, verdient von den Geschichtslehrern und den Philologen, denen bei der Einschränkung des Unterrichts in der alten Geschichte, eine erhöhte Verantwortung für die Einführung unserer Gymnasiasten in die griechische Staatenentwicklung zufällt, immer von neuem herangezogen zu werden. Aber auch für das Verständnis der Gegenwart ist es von großer Bedeutung. Viele der Anspielungen und Bemerkungen des Verfassers, dem die Sorge um die steigende Demokratisierung unseres politischen und gesellschaftlichen Lebens die Feder geführt hat, werden vielleicht Widerspruch hervorrufen. Aber sie wirken stets anregend und hinterlassen den Eindruck, daß wir es mit einem nicht nur gelehrten, sondern freiheits- und vaterlandsliebenden Manne zu tun haben, dem es zu wünschen gewesen wäre, daß er das Ende des gewaltigen Ringens um unseres Volkes Zukunft mit erlebt hätte.

Naumburg a. S. K. Pilling.

---

1) Koebner, Richard, Venantius Fortunatus, seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowingerreiches. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. 149 S. 8. Geh. 5 ℳ.

Wir haben hier den 22. Band der bei Teubner erscheinenden, von Walter Götz herausgegebenen 'Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance'. Zuerst brachte in der neueren Zeit in der Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Fulda 1848 der Hilfslehrer Thomas Bormann auf 23 Quartseiten eine auch jetzt noch wertvolle Lebensbeschreibung des Venantius. Die Kenntnis seiner Lebensverhältnisse schöpfen wir aus seinen eignen Werken, und durch die zahlreichen Selbstzeugnisse, die seine Gedichte enthalten, ist er uns in seinem Lebensgang und Charakter genauer bekannt als irgendeine andere Persönlichkeit seiner Zeit. Bormann schließt seine Abhandlung mit dem anerkennenden Urteil Bährs in dem Buch über die christlichen Dichter und Geschichtsschreiber Roms. Die Hauptarbeit über Venantius, die dann erschien, war die Schrift von Wilhelm Meyer vom Jahre 1901 in den Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen. Diese hat Koebner die Anregung zu seinem Buch gegeben,

in dem er die Ergebnisse jenes vielfach ergänzt, zuweilen auch Abänderungen der Darstellung jenes als nötig erachtet, ja für die Gesamterscheinung des Dichters haben sich ihm wesentlich neue Gesichtspunkte ergeben, und er weist in der Arbeit nach, daß Fortunatus uns mehr und anderes zu sagen hat, als die bisherige Forschung erkennen ließ.

Eingehend und in entsprechender Darstellung führt er uns in drei Abschnitten den Lebensgang, die dichterische Entwicklung und Tätigkeit, die Höhe seiner poetischen Leistungen und seinen Niedergang vor Augen und analysiert seine Kunst. Wohl ist Fortunatus Gelegenheitsdichter mit der Bereitwilligkeit zur Phase, aber doch fesselt eine große Anzahl seiner Dichtungen durch ihren seelischen Gehalt, und ihre Seelendarstellung hat Überzeugungskraft, entsprungen aus ursprünglichem Erlebnis. So ist er eine eigentümlich schillernde Natur, in deren Äußerungen das Wahre nahe neben dem Erträumten und Erkünstelten steht, und Koebner versucht den Charakter dieser seelischen Zwiespältigkeit genauer zu bestimmen. Des Fortunatus Schreibweise zeigt nur selten rhetorische Kälte, dagegen erscheint sie um so öfter in ihrer Wärme überhitzt und affektiert, und Phrasenhaftigkeit und Herzlichkeit scheinen sich eigentümlich zu verweben. Aber seiner besten Stunden wird er nur dann teilhaftig, wenn ihnen von außen her eine Aufgabe zugewiesen ist. Wie seine dichterische Kraft sich in solcher Dienstarbeit entfalten konnte, das ist nicht aus einer realistischen Begabung, sondern nur aus dem eigentümlichen Charakter seines Phantasielebens zu begreifen. Es ist ein Geist, der sich seiner Welt nur offenbart, wenn er sich in flackernder Erregung ekstatischen Träumen hingibt. Das gesellschaftliche Hochgefühl gibt seiner persönlichen Ekstatik erst die Möglichkeit, sich auszuwirken. Seinem Charakter fehlt die Größe, und doch offenbart sich in seinen Dichtungen die Wucht lebendigster Erfassung der Natur und des Menschen: er zeigt, wie ein Mensch durch aufrüttelnde Erlebnisse über sich selbst hinaus erhoben wird. Fortunatus gehört der 'römischen Dekadenz' an, und doch erfassen wir durch ihn deutlicher das erste Stadium des germanisch-romanischen Geisteslebens im Merowingerreiche. Im Zusammenhang der Lebensgeschichte sucht nun der Verfasser die geistigen Einwirkungen aufzuzeigen, die Fortunatus von seiner Umgebung empfangen hat. Besonders wertvoll, interessant und belehrend ist in dieser und kultureller Hinsicht die Darstellung der Zeit und des Aufenthaltes des Fortunatus in Poitiers (567 bis 576) vorab der ersten Jahre. Damals sind dort die großen Dichtungen entstanden, aus denen wir ein besonders lebensvolles Bild seiner Persönlichkeit gewinnen. Wir sehen da in seinen Beziehungen zu Radegunde, der Äbtissin Agnes und seinen Freunden das ekstatische Träumen und Genießen der empfindsam erregten Phantasie an Zärtlichkeit, Liebe und Verehrung. Die Eigenartigkeit seines geistigen Lebens wird von Koebner noch einmal auf S. 115ff. beleuchtet und das 'Mittelalterliche' in ihm herausgehoben. Einige eingehendere Exkurse über den Bischof Vitalis, zur Überlieferung der Gedichte, über das Lobgedicht auf Maria und ein kurzer Nachtrag bilden den Schluß, dem noch ein Register zu den Anführungen der Werke des Fortunatus folgt.

Wir bekommen aus der fleißigen, gründlichen und eingehenden

Arbeit ein lebensvolles Bild dieses letzten lalieners, den noch die lateinische Rhetorenschule des Altertums zum weltlichen Dichter gebildet hat, der zugleich der einzige Dichter von Bedeutung, den wir im Reiche der Merowinger finden, und damit der erste Repräsentant persönlichen Künstlertums innerhalb der germanisch-romanischen Gesellschaft ist, und ich bin überzeugt, daß das Verständnis und die rechte Würdigung desselben durch Koebner wesentlich gefördert worden ist.

Kassel. Fr. Heußner.

---

1) Walther Putzger, Hippocratis quae feruntur epistulae ad codicum fidem recensitae. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymnasiums in Wurzen. Ostern 1914. Leipzig, B. G. Teubner. VI u. 27 S. 1 *M*.

Der Herausgeber hat sich der mühsamen aber dankenswerten Aufgabe unterzogen, endlich einmal eine wissenschaftliche Ausgabe der Hippokratesbriefe zu schaffen. Bei der durchaus unzureichenden Grundlage der älteren Ausgaben (Littré, Hercher) war eine Bearbeitung der wichtigsten Handschriften nicht zu umgehen. Dem Herausgeber standen drei Handschriften, cod. Marcianus Graecus 269, Vaticanus 276, Urbinas 64 in photographischer Widergabe der Berliner Akademie zur Verfügung. Außerdem bringt der kritische Apparat die Lesarten des wichtigen Palatinus 398 und der jüngeren Parisini Littrés. Der umfangreiche Apparat ist doch leicht zu übersehen und frei von überflüssigem Kleinkram. Der Text hat durch die sichere Grundlage, auf die er gestellt ist, viel gewonnen, wie schon der flüchtigste Vergleich mit Hercher zeigt. Außer den vielen Berichtigungen, die sich von selbst ergaben, ist auch dem vorsichtigen Herausgeber manche Verbesserung gelungen. Was die sprachliche Gestaltung des Textes betrifft, so hält sich die Ausgabe durchaus an den cod. Marcianus. Wenn auch diese Handschrift sicher gerade in dialektischen Dingen nur ein ungenaues Bild von der Sprache gibt, die die Verfasser der Briefe als echt hippokratisch ansahen, so sind doch hierdurch erst die nötigsten Grundlagen für eine wissenschaftliche Behandlung der Dialektfrage gegeben. Hoffentlich trägt diese Neuausgabe dazu bei, diesen interessanten, aber lange vernachlässigten Briefen erhöhte Aufmerksamkeit zu gewinnen.

2) Christoph Beck, Die Sprachwissenschaft an den höheren Schulen. Bamberg, Buchners Verlag, 1914. 11 S. 60 *Pf*.

Ausgehend von der Bedeutung, die in Norddeutschland die Sprachwissenschaft für die Schule gewonnen hat, fordert der Verfasser auch für Bayern entsprechende Reformen, da weder der Lehrplan noch die geltenden pädagogischen Bücher dieser Wissenschaft gerecht werden. Demgegenüber fordert der Verfasser eine genügende Beachtung der Phonetik und Sprachwissenschaft. In allen Sprachen, besonders aber im Deutschen, soll der Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage ruhen. Deshalb wäre in den Oberklassen für das Deutsche die Stundenzahl eher zu erhöhen, als, wie beabsichtigt scheint, zu verringern. Besonders erfreulich ist, daß der Verfasser auch die Satzlehre historisch gestalten will. Freilich scheint er sich hier über Mittel und Wege nicht

ganz klar zu sein. Jedenfalls sind seine Beispiele schlecht gewählt. Was soll es nützen bei der Durchnahme des Accusativus cum infinitivo in Quinta auf das Englische (I know that man to be honest) hinzuweisen, oder beim Ablativus absolutus 'den Schülern zu sagen, daß auch andere Sprachen in diesem Falle oblique Casus verwenden, und zwar das Griechische, das Russische und das Italienische den Genitiv, das Irische den Dativ; der Grund hierfür ist der Vergleich: von — aus'. Nebenbei bemerkt ist diese Erklärung für das Griechische falsch. Überhaupt leiden die positiven Vorschläge des kleinen Aufsatzes an einer gewissen Unklarheit, besonders dadurch, daß die einzelnen Klassenstufen nicht geschieden werden. — Im übrigen wünschen wir dem warmen Eintreten des Verfassers für die Sprachwissenschaft allen Erfolg.

3) E. Reichelt, Griechisches Lesebuch. I. Band. Leipzig, Freytag, 1914. 520 S. Geb. 5 ℳ.

Über Ziele und Absichten dieses Werkes ist man, da weder ein Vorwort noch ein Prospekt vorliegt, auf die Andeutungen des Titels angewiesen: 'Ausschnitte aus der Literatur zur Einführung in das Verständnis des altgriechischen Lebens.' 'Für Schule und Privatgebrauch.' Ich gebe eine Übersicht über den reichen Inhalt: Fabeln des Äsop und Babrios als 'Vorübungen'! Dann Griechische Landschaften nach Strabo und Pausanias, 'Schrift und Sprache der Griechen' mit Dialektproben, die in ihrer Knappheit nicht einmal die Neugier eines Schülers befriedigen können. Hesiod, Homerische Hymnen, Herodot über griechische Götter, Ilias in 12, Odyssee in 6 Abschnitten, beides zusammen etwa 7000 Verse. Es folgen 'Bilder aus der griechischen Geschichte' (Herodot, Xenophon, Thukydides) und sehr umfangreiche Auszüge aus der *Ἀϑηναίων πολιτεία*. In einem letzten Abschnitt 'Vermischtes' wird mehr oder weniger Amüsantes willkürlich zusammengestellt, z. B. winzige Kostproben griechischer Lyrik, einiges aus der Himmelskunde und der Mathematik. Offenbar denkt der Herausgeber an eine Verwendung in mehreren Klassen. Wenn er beabsichtigt, die vollständigen Texte der Schulschriftsteller durch seine Auswahl zu ersetzen (Xenophon, Thukydides, Homer), so dürfte er wenig Beifall finden. Ein Lesebuch wird sich im allgemeinen nur neben den Schriftstellern halten können. In dieser Weise aber ist das vorliegende Werk, das sich gerade auf den Schulschriftstellern aufbaut, nicht verwendbar. Die ganze Anlage ist wenig planvoll und auch das Ziel 'in das altgriechische Leben einzuführen' wird in keiner Weise erreicht. Anzuerkennen ist nur der vorzügliche Druck.

4) Georg Mau, Griechisches Vokabular nach Wortfamilien geordnet. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. VII u. 61 S. 1 ℳ.
5) F. Stürmer u. G. Michaelis, Etymologisches Wörterbuch, zunächst zu den Ostermannschen Übungsbüchern. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. XIII u. 72 S. 1,20 ℳ.

Die beiden Vokabulare dienen dem selben Zweck, dem Mangel an Vokabelkenntnis in den oberen Klassen abzuhelfen. Beide bedienen sich der Etymologie als Hilfsmittel. Mau betont im Vorwort, der Wortschatz sei auf ein Mindestmaß beschränkt, Wörter, die die Schüler selbst

bilden könnten, seien fortgelassen, besonders Komposita; homerische Wörter seien nur, wo sie sich etymologisch einreihen ließen, angeführt. Um mit dem letzten anzufangen, so halte ich es für bedenklich, daß die homerischen Vokabeln, ebenso poetische Wörter nicht als solche bezeichnet sind. Der Schüler erhält so keine Vorstellung vom Sprachgebrauch. Wenn z. B. *αὐξάνω*, *αὔξω*, *ἀέξω* einfach nebeneinander stehen, so muß er alle drei Formen für gleichberechtigt halten. Auch die Frage, welche Wörter denn die Schüler selbst bilden können, ist nicht ganz leicht zu beantworten; z. B. hätte wohl zu *ῥητός : ἀπόρρητος*, zu *ἀκέομαι : ἀνήκεστος*, zu *ἡδύς : ἀηδής* und viele ähnliche Bildungen aufgenommen werden müssen, um so mehr, als die in der 'Vorbemerkung' enthaltene 'Wortbildungslehre' viel zu knapp ist, um die Schüler zum selbständigen Ableiten der Bedeutung zu befähigen. Daß die Stammformen der unregelmäßigen Verba angeführt werden, wird jeder billigen, der die Unsicherheit der Schüler kennt. Druck und Anordnung sind klar und übersichtlich. Nur vermisse ich die Bezeichnung von Länge und Kürze, die bei manchen Wörtern, z. B. etwa *ἄριστον*, *κῆρυξ*, *τίνω*, *τίω*, *τιμή* usw. unerläßlich ist. Was die Auswahl der Vokabeln angeht, so ist anzuerkennen, daß der Verfasser sich nur selten durch die etymologische Zusammengehörigkeit verleiten läßt, überflüssige Wörter aufzunehmen, wie *ἀπηνής*, *προσηνής*, *ψάω*, *δελφύς*, *γόνιμος*, *πῖδαξ*, die den Schülern gar nicht oder sehr selten begegnen. Andererseits ist im ganzen die Auswahl so knapp, daß man eine ganze Anzahl recht häufiger Vokabeln vermißt. In dieser Hinsicht steht das Werk hinter dem von Uhle[1]) zurück. Schließlich hätten die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes mehr berücksichtigt werden müssen, besonders, wenn die Nebenbedeutung sich nicht ohne weiteres erschließen läßt. So steht z. B. bei *ὅπλον* nur Waffe, *κόρη* Mädchen, *τέλος* Zoll, Abgabe. Überhaupt honnte auf den Sprachgebrauch in viel weiterem Maße hingewiesen werden. Im übrigen empfiehlt sich das Buch durch seine Anspruchslosigkeit und ist durchaus brauchbar. Kleinere Versehen oder Mängel sind ja im Unterricht leicht zu beseitigen.

Viel höhere Ansprüche erhebt das lateinische Wörterbuch von Stürmer. Während Mau sich mit etymologischer Anordnung begnügt, wird hier zu jedem Stammwort die etymologische Erklärung in wissenschaftlicher Form gegeben unter ausgedehnter Heranziehung der verwandten Sprachen. Dementsprechend ist auch die Einführung viel ausführlicher: Sie enthält in sehr klarer und faßlicher Darstellung das Wichtigste aus der Laut- und Wortbildungslehre und der Bedeutungslehre. Sind die Schüler in den unteren Klassen genügend vorbereitet, so kann eine solche zusammenhängende Behandlung nur von größtem Nutzen sein. In seinen sprachwissenschaftlichen Erklärungen geht Stürmer, wie mir scheint, öfter über die Bedürfnisse der Schule hinaus. Teils sind die Ableitungen zu schwierig, so daß sie eher verwirren als fördern, teils sind die angeführten verwandten Wörter den Schülern unbekannt und bedeuten so eine unerwünschte Belastung z. B. calamitas : *κεκαδών*,

---

[1]) H. Uhle, Griechisches Vokabular, Gotha, Perthes.

alo: ἀλδάνω, ovo: εὐάρω, fax: παιφάσσω, culpa: κόλαφος und manches andere. Die Auswahl selbst enthält sehr viel jedem Schüler durchaus bekannte Vokabeln. Andererseits beschränkt sie sich im allgemeinen auf die Wörter, die zum Übersetzen der Ostermannstücke unbedingt erforderlich sind. Beim Übersetzen ins Lateinische pflegt aber der Mangel an Wortkenntnis gar nicht so groß zu sein. Wenn man sich schon in den Oberklassen die Mühe regelmäßiger Widerholungen von Vokabeln macht, so soll dies vor allem der Lektüre zugute kommen. Bei einer neuen Auflage müßte deshalb vor allem der Vokabelschatz erheblich vermehrt werden, um dem sonst so gediegenen Büchlein, weiteste Verbreitung zu sichern.

Charlottenburg. Heinrich Kluge.

Bornecque-Röttgers-Druesnes, Explication Littéraire II. Berlin Weidmannsche Buchhandlung, 1914. 205 S. Geb. 5 ℳ.

Das 205 Seiten umfassende Buch bietet einen Kommentar zu den an deutschen Schulen meistgelesenen französischen Texten und lehnt sich insbesondere an das Lektürebuch von Bornecque-Röttgers an. Der vorliegende zweite Band behandelt nur das 19. Jahrhundert. Die gegebenen Erklärungen sind literarhistorischer und stilistischer Natur und beruhen auf den bekanntesten Autoren der Literaturgeschichte des In- und Auslandes. Wenn auch für die Schule nicht alles verwendbar erscheint, da dort die Grundlage einer umfassenden Literaturkenntnis meist fehlt, so bleibt das Buch stets ein vorzügliches Fortbildungsmittel für die Lehrer in den oberen Klassen. Es setzt Kenntnisse voraus und regt dadurch, daß die Einzelstücke fast nie gesondert, sondern immer im großen Literatur- und Kulturzusammenhange gewürdigt werden, stets dazu an, etwaige Lücken auszufüllen. Die Darstellung ist kompakt, gibt nichts Überflüssiges und erhebt sich mitunter nicht über den kurzgedrängten Stil von Anmerkungen zu bestimmten Stellen. Das Buch ist besonders zu empfehlen für die Vorbereitung von Aufsätzen aller Art (Aufbau der Handlung, Charakteristiken); der Praktiker wird ihm immer Themen entnehmen können, auch wenn sie nicht ausdrücklich am Schluß der Ausführungen als 'Exercices' beigefügt sind.

Als Musterbeispiel für die angeführten Eigenschaften des Werkes diene Madame de Staël, wo beim Thema 'Kunstkritik' auf die Fortführung bei Taine verwiesen wird; auch die Beziehungen zu Deutschland (Goethe und Schiller) werden mit Recht hier und anderen Orts sehr betont, z. B. wo es sich um die Behandlung ähnlicher Stoffe handelt (Coppée-Liliencron). — Die Beziehungen zwischen Victor Hugo, Sandeau und Béranger werden hergestellt, und Stilvergleiche zwischen Mérimée und Stendhal, Maupassant und Zola angestellt. Vorzüglich ist der Vergleich der Komik Molières, Victor Hugos und Rostands. Dabei wird stets die besondere Eigenart des Schriftstellers, der gerade ihm eigentümliche Stil hervorgehoben und durch Beispiele erläutert; vgl. z. B. Mérimée oder Coppée (seine Helden sind gewöhnlich Arme, Gedrückte, die sich mit ihrem Schicksal abgefunden haben). — Mustergültig ist auch die Behandlung von Hérédias Sonett 'Maris Stella': Ohne zu übertreiben oder

zu langweilen, ist hier alles herausgeholt, was herauszuholen war; Inhalt sowohl wie Form sind voll erschöpft. — Interessant ist auch der Vergleich zwischen Komödie und Roman 'Mademoiselle de la Seiglière': Andere Lösung des Konflikts, also auch andere Charaktere (z. B. Raoul)! — Vertieft ist die Behandlung von Paillerons 'Le Monde où l'on s'ennuie'. Auf sieben Seiten werden hier behandelt: L'intrigue, l'étude de mœurs, caractères, dialogue, les principales scènes, wobei besonders auf die durchgeführte Vergleichung mit den 'Femmes Savantes' hingewiesen sei. Hoffentlich werden sich recht viele Lehrer dadurch beeinflussen lassen, beide Stücke nacheinander mit derselben Schülergeneration zu lesen!

Berlin-Halensee. R. Sievers.

---

1) Paul Meinhold, Bismarck und Goethe. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1915. 58 S. 1 ℳ.

Eine feinsinnige im einzelnen durchgeführte Vergleichung. Goethe und Bismarck sind Vertreter des Geistes und der Tat, der eine freilich mehr des Geistes, der andre der Tat; Goethe als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts individualistisch, Bismarck sozial gerichtet. Der Verfasser vergleicht die Lehrjahre, die zugleich Gärjahre sind, der beiden auf der Universität, und in Frankfurt-Weimar, bzw. Aachen-Kniephof, schildert, wie beide Heroen, der eine in künstlerischer, der andre in politischer Betätigung, ihren wahren Beruf finden, nachdem sie durch die Liebe und Philosophie bzw. Religion den inneren Frieden gewonnen haben. Das alles ist aus eingehender Kenntnis der Briefe und autobiographischen Aufzeichnungen der beiden Männer vielfach mit ihren eigenen Worten dargestellt. Ein sehr lesenswertes Schriftchen!

2) Rudolf Graeber, Die Hohenzollern. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1915. 31 S. 50 ₰.

In großer, fast zu großer, das nicht Stimmende einfach übermalender Pinselführung entwirft der Verfasser ein Bild 'der Hohenzollern'. Ob nicht diese, freilich aus einer fünfhundertjährigen Entwicklung sich leicht ergebende Zusammenfassung die ganze sog. 'preußische Geschichte', die doch nur im Zusammenhang mit der gesamten deutschen Geschichte verständlich wird, in falschem Lichte erscheinen läßt? Aber . . .

3) Wilh. Altmann, Ausgewählte Urkunden zur Brandenburgisch-Preußischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. II. Teil. 1. Hälfte. 1806—1849. 2. stark vermehrte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1916. 346 S. 7,40 ℳ.

Die treffliche Sammlung, die den vollständigen Text der für die brandenburgisch-preußische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte wichtigsten Urkunden gibt, erscheint nach 18 Jahren in zweiter Auflage. Sie bietet eine Reihe neuer Stücke, so drei Denkschriften des Frhr. von Stein von 1806 und 1807, sein politisches Testament, das Regulierungsedikt von 1811, das Zollgesetz von 1818, Hardenbergs Verfassungsentwurf von 1819 und Humboldts Denkschrift, die ersten drei Entwürfe für die Verfassung von 1848 und anderes mehr. Im ganzen fehlt wohl kaum noch etwas wichtiges, nur vermisse ich die Deklaration des Regulierungsedikts

von 1811, die am 19. Mai 1816 erging und die Regulierung zu ungunsten der Bauern änderte.

Diese Sammlung sollte jeder Geschichtslehrer besitzen, um unmittelbar aus den Quellen, nicht bloß aus mehr oder weniger subjektiv ausgewählten und zurechtgemachten Auszügen für Schüler, zu schöpfen. Freilich ist das letztere bequemer, als die zum Teil etwas langatmigen Gesetze selbst durchzuarbeiten; und so werden denn nach wie vor 'Quellenbücher' den Altmann benutzen, die sich als für Schüler bestimmt geben, tatsächlich aber dem Lehrer die Mühe der Auswahl ersparen.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

Th. Tupetz, Lehrbuch der Geschichte für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. I. Teil: Von den ältesten Zeiten bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Siebente Auflage. Wien, F. Tempsky, 1915. 2,70 Kr.

Das vorliegende Lehrbuch der alten Geschichte ist in erster Linie für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten bestimmt, und zwar zunächst für österreichische, doch könnte es nach seiner ganzen Anlage und Beschaffenheit auch im Reich für derartige Anstalten sowie für Realschulen mit Erfolg verwendet werden. Trotzdem ich mir vorgenommen hatte, mich diesmal mit einer mehr allgemein gehaltenen Anzeige zu begnügen, halte ich das Buch seiner Vorzüge wegen doch einer eingehenderen Besprechung für wert. Zu diesen Vorzügen gehört vor allem der durchgehends wohl getroffene, ansprechende Ausdruck. Es ist etwas anderes, die alte Geschichte für ein Gymnasium als für die hier in Frage kommenden Lehranstalten zu beschreiben; dort darf man auf diesem Gebiete etwas mehr voraussetzen, braucht in der Vermeidung fremdsprachlicher Ausdrücke der Vergangenheit nicht so ängstlich zu sein, kann zur Beleuchtung und Erklärung besonders wichtiger Einrichtungen und Vorgänge Zeugnisse im Urtext anführen; hier gilt es, alles derartige zu vermeiden, muß oder will man eben fremde Ausdrücke gebrauchen, dann müssen sie so gewandelt und erläutert werden, daß keine Unklarheit bleibt, sondern volles Verständnis erzielt wird. In dieser Beziehung, muß man ohne weiteres anerkennen, hat Verfasser Musterhaftes geleistet, besonders auch in der Erklärung fremder Bezeichnungen, die gleichsam als Lehnwörter in die deutsche Sprache übergegangen sind. Und diese Erklärugen sind so ungezwungen und ungesucht und treffen den Nagel so auf den Kopf, daß man seine Freude daran hat. Aber auch sonst ist die Ausdrucksweise und der Ton der Darstellung überaus angemessen, der Satzbau und die logische Entwicklung erfreulich einfach und überzeugend; mit Behagen genießt man die Klarheit und Durchsichtigkeit, bis man am Ende ist und das Buch mit Bedauern aus der Hand legt.

Während man als Muster hierfür jeden einzelnen Abschnitt nachlesen kann, führe ich für jenes unter anderem die Erklärungen von Basilika (S. 59), Termopylae (S. 67), Parasit (S. 101), Pontifex (S. 106), Kandidat (112), Patron, Klient (S. 109), Palatium (S. 149) an. Auch sonst ist der Inhalt lebendig und anschaulich gemacht durch Vergleichung von Personen und Einrichtungen der behandelten Völker untereinander

oder, was besonderes Lob verdient, mit modernen Erscheinungen. So hat mir z. B. sehr gut gefallen die Zusammenstellung des Demosthenes und des Cato Uticensis als Vorkämpfer für eine verlorene Sache (S. 143), oder des Maulino Capitolinus und des Miltiades u. a. als Beispiele für den Undank des Vaterlandes (S. 117), oder des Romulus und des Cyrus wegen gleicher Jugendschicksale (S. 104), oder antiker und moderner Volksvertretung (S. 135), oder der solonischen und servianischen Klasseneinteilung (S. 109), oder der Saturnalien und des Jul- oder Weihnachtsfestes (S. 106), oder der Geißelung Christi mit den Rutenbündeln der Liktoren (S. 112), oder der Zöllner mit den publicani (S. 130), oder der griechischen Getreideeinfuhr vom Schwarzen Meer und der heutigen Bedeutung Südrußlands (S. 72). In diesem Zusammenhang verdient auch Erwähnung die Hinzufügung des modernen Namens bei wichtigeren geographischen Angaben, z. B. Halys-Kisil Jomak (S. 32), Aigospotamos (warum nicht Aigospotamoi?)-Gallipoli (S. 88), Clurium-Chiusi (S. 116), Gordium-Angora (S. 96), Stujmon-Struma (S. 64), Carthago Nava-Cartagena (S. 123), Bataveo-Niederlande-Batavia-Java (S. 175), Dyrrhachium-Durazzo (S. 142).

Die Anordnung ist die meist übliche: zuerst die Geschichte der orientalischen Völker, dann der Griechen und Römer, zuletzt die Anfänge der deutschen Geschichte, wobei, der Bestimmung des Buches entsprechend, der Entwicklung der Donauländer mehr Raum gewidmet ist als den Rheinlanden. Da die älteste deutsche Geschichte in die der römischen Kaiserzeit nicht hineingearbeitet ist, wie das sonst vielfach mit Erfolg geschieht, so ließen sich einige wenige Widerholungen nicht vermeiden, z. B. die Schlacht im Teutoburger Walde (S. 150 und 173). Eingeteilt ist der umfangreiche Stoff in eine große Zahl einzelner Abschnitte von meist ansprechender Kürze, die, wo es nur immer anging, unter der Führung einer wichtigen Persönlichkeit stehen. Am Anfange des Ganzen hat mir ein einleitender Abschnitt sehr gut gefallen, der unter anderm kurze, aber klare Auskunft gibt über die prähistorische Zeit, über die Quellen, Hilfswissenschaften und Einteilung der Geschichte; alles, was darin enthalten ist, gehört zur allgemeinen Bildung.

Ein breiter Raum ist der Sagengeschichte und anekdotenhaften Erzählungen eingeräumt; mit vollem Recht, denn ihnen wohnt ein nicht geringer Bildungswert bei, und man kann bei geschickter Behandlung, namentlich mit Schülern, die schon größeres Verständnis besitzen, eine ganze Menge Belehrung daraus empfangen; natürlich muß Sage und Anekdote als solche gekennzeichnet werden, was Verfasser selten versäumt, wie z. B. bei der zweiten secessio — historisch beglaubigt ist nur die dritte, die Verfasser nicht erwähnt — und dem Opfertode des jüngeren Muc. Im übrigen ist es nicht ganz leicht, das umfangreiche Thema auf 188 Seiten, von denen noch dazu viele, von Abbildungen eingenommen, für den Text wegfallen, zu erledigen. Da galt es, aus der poetischen Geschichte besonders nur die wichtigsten Erscheinungen hervorzuheben und für die Entwicklung des Ganzen weniger in Betracht kommendes auszuscheiden. So fehlen denn auch bei wichtigen Vorgängen viele Einzelheiten, die man im gymnasialen Unterricht, auch in

Rücksicht auf die Lektüre, nicht gern entbehren möchte; aber auch zu recht anfechtbaren Behauptungen kommt es manchmal infolge des Strebens nach kurzer Zusammenfassung, wie z. B., daß Mithridates nach zwei Niederlagen in Griechenland zum Frieden von Dardanac gezwungen sein soll (S. 136), was doch erst nach weiteren Operationen in Kleinasien geschah; aus dem selben Grunde wird Verfasser wirklich hervorragenden Persönlichkeiten nicht immer ganz gerecht, wie dem Caesar und Oktavianus, besonders auch dem Cicero. Man soll gewiß Ciceros politische Tätigkeit nicht überschätzen, daß er aber seinem Vaterlande in schwerer Zeit ein Retter wurde, läßt manche Schwäche an ihm vergessen; und als römischer Schriftsteller steht er doch unübertroffen da und hat unsterbliche Werke hinterlassen und besonders auf philosophischem Gebiete dem Volke des Rechts und des Krieges unschätzbare Werke geschaffen; auch darf man Cicero nicht von 'niedriger' Herkunft nennen und ihn darin mit Marius auf eine Stufe stellen (S. 139). Wenn aber Oktavian ohne Zweifel sonst weit hinter seinem Adoptivvater zurücksteht, so hat er ihn doch vielleicht an Klugheit und Vorsicht übertroffen und schon als endlichen Bringer des Friedens und als Schöpfer der Universalmonarchie Anspruch auf die allergrößte Beachtung; die Bemerkung, daß er als Triumvir grausam und hinterlistig war (S. 150), wäre wohl besser vermieden worden; ein Pakt mit Antonius, den er damals noch nicht entbehren konnte, zwang ihn einfach, sich dessen gemeiner Rachsucht zu fügen. Über die Bedeutung Caesars selbst als des größten Sohnes Roms will ich kein Wort verlieren; vielleicht konnte Verfasser hier auf die klassische Charakteristik Mommsens hinweisen, die ich wenigstens meinen Schülern nie vorenthalte. Auch Horaz ist wohl etwas mehr als 'Verkündiger heiterer Lebensweisheit' (S. 148); die seinen Gedichten zugrunde liegende edle Tendenz darf auch zukünftigen Volksschullehrern nicht verborgen bleiben. Mit wenig Worten kann diesen Mängeln in einer neuen Auflage abgeholfen und damit verdienten Männern ihr Recht werden.

Schon hieraus geht hervor, daß Verfasser seine Leser auch mit den verschiedenen Äußerungen des Geisteslebens der alten Welt bekannt macht; es gelingt ihm dies meist in trefflicher Weise, wo es angebracht ist, sogar mit ziemlicher Ausführlichkeit. So erfahren wir von den Hieroglyphen der Ägypter ebenso wie von der Runenschrift der Germanen, vom Stein von Rosette und der Inschrift von Behistun ebenso wie von der Grabschrift in den Thermopylen; man hört von den Kuppelgräbern von Mycenae und vom Pantheon in Rom wie vom Hermannsdenkmal, von den Ausgrabungen von Troja und den Pfahlbauten unserer Vorfahren; neben Ormurd und Ahoiman treten die Göttergestalten der Germanen; wir werden bekannt mit den Vorzügen der Bauernwirtschaft gegenüber dem Latifundienwesen, mit dem Absterben der alten Welt und der Vorbereitung des Bodens für das Christentum; die Sitten und Gewohnheiten der Griechen und Römer lernen wir ebenso kennen wie die Bräuche der Germanen. Dabei werden auch die führenden Männer des Geisteslebens genannt; außer Cicero und Horaz, die schon erwähnt wurden, bei den Römern besonders die Geschichtsschreiber Livius, Sallustius, Tacitus, bei den Griechen all die bekannten Namen. Widerholt wird in

der Darstellung auf die Quellenschriftsteller hingewiesen, ja auch Stellen daraus in Übersetzung angeführt, was ganz besonders zur Belebung und Vertiefung beiträgt. Damit wird zugleich gezeigt, daß die Darstellung auf wissenschaftlicher Grundlage beruht; aber auch aus vielen anderen Merkmalen geht hervor, daß der Verfasser mit den Ergebnissen moderner Forschung wohl vertraut ist und sie glücklich und verständig verwertet, sei es in der Stokofrage (S. 55), oder bei Lykurg (S. 57), oder bei der Beurteilung des Tiberius (S. 152), oder bei der Zählung der Lemniterkriege (S. 118), oder bei der Abstammung der Teutonen (S. 134), oder bei der Örtlichkeit der Varusschlacht (S. 174), oder durch Hinweis auf die Bedeutung Nichubos und Mommsens (S. 112) für die römische Geschichte, wie er auch sonst moderne Literatur heranzieht, die zur Unterstützung der Darstellung dient, z. B. die Quellenwerke von Lambeck, Georg und Montzka (u. a. S. 126), Widmann (S. 85), oder das Bilderwerk von Langl (u. a. S. 87).

Den Text begleiten zahlreiche Abbildungen, die besonders die bildende Kunst betreffen, darunter zwei farbige, das Alexandermosaik und der römische Legionssoldat; vielleicht konnte als dritte ein farbiges Tempelgiebelfeld hinzugefügt werden. Ich bin kein großer Freund von Abbildungen im Lehrbuch, da die selben bei ihrer Kleinheit nicht deutlich genug sind und so den Hauptzweck verfehlen, nämlich zum Sehen anzuleiten; viel mehr kann man sich da versprechen von einem Bilderatlas oder noch mehr von großen Wandbildern, von denen gewiß in Lehrerbildungsanstalten auch manche vorhanden sind. Bei der Bestimmung des Buches mögen aber vielfach die kleinen Bilder genügen, deren Auswahl ich als geschickt anerkenne. Auch die geographischen Karten halte ich für überflüssig, da dafür ein Geschichtsatlas vorhanden sein soll; wo das nicht der Fall ist, erfüllen sie ihren Zweck.

Papier und Druck sind gut; besonders Wichtiges, auch die betonten Vokale in Fremdwörtern, sind durch gesperrten oder fetten Druck hervorgehoben; Druckfehler sind selten; ich erwähne: Cajus (S. 35), Einnahmsquelle (S. 164) und S. 87 unter Ägaspotamos [1] statt [2], wozu dann die Anmerkung 1 der folgenden Seite herübergenommen werden muß.

In Einzelheiten werden sich, namentlich wenn es sich um ein so weites Gebiet der Geschichte handelt, wie hier, oft andere Auffassungen und damit Widersprüche ergeben, ja es werden auch manche Irrtümer zu verbessern sein. Wenn ich dazu einige Beispiele anführe, so dienen sie dem Verfasser vielleicht als Fingerzeige, wie das Buch noch verbessert werden kann. Zunächst erregt das Schwanken im Gebrauch griechischer Eigennamen Anstoß; es empfiehlt sich, sie entweder in der griechischen oder in der lateinischen Form, die uns meist geläufiger ist, zu gebrauchen, nicht aber in einem Gemisch beider nebeneinander, wie Hephaistos, Ägisthus (S. 53), Achilles, Achilleus (S. 52), Patroklus (S. 51), Theseian (S. 73), Erechtheum (S. 81), Paianias, Äschylus (S. 83). Ebenso herrschte Unsicherheit beim Worte Geschichtschreiber, von dem die Formen mit und ohne verbindendes s wahllos nebeneinander vorkommen (z. B. S. 19 u. 32). Die unschönen Ausdrücke 'ersterer' und 'letzterer', die auf Schritt und Tritt begegnen, sind in Zukunft zu ver-

meiden, auch trojisch (S. 53) klingt sonderbar. Über das Fehlen der Kommas endlich vor und mit selbständigem Satze will ich mit dem Verfasser nicht rechten, da herrscht vielleicht in Österreich ein anderer Brauch; wir sind jedenfalls gewöhnt, hier ein Komma zu setzen. Etwas ernster sind folgende Ausstellungen: die Hieroglyphenschrift war nicht von Anfang an eine Buchstabenschrift, sondern die Bilder bedeuteten Begriffe; auch enthält der Stein von Rosette drei Schriften (S. 21). — Die Juden wandern nicht alle in die Gefangenschaft (S. 26). — Merkwürdig klingt 'Grabmal' des Atreus statt 'Grabkammer' (S. 53). — Unter Seisachtheia ist nicht nur eine Reduktion der Schulden um etwas über ein Viertel zu verstehen (S. 60), sondern ein Erlaß wenigstens sämtlicher Hypothekenschulden (vgl. Meyer, Gesch. d. Altert. II S. 651). — Der Angriff bei Marathon ging von den Persern aus; erst als diese auf die gefürchtete Pfeilschußweite herangekommen waren, gingen die Griechen im Laufe vor (S. 66). — Dreimal so stark als die Griechen können die Perser bei Platää nicht gewesen sein (S. 70); Mardonios hatte höchstens 60000 Mann, während die Griechen etwa 30000 zählten; das Verhältnis war also ungefähr so wie bei Marathon (20000 gegen 10000). — Am Theseion sind nicht nur Taten des Theseus, sondern auch des Herakles dargestellt, so daß der Tempel ebensogut Herakleion heißen könnte (S. 73). — Äschylos hatte nicht bloß einen Schauspieler (S. 84), sondern er hat bereits den zweiten eingeführt; auch gab es zur Zeit der großen Tragiker noch keine erhöhte Bühne, sondern Chor und Schauspieler wirkten in der Orchestra. — Die Vestalinnen waren durchaus nicht zu ewiger Keuschheit verpflichtet, sondern konnten nach einer bestimmten Zahl von Jahren ausscheiden und dann heiraten (S. 106). — Tarquinius Priscus mußte mit den letzten beiden Königen zu einer Gruppe zusammengestellt werden, die gehören als etruskischen Ursprunges untrennbar zusammen (S. 106). — Gewagt scheint es, die Heloten und Klienten miteinander zu vergleichen (S. 109), doch mag das noch eher angehen als eine Gegenüberstellung des römischen Bundesgenossenstaates und des deutschen Bundesstaates; Rom hatte nicht bloß die Führung, sondern die Herrschaft, die es ganz allein ausübte, während im deutschen Reiche jedes Mitglied einen seiner Größe entsprechenden Anteil an der Zentralgewalt hat (S. 121). — Auch Volso ging nach Afrika, ließ allerdings, als alles gut zu gehen schien, den Regulus allein zurück (S. 122). — Die Gallier in Oberitalien schlossen sich dem Hannibal durchaus nicht sofort an (S. 124), sondern erst nach zwei siegreichen Schlachten. — Der Altar von Pergamon ist nach dem Bilde von Thiersch noch immer falsch orientiert (S. 128); die offene Seite ist nach Westen, nicht nach Süden; im Luckenbach z. B. findet sich das Bild längst richtig nach der neuen Zeichnung von Blaum — Nicht am Fuße des Kapitols, sondern auf der arca capitolii selbst wird Tiberius Gracileus erschlagen (S. 133); am Fuße des Kapitols wäre ja auf dem Forum. — Erst nach dem Ende des jüngeren Gracileus werden die neu eingerichteten Bauernstellen für verkäuflich erklärt und zur Latifundienbildung benutzt (S. 132). — Nach Sueton sagt Caesar nicht iacta est alea, sondern iacta alea est, oder vielleicht iacta alea esto nach dem griechischen ἀνερρίφθω κύβος (S. 142). — Mit den Worten

'veni, vidi, vici' berichtet Caesar nicht an den Senat, sondern sie stehen in einem Brief an einen Freund (S. 142). — Das Colosseum hat niemals für 100000 Menschen Platz geboten, sondern enthielt höchstens 45000 Sitzplätze; das ist ein Irrtum, der längst widerlegt ist, sich aber von Geschlecht zu Geschlecht forterbt; auch stammte der Name nicht von den riesigen Dimensionen des Baues, sondern von der davor errichteten Kolossalstatue des Nero (S. 154). — Mit der völligen Ausgrabung Pompejis hat es noch gute Weile; es dürften etwa $^3/_5$ ausgegraben sein (S. 157). — Nicht nur die Konsuln hatten einen Purpurstreifen am Rande der Toga, sondern die konsulischen Beamten überhaupt (S. 169).

Wir sehen: eine ganze Reihe von kleinen Versehen, die aber fast alle so geringfügig sind, daß sie dem Werte des Buches keinen Abbruch tun und seinen großen Vorzügen gegenüber völlig zurücktreten; ich nehme jedenfalls keinen Anstand zu erklären, daß das Buch auch in seiner siebenten Auflage als ein vorzügliches Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht an Lehrerbildungsanstalten zu betrachten und bei Entfernung noch einiger kleiner Mängel den besten an die Seite zu stellen ist.

Zerbst. G. Reinhardt.

Griechenland, Landschaften und Bauten. Schilderungen deutscher Reisender. Hrsg. von Ernst Reisinger. Mit 88 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahmen der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt. Leipzig, Inselverlag, 1916. 88 S. Text Lex.-Okt. 4 ℳ.

Ein einleitender Aufsatz des Herausgebers im Stil eines besseren Artikels aus einem Konversationslexikon, darauf eine recht bunte Blumenlese aus deutschen Reiseberichten, alles das recht entbehrlich: es fehlt dem Buch, was den vom Verfasser unfreundlich genug behandelten braven Josef Ponten (Sokr. IV 571) auszeichnete, der unbezwingliche Mitteilungsdrang einer eignen Persönlichkeit. Das wirklich Wertvolle an dem Buche, was auch die Anschaffung lohnt, sind die Bilder, außer den 62 der Meßbildanstalt einige ältere Stiche. Wohl möglich, daß nach dem Kriege für alle südwärts strebenden Nordländer Griechenland neben oder vor Italien als Reiseziel in Betracht kommt. Dazu müßte sich freilich im Verkehrs- und Herbergswesen Griechenlands noch mancherlei ändern.

Eingegangene Bücher*)

Teubners Verlag. Leipzig.

Aus Natur und Geisteswelt. Kl.-Okt. 1,25 ℳ.
Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. 131 S.
Stein, Die Lehre von der Energie. 130 S.
Krause, Die Türkei. 136 S.
Joachimsen, Vom Deutschen Volk zum Deutschen Staat. 130 S.
Thormeyer, Philosophisches Wörterbuch. 96 S.
Polack, Dichtungen in Poesie und Prosa erl. 506 S. Okt.

*) [Die steigende Betriebsamkeit in Herstellung von Schulbüchern und Kompendien aller Art nötigt uns zu einem Verfahren, gegen das wir uns bisher gesträubt haben, zu einer bloßen Registrierung neuer Eingänge. Die Herrn Verleger wollen darin eine Empfehlung sehn. Die Herrn Kollegen aber bitten wir, falls ihnen ein Buch solche Empfehlung nicht zu verdienen scheint, uns eine ausreichend begründete Beschwerde einzureichen, damit jedem das Seine werde.]

Deutsche Feld- und Heimat-Bücher. Kl.-Okt. 40 ₰.
Riebesell, Mathematik im Kriege. 40 S.
Gagelmann, Physik im Kriege. 32 S.
Henze u. Gagelmann, Natur und Krieg. 46 S.
Collischom, Freund und Feind in der Geschichte. 37 S.
Altmann, Die Entstehung des Weltkrieges. 44 S.
Arndt, Die Mobilmachung des Geldes. 46 S.
Liebrecht, Die Kriegsfürsorge. 37 S.
Landsberg-Günthart u. Schmidt, Streifzüge durch Wald und Flur. 251 S. Okt. 5,40 ℳ.
Gräsers Schulausgaben klassischer Werke.
Sealsfield, Nathan, der Sqatter-Regulator. Hrsg. v. Walheim. 74 S. Kl.-Okt. 50 ₰.
Bericht über die Tätigkeit des deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht im Jahre 1913. Erst. v. Lietzmann. 19 S. Okt. 50 ₰.
Lotz, Schwimmen in Schule und Verein. 164 S. Kl.-Okt. 2,40 ℳ.
Schäfer, Geländespiele. 109 S. Kl-Okt. 80 ₰.
Löwenhaupt, Der große Krieg in Zahlen. 44 S. Kl.-Okt. 70 ₰.
Müller-Meiningen, Wir brauchen ein Reichsjugendwehrgesetz. 43 S.
Die militärische Vorbereitung der Jugend im Urteile Sachverständiger. 76 S.
II. Kriegsjahrbuch 1916 für Volks- und Jugendspiele. 220 S. Okt. 3 ℳ.
Müller, Lateinisches Uebungsbuch für Reformschulen und Studienanstalten. III. T. O. S. 131 S. Okt. 2,20 ℳ.
Auswahl französischer Lyrik. Hrsg. v. Friedrich. 112 S. Kl.-Okt. 1,50 ℳ.
Wolff, Der mathematische Unterricht der höheren Knabenschulen Englands. 207 S. Okt. 5 ℳ.
Lietzmann, Die Ausbildung der Mathematiklehrer an den höheren Schulen Deutschlands.
Sammlung Göschen. Kl.-Okt. 90 ₰.
Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler. 126 S.
Naumann, Althochdeutsches Lesebuch. 148 S.
Findeis, Geschichte der deutschen Lyrik. I. 148 S.
Findeis, Geschichte der deutschen Lyrik. II. 118 S.
Beer, Hebräische Grammatik. 144 S.
Beer, Hebräische Grammatik. 155 S.
Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen.
Goethe, Iphigenie auf Tauris. Hrsg. v. Jauker. 99 S. Kl.-Okt. 50 ₰.
Lessing, Minna von Barnhelm. Hrsg. v. Richter. 139 S. Kl.-Okt. 80 ₰.
Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.
Craik, Cola Nonti. Hrsg. v. Opitz. 37 S. Kl.-Okt. 1,40 ℳ.
Wörterbuch zu Craik, Cola Monti. Hrsg. v. Opitz. 63 S. Kl-Okt. 60 ₰.
Reed, English Boys. Hrsg. v. Münster. 86 S. Kl.-Okt. 1,20 ℳ.
Wörterbuch zu Reed, English Boys. Hrsg. v. Münster. 57 S. Kl.-Okt. 60 ₰.
Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig.
Reukauf, Didaktik des evangelischen Religionsunterrichts. 3. erw. Auflage. 385 S. Okt. 4,60 ℳ.
Gille, Geschichten von den Königen und Propheten Israels. 5. und 6. verb. Aufl. 341 S. Okt. 3,60 ℳ.
Tischendorf, Die außereuropäischen Erdteile. 19. verm. und verb. Aufl. 397 S. Okt. 3,20 ℳ.

Wagner, Einführung in das Studium der deutschen Sprache. 364 S. Okt. 4 ℳ.
Büttner, Im Banne des logischen Zwanges. 216 S. Okt. 4 ℳ.
Huth, Vom Kriegsspiel der Jugend. 141 S. Kl.-Okt. 2 ℳ.
Seyfert, Vom deutschen Wesen nach dem Kriege. 124 S. Kl.-Okt. 1,60 ℳ.
Plecher, Im Geiste der großen Zeit. 180 S. Kl.-Okt. 2 ℳ.

Verlag von Bachem, Köln.
Kollbach, Deutscher Fleiß. 241 S. Okt. 3,50 ℳ.
Hilden, Unter des Feindes Schutz. 158 S. Okt. 3 ℳ.
Hennes, Der Kampf um die Heimat. 157 S. Okt. 3 ℳ.
Frank, Der Fürstenmeister. 154 S. Okt. 3 ℳ.
Wais, Der Förstertoni. 129 S. Kl.-Okt. 1,20 ℳ.
Gathmann, Die eiserne Wehr. 133 S. Kl.-Okt. 1,20 ℳ.
Ruffieux, Der Fremdling. 117 S. Kl.-Okt. 1,20 ℳ.
Götz, Unter Habsburgs Fahnen. 109 S. Kl.-Okt. 1,20 ℳ.
Harten, Die Wasserfrau. 109 S. Kl.-Okt. 1,20 ℳ.
Frank, In der Not der Zeit. Die Scholaren. 117 S. Kl.-Okt. 1,20 ℳ.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.
Misselwitz, Die militärischen Ordnungen im Turnunterricht. 23 S. Kl.-Okt. 40 ₰.
Jaenicke, Die deutsche und die brandenburgisch-preußische Geschichte. II. T. 104 S. Okt. 1,60 ℳ.
Jaenicke, Die deutsche und die brandenburgisch-preußische Geschichte. III. T. 129 S. Okt. 1,80 ℳ.
Jaenicke und Haehnel, Hilfsbuch für die Geschichtserzählungen in Sexta und Quinta. 80 S. Okt. 80 ₰.
Wolter, Französisch in Laut und Schrift. IV. T. 95 S. Okt. 1,60 ℳ.

Aschendorffs Textausgaben unsrer Dichter.
Schiller, Wilhelm Tell erl. v. Heuwes. 152 S. Kl.-Okt. 55 ₰.
Erläuterungen zu Schiller, Wilhelm Tell. Von Heuwes. 200 S. Kl.-Okt. 50 ₰.

Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig.
Matschulat, Wie meine Kleinen die biblischen Geschichten erzählen. 127 S. Okt. 2 ℳ.
Rotermund, Lehrplan-Richtlinien für ein- und zweiklassige Volksschulen und Halbtagsschulen. 145 S. Okt. 2,80 ℳ.

Verlag von Pichlers Witwe und Sohn, Wien.
Winter, Der Weltkrieg und die Leibesübungen. 145 S. Okt.

Verlag von Georg Siemens, Berlin.
Schilling, Lieb Vaterland magst ruhig sein. 99 S. Kl.-Okt. 1,25 ℳ.

Voigtländers Verlag, Leipzig.
Andrä, Erzählungen aus der deutschen Geschichte. Ausg. B. 184 S. Kl.-Okt. 1,20 ℳ.

Dyks neusprachliche Schulausgaben.
Defoe, Robinson Crusoe. Bearb. v. Kron. 103 S. Kl.-Okt. 1,40 ℳ.

Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg.
Marseille und Schmidt, Englisches Uebungsbuch. 226 S. Kl.-Okt.

Verlag von Lintz, Trier.
Wershoven, Zusammenhängende Stücke zum Uebersetzen ins Französische. 112 S. Kl.-Okt. 1,40 ℳ.

Zentralverband der Gemeindebeamten Preußens e. V., Eberswalde.
Sammlung der Bestimmungen über die Anstellungs-, Besoldungs- u. sonstigen persönlichen Verhältnisse der Leiter und Lehrer an den höheren nichtstaatlichen Schulen in Preußen. 150 S. Okt. 3 ℳ.

Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt a. M.
Fleischer, Vom Kriege gegen die deutsche Kultur. 96 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Verlagsbuchhandlung Pierer, Altenburg.
Dietlein, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Literaturkunde. Bearb. v. Rützenadel. 15. Aufl. 160 S. Okt. 1,20 ℳ.
Blaesings Universitätsbuchhandlung, Erlangen.
Wunderer, Einführung in die antike Kunst. 74 S. Okt.
Verlag von Nemnich, Leipzig.
Huret, En Allemagne. 2 volume 1913 Berlin. 78 S. Kl.-Okt. 85 ₰.
Lindauersche Universitätsbuchhandlung, München.
Link, An Abstract of English Grammar for the use of upper classes. 106 S. Okt. 1,70 ℳ.
Becksche Verlagsbuchhandlung, München.
Feldmann, Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern nach Weißrußland hinein. 119 S. Kl.-Okt. 1,80 ℳ.
Verlag der Köselschen Buchhandlung, Kempten-München.
Weigl, Unsere Führer im Weltkrieg. 284 S. Okt. 3 ℳ.
Buchners Verlag, Bamberg.
Grimms Kinder- und Hausmärchen. Hrsg. v. Zopf. 151 S. Kl.-Okt. 70 ₰.
Cottasche Buchhandlung, Stuttgart.
Heise. Kolberg, Historisches Schauspiel. 220. Aufl. 142 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Theater-Verlag Ed. Bloch, Berlin.
Reichert, Großer Sieg! Schulfrei! Vaterländisches Spiel. 32 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.
Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet. 96 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Aschendorffs Textausgaben unsrer Dichter.
Lessing, Minna von Barnhelm. Hrsg. v. Vockeradt. 132 S. Kl.-Okt. 50 ₰.
Erläuterungen zu Lessing, Minna von Barnhelm v. Vockeradt. 208 S. Kl.-Okt. 70 ₰.
Uhland, Ernst, Herzog von Schwaben. Hrsg. v. Löhrer. 88 S. Kl.-Okt. 45 ₰.
Erläuterungen zu Uhland, Ernst, Herzog von Schwaben von Löhrer. 103 S. Kl.-Okt. 30 ₰.
Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg.
Jocham, Theodor Körner, der schwarze Jäger. 96 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Jon Svensson, Nonni, Erlebnisse eines jungen Isländers von ihm selbst erzählt. 355 S. Okt. 4,80 ℳ.
Theosophischer Kultur-Verlag, Leipzig.
Rudolph, Die zehn Hauptlehren der theosophischen Weltanschauung. 21 S. Okt. 30 ₰.
Rudolph, Das Volkstum. 22 S. Okt. 30 ₰.
Verlag von Hermann Gesenius, Halle.
Menges, La Guerre Mondiale. I. Teil. 54 S. Okt. 70 ₰.
Menges, La Guerre Mondiale. II. Teil. 41 S. Okt. 70 ₰.
Menges, The World War. I. Teil. 55 S. Okt. 70 ₰.
Menges, The World War. II. Teil. 55 S. 70 ₰.
Schöninghs Verlag, Erläuterungsschriften, Paderborn.
Schmitz-Mancy, Erläuterungen zu Shakespeares Macbeth. 88 S. Kl.-Okt. 60 ₰.
Schmitz-Mancy, Erläuterungen zu Körners Zriny. 72 S. Kl.-Okt. 60 ₰.
Rengersche Buchhandlung, Leipzig.
Hasber, Praktische Phonetik im Klassenunterricht. 71 S. Okt. 1,50 ℳ.
Bödde ker und Leitritz, Frankreich in Geschichte und Gegenwart. 3. Aufl. 227. S. Okt.
Fischbach, Le Siege de Strasbourg en 1870. Hrsg. v. Thamm. 115 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.

Wörterbuch zu Fischbach, Le Siege de Strasbourg en 1870. Hrsg. v. Thamm. 29 S. Kl.-Okt. 20 ₰.
Marryat, The Children of The new Forest expl. by Wolpert and Hamilton. 160 S. Kl.-Okt. 1,40 ℳ.
Glafey, Die Textilindustrie. 171 S. Kl.-Okt. 1,25 ℳ.
Goerlich, Vokabular zu den Hoelzelschen Jahreszeitenbildern. I. Teil. Englisch. 55 S. Kl.-Okt. 60 ₰.

Schöninghs Verlag, Wiederholungsfragen und Ausführungen aus der deutschen Literatur.
Zurbonsen, I. Aeltere Zeit bis Klopstock. 123 S. Okt. 1,60 ℳ.
Zurbonsen, II. Klassische Zeit von Klopstock bis Goethes Tod. 113 S. Okt. 1,60 ℳ.

Verlag von Mittler und Sohn, Berlin.
Buschenhagen-Lucke, Die Herbstschlacht in der Champagne und im Artois 1915. 28 S. Kl.-Okt. 80 ₰.
Günther, Wie wir die Russen aus Galizien warfen. 88 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.

Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.
Fendrichs Kriegsbüchlein für die Jugend. 31 S. Kl.-Okt. 30 ₰.
Reiner, Friedrich Nietzsche, der Immoralist und Antichrist. 79 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.

Verlag von Carl Meyer, Hannover.
Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten sowie in den Mittelschulen. Ausg. A in drei Teilen. I. Teil. 376 S. Okt. 3,75 ℳ.
Wewer, Aus großer Zeit, Bilder aus dem Weltkriege. 98 S. Okt. 50 ₰.

Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig.
Henneberg-Bode, Die Gärungsgewerbe. 128 S. Kl.-Okt. 1,25 ℳ.
Schmidt, Die germanischen Reiche der Völkerwanderung. 111 S. Kl.-Okt. 1,25 ℳ.

Verlag von Callwey, München.
Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance. Hrsg. von Friedrich Wilhelm II. 3. 1914. Darin S. 239 die Aesopübersetzung des Lorenzo Valla v. T. O. Aechelis.

Königl. Universitäts- und Verlagsbuchhandlung, Breslau.
Cramer, Der Weltkrieg, Uebersicht über den Verlauf des Krieges bis Ende Dezember 1915. 31 S. Okt. 30 ₰.

Verlag von Scherl, Berlin.
Europa in den letzten 400 Jahren, Historische Karte. Hrsg. v. Berliner Lokalanzeiger. 50 ₰.

Rößlers Verlagsbuchhandlung, Berlin.
Kresse, Verdeutschung entbehrlicher Fremdwörter. 121 S. Kl.-Okt. 50 ₰.

Verlag von Kühne, Erfurt.
Boerner, Schulhygiene und Diensttauglichkeit. 2. verb. Aufl. 16 S. Kl.-Okt. 20 ₰.
Herm. Schilling, Jungdeutschlands Stammbuch für Schüler und Schülerinnen. Bd. 1. Mark Brandenburg, Berlin—Potsdam—Leipzig, A. Steins Verlag. 248 und 64 S. 8.
K. Horn, Die deutsche höhere Schule der Zukunft. Frankfurt a. M. 1916. H. Keller. 30 S.

SOKRATES

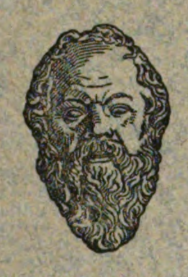
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND
3. HEFT. MÄRZ

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES MÄRZHEFTES

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.



Hebbel als Novellist[1])

von

Wilhelm Gebert.

Im Jahre 1848 schrieb Hebbel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Aufsatz über Kosmopolitismus und Nationalismus der Deutschen, der ebenso auf unsere heutige Zeit paßt wie er sich inhaltlich mit den bald hundert Jahre älteren Worten Lichtenbergs deckt: 'Keine Nation fühlt so sehr als die deutsche den Wert von anderen Nationen und wird leider von den meisten wenig geachtet, eben wegen dieser Biegsamkeit.' Schon der Hinweis auf diese Auslassung Hebbels zeigt, daß selbst ganz unbeachtete Abschnitte von Hebbels Prosa gar manche Perle echter Weisheit von ewigem Werte enthalten. Das rechtfertigt eine eingehende Beschäftigung mit Hebbels Prosa, insbesondere mit seinen Briefen, Tagebüchern und Abhandlungen wie sie in der Hebbelliteratur der letzten Jahre zutage tritt. 'Nur den Novellisten hat die Forschung so gut wie übersehen'; wenigstens 'eine zusammenfassende kritische Einzeldarstellung existiert nicht'; diese Lücke soll Dr. Rolf Ebhardts Buch 'Hebbel als Novellist'[1]) ausfüllen.

Das in seiner Einleitung gegebene Versprechen erfüllt Ebhardts Buch in vollem Umfange sowohl was die Zusammenfassung wie auch die kritische Einzeldarstellung angeht. 'Zusammenfassend' gibt der Verfasser in der Einleitung und dem Abschnitt A eine Übersicht über den Gegenstand und über seine bisherige Behandlung, in der Forschung von Hebbels Tagen bis auf die neueste Zeit, die naturgemäß zusammenstellenden Charakter hat. Auch die kritische Neuuntersuchung in dem Hauptteile B des Buches S. 13—123 beginnt mit einer allgemeinen Literaturgeschichte der Novellen Hebbels, die, sehr gründlich und sorgfältig ausgeführt, doch mehr darstellend als forschend ist, besonders da für die Chronologie die anerkannten Angaben R. M. Werners und Bornsteins übernommen sind. Immerhin ist der Abschnitt lehrreich als Einführung und anregend durch des Verfassers selbständige Stellungnahme, auf die wir nachher zurückkommen. Die nächsten Abschnitte des Hauptteiles haben besonders Anspruch auf den Charakter einer

[1]) Hebbel als Novellist. Von Dr. Rolf Ebhardt. Berlin, Weidmann, 1916. Geh. 3,60 ℳ.

'kritischen Einzeldarstellung', insbesondere in der Untersuchung der Novellen nach Inhalt und Form. Es genügt zu sagen, daß der Verfasser mit philologischer Gründlichkeit die Novellen nach allen nur möglichen Seiten zerlegt und zergliedert, uns Handlung, Aufbau, Form, Stil, Darstellung, Sprache in sauber abgetrennten Unterabschnitten überzeugend veranschaulicht und damit die Hebbelphilologie sicher erheblich gefördert hat.

Daß der Charakter des Buches hier nüchtern sachlich wird und auch seine Entstehung aus einer Dissertation nicht verleugnet, ist ein kleineres Übel, als der jetzt in der Literaturwissenschaft einreißende 'geniale Feuilleton'-Stil. Besonders in diesen Abschnitten, die weniger zum Durchlesen als zum Durcharbeiten angelegt sind, vermißt man das Leichtflüssige einer flotten Darstellung gar nicht, was schon eher in den mehr allgemein-bedeutsamen Teilen der Fall sein könnte. Bei der Gelegenheit mag der Wunsch zutage treten, daß auch unsere wissenschaftliche Ausdrucksweise unnütze Fremdkörper abstoße; ich meine nicht die Fachausdrücke wie 'Asyndeton, Polysyndeton, Litotes', obwohl da z. B. statt der 'Iteratio' (S. 96) die 'Widerholung' genügte; aber mit dem Verfasser könnten wir auf einen 'präzisen' Gebrauch der Verben (S. 23), auf eine knappe und 'prägnante' Gestaltung (S. 26), auf eine Vorliebe für die Darstellung des Kleinen, 'Intimen' (S. 140) vor allem aber auf einen 'musivischen' Aufbau (B 4 I, 1 b) gern verzichten. Letzteres Wort, so richtig und gelehrt es sein mag, ist doch wohl erheblich unbekannt und die verständlichere Bildung 'mosaikartig' ist gut deutsch, so lange wir 'Mosaik' anerkennen. Bei der Besprechung von Stil und Darstellung erwähne ich noch die Bildung 'unhebbelisch', die sich besonders in den Kasusformen nur hart in den geläufigen Sprachrythmus fügt; ich bemerke noch einen gelegentlich ungeschickten Gebrauch von Beiwörtern nach Zeitungsart wie 'Mörickes ausgezeichneter Maler Nolten' (S. 138). Wenn auch nur mit Schwierigkeiten, so ließen sich vielleicht doch Härten vermeiden, wie sie sich aus zu freiem Gebrauch der Dichtungstitel innerhalb des Satzbaues ergeben, z. B. S. 123: 'Daß der Novellist Hebbel, besonders in den ersten Versuchen, viel, recht viel seinen Vorbildern entlehnt, läßt sich nicht leugnen, wenn wir auch nicht mit Karl Zeiß so weit gehen, zu behaupten, Hebbel ist "über seine Abhängigkeit von fremden Mustern eigentlich nie hinausgekommen". Dagegen wehren sich vor allem Anna, Schlägel, Matheo und die Kuh.'

Der soeben angeführte Schlußsatz des Abschnittes B bringt uns auf ein kleines inhaltliches Bedenken, daß dem ganzen Werke gilt; wir möchten für die Wesselburener Novellen Karl Zeiß unbedingt recht, für die späteren nicht unbedingt unrecht geben. Die Novellen vor 1833 sind so vollkommen unselbständig, daß es schwer fällt, sie mit den andern Novellen von 1835 ab einer einheitlichen Untersuchung über Hebbels Novellistik zugrunde zu legen, wie es der Verfasser doch häufig tut trotz der Behauptung,

daß bei der Betrachtung der Novellen die Wesselburener immer ausgeschlossen seien (S. 139).

Schalten wir mit dem Verfasser dies Bedenken aber ruhig aus und betrachten mit ihm die Abschnitte von allgemeinerer literaturgeschichtlicher Bedeutung, nämlich B 3 I, B 5, C, D, E 2, über Motive, Vorbilder, psychologische Begründung, literar-historische Stellung, Erlebnis und Konzeption der Novellen, d. h. die Gesamtuntersuchung über literarische Einflüsse und Selbständigkeit, zu der auch der Abschnitt B 1, ('Chronologisches und allgemeines') mancherlei beisteuert. Hier lagen bereits für zwei Hauptvorbilder ausführliche Arbeiten von H. Becker und Wittmann über Kleist und Hoffmann als Hebbels Vorbilder vor, deren Ergebnisse im großen und ganzen nur von Ebhardt etwas in den Auswüchsen beschnitten, gelegentlich auch bereichert werden. Außerdem gibt sich der Verfasser Mühe, André Tibal in seiner Aufsuchung von Vorbildern zu widerlegen, dessen Hebbelbiographie auch die Novellen und ihre Vorbilder behandelt. Als gewissenhafter deutscher Gelehrter zieht Ebhardt den Franzosen auch eifrig zu Rate oder entkräftet ihn, gleichsam zur Bestätigung der eingangs erwähnten Worte Lichtenbergs und Hebbels, obwohl wir jetzt so viel Beweise bekommen haben — drinnen und draußen — daß selbst die größten französischen Geister — alle, wie Wilamowitz wieder mit Recht betont, unter dem Bann gallischer Phrasenhaftigkeit und falscher Rhetorik — keinerlei Verständnis für deutsche Kultur und deutsches Geistesleben besitzen. Die Wissenschaft kann freilich nicht völkisch beengt werden, aber über die führenden deutschen Geister brauchen wir keine Franzosen mitsprechen zu lassen, weil ihnen doch das Verständnis fehlt.

In den erwähnten, außerordentlich sorgfältig ausgearbeiteten Teilen gibt uns der Verfasser einen sehr glaubwürdigen Einblick in die Werkstätte des Dichters und zerlegt die Dichtungen buchstäblich bis in die kleinsten Grundbestandteile. Unter Vervollständigung der bereits vorliegenden Forschungen durch ganz eigene Untersuchung werden die Einzelergebnisse verschmolzen und einheitlich zusammengefaßt zu einer großzügigen, psychologisch-historischen Würdigung von Hebbels Novellen als Einheit. Des Dichters Jugend, seine Erlebnisse und seine Lektüre werden gleichmäßig herangezogen und sein Verhältnis zur Bibel, zu Jean Paul, Kleist, Hoffmann und Contessa — letzterer in seiner Bedeutung, nicht in seiner Wirkung auf Hebbel überschätzt — klargelegt, in zweiter Linie der verschieden abgestufte Einfluß Schillers, Uhlands, Tiecks, Goethes, der Romantik überhaupt und der Räuberromantik insbesondere einschließlich Hauffs vorgeführt. Die Motive werden ansprechend in drei Gruppen eingeteilt (S. 39), das Motiv des Situationsverbrechers, des einsamen Menschen und Sonderlings, Motive der dritten Welt. Diese Ausführungen sind dankbar zu begrüßen und geben höchstens zu dem Wunsche nach gelegentlicher Vertiefung der Untersuchung Anlaß; dann müßte allerdings

doch des Verfassers Abneigung gegen 'eine Spezialuntersuchung über den Einfluß eines Dichters auf einen andern' (S. 108) überwunden werden.

Selbstverständlich sind die romantischen Einflüsse überall in Hebbels Novellen überwiegend, der Einfluß der Bibelsprache unausrottbar und die Einflüsse aufs engste verbunden mit Jugenderlebnissen und -eindrücken. Ich verweise hier auf seine Briefe an Elise vom 24. bis 30. Januar 1837, an Stern 6. September 1861, an Ruge 15. September 1852, die zur Beleuchtung der romantischen Einflüsse auf Hebbel noch mit hätten verwandt werden können. Dazu kommen die inhaltsreichen 'Aufzeichnungen aus meinem Leben', besonders 7, 9, 10, und mit Recht führt Ebhardt aus (S. 128): 'Über die Motive der dritten Welt gibt wider des Dichters Kindheit begründeten Aufschluß' und (S. 129) 'dichterisch gefördert wurden dann diese Motive der dritten Welt durch die Lektüre Hoffmanns und Contessas'. Hier könnte man noch erheblich in die Tiefe gehen und vor allem der Jugendlektüre Hebbels weiter nachspüren. Augenscheinlich sind die ersten Novellen noch viel mehr nur Nachahmungen als Ebhardt annimmt. Sie erinnern im Stil nicht einmal so sehr an Hoffmann, wie z. B. an Hölty und andere Haindichter. Man vergleiche mit 'Holion' nach Stil und Inhalt Höltys 'Der arme Wilhelm' und 'Adelstan und Röschen' ("Der arme, verlassene Wilhelm" — "Holion der arme, matte Jüngling"). Und die 'Traumdichtung', das Traummotiv war in diesen Kreisen, die noch in Hebbels Jugend sehr blühten, geradezu Modekrankheit. In Höltys 1814 herausgegebenen Gedichten findet sich ein ganzer Stoß solcher 'Traumbilder'. Wie sehr diese Richtung noch in Hebbels Jugend beliebt war, zeigt die Gedichtsammlung 'Braga', Dresden 1827 von Anton Dietrich herausgegeben, mit einer Einleitung des von Hebbel hochverehrten Tieck, in der dieser auch besonders die Nibelungen preist. — Ich möchte damit nur andeuten, in welcher Richtung Vermutungen möglich sind; sicher haben auch Miller und Clauren noch Einfluß geübt, das läßt stellenweise der süßlich-jammerige Ton der frühsten Novellen schließen ('Emilie kehrte in die Hütte zurück; sie brachte keine Erdbeeren, aber einen Himmel mit' [die Räuberbraut]).

Daß ferner der Schicksalsgedanke Hebbel sehr vertraut war, führt Ebhardt mehrfach aus (S. 58); noch des Dichters vollendetste Novelle 'Die Kuh' zeigt ein Schicksalmotiv, das an Müllner und Z. Werner erinnert, und ich möchte bei den Jugendnovellen 'Der Brudermord' und 'Die Räuberbraut' auch an einen Einfluß der Sturm- und Drangstücke 'Julius von Tarent' und 'Die Zwillinge' denken. Bei einem so leicht erregbaren und empfindsamen Kinde können wir uns die Jugendeindrücke gar nicht tief genug denken, wie Hebbel es mehrfach bestätigt. So macht Ebhardt darauf aufmerksam (S. 20), daß der Eindruck der großen Stadt auf 'die einsamen Kinder' Beziehung zu Hebbels Einzug in Hamburg habe.

Ich möchte mehr an die Einwirkung des von Hebbel in den Aufzeichnungen (9) geschilderten Eindruckes des ersten Spazierganges mit der Mutter in Wesselburen denken: 'Mein Gott, wie groß war dies Wesselburen. . . . Und was traf man alles unterwegs usw.' Überall wirken Eindrücke des Vaterhauses nach, auch wo scheinbar literarische Einflüsse bestimmend sind, so noch in der Räubergeschichte 'Eine Nacht im Jägerhaus', der Ebhardt mit vielleicht allzugroßen Ansprüchen an Logik zu Leibe geht, und die er im wesentlichen auf Hauffs 'Wirtshaus im Spessart' zurückführt. Aber welchen Eindruck hatten doch die beiden Vagabundenbrüder Meister Ohls auf Hebbel gemacht? (Aufzeichn. 3): 'Wenn Onkel Hans oder Johann kamen, war es für uns ein Fest, denn sie ließen ein neues Stück Welt in unser Nest fallen, sie erzählten uns von Wäldern und ihren Abenteuern darin, von Räubern und Mördern, denen sie nur kaum entgangen seien, von Schwarzsauer, das sie in einsamen Waldschenken gegessen und von Menschenfingern und -zehen, die sie zuletzt auf dem Grunde der Schüssel gefunden haben wollten.' Der Hinweis genügt; mit Recht ist diese Geschichte als eine 'gute' Räubergeschichte in eine billige Jugendsammlung aufgenommen, ebenso wie die Inselsammlung eine illustrierte Ausgabe des 'Schnock' herausgegeben hat.

Ich will nicht auf die weitere Behandlung aller Novellen eingehen; das Hauptverdienst des mit einem ungeheuren Material arbeitenden Verfassers ist, daß er die Novellen in den großen Zusammenhang von Hebbels Dichtung und Persönlichkeit einheitlich einreiht und sie unter dem Gesichtspunkt der größeren Strömungen der deutschen Literatur betrachtet, ohne deshalb den Wert der einzelnen unreifen Dichtungen zu überschätzen — wenigstens nicht erheblich. Zusammenfassend bietet er noch einen knappen aber inhaltsreichen Überblick E 2, über 'Erlebnis und Konzeption' mit dem Ergebnis, daß fast alle Novellen entweder einem 'äußeren' oder einem 'inneren Gedankenerlebnis' ihren Ursprung verdanken, und daß hinsichtlich der Konzeption, fast immer eine 'Idee' das Primäre war, seltner ein Charakter oder eine Begebenheit. Damit begibt sich Ebhardt, und zwar ganz selbständig und auf den Grundlagen einer vorausgehenden Einzelforschung in den Mittelpunkt der Literaturgeschichte, denn 'Die Phantasie des Dichters, ihr Verhältnis zu dem Stoff der erlebten Wirklichkeit und der Überlieferung, zu dem, was frühere Dichter geschaffen haben, die eigentümlichen Grundgestalten dieser schaffenden Phantasie und der dichtericchen Werke, welche aus solcher Beziehung entspringen, das ist der Mittelpunkt aller Literaturgeschichte.' Was hier Dilthey in seinen tiefsinnigen Abhandlungen über das Erlebnis und die Dichtung (4 1913 S. 175) zum Mittelpunkt feinster psychologischer Literaturgeschichte macht, das ist letzten Endes das Ziel, dem Ebhardt auf dem Gebiet der Hebbelforschung zustrebt, und zwar mit anerkennenswertem Erfolge, der schon durch

die außerordentliche Gründlichkeit der Untersuchung, anderseits auch durch die Beschränkung auf mögliche Ergebnisse ohne Überspannung der Forschungsgrenzen dauernd gesichert ist.

Ist so die 'Spezialuntersuchung' über den Novellisten Hebbel als gelungen anzuerkennen, so werden trotzdem diese dichterischen Erzeugnisse Hebbels für seine Beurteilung und für seinen Einfluß auf das Deutschtum der Gegenwart von geringer Bedeutung bleiben. Das Wichtigste ist jedoch, daß der Zugang zum tiefen und völligen Verständnis Hebbels von allen Seiten gebahnt wird, — endlich, denn 'erst auf dem Umwege über Nietzsche und Ibsen ist der größte Teil unserer Lesewelt und unserer Theaterbesucher zu Hebbel gelangt' — (Hannov. Kurier, Unterhaltungsbeilage Nr. 32827, 10. Dezember 1916). Gerade in unserer Zeit muß die Literaturwissenschaft vor allem darauf bedacht sein, die Dichter nach ihrem Werte für unser nationales Leben zu würdigen, was für Hebbel erfolgreich durchgeführt ist von Klara Hofer: 'Hebbel und der deutsche Gedanke, Cotta 1916'; in der bereits angeführten Besprechung des Hannoverschen Kuriers heißt es mit Recht, was zum Schluß noch einmal Ehrhardts Arbeit in ihrer Allgemeinbedeutung hervorheben möge: 'Alles in allem wird man zugeben können, daß Hebbel einen weiteren und richtigeren Blick für nationale und politische Fragen hatte als sehr viele andere von unseren großen politischen Dichtern, und daß er gerade für die großen Probleme unserer stürmischen Tage ein guter Berater und Gedankenfreund ist.'

Zwei alte Odysseuslieder in der Ilias

von

Gottfr. Wolterstorff.

I.

Das neunte Buch der Ilias setzt nach Wilamowitz, 'Die Ilias und Homer' (Berlin 1916, Weidmann) S. 36 bei Vers 89 ein[1]). S. 64f. wundert sich Wilamowitz über die rätselhaften Duale Il. *I* 182. Es sind indessen noch mancherlei andere auffallende Stellen gerade im *I*: so wird 168 Phoinix als Führer der Gesandtschaft abgeordnet, hält es jedoch gar nicht für nötig zurückzu-

[1]) Von der vorhergehenden, zum *Θ* gehörenden Partie werden von Wilamowitz und früherern Erklärern mißverstanden V. 63—64, und dann bereiten sie natürlich Schwierigkeiten. Auch ich hatte sie nach jenen Vorgängern zuerst falsch gedeutet, in dem *ἐκεῖνος* jedoch eine Beziehung auf Achilleus erkennen, die Verse selbst dann hinter 258 verpflanzen wollen. Indessen wird mir klar, daß sich die Verse vielmehr auf den Streit, der eben zwischen Agamemnon und Diomedes ausgebrochen ist, beziehen und daß



kommen, sondern bleibt bei Achilleus (558f.); Odysseus bekommt von Nestor den Hauptauftrag (180), Phoinix aber spricht vor Achilleus bei weitem am längsten (434—605); V. 223 winkt Aias dem Phoinix zu, darauf aber ergreift nicht dieser, sondern Odysseus das Wort: Odysseus begnügt sich mit der Absage des Achilleus (308—429) und unternimmt trotz seiner gerühmten Klugheit einfach keinen neuen Versuch, Achilleus zu überreden, Achilleus macht vielmehr eine Art Zugeständnis, nämlich unter gewissen Bedingungen wieder in den Kampf einzugreifen, dem Aias (650f.); Odysseus berichtet dem Agamemnon nur die ihm selbst erteilte Antwort, nichts aber von den Zugeständnissen, die Achilleus dem Phoinix (619) und dem Aias (650f.) gemacht hat, andererseits aber spricht doch Diomedes vom Bleiben und Kämpfen des Achilleus (702); Achilleus tut die überlange Rede des Phoinix eigentlich nur mit sechs Versen (607—610 und 618 bis 619) ab: Odysseus allein wird von Agamemnon als Zurückkehrender angesprochen (673).

Das Suchen nach Spuren älterer Fassungen hätte Wilamowitz auf die richtige Fährte leiten sollen. Wenn 182—198 Duale verwendet sind, so hat es eben einmal eine Fassung gegeben, in der nur von zwei Abgesandten die Rede war. Daß der Plural mit dem Dual abwechselt (193; 195; 197; 198; 421f.; 520f.; 617 und 622, wo selbst nach Abzug des Phoinix je ein Plural übrig bleibt; 640f.; 649; 657; 669f.; 688), gibt indes keine Handhaben für irgendwelche Folgerungen; das kommt öfter vor; Achilleus heißt *πόδας ὠκύς*, ein Ausdruck, der ja allerdings von Tieren übertragen sein könnte. Tatsächlich läßt es sich erweisen, daß die Fassung, die der Überarbeiter, d. h. der Dichter des *Θ*, der *Ι* und *Κ* hat aufnehmen wollen, nur zwei Abgesandte kannte: Odysseus und Aias. Von den Reden des Odysseus und Aias ist die des Odysseus die größere, ganz wie es erwartet wird, wenn 179f. gesagt wird: *πόλλ ἐπέτελλε . . . Νέστωρ, . . Ὀδυσσῆι δὲ μάλιστα.* Phoinix ist auf irgendeine Weise zu der Gesandtschaft hinzugekommen, vielleicht haben Odysseus und Aias ihn überhaupt erst vor dem Zelt des Achilleus angetroffen und von dort mitgenommen, da sie sich von seinem Einfluß auf Achilleus guten Erfolg versprachen. Daher braucht denn Phoinix auch nicht mit zu Agamemnon zurückzukehren. Auch wird 433 besonders begründet, warum auch er das Wort ergreift; in die *ἄνδρας ἀρίστους* 520—523 begreift sich Phoinix sicher nicht mit ein, und erst

---

Nestor es als selbstverständliches und selbst von Agamemnon zuzugestehendes Recht für sich in Anspruch nimmt, das Wort zur Überwindung dieses Zwistes zu ergreifen und Vorschläge zu machen, deren Ausführung beiden Helden recht ist und die schon dadurch dem Heile des Achaierheeres dienen: denn 'an Sippe, Recht und eignem Herde frevelt', wer ihm das Wort zu solcher Vermittlung, zur Beilegung des *ἐπιδήμιος πόλεμος* entziehen wolle, und daher werden auch die Streitenden, selbst der mächtige Agamemnon nichts gegen eine entsprechende Rede des Nestor einzuwenden haben.

613f. ist Achilleus erstaunt, daß sich Phoinix zur Partei des Agamemnon schlägt: das klingt nicht so, als ob Phoinix von vornherein mit Aias und Odysseus gekommen sei. Daß Phoinix in der Vorlage keinen Teil an der Gesandtschaft gehabt hat, zeigen auch 223f. Dort lesen wir: νεῦσ' Αἴας Φοίνικι· νόησε δὲ δῖος Ὀδυσσεύς, πλησάμενος δ' οἴνοιο δέπας δείδεκτ' Ἀχιλῆα. Wenn Aias dem Phoinix ein Zeichen zum Reden gibt, aus welchem Grunde nimmt ihm dann Odysseus das Wort weg? Das hätte der Dichter sagen müssen. Wenn aber Odysseus dem Phoinix zuvorkommen will, wie kann er sich dann erst noch damit aufhalten, seinen Becher zu füllen? Die Lösung ist einfach: statt Φοίνικι ist zu lesen Ὀδυσῆϊ; dann sind alle Schwierigkeiten behoben. Wenn die zwei Herolde, die in der gegenwärtigen Fassung (170) als Statisten mitgehen, fortfallen und auch Phoinix nicht an der Spitze der Gesandtschaft geht, begreift man auch, wie Achilleus so schnell über das Staunen (ταφών 193) bei der Ankunft der Gesandten hinwegkommt: ein feierlicher Aufzug von fünf Personen hätte doch dem Achilleus die Frage nahelegen müssen, was ihr Kommen bedeute. Das Kommen zweier ihm sehr lieber Personen konnte Achilleus dagegen harmlos erscheinen.

Anzunehmen ist ferner, daß Achilleus, ganz wie er dem Odysseus ausführlich antwortete, so erst recht der noch längeren Rede des Phoinix eine ausführlichere Antwort erteilte, als wie erhalten ist, und daß auch Aias eine längere als die uns vorliegende Rede hielt und dementsprechend auch eine ausführlichere Antwort bekam. Aias spricht den Achilleus direkt nur 636—642 an, und selbst wenn wir die Späne hinzurechnen, die aus seiner Ansprache an Odysseus 624—636 für Achilleus mit abfliegen, ist seine Rede gar zu kurz, und unverhältnismäßig klein ist die Rolle, die der große Aias, der 'Turm in der Schlacht', der 'Hort der Achaier', hier spielt: er hat das Zeichen zum Beginn der Verhandlung gegeben (223) und bricht mit den wenigen Worten, die er spricht, die Verhandlung wieder ab (625 ἴομεν). Auf eine größere Rede des Aias deutet aber auch das 645 stehende πάντα; doch gebe ich diesem Wort sogleich einen noch größeren Inhalt. — Schließlich muß Odysseus bei seiner Rückkehr das Zugeständnis des Achilleus, unter gewissen Bedingungen sich wieder am Kampf zu beteiligen, erwähnt haben; er, der Kluge, würde sich lächerlich machen, wenn er nichts erreicht hätte, noch mehr aber, wenn er das selbst noch so geringfügige Ergebnis seiner Mission verschweigen wollte. Zu diesem Schluß führen tatsächlich auch die Worte des Diomedes, der 702 vom Bleiben und Kämpfen des Achilleus spricht.

Der Dichter des Θ fand also in seiner Vorlage:

1. Entsendung des Odysseus und Aias;
2. Rede des Odysseus;
3. Antwort des Achilleus;
4. Rede des Phoinix;

5. Eine längere Antwort des Achilleus, der 606—617 entstammen (618f. passen nicht zu 609);
6. Eine längere Rede des Aias;
7. Eine längere Antwort des Achilleus an Aias;
8. Ein längerer Bericht des Odysseus an Agamemnon.

Die Steigerung lag in den Reden der Bittenden, indem Odysseus die *δῶρα*, Phoinix die *τιμή*, Aias das *κακόν* ausspielt; die Antworten des Achilleus steigerten sich nur um einen Grad, indem er anfänglich dem Abweis die Abfahrt hinzufügt, schließlich das Eingreifen in den Kampf unter bestimmten Bedingungen verspricht, somit also die Absicht der Abfahrt wieder fallen läßt.

Unerklärt bleiben nun noch zwei Tatsachen: Warum schweigt Odysseus nach der ersten Abweisung durch Achilleus mit einem ihm durchaus nicht eigenen diplomatischen Ungeschick? Warum wird Odysseus bei der Rückkehr zu den Zelten des Agamemnon allein angesprochen und nicht auch der mächtige Aias? Mit der Beantwortung dieser Frage kommen wir zu einer noch älteren Fassung des *I*, in der es keinen Aias gab und in der Odysseus der einzige Abgesandte des Agamemnon war. Da war auch die Rede des Aias dem Odysseus in den Mund gelegt. Nun hat *πάντα* 645 erst recht hier seine volle Bedeutung: es umfaßt beide Reden des Odysseus. Das undiplomatische Schweigen des Odysseus wird aufgehoben, und Agamemnon kann nunmehr natürlich nur noch den Odysseus als Rückkehrenden begrüßen. Die Verse 688—690 stehen in einer auch von Wilamowitz (S. 65) mit Recht für unecht gehaltenen Stelle. — Die älteste Fassung nimmt außerdem an, daß die Bedrängung der Achaier eine längere Periode war und nicht bloß eine Nacht lang dauerte, in die dann die Gesandtschaft an Achilleus noch hineingedrängt werden mußte; solche Eile paßt nicht zu dem umständlichen, archaisch-ruhigen Ton, der in dem Liede angeschlagen ist; Achilleus würde auch wohl bei so unmittelbarer Nähe, ja bei einem Angriff der Troier nicht haben abfahren können, ohne den Eindruck feiger Flucht zu erwecken. Daher dürfte V. 357 das *αὔριον* erst vom *θ*-Dichter hinzugefügt sein, und 692 steht es an einer unechten Stelle; von ihm stammt auch das *ἠοῖ φαινομένηφιν* 618, wie wir sehen werden, folglich auch 682. Für die lange Dauer der Bedrängungszeit spricht 247 *καὶ ὀψέ περ*. In dieser Erkenntnis müssen wir 240 für einen Zusatz des späteren Bearbeiters (des *θ*-Dichters) halten.

Die Form der ältesten Fassung ist nach der doppelten Überarbeitung nicht mehr herzustellen, weder durch Streichen noch durch Abändern einzelner Worte; es ist indeß gewiß interessant genug, sie in ihren Umrissen erkannt zu haben; vielleicht war sie ein altes Odysseuslied. Sie enthielt also:

1. Entsendung des Odysseus;
2. Rede des Odysseus;
3. Antwort des Achilleus;

4. Rede des Phoinix;
5. Antwort des Achilleus;
6. Zweite Rede des Odysseus;
7. Antwort des Achilleus;
8. Heimkehr und Bericht des Odysseus.

Vom Dichter des *I* stammt also die Einführung des Aias. Er hat Odysseus und Aias als die besten Freunde des Achilleus diesem einmal gemeinsam gegenüberstellen wollen wegen des Motivs des Streites um seine Waffen, das später von der Tragödie reichlich ausgebeutet wurde und das damals offenbar ein bereits beliebtes Thema der Epik gewesen sein muß. Auf Odysseus und Aias hat der Dichter dann die Reden des Odysseus verteilt.

Der Dichter des *Θ* hat dieses *I* mittels seiner *κόλος μάχη* in die Ilias hineingearbeitet. Überall ist seine flüchtige Art, die uns Wilamowitz im zweiten Kapitel seines Buches gezeigt hat, auch hier zu erkennen. Die Anlage seiner *κόλος μάχη* zwingt ihn, die ganze Begebenheit sich in einer einzigen zur Verfügung stehenden Nacht abspielen zu lassen; daher kommt es ihm inhaltlich auf Eile an, und ganz von selber überträgt sich diese Eile auch auf die Form. Eilig steuert er auf die Szene im Zelt des Achilleus zu und beschneidet dabei seine Vorlage rücksichtslos und ohne auf Unzuträglichkeiten zu achten, die durch solches Zusammenstreichen entstehen. Vers 113 ist die Rede von *δῶρα ἀγανά* und *ἔπεα μειλίχια*, durch die auf Achilleus eingewirkt werden soll. Nun folgt zwar die Aufzählung der Geschenke, die Agamemnon nachgiebigerweise dem Achilleus anbieten will, dann aber stehen im Gegensatz zu diesem von versöhnlicher Stimmung getragenen Angebot statt weiterer und aus Vers 113 zu erwartender freundlicher Worte unvermittelt die schroffen Imperative *δμηθήτω* 158 und *ὑποστήτω* 160 unter Berufung auf Macht (*βασιλεύτερος* 160) und Billigkeit (*προγενέστερος* 161). Eigenartig ist auch die Kürze, mit der Nestor auf die Geschenke des Agamemnon eingeht; in dem einen Vers 164 tut er sie ab, während sie auf Achilleus mit Recht einen viel nachhaltigeren Eindruck machen (378—400). Ja *ἔπεα μειλίχια*, auf die er selbst gedrungen hatte, erdenkt sogar Nestor nicht; nur ganz allgemein wird auf derartiges mit *ἐπέτελλε* 179 hingewiesen. — Unvermittelt ist der Übergang von der Auswahl der Gesandten zu ihrer Entsendung unter heiligen Zeremonien; trotz des kurzen Befehls 171 wissen die Versammelten, wer ihn auszuführen hat und was außer dem direkt Befohlenen zu tun ist (174—175); die Ausführung des *εὐφημῆσαι κέλεσθε* und des *Διὶ ἀρησόμεθα* (171 f.) wird uns nicht mitgeteilt. Auch nimmt es wunder, daß die Gesandten von Nestor ausgesucht und mit Instruktionen versehen werden, Agamemnon dagegen ganz in den Hintergrund tritt. Zum mindesten fehlt hier das Einverständnis des Agamemnon. — Stark beschnitten müssen, wie erwähnt, die Antworten des Achilleus auf die Reden des Phoinix und des Aias sein; desgleichen, wie ebenfalls bereits erschlossen, die Rede des

Aias: das zeigt außerdem wider ein schroffer Übergang, nämlich der Übergang von den unwilligen, gereizten Worten des Aias (629—638) zu den Versöhnung atmenden Versen 638—642; unbedacht gestrichen hat der überarbeitende Dichter einen Teil des Schlußberichts des Odysseus: nur die Worte läßt er Odysseus melden, die Achilleus zu ihm selber gesprochen hat, während doch Achilleus vor Troia bleibt und so nach den Worten handelt, die er Aias gegenüber geäußert hat; daß Vers 682 von ihm stammt, haben wir oben gesehen.

Aus der Menge der Streichungen erkennen wir den großen Umfang der Vorlage, ja diese muß geradezu ein kleines Epos für sich gewesen sein. Das erlaubt hinwiderum einen Rückschluß auf die Größe der im Volke umlaufenden Lieder.

An positiven Zutaten stammt vom überarbeitenden Dichter die Aufnahme des Phoinix in die Gesandtschaft; alsdann das Motiv des 'morgen' (s. oben): morgen wollen die Troier stürmen, morgen will Achilleus zurückfahren, morgen will er die Rückfahrt überlegen. Von ihm stammen auch die Verse 617—619, mit denen er zu dem Schluß der Antwort des Achilleus an Aias einen seinem Hang zum Parallelisieren entsprechenden (s. Wilamowitz 32 f.) Abschluß der Antwort des Achilleus auf die Rede des Phoinix schafft, der freilich naiv genug ist: 'ich will mir morgen erst noch einmal überlegen, ob ich abfahre'. Gleichzeitig hat der *Θ*-Dichter mit bewußter, kunstmäßiger Symmetrie, die ja ursprüngliche Dichtweise nicht kennt, den Steigerungen in den Reden des Odysseus, Phoinix, Aias drei Steigerungen in den Antworten des Achilleus entgegengesetzt: Abreise — eventuelle Abreise — eventuelle Teilnahme am Kampf. — Ebenso naiv und daher zweifellos vom selben Dichter herrührend ist ein anderer, in unserem Text unmittelbar folgender Zug: Vers 620—622 muß Patroklos im Zelt, wo die Verhandlung stattfindet, ein Bett für Phoinix aufschlagen, damit Odysseus und Aias merken, daß Achilleus die Verhandlung abzubrechen wünsche. Überarbeitungen zeigen sich, wie hier, gern am Ende und am Anfang von Inhaltsabschnitten.

Vom Dichter des *Θ* stammt endlich die Rede des Diomedes einschließlich eines Übergangs (693—709), womit, wie Wilamowitz S. 36 f. ausführt, die Überleitung zur Kampfhandlung des nächsten Tages im *Λ* hergestellt wird. Der zu Beginn des Buches drohende Streit zwischen Agamemnon ist dabei geradezu vergessen, ja die beiden Helden werden im besten Einvernehmen miteinander gezeichnet — zu der Eilfertigkeit des Dichters durchaus passend.

Endlich erkennen wir im *I* Rhapsodenhände. Ein Rhapsode ist es gewesen, der hinter Vers 119 einen bei Athenaeus noch erhaltenen Vers aus Gründen späteren Schicklichkeitsgefühls gestrichen hat, der lautete: *ἢ οἴνῳ μεθύων, ἤ μ' ἔβλαψαν θεοὶ αὐτοί*; ein Rhapsode strich aus ähnlicher Empfindung 458—461 (s. Wilamowitz 66). Ein Rhapsode endlich brachte die Verse 264—299, die

Aufzählung der Geschenke des Agamemnon, bereits als 122—157. Hierhin gehören sie indessen nicht; die Widerholung einer so langen Stelle nach so kurzem Zwischenraum ist undenkbar, zumal bei einem so auffällig nach Kürze strebenden Dichter. Wenn Nestor 112 zum Nachdenken auffordert, welche Geschenke Agamemnon wohl dem Achilleus anbieten könne, ist es eigenartig, wenn es klingt, als ob sich Agamemnon über die lange Reihe der Geschenke bereits vollkommen klar gewesen sei, sie gewissermaßen schon längst für diesen Fall bereit gehalten habe. Ihr Wert wird hervorgehoben, gerade als wolle er sie dem Nestor schenken; ja nicht einmal an Odysseus werden diese Worte gerichtet, dieser vielmehr erst 169 als Abgesandter ausersehen. Daß zu dieser Aufzählung Vers 158f. und Vers 164 nicht passen, wurde oben gezeigt. Die Geschenke müssen hier zwar erwähnt worden sein, aber in gedrängterer Form, die anpreisende Ausmalung des Wertes jedes einzelnen Gegenstandes dagegen als Machwerk des gewandten Odysseus erscheinen, der so dem *πόλλ' ἐπέτελλε Νέστωρ, Ὀδυσσῆι δὲ μάλιστα* gerecht wurde. Auch liegt an der ersten Stelle der Nachdruck auf der Beratung und der Entsendung der Boten, auf den Geschenken erst im Gespräch mit Achilleus. Der Rhapsode aber nahm auf den Geschmack des Publikums Rücksicht, das an der Aufzählung dieser reichen Geschenke Gefallen fand, und trug sie ihm zweimal vor, mußte dabei natürlich die kürzere Fassung nach 120 streichen. Die Rhapsoden streben nach der Augenblickswirkung wirkungsvoller Form, mag der Zusammenhang des Ganzen ruhig darunter leiden.

II.

Leichter als im *I* ist im *K* der Hauptheld auszumachen: es ist auch hier Odysseus. Schon seine Ausrüstung wird viel ausführlicher beschrieben als die des Diomedes (260—271: 255—259); Odysseus ist es, der das Zeichen der Athene erkennt, als erster zu ihr um das Gelingen s e i n e r Unternehmung betet (277—282) und der der Athene die Rüstung des Dolon zum Dank für den ersten Erfolg (460f.) und schließlich für den Erfolg der Unternehmung überhaupt (570f.) weiht; Odysseus bemerkt den Dolon (339f.), e r gibt dem Diomedes Anweisung, wie sie den Dolon fangen wollen, und nach seinem Rat erfolgt die Ausführung (341—369); Odysseus fragt den Dolon aus (382f., 400f., 423f.); Odysseus entdeckt den Rhesos, zeigt ihn dem Diomedes und gibt abermals Anweisungen, nach denen Diomedes im Lager der Thraker handelt (476—502)[1]; Odysseus läßt dann den Diomedes

[1]) Vers 480 *λύ' ἵππους* enthält die Aufforderung zu einer Verrichtung, um die sich Odysseus in Vers 481 selber zu kümmern anheischig macht: *μελήσουσι δ' ἐμοὶ ἵπποι* und die er tatsächlich ausführt: 498; ja Diomedes erhält 481 von Odysseus eine ganz andere Aufgabe zugeteilt, die er dann

die Waffen des Dolon mitnehmen (527f.), und bei der Ankunft vor dem Achaierlager wird Odysseus allein von Nestor begrüßt und befragt (544—553), erstattet demgemäß auch allein Bericht über den Patrouillengang (555f.). Was Diomedes tut, ist immer nur Ausführung der Anordnungen des Odysseus; seine Tätigkeit besteht nur im Stellen und Töten des Dolon (dieses letztere tut es allerdings eigenmächtig, doch mochte es sich von selbst verstehen) und der zwölf Thraker mit ihrem König Rhesos; das einzige Mal, wo er selbständig etwas anderes tun will, wird er von Odysseus und Athene daran gehindert (503—511).

Diomedes bedeutet in dem Liede die Stärke, die 'Gefechtskraft', die der List und Klugheit bei einer Unternehmung gegen den Feind notwendigerweise beigegeben werden muß [1]). Daß die Führung der Patrouille dem Prinzip der Klugheit übertragen wird und daher in der ursprünglichen Fassung des Liedes dem Odysseus übertragen war, können wir nicht anders als selbstverständlich finden. Auch *K* ist somit in seinem Kern ein Odysseuslied gewesen, das hier in die Ilias eingereiht wurde.

Die Alten machen bereits auf die Selbständigkeit aufmerksam, die es innerhalb der Ilias noch hat. Bezeichnend ist der Liedanfang *ἄλλοι μὲν* Vers 1, der gerade wie der Beginn der Odyssee *α* 11 *ἔνθ' ἄλλοι μὲν* gebildet ist.

Das Verhältnis von Odysseus und Diomedes zueinander und die vielen Anklänge an die Odyssee in Worten und Wendungen weisen auf eine den älteren Teilen der Odyssee gleiche Abfassungszeit hin. Als das *K* entstand, war die Zeit vorüber, in der listige Einbrüche, wie sie Autolykos nachgerühmt wurden, dem Sieg im Kampfe gleich, geschweige denn höher geachtet wurden und in der den Dieben in Hermes ein eigener Gott geschaffen wurde: das war die Zeit gewesen, in der die ältesten Lieder der auf uns überkommenen Odyssee entstanden, in denen Odysseus sich und seine Gefährten aus der Höhle des Polyphem rettet, den Zauberkünsten der Kirke entgeht usw. Das *K* setzt eine Zeit voraus, in der Klugheit und List nicht mehr an sich Wert haben, sondern bereits mit Bewußtsein in die Ordnung der Dinge eingefügt, in der sie für die Wohlfahrt der Gesamtheit dienst- und nutzbar gemacht werden. Beachtenswertes wird nur noch von starken Helden ausgeführt, und nur was **sie** tun, verdient noch Beachtung. Daher muß dem Klugen, soll er etwas Wertvolles vollbringen, die Kraft eines anderen beigegeben

---

auch erfüllt; auch die in Vers 479 enthaltene Aufforderung, Mut zu fassen, ist sehr auffällig, da es nicht zu dem Odysseus der Ilias paßt, daß gerade er Mut einflößen will. Diomedes gegenüber wäre diese Aufforderung besonders unangebracht. Ebenso auffallend ist der Vorwurf der Untätigkeit, denn vorläufig war auch Odysseus noch untätig. Die Verse 479—480 erweisen sich so als unecht.

[1]) Bei dieser Paarung treten natürlich sehr viele Duale auf. Das ist Ursache zu einem Schreibfehler geworden: 349 muß *φωνήσαντος* gelesen werden statt des überlieferten *φωνήσαντε*. Solch subjektsloser Gen. abs., wie er nun entsteht, ist z. B. auch *Ψ* 521 zu lesen.

werden: und so gibt man dem Odysseus im *K* den streitbaren Diomedes zur Seite; dieser erhält dann naturgemäß die Rosse des Rhesos: Odysseus hätte nichts mit ihnen anzufangen gewußt. Die Verbindung der Klugheit und Stärke wurde bald stereotyp, daher wird dem Odysseus im *I* ganz zwecklos Aias beigesellt, und das erlaubt ganz deutlich den Schluß, daß der Dichter des *I*, der Odysseus und Aias als Abgesandte brachte, jünger war als der des *K*. — Nur ein kleiner Schritt weiter war es, wenn dem Vertreter der Kraft — d. i. Diomedes — in der Verbindung mit der Gewandtheit die erste Rolle zugewiesen wird, wenn also List und Kraft die weitere Umwertung erfahren, daß die Kraft der List übergeordnet wird.

Einen weiteren Schritt, den die Zusammenstellung der Odyssee erforderte, hat selbst der Dichter des *K*, wie es uns vorliegt, nicht mehr mitgemacht: er kennt noch nicht den selber starken Odysseus, der in Wettkämpfen seine Kraft mit anderen mißt (*Ψ*, *ϑ*)[1]), vor dessen Muskeln der Bettler Irus erschrickt (*σ*) und der in schwerem Kampf die Freier überwindet (*χ*). Es war also weder dem Dichter des *K* noch dem, der es für die Aufnahme in die Ilias hergerichtet hat, unsere Odyssee bekannt, und das heißt doch wohl: unsere Odyssee existierte damals noch nicht. Wenn wir annehmen, daß der Bearbeiter des *K* etwa ein Menschenalter vor dem Entstehen unserer Odyssee tätig war, so hat eben auch mindestens ein Menschenalter vor unserer Odyssee eine Ilias bestanden — eine Folgerung, die an sich nichts Neues bringt, immerhin aber früher gewonnene Resultate erhärtet.

Die Tätigkeit des Dichters, der *K* in den Rahmen der Ilias einpaßte (der '*Θ*-Dichter'), bestand offenbar nicht bloß darin, daß er Diomedes zum Haupthelden des nächtlichen Ganges machte: er machte überhaupt erst den Diomedes zum Teilnehmer an der Handlung. Freilich muß Odysseus auch im ursprünglichen Lied einen Begleiter gehabt haben; das aber war nicht Diomedes, sondern irgendein Unbedeutenderer, sonst hätte wohl Nestor bei der Rückkehr nicht den Odysseus allein begrüßen dürfen (544f.). Wenn aber der einpassende Dichter gerade den Diomedes hinzunahm und sogar zum Führer der Unternehmung machte, so trug er damit nur dem vorhergehenden Teil der Ilias Rechnung, in der vom *Δ* an Diomedes der Hauptheld ist.

Für eine verhältnismäßig frühe Abfassung des alten *K* spricht die große Umständlichkeit, mit der die Situation auseinandergesetzt, die Einleitung gegeben wird. Dafür sprechen vor allem allerlei naive und unbeholfene Züge: mitten in der Nacht werden alle Könige zusammengerufen, da einer von ihnen zu einer Pa-

[1]) Freilich bedient sich Odysseus im *Ψ* dabei der List, und seine Kraft wird zwar als groß, aber ausdrücklich als hinter der des Aias zurückstehend bezeichnet (725f., 720, 730). Im übrigen ist diese *Ψ*-Stelle unecht; darüber gelegentlich.

trouille ausgesucht werden soll; ein späterer Dichter hätte sich wohl damit begnügt, einen wecken zu lassen und diesem den Befehl dazu zu erteilen. Während der Abwesenheit der beiden Helden müssen wir uns die zurückgebliebenen Fürsten untätig am Grabenrande sitzend denken; jedenfalls sagt der Dichter nichts von dem, was sie inzwischen treiben: die Kunst, hier zwei getrennte, gleichzeitige Handlungen vor sich gehen zu lassen, ist ihm noch unbekannt. Auf manches Ähnliche macht Wilamowitz aufmerksam (S. 62f.).

Gedankenlosigkeit ist schuld daran, wenn der Dichter den Odysseus und Diomedes 578 essen läßt. Auf eine Leistung, wie sie hier von beiden vollbracht ist, folgt für den Dichter notwendigerweise Bad und Mahlzeit, gleichviel ob es Zeit zum Essen ist oder nicht. Der Ausdruck weist nicht etwa auf ein Frühmahl hin, das wohl jeder für sich eingenommen hätte, sondern auf ein gemeinsames Essen (*ἐφιζανέτην*), ein Abendessen. Da jeder Dichter seinen Helden nach oder bei einer gewichtigen Handlung essen läßt, kommt es, daß Diomedes in dieser Nacht zweimal ißt (*I* 90, *K* 578), Odysseus auch noch *I* 206—221, also sogar dreimal. Es ist ganz offensichtlich, daß nicht Abendessen und Morgenimbiß unterschieden werden sollen und daß Odysseus nicht aus reiner Höflichkeit das Gastmahl des Achilleus annimmt: derartige Erklärungen wären gesucht und gekünstelt; solche Dinge ergeben sich vielmehr ganz naturgemäß aus Zusammenschweißungen mehrerer Schriftstücke, zumal wenn noch eine gewisse Gedankenlosigkeit des Zusammenfassenden hinzukommt.

Während also beim *I* drei Stufen der Entwicklung zu unterscheiden waren, haben sich uns in der Geschichte des *K* nur zwei Stufen zu erkennen gegeben: 1. das selbständige Kernlied mit Odysseus als Haupthelden; 2. das vom Dichter des *Θ* in unsere Ilias hineingearbeitete *K*, das den Diomedes als Teilnehmer bringt, ja als Haupthelden bringen sollte, das aber bei der Aufnahme sonst weit weniger Veränderungen erfuhr als das *I*.

ANZEIGEN

1) Graf Hue de Grais, **Gegenstand und Methode des staatsbürgerlichen Unterrichts auf der Grundlage des Staatsgedankens.** Berlin, Julius Springer, 1914. 26 S. Geh. 60 ℛ.
2) E. Stutzer, **Ausführlicher Lehrplan der deutschen Staatskunde. Für den Geschichtsunterricht an höheren Lehranstalten.** Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1914. VI und 40 S. Geh. 1 ℳ.

Die beiden Schriften, die ich heute anzuzeigen habe, sind von der rührigen und sehr verdienten Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung herausgegeben worden. Die erste gibt einen Vortrag wider, den Graf Hue de Grais an einem der Erörterungsabende der genannten Vereinigung, am 13. März 1914, unter allgemeiner Zustimmung gehalten hat. Klar und besonnen legt er darin seine Ansichten über den staatsbürgerlichen Unterricht und die Art, wie er zu erteilen sei, dar, hebt die Hauptgesichtspunkte scharf hervor, die für die einzelnen Aufgaben dieses Unterrichts in Betracht kommen und gibt dabei eine Menge erläuternder Bemerkungen und damit zugleich wertvoller Ratschläge für den Unterricht. Das Heftchen schließt mit einer klar geordneten Übersicht des Stoffs für den bürgerkundlichen Unterricht, die der Verfasser auch seiner ein Jahr früher (1913) erschienenen 'Staatsbürgerkunde. Führer durch das Rechts- und Wirtschaftsleben in Preußen und dem Deutschen Reiche' zugrunde gelegt hat. Unsere Schrift enthält gewissermaßen eine einleitende Darstellung der Grundsätze und Anschauungen, die den Verfasser bei der Abfassung dieses sehr eingehenden 'Führers' geleitet haben, der in erster Linie als Leitfaden für den Lehrer und als Ratgeber für vorgeschrittene Schüler gedacht ist.

Nach Hue de Grais' Ansicht ist auf die Dauer nicht damit auszukommen, daß, wie jetzt, 'in den höheren Schulen Preußens der bürgerkundliche Unterricht im Anschluß an andere Unterrichtsfächer, also bruchstückweise' erteilt wird; 'es müßte mindestens ein zusammenfassender Schlußkursus eingerichtet werden, um dem Schüler den Überblick zu verschaffen und etwaige Lücken auszufüllen.' Mit Recht verlangt er dabei Beschränkung auf das wirklich Notwendige. Aber mir scheint es doch, als stelle er in seiner 'Übersicht' trotzdem noch zu hohe Forderungen, so vor allem im zweiten Hauptteil 'Die Aufgaben des Staates' und hier wieder besonders in den Abschnitten VII (Polizei) und IX (Wirtschaftspflege). Äußerste Beschränkung ist um so mehr geboten, als — zumal jetzt infolge des Weltkriegs — von den verschiedensten Seiten dringende Forderungen nach Verstärkung oder Neueinführung von Unter-

richtsgegenständen erhoben werden. Vor allem darf auch der eigentliche Geschichtsunterricht in keinem Falle unter der allzu großen Betonung der Staatsbürgerkunde leiden. Auch die diplomatische Geschichte und die Kriegsgeschichte darf nicht vernachlässigt werden. Der Geist unserer Jugend verlangt von den Taten des Volks und seinen großen Männern ausführlich zu hören, sowohl von solchen, die hochherzig im Frieden für das Gemeinwohl gewirkt haben, als auch von solchen, die die wehrhafte Mannschaft aufs Schlachtfeld führten und dem Vaterlande Ruhm und Macht und Größe brachten. Auch den kriegerischen Geist soll unser Volk bewahren: wir brauchen ihn, wenn wir unseren Anteil erhalten wollen an der Zukunft der Menschheit. Wenn Hue de Grais mindestens einen zusammenfassenden Schlußkursus für nötig erklärt, so meine ich im Gegenteil, die Einrichtung eines solchen sei das Äußerste, was man angesichts des Zeitmangels zugestehen kann; man braucht sich auch gar nicht davor zu scheuen, manche Lücke zu lassen. Es kommt ja — und das ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden — gar nicht so sehr darauf an, eine sogenannte lückenlose Kenntnis selbst der wichtigsten Gegenstände des staatsbürgerlichen Unterrichts zu erzielen — die Ansichten darüber, was zu den wichtigsten Dingen gehört, werden ja auch immer recht verschieden sein — als darauf, die Schüler, wozu natürlich die bloße Unterweisung in staatsbürgerlichen Kenntnissen durchaus nicht ausreicht, mit Staatsgesinnung zu erfüllen und in ihnen ein lebhaftes Interesse und den Hunger noch mehr zu wecken, der sie veranlaßt, ihre Kenntnisse selbst immer mehr zu erweitern: bei der reichen Literatur ist das ja leicht möglich. Ein allzu methodischer, allzu eingehender Unterricht würde, selbst wenn er ohne Schädigung anderer Gegenstände möglich wäre, leicht Langeweile und Abneigung erwecken und also ganz anders wirken, als er wirken sollte. — 'Nicht das Wissen ist die Hauptsache' sagt mit vollem Recht Wolf ('Angewandte Geschichte' S. V Anm.), 'sondern das Können und Wollen; die Bereitwilligkeit und Fähigkeit, auf politische Verhältnisse zu achten und das Wesentliche davon aufzufassen.'

Meine von denen des Verfassers etwas abweichenden Ansichten hindern mich natürlich keineswegs, das von reicher Kenntnis zeugende, durch und durch zuverlässige und gut geschriebene Schriftchen (aber auf S. 23 findet sich das schreckliche 'ohnedem'!) den Fachgenossen warm zu empfehlen.

Stutzers 'Ausführlicher Lehrplan der deutschen Staatskunde' zeigt, wie gleich von vornherein gesagt sein mag, auf jeder Seite den erfahrungsreichen Meister. Im Unterschied von Hue de Grais beschränkt er sich im wesentlichen auf die staatlichen Einrichtungen des Reichs und geht auch auf das, was jener in den letzten drei Abschnitten seiner 'Übersicht' aufführt und demnach auch im Text kurz behandelt (Polizei, Kulturpflege und Wirtschaftspflege) mit Ausnahme der Arbeiterschutzgesetzgebung nicht näher ein. Der Lehrplan soll vor allem für die zusammenfassende Behandlung des staatskundlichen Stoffs dienen, die auch er für erforderlich hält, kann aber natürlich auch sonst für den Unterricht trefflich verwendet werden. Stutzer wünscht eine solche Zusammenfassung im letzten

Vierteljahr der Oberprima und — beim preußischen Lehrplan — auch der Untersekunda vorgenommen zu sehen (ich für meine Person halte sie für Oberprima, wie oben schon angedeutet, nicht für unbedingt nötig, für Untersekunda überhaupt nicht für angebracht) und gibt bei jedem der Abschnitte, die er behandelt (1. Deutschlands geographische Lage; 2. die Entwicklung des Staatsgedankens im Reiche und in den Einzelstaaten bis 1871; 3. Reich und Bundesstaaten; 4. Organe der Reichsregierung, a) der Kaiser, b) der Bundesrat, c) der Reichstag; 5. Verwaltung des Reichs im allgemeinen; 6. Heer und Kriegsflotte; 7. Die Finanzen; 8. Das Rechtswesen; 9. Die Sozialgesetzgebung) in klarer, zusammenhängender, sehr geschickter und gar nicht trockener Ausführung, die manches trefflich passende und schnell aufklärende Zitat bringt (so sind besonders oft Bismarcksche Kernworte und Stellen aus der Reichsverfassungsurkunde angeführt), den Lehrstoff getrennt für die beiden genannten Klassen. Er hat ihn sehr sorgsam abgewogen, hält aber seine Vorschläge natürlich nicht für zwingend; im Gegenteil verlangt er, daß die Verschiedenheit der Schülerjahrgänge und der zur Verfügung stehenden Zeit gewissenhaft berücksichtigt werde, und gibt deshalb in sehr dankenswerter Weise für gute, d. h. für Staatskunde besonders empfängliche Klassen und für den Fall, daß reichliche Zeit zur Verfügung steht, in kleinerem Druck besonderen Lehrstoff. In gesperrtem Druck dagegen bietet er in allen Abschnitten außer im ersten in ganz knappen Sätzen für Untersekunda — im 4. und 5. Abschnitt auch für Oberprima — den nötigen Lernstoff, der 'in jedem Falle allen Untersekundanern ohne Ausnahme zum vollen Verständnis zu bringen, als eiserner Bestand fest einzuprägen und, damit die Oberprima auf solcher Grundlage sicher weiter bauen kann, in den beiden vorhergehenden Klassen in jedem Halbjahr einmal zu wiederholen' ist. Ein solches Verfahren hat — auch wenn keine zusammenfassende Widerholung in Untersekunda vorgenommen wird — vieles für sich, und auch hier versteht es Stutzer vorzüglich, das rechte Maß zu halten, so daß von einer unnötigen Belastung des Gedächtnisses gar keine Rede sein kann. Zum Beleg dafür führe ich den Lernstoff zweier Abschnitte an. Bei 4 a lautet er für Untersekunda: 'Deutscher Kaiser ist der jedesmalige König von Preußen. Er vertritt das Reich, ist der alleinige Oberbefehlshaber der gesamten Landmacht (der bayrischen nur im Kriege) und der Kaiserlichen Marine, ernennt die Reichsbeamten und verkündet die Reichsgesetze'; für Oberprima: 'Bei gewissen Verträgen ist der Kaiser an die Zustimmung des Bundesrats und des Reichstages und bei Besetzung der richterlichen Reichsbehörden an den Vorschlag des Bundesrats gebunden'; bei 4 c für Untersekunda: '397 aus allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlen, die alle fünf Jahre stattfinden, hervorgegangene Vertreter des ganzen Volkes bilden den Reichstag. Ihm und dem Bundesrate steht die gesetzgebende Gewalt zu', und bei 5 c für Oberprima; 'Die acht Reichsämter sind zur Hälfte Aufsichts-, zur Hälfte Verwaltungsbehörden.'

Von jeher ist Stutzer für Schülervorträge im Geschichtsunterricht mit großer Wärme eingetreten: auch in seinem Ausführlichen Lehrplan weist er auf sie immer wider hin, 'weil sie das selbständige Erarbeiten staats-

kundlicher Kenntnisse befördern und den Unterricht beleben'. An einer ganzen Reihe von Stellen macht er zu solchen Vorträgen Vorschläge, die auch zu kleinen freien Arbeiten benutzt werden können: auf S. VI sind sie zusammengestellt. Vor allem ergiebig in dieser Beziehung erscheint ihm der Abschnitt über die Entwicklung des Staatsgedankens im Reich und in den Einzelstaaten bis 1871 (S. 14).

Stutzer will seinen Ausführlichen Lehrplan nicht etwa in der Hand aller Schüler sehen; im Gegenteil erscheint ihm ein besondrer Leitfaden der Staatslehre als 'unnötig, unter Umständen auch bedenklich, weil bei seinem Gebrauche die Gefahr einer zu ausführlichen und systematischen Behandlung des Stoffes droht': das stimmt genau zu meiner oben am Schluß der Besprechung von Hue de Grais' Buch geäußerten Ansicht. Für den Lehrer aber kann ich mir keinen besseren Ratgeber und Führer denken, als Stutzers trefflichen Lehrplan: ich empfehle ihn dringend allen Fachgenossen.

3) Hans Bauerschmidt, Wandkarte zur Deutschen Bürgerkunde, Tafel I; Wandkarte zur Deutschen Bürgerkunde für Preußische Schulen, Tafel II; dsgl. für Bayrische Schulen, Tafel II. München, J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung (Schöpping), 1914. Maße: 120 × 77 cm. Preis für Tafel I/II unaufgez. 3 ℳ, aufgez. mit Stäben 7 ℳ.

Wie eifrig überall daran gearbeitet wird, der deutschen Jugend staatskundliche Kenntnisse zu vermitteln, davon zeugen auch die Wandkarten zur Deutschen Bürgerkunde, die Professor Dr. Bauerschmidt, der bekannte Verfasser einer 'Bürgerkunde im Rahmen des Geschichtsunterrichts' (Nürnberg 1911) und der Schrift 'Staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung' (München 1913), für den Schulgebrauch herausgegeben hat. Sie sind nicht die einzigen ihrer Art. Auch der Verlag von G. Westermann läßt solche Karten — und zwar mit Beiheften — erscheinen. Die erste davon, von dem Hamburger Lehrer Emil Jaacks bearbeitet, ist ebenfalls für die Verfassung des Deutschen Reichs bestimmt. Während sie aber dem Gedächtnis auch durch Form und Farbe zu Hilfe zu kommen sucht und sogar den Anspruch erhebt, künstlerisch zu wirken, begnügen sich Bauerschmidts Wandkarten, die eine gewaltige Größe haben, mit einfacheren Mitteln: nur durch größeren oder kleineren Druck und durch Längs- und Quergliederung wollen sie größere Übersichtlichkeit und damit eine bessere Wirkung erreichen.

Tafel I behandelt nacheinander die Reichsgewalt, die Reichsverwaltung, das Reichsheerwesen, die Reichsfinanzen, das Reichsgerichtswesen, das Reichsversicherungswesen und schließlich die hauptsächlichsten Rechte und Pflichten der Deutschen; die beiden andern Tafeln enthalten das Wichtigste über Monarchie und Volksvertretung, Verwaltung (1. Staatsverwaltung, 2. Selbstverwaltung) und Finanzen in Preußen und in Bayern.

Was gegeben wird, ist sachlich in allem wesentlichen einwandfrei, und der Verfasser hat sich bemüht, nur das Notwendigste zu bringen. Doch ist er dabei noch immer nicht weit genug gegangen; solche Tafeln zumal können nur wirken, wenn sie die äußerste Beschränkung üben,

und selbst dann zweifle ich, ob sie den gewünschten Zweck erreichen. So wie sie sind, können sie vielleicht dazu dienen, ab und zu die Kenntnisse besonders wißbegieriger Schüler in dem oder jenem Punkte mühelos aufzufrischen, aber größeren Nutzen werden sie meiner Meinung nach nicht stiften. Die weitaus größte Zahl der Schüler wird sich schwerlich die Zeit nehmen — und sie steht ihnen vor oder nach dem Unterricht und in den Pausen ja auch nur in ganz geringem Maße zur Verfügung —, z. B. die viel zu weit gehenden Ausführungen über das Reichsversicherungswesen auf Tafel I zu studieren, auch würde ich niemals von meinen Schülern so eingehende Kenntnisse darüber verlangen (vgl. z. B. F. III 2: 'Aufbringung der Mittel [zur Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung]: a) vom Reich 50 M. jährlich zu jeder Rente, b) von den Versicherten und Arbeitgebern zu gleichen Teilen wöchentliche Beiträge, nach der Höhe des Jahresverdienstes abgestuft: fünf Lohnklassen: bis 350, 550, 850, 1150, über 1150 M. Wochenbeiträge: 16, 24, 32, 40, 48 Pfg. Entrichtung der Beiträge durch Einkleben entsprechender Marken in die Quittungskarte des Versicherten)'.

Neben einem guten Leitfaden erscheinen mir die Tafeln demnach überflüssig; ich fürchte, sie würden, wo sie etwa eingeführt werden sollten, in den Klassen unnütz verstauben.

Im einzelnen ist mir störend aufgefallen auf Tafel I, E. 1 der häßliche Ausdruck 'erstinstanziell'; bei C. 2 ist die Bezeichnung der Vorgesetzten der einzelnen Heeresunterabteilungen nicht gleichmäßig durchgeführt; für die Feldartillerie fehlt sie ganz; auf Tafel II (Preußen) findet sich bei den Angaben über das Herrenhaus wider, wie in vielen staatskundlichen Büchern und Geschichtsleitfäden, die ungenaue Angabe: 'Die erste Kammer bilden a) die großjährigen Prinzen des Königlichen Hauses', während in Wirklichkeit nur die vom König besonders berufenen volljährigen Prinzen dem Herrenhaus angehören. Noch eine Kleinigkeit: warum ist auf Tafel I, C. II gedruckt 'komm. (statt Komm.) General', während doch andrerseits z. B. 'der Bayrischen (nicht "bayrischen") Armee' (Tafel II, Bayern, A. 1) zu lesen ist?

Berlin. R. Lange.

---

1) Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Buch I—X ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn v. Hertling. 6. und 7. Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

'Daß ich mich mit den zehn Büchern begnügt und die drei letzten Bücher weggelassen habe, welche ohne eigentlichen Zusammenhang mit dem Vorangehenden Betrachtungen über den Schöpfungsbericht der Genesis enthalten, wird man gerechtfertigt finden.' — Mit dieser Bemerkung tut Freiherr v. Hertling (in der Vorrede S. VII) die Tatsache ab, daß er mehr als den vierten Teil der berühmten augustinschen Konfessionen unübersetzt läßt.

Wie er denken übrigens fast alle, welche dies Werk verdeutscht haben, das nach G. Misch: 'Geschichte der Autobiographie' (I. Band: Das Altertum 1907, Teubner) in 'die Blütezeit der Selbstbiographie im Ausgang des Altertums' fällt, ja sie darstellt.

Und doch darf man fragen, ob es nicht pietätvoller gegen den großen Kirchenlehrer war, wenn K. v. Raumer, den auch Freiherr v. Hertling nach seiner Vorrede (ebenda) 'dankbar benutzte', in seiner Ausgabe *Sancti Augustini libri tredecim,* Stuttgart, Verlag von Liesching, 1856, erklärte, 'daß Augustinus diese letzten Bücher zu den Konfessionen zählte', und 'weil e r[1]) dies tat, so glaubte i c h[1]), dieselben nicht weglassen zu dürfen, ohne mich dem Vorwurf auszusetzen, daß ich das Werk nicht vollständig gegeben' (Vorrede S. VII).

Aber noch befremdlicher wird gerade in unserer Übertragung diese Auslassung der letzten drei Bücher, wenn man bedenkt, daß K. v. Raumer offenbar gar nichts mit diesem letzten Teil der Konfessionen anzufangen wußte und treuherzig eingesteht: 'Man begreift kaum, wie Augustinus dazu kam, diese letzten Bücher den Konfessionen anzuschließen', daß er aber dennoch eben aus Ehrfurcht vor dem Ansehn eines Augustinus sich nicht zu ihrer Streichung verstehen kann. Freiherr v. Hertling hingegen läßt diese Bücher aus, obwohl er selber in der 'Einführung' erklärt (S. 1 f.): 'Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus sind eben ein religiös-philosophisches Erbauungsbuch, und die Überschrift, die er demselben gab, würde am besten unübersetzt bleiben. Denn sie schließt einen Doppelsinn ein.'

In der Konsequenz dieses Gedankens hätte die Nötigung gelegen, auch die drei letzten Bücher zu übertragen. Oder sollte etwa die Rücksicht auf die modernen Leser ihre Auslassung verursacht haben? So begründet z. B. G. Rapp in seiner Übersetzung der 'Bekenntnisse des heiligen Augustinus' Bremen, Heinsius-Verlag, 1889, diese Streichung damit, daß er im letzten Absatz seines 'einleitenden Vorwortes' erklärt: 'In allen Ausgaben begnügten wir uns mit der Übertragung der zehn ersten Bücher, denn von den drei letzten, dem elften, zwölften und dreizehnten sagt Augustinus selbst, er habe sie nicht, wie die zehn ersten, über sich selbst, sondern über die Schöpfungsgeschichte geschrieben, über welche sie teils spekulative, teils erbauliche, teils mystische Betrachtungen enthalten. Sie sind ein mit den Bekenntnissen nicht zusammenhängendes, besonderes Werk, wenn wir sie in dem engeren Sinn fassen, in welchem Bekenntnisse sich auf das Ergründen und Bekennen unseres sittlichen Lebens und seiner Gebrechen beschränken. Augustin faßte in den letzten Büchern den Begriff im weitesten Sinn als Selbsterkenntnis aller menschlichen Vermögen in ihrem Zusammenhang mit der Welt. Daher haben seine Bekenntnisse drei Teile: die neun ersten Bücher ergründen die sittliche Menschennatur an Augustinus bisherigem Leben und preisen Gott für die Rettung dieses Lebens. Das zehnte Buch beschäftigt sich mit dem Ergründen der sämtlichen Vermögen des Menschen und gibt sie in den Dienst Gottes und seiner Erkenntnis; die drei letzten Bücher spekulieren über die Natur, ihr Entstehen durch Gott und ihre Herrlichkeit in Gott. Der Zweck unserer Arbeit war die Erbauung des Lesers an dem bekehrten Leben des Heiligen' (S. XVIII f.).

Bornemann gibt in der Bibliothek theologischer Klassiker, Band 12,

---

[1]) Vom Rez. gesperrt.



Gotha 1888, als 'Augustins Bekenntnisse' sogar nur die ersten neun Bücher, während er schon im zehnten Buch 'eine lehrhafte und für den Laien der Gegenwart weder leicht verständliche, noch besonders unterrichtende Darstellung der Anschauungen' findet, 'denen Augustinus zu der Zeit, als er seine "Bekenntnisse" niederschrieb, also kurz vor dem Jahre 400, huldigte.' Die drei letzten Bücher vollends erledigt er mit der Bemerkung, daß ihre Ausführungen über die Schöpfungsgeschichte 'in ausführlicher, aber für die Gegenwart ebenfalls fremdartiger Weise' erfolgen (Einleitung S. XVIII).

Nur aufwerfen möchten wir auch die andere Frage, die jedenfalls nicht ohne weiteres abzuweisen ist: Hinderten dogmatische Bedenken an der Widergabe der letzten drei Bücher? Vielleicht gar die Furcht, das Ansehn des großen Afrikaners zu schädigen durch Übertragung von Büchern, die möglicherweise mit der heutigen katholischen Auslegung nicht eben übereinstimmen?

Doch wie dem auch sei, wir möchten im Gegensatz zu der herrschenden Praxis und im Anschluß an Harnack[1]) die Forderung aufstellen, daß 'zunächst einmal die Bücher X—XIII der Konfessionen auf Inhalt und Stellung im Werk untersucht werden und dann erst auf Grund der hier gewonnenen Einsicht die übrige Schrift in ihrer literarischen Absicht genauer bestimmt wird.'

Die Notwendigkeit dieser Untersuchung scheint auch G. Misch zu erkennen; wenigstens beschäftigt er sich an zwei Stellen (a. a. O. S. 415 und 457 f.) mit diesem Problem, freilich um sozusagen im selben Atemzuge doch wider nur Buch I—X als 'die Bekenntnisse Augustins' anzusprechen und in dem Augustins Konfessionen gewidmeten Kapitel (S. 402 bis 440) nur sie zu behandeln.

Nimmt man aber wirklich die letzten Bücher zum Ausgangspunkt der Betrachtung, diese Bücher mit ihren rein lehrhaften Ausführungen über die Frucht der Taufe oder gar an der Hand von Genesis 1 über Gott, Dreieinigkeit und Schöpfung; erwägt man, daß diese Belehrungen die Stelle in der 'Autobiographie' einnehmen, an der man einen Bericht über seine Berufung und über seine Wirksamkeit im Priesteramte erwarten sollte; hört man gar, daß Augustin erklärt, daß ihm 'die Tropfen der Zeit zu kostbar' sind, diese seine priesterliche Tätigkeit in seinen 'Konfessionen' zu behandeln (*et si sufficio haec ennuntiare ex ordine, caro mihi valent stillae temporum* sagt er 11/2) — dann kann man füglich fragen: Sind diese Konfessionen wirklich noch das, was man herkömmlich unter einer 'Autobiographie' zu verstehen pflegt? Sind sie eine Selbstdarstellung des Lebens und inneren Werdens ihres Verfassers?

Meist wird so getan, als habe man es hier mit einer Entgleisung Augustins zu tun, wenn es auch nie so schroff ausgesprochen wird. So nennt G. Rapp in dem obigen Zitat die letzten Bücher der Konfessionen 'ein mit den Bekenntnissen nicht zusammenhängendes, besonderes Werk.' Und doch sollte vor dieser bequemen Umgehung des Problems schon die Tatsache schützen, daß Augustinus selbst diese Bücher niemals als

[1]) Kirchenhistorisches Seminar, Sommersemester 1907.

Fremdkörper in seinen Konfessionen empfunden hat, so oft er auch sie wider zur Hand nahm. Will man überhaupt die Frage lösen, dann muß man eben vorurteilslos an das Werk herangehen und Augustinus aus Augustinus zu verstehen suchen. Insofern bringt uns die Vermutung von G. Misch schon einen Schritt weiter, nämlich die Bemerkung: 'Es mag sein, daß Augustin dem Selbstgefühl, das sich in dem Unternehmen einer Autobiographie kundgibt, durch diese Nachhut eine besonders heilige Deckung geben wollte' (a. a. O. S. 415). Hier ist doch wenigstens der große lateinische Kirchenvater zum Ausgangspunkt genommen. Aber G. Misch sieht selber, daß man mit dieser Annahme noch nicht viel weiter kommt. Darum sucht er im folgenden einen inneren Zusammenhang für das ganze Werk aufzudecken. Aber schon oben wurde bemerkt, daß er trotzdem doch wider nur die ersten zehn Bücher als 'die Bekenntnisse Augustins' ansieht und behandelt. Er geht eben in seiner 'Geschichte der Autobiographie' von dem Begriff der Selbstdarstellung aus und muß daher fortlassen, was nicht unter diese Kategorie fällt.

Es bleibt daher nichts anderes übrig als 'umzulernen'. Der Name 'Konfessionen' birgt, wie Freiherr v. Hertling sagt, einen 'Doppelsinn'. Wohlan! Augustin versteht gar nicht das unter seinen 'Konfessionen', was man gewöhnlich darunter zu verstehen pflegt. Ihm sind seine Konfessionen ein einziges, gewaltiges Glaubensbekenntnis. Und darum muß es heißen: Was man bisher an diesem Werk besonders bewunderte — diese Sprache, die Sprache der schlichten Frömmigkeit und dann wider die Sprache des gewaltigen, christlichen Pathos, und weiter neben der Form dieser erhabene Inhalt: diese unvergleichliche Schilderung des eigenen Werdens, der wunderbare Reichtum und die ganze Rätselhaftigkeit der menschlichen Psyche, diese einzigartige Beobachtung der irdisch-menschlichen Beziehungen — das alles sind, unbeschadet der weltgeschichtlichen Wirkungen, etwa auf die Geschichte der Psychologie oder auf Petrarca und die Humanisten oder auch auf Luther, nur Zutaten, Zutaten, wie sie ein reicher Geist spendet, aber für Augustins Glaubensbekenntnis sind sie nicht die Hauptsache. Und umgekehrt, was unter dem hergebrachten Gesichtspunkt der 'Autobiographie' sich als Abschweifung vom Thema, als Exkurs in dieser Selbstdarstellung ausnimmt, auch stets von Herausgebern und Übersetzern dafür angesprochen ist — das ist in diesem Glaubensbekenntnis das Wichtigste: dieser Preis der überschwänglichen Güte und Barmherzigkeit Gottes und Dank für seine Gnade, dieses inbrünstige Beten um Vergebung der Sünden und Selbstverurteilen der Irrgänge seines Lebens, dies, daß er seinen Gott bekennt und seines Heils gewiß ist.

Selig, wer am Herzen Gottes ruht — das ist die heiligste Erfahrung des Mystikers Augustinus. 'Du hast uns für dich geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir' (1/1) und widerum: 'Wenn ich erst dir anhangen werde mit meinem ganzen Selbst, dann wird mich keinerlei Schmerz und Mühsal mehr bedrücken, und mein ganz von dir erfülltes Leben wird erst wahrhaftiges Leben sein' (10/28). Dieses seligste Erlebnis sollte in diesem Glaubensbekenntnis veranschaulicht werden.

Mehr noch! Das Glaubensbekenntnis will nicht nur selbst bekennen,

was es am Glauben und im Glauben für seine Glückseligkeit besitzt. Es will zu solchem Bekennen antreiben. Und darum ist dies die Absicht der Konfessionen, die wesentliche und bewußte Absicht Augustins: die religiösen Affekte und Gedanken, religiöses Leben zu wecken. *Numquid, Domine, cum tua sit aeternitas, ignoras, quae tibi dico, aut ad tempus vides, quod fit in tempore? Cur ergo tibi tot rerum narrationes digero? Non utique ut per me noveris eas, sed affectum meum excito in te, et eorum qui haec legunt, ut dicamus omnes: Magnus Dominus, et laudabilis valde* (11/1). Wenn dann etwa gar der Leser bei der Lektüre dieser Konfessionen zur Fürbitte für ihren Verfasser bewogen wird, dann ist das doppelter Gewinn. 'Denn die Frucht ist nicht klein, daß dir "von vielen für uns dankgesagt werde", und viele dich für uns anrufen' (10/4).

Und darum können wir ein Gefühl des Bedauerns nicht ganz unterdrücken, daß Freiherr v. Hertling in seiner meisterhaften Übertragung mit dem zehnten Buche abbricht. Wohl bleibt auch so noch viel Gutes für den modernen Laien, viel echt Augustinisches — aber das ganze Werk ist es nicht, wie es doch die Vorrede (S. V) verheißt, wenn sie sagt: 'Bei der Durchführung mußte ich freilich erkennen, daß es etwas anderes ist, einzelne Stücke nach eigener Wahl ins Deutsche zu übertragen, und etwas anderes, das ganze Werk im Zusammenhang zu übersetzen.'

Gerade die Übertragung der ganzen Schrift würde dem gebildeten Laien erst völlig zeigen, was hier behauptet ist, daß in diesen Konfessionen zum mindesten eine neue Form der Autobiographie geschaffen, wenn nicht gar der Boden der Selbstdarstellung verlassen ist, daß wir es vielmehr mit einem Glaubensbekenntnis zu tun haben, einem Glaubensbekenntnis, zu dem dann aber auch die Beichte über 'Wissen und Nichtwissen' des Verfassers, wie er sie Buch XI—XIII nach 11/1 gibt, als wesentlicher Bestandteil hinzugehörte.

Wer diese Bücher streicht, begünstigt eine Beurteilung der Konfessionen, die Augustinus selbst ausdrücklich abgewiesen hat, nämlich die Beurteilung, die an der Erzählung seiner individuellen Erlebnisse haften bleibt und den Menschen Augustinus erfassen möchte. Das aber gerade wollte Augustinus verhindern. Auf den Brief eines Bewunderers schrieb er (nach G. Misch, a. a. O. S. 457): 'Wenn du meine Schriften liest, sollst du dich nicht durch das, was die Wahrheit durch meine Armut redet, dazu verleiten lassen, zu übersehen, was ich selbst rede, damit du nicht für die Fehler und Irrtümer zu beten versäumst, die ich begehe. Nämlich was dir, wenn du gut Acht gibst, mit Recht mißfallen wird, darin siehst du mich; und in allem, was dir durch die Gabe des Geistes, die du empfangen, mit Recht in meinen Büchern gefällt, mußt du den lieben, den preisen, bei welchem die Quelle des Lebens, und in dessen Lichte wir das Licht schauen werden.' Auch bittet er diesen Freund, was anstößig zu verbessern: 'ich selbst richte mich mit Schmerzen, wenn ich bei der Lektüre erkenne, was ich von dem alten Sauerteig von mir gegeben habe.' Der selbe Gedanke findet sich immer wider in den Konfessionen: auf mich sollt ihr achten, nur soweit ich Fehler begehe, damit ihr nicht aufhört, für mich zu beten. 'Was ich Gutes an mir habe, ist deine (Gottes) Anordnung und dein Geschenk; das Böse ist meine Schuld

und dein Gericht. Mögen sie (die Leser) dort aufatmen und hier aufseufzen, ihr Lobgesang wie ihre Klage möge vor deinem Angesicht aufsteigen wie Weihrauch aus dem Herzen der Brüder' (10/4). Es ist ihm eben bitterer Ernst mit seinem Ziel, selber zu bekennen und zum Bekennen anzuregen. Was er aus seinem Leben einflicht, soll nur Sprungbrett sein zu neuem Jubel und Dank, zu Beten und Bekennen für ihn selbst und für seine Leser.

In diesem Zusammenhang dürfen die letzten Bücher nicht fehlen. Sie sollen zeigen, daß er nun den Grund gefunden, der seinen Anker ewig hält. Und sie zeigen es auf dem wichtigsten Gebiet der Schrifttheologie. Wenn aber diese Bücher eben Erörterungen über Genesis 1 statt der weiteren Entwicklung des Bekehrten bieten, dann ist das für Augustinus Standpunkt nur folgerichtig gedacht: im Besitz der Wahrheit hört das Streben nach Wahrheit auf.

Kein Geringerer als Adolf Harnack hat Augustinus in seinem Gießener Vortrag (1888, 3. Auflage 1903) mit Goethes Faust verglichen. Wohl zeigt er in dieser Gegenüberstellung auch die tiefe Kluft, die bei aller geistigen Wahlverwandtschaft nicht zu übersehen ist: Augustinus Kampf ist Kampf um Gott, Fausts Kampf mehr ein Kampf wider Gott. Hätte Harnack die letzten Bücher der Konfessionen mit verwendet, wir wissen nicht, ob nicht das Trennende zwischen beiden noch deutlicher geworden wäre. Diese letzten Bücher zeigen erst mit voller Klarheit: Augustinus hat Gott und nun, von diesem seligsten Besitz aus, erscheint ihm sein bisheriges Leben, wenn er zurückschaut, als ein Kampf um diesen Besitz.

Da muß ihm Ciceros Hortensius in die Hände fallen, um aus dem spielerischen Knaben einen wahrheitsdurstigen Jüngling zu machen. Nachdem die Philosophie und Moral dieser verloren gegangenen Schrift bewirkt hatte, was sie bewirken konnte, muß die Sekte der Manichäer ihn gefangen nehmen, um ihm in ihrer Weise die Welträtsel zu lösen. Als Astrologie und Aristoteles ihn innerlich von dieser Gemeinschaft getrennt hatten, war es der Einfluß eines Mannes, einer Persönlichkeit, wie sie der große Mailänder Kirchenfürst Ambrosius darstellte, durch den er auch zum äußerlichen Bruch mit den Manichäern kam. Aber noch war er kein Christ, noch nahm er Anstoß an dem geistigen Gottesbegriff und der idealistischen Weltanschauung des Christentumes. Das Verständnis für Beides mußte der Neuplatonismus vermitteln, eine Lehre, von der er nachmals sagt: 'sie schaut das gelobte Land wie Mose, aber sie weiß nicht, wie man hineinkommt und es bewohnt.' Das aber glaubt er zu wissen, seit er sich Christus unterwarf — d. h. der Kirche, denn für jene Zeit gilt die Behauptung: nur wo die Kirche ist, ist Christus.

Soweit kann man das frühere Leben Augustins auch ohne Berücksichtigung der letzten Bücher nachzeichnen, und wie von selbst ergibt sich die geistige Wahlverwandtschaft mit Goethes Faust. Aber Harnack erwähnt selbst, wie Augustinus nach seiner Bekehrung, die den Konfessionen zufolge durch die Bekehrung eines berühmten römischen Rhetors und durch die plötzliche Möncherei eines kaiserlichen Beamten mitveranlaßt wurde, solange noch keine aufdringliche Kirchenpolitik die philo-

sophischen Dialoge der Freunde auf dem Mailänder Landgut störte, 'beherrscht war von der Gewißheit des lebendigen Gottes'. Statt der Unsicherheiten über den Ausgangspunkt und das Ziel aller Wahrheitserkenntnis lebten die Freunde jetzt in der Sicherheit, welche die Offenbarung Gottes in Christo und die Autorität der Kirche boten. Die Frage, ob schon das Forschen nach Wahrheit glücklich mache oder erst der Besitz der Wahrheit, wurde von Augustinus in diesem Freundeskreise aufgeworfen und im letzten Sinne beantwortet. — Es ist wohl kein Zweifel, das hier gerade der Goethische Faust umgekehrt entschieden haben würde und die Rettung Fausts wird denn auch mit dem Gesang der Engel begründet:

'Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.'

Wohl wollte auch Augustinus nach dem großen Umschwung weiter forschen, 'aber die letzte, höchste Wahrheit suchte er nicht mehr, sondern war sich bewußt, sie in der Unterwerfung unter die Autorität Gottes, wie sie die Kirche verkündigt, gefunden zu haben' (a. a. O. S. 30). Wenn aber das, dann gibt es keine Weiterentwicklung und so mußten die letzten Bücher folgerichtig auch von der Berufung ins Priesteramt und der Wirksamkeit im Amte schweigen und statt dessen lieber den nunmehr gewonnenen Standpunkt Augustins vorführen, sein 'Wissen und Nichtwissen' in der Schrifttheologie.

Es ist uns doch fraglich, ob G. Misch recht sieht, wenn er aus diesem Tatbestande folgert: 'das Vorhaben (eine Autobiographie zu schreiben) scheiterte an der Form der Beichte und die kunstvolle Selbstbiographie lief im Grunde auf eine Lehrschrift hinaus' (a. a. O. S. 458). Für Augustinus war das jedenfalls kein 'Scheitern', sondern eine ungleich höhere Form der Darstellung. Denn was uns für gewöhnlich als das Wichtigste an den Konfessionen erscheint, die Autobiographie, das ist ihm, wie gesagt, nur Zugabe. Vielleicht hatte Augustinus bei den autobiographischen Notizen überhaupt eine apologetisch-polemische Absicht: *was die anderen Welterklärungsversuche seiner Zeit im besten Falle nur ahnen, das hat, wer durch die Kirche Frieden mit Gott gefunden hat.* Von hier aus würde jedenfalls die Beobachtung ihre Erklärung finden, daß das eigentlich Biographische in dieser vermeintlichen Autobiographie so stark zurücktritt; und 'gar mancher, der durch den Titel verlockt danach griff, hat das Buch nach den ersten Versuchen, n seinen Inhalt einzudringen, überrascht und enttäuscht wider aus der Hand gelegt. Er dachte vielleicht an ein Gegenstück zu Jean Jacques Rousseaus gleichnamigem Buche, worin der Reiz pikanter Erzählungen durch das fremde Kolorit einer fernen Vergangenheit noch erhöht werde. Davon ist freilich in den "Bekenntnissen" Augustins nichts zu finden' (v. Hertling, 'Zur Einführung' S. 1). So läßt sich die Vermutung jedenfalls nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß es dem großen Bischof auf eine literarische Auseinandersetzung mit den Hauptrichtungen seiner Gegenwart und auf ein begeistertes und begeisterndes Bekennen seiner Heilsgewißheit ankam, während das eigentlich Biographische völlig zurücktritt und im besten Fall nur den verbindenden Text zwischen der Darstellung

der einzelnen Systeme liefert. Und wider ergibt sich der innere Zusammenhang, in dem die letzten Bücher mit dem übrigen Werk stehen.

So hätte gerade die Rücksicht auf den heutigen Leser zur Übertragung auch dieser letzten Bücher führen müssen, während der Titel, wie Freiherr v. Hertling selbst sagt, am besten unübersetzt blieb, da 'die Bekenntnisse des heiligen Augustinus' eben eine irreführende Überschrift sind.

Was nun die Brauchbarkeit der vorliegenden Übertragung für die Schule betrifft, so ist sicher die Kraft der Darstellung des Originals aufs glücklichste widergegeben. Auf den Inhalt gesehen fürchten wir nur, daß diese Übersetzung durch Weglassung der drei letzten Bücher der bisherigen Betrachtungsweise der Konfessionen Vorschub leisten wird. Doch könnte gewissenhafte Vorbereitung diese Gefahr umgehen und sorgfältige Auswahl der Abschnitte, über die der eine oder andere Schüler zu referieren hat. Um Referate aber wird es sich stets nur handeln können, da der Religionsunterricht in Prima so schon unter Stofffülle leidet. Damit erledigt sich auch die Frage, ob man in der obersten Klasse des Gymnasiums überhaupt eine Übersetzung dieser berühmten Konfessionen nötig hat und nicht lieber den Urtext vorlegt. Was im Unterricht aus diesem Werk verdeutlicht werden kann, wie sich die Hauptströmungen der Zeit, die Moralphilosophie, der Manichäismus, Aristoteles und der Neuplatonismus in einem überragenden Geiste spiegeln, vor allen aber wie der Gottsucher zum Gottfinder wird und nun in glühenden Worten das Heil beschreibt, das ihm diese Gewißheit seines Gottes, diese Sicherheit für Leben und Sterben geschenkt hat — das freilich vermag diese Übersetzung ebenso gut wie das Original zu leisten.

2) K. Aner, Aus den Briefen des Paulus nach Korinth. Tübingen, Mohr (Siebeck), 1913. 50 ℳ.

Vorliegendes Heft beginnt die sechste Reihe der 'Religionsgeschichtlichen Volksbücher': die 'Praktische Bibelerklärung'.

Da die heilige Schrift heute in vielen Kreisen allenfalls besprochen, aber nicht gelesen wird, so will diese neue Reihe der R. G. V. auf neuem Wege der Bibel Leser gewinnen, nämlich dadurch, daß hier das Zubehandelnde 'nicht in der Reihenfolge des biblischen Textes, sondern in der Sachordnung' geboten wird. Der religiöse Wert soll dabei nach seinem zeitlosen Gehalt, nach seinem Gegenwartswert und nach seinem Ewigkeitswert herausgestellt werden.

So wendet sich auch diese praktische Bibelerklärung wie die übrigen Reihen der R. G. V. 'an das Volk' und ist daher 'in allererster Linie auf das Bedürfnis der Lehrer an Volksschulen eingestellt'. Sie will das herausgreifen, 'was zum Pensum der Volksschule oder zur Berufsausrüstung des Lehrers zur Erteilung des Religionsunterrichtes gehört', hofft aber 'auch dem Geistlichen' von Nutzen sein zu können.

So das 'Programm' des verstorbenen Herausgebers D. Fr. M. Schiele, der dieses erste Heftchen noch gelesen hat. — Wie wird das vorliegende Bändchen diesem Programm gerecht?

Aner gibt in der Einleitung einen kurzen Überblick über die korinthische Gemeinde und ihr Verhältnis zu Paulus. Dann folgt ein Kapitel über 'die Christusmystik', eins über den 'Geist'; nun folgen 'drei Streiflichter auf den Charakter des Paulus', 'das apostolische Selbstbewußtsein', 'der Berufsidealismus', 'der Christ und die Verhältnisse dieser Welt' und endlich 'Blicke in jene Welt'.

Ob es dem Verfasser gelingen wird, auf dem hier eingeschlagenen Wege der Bibel neue Leser zuzuführen, wird abzuwarten sein. Jedenfalls erfordert seine 'Bibelerklärung in der Sachordnung' erhebliche Vorkenntnisse beim Leser und aufmerksames Einlesen in den Inhalt des Bändchens.

Dem Lehrer freilich, wie dem Seelsorger wird dies Heft sehr willkommen sein und gute Dienste leisten.

Die Gruppierung und Auswahl, wie Aner sie bietet, kann im allgemeinen als sehr glücklich bezeichnet werden. Reichlich kurz kommt nur das letzte Kapitel weg. Und doch ist gerade der Glaube an die Nähe der Parusie der Mittelpunkt der urchristlichen Frömmigkeit. Vollends für Paulus ist dieser Glaube charakteristisch. Er teilt ihn ja nicht bloß und empfängt nicht bloß aus dem Besitz des Geistes die Gewißheit, daß 'das Ende der Welt gekommen ist' (I. Kor. 10/11); er hofft sogar I. Kor. 15 noch wie I. Thess. 4, die Widerkunft persönlich zu erleben. II. Kor. 5 dagegen ist er seiner Sache nicht mehr ganz gewiß. Wenn er auch noch nicht, wie hernach im Philipperbrief, hofft, sterben zu müssen, so hofft er doch schon, 'überkleidet' zu werden.

Dieser Sachverhalt durfte unseres Erachtens nicht übergangen werden. Denn erstens blicken wir hier in das Innerste des Apostels. Welche gewaltige Energie des Glaubens gehört doch dazu, so umzulernen, daß selbst das scharfe Auge des Kritikers von heute fast gar keine Anzeichen des schweren Seelenkampfes mehr finden kann, der diesem Umlernen vorausgegangen sein muß. Und diese seelische Erschütterung muß doch um so stärker gewesen sein, je gewisser Paulus ursprünglich gewesen, die Parusie persönlich zu erleben. Vergessen wir nicht: Es handelt sich um das Zentrum seines Glaubens. Hätte da nicht die Folgerung nahe gelegen: wenn sich die christliche Erwartung in diesem Punkte als irrig erweist, dann ist das ganze Christentum eine Irrlehre? Aber nichts von alledem findet sich im II. Kor. — Dieser Sachverhalt wird womöglich noch erstaunlicher, wenn man liest, daß Paulus I. Kor. 11/30 f. Todesfälle in der Gemeinde noch als Strafe wertet. — Aber weiter! Was trat wohl für Paulus an Stelle dieser hochgespannten Erwartung, die Parusie mitzuerleben? Die Gewißheit sofortiger Vereinigung mit Christus im Augenblick des Todes. Auch diese gesteigerte 'Christusmystik' beginnt im II. Kor.

Zweitens sehen wir hier an einem Einzelfall, welchen Wandel der gesamte urchristliche Glaube durchzumachen hatte und durchgemacht hat: Die erste Zeit lebte in der bestimmten Erwartung der nahen Parusie. Daher die fieberhafte Erregung und all das Ekstatisch-pneumatische der Urchristenheit; aber daher auch — ein merkwürdiges Nebeneinander! — dieser starke Missionstrieb und diese gewaltige Liebestätigkeit des Ur-

christentums. Nun verzog der Herr. Nun galt es zu lernen, daß der Vater doch anders über Zeit und Stunde der Parusie beschlossen, als der Sohn es sich gedacht. Da wird die Widerkunftserwartung unter der Hand aus dem Zentrum des Glaubens zum Ziel des Glaubens, wird für den einzelnen zur Vereinigung mit Christus. Die Eschatologie wird durch die Christologie abgelöst, das Reich Gottes ist in die Kirche aufgegangen.

Drittens aber sind diese Zusammenhänge gerade für unsere Gegenwart besonders wichtig: Die Erstarrung des lebendigen, urchristlichen Glaubens, wie sie mit dieser Entwicklung gegeben ist, gilt es wider rückgängig zu machen; wenn auch in anderer Weise, als die Sekten es wollen, für die ja neben Verallgemeinerung und Zwang, neben Wideraufleben des urchristlichen Rigorismus das dritte Kennzeichen das Wideraufleben des urchristlichen Enthusiasmus ist, wie er sich in der nahen Widerkunftshoffnung äußert.

Beim Hohenlied der Liebe (S. 22) konnte gezeigt werden, wie dies Kapitel geschrieben ist 'ganz aus bestimmten Zeitverhältnissen heraus und doch wie zeitlos; ganz aus der Persönlichkeit des Paulus heraus und doch wie unpersöntich; ganz frei von allen religiösen Haupt- und Schlagwörtern und doch ganz Religion' (vgl. A. Ziegler, 'Das Hohelied der Liebe' S. 5 ff. Magdeburg, Creutz, 1907).

Im übrigen hat es uns scheinen wollen, als ob hier und da bloß Kritik gegeben wird und nicht auch das, was denn nun an die Stelle des Zerstörten tritt. So z. B. S. 11, wo der bekannte, vorschnelle Schluß gezogen wird: weil Paulus nichts von den Gesichten der Frauen und nichts von dem leeren Grabe weiß, muß diese Tradition nachpaulinisch sein; oder weil die vierzig Tage und die Himmelfahrt für Paulus nicht vorhanden sind, gehören sie der nachpaulinischen Legendenbildung an. Ist denn Paulus überall? Hat er nicht gerade einen Vorzug darin gesehen, sich möglichst wenig 'mit Fleisch und Blut' zu bereden?

Was soll aber der Lehrer oder der Seelsorger mit diesem bloß negativen Resultat anfangen? Warum wird nicht lieber positiv betont: die Jünger haben den Glauben an seine Auferstehung erlebt und dies: 'Er lebt' ist nun eine Tatsache für sie, mit der sich der Historiker abfinden muß, eine Tatsache, die aus verzweifelten Jüngern (Luk. 24/21) wartende und hoffende Leute und nach dem Pfingsterlebnis gar weltüberwindende Apostel und Missionare macht.

Naumburg a. S. Hermann Reichard.

Siegfried Wernicke, Die Prosadialoge des Hans Sachs. Berlin, S. Calvary & Co., 1913. 134 S. 3 ℳ.

Den Prosadialogen des Hans Sachs hat 1903 Edert in einer Kieler Dissertation eine eingehendere Betrachtung gewidmet. Er verglich die stilistischen Elemente in Dialog und Fastnachtsspiel miteinander: fleißig, aber in etwas äußerlicher Weise, und ohne zu erheblichen Resultaten zu gelangen. Durch ihn scheint Niemann beeinflußt zu sein, der in seiner Studie über die Dialogliteratur der Reformationszeit (Leipzig 1905 in Kösters 'Probefahrten') einen starken Einfluß des Fastnachtsspiels auf die

volkstümliche Dialogliteratur annimmt, Hans Sachs aber nur flüchtig berührt. Das vorliegende Schriftchen bietet keine überraschenden Ergebnisse, empfiehlt sich aber durch warme Liebe zum Gegenstand und gute Methode. Wernicke beschäftigt sich im ersten Hauptteil seiner Arbeit mit den trefflichen vier Reformationsdialogen des Jahres 1524, indem er erst die 'innere', dann die 'äußere Form' behandelt. Das läuft im wesentlichen auf eine Scheidung des Inhaltlichen und Formalen heraus. Er bespricht die religiösen und sozialen Verhältnisse in Nürnberg im ganzen vorurteilsfrei und verständig (vielleicht ein wenig zu sehr vom Standpunkte des Rates aus), dann die Beziehungen der Dialoge zu Literatur und Leben der Zeit. Er bucht das numerische Verhältnis der Bibelzitate aus dem Neuen und dem Alten Testament (325 : 87), prüft auch die Verteilung auf die einzelnen neutestamentlichen Bücher (85 Matthäus, 46 Lukas, 28 Johannes, 27 1. Korintherbrief, 22 Römerbrief, 8 Markus) und sucht dann festzustellen, woher Hans Sachs diejenigen Stellen des Alten Testaments hat, für die er die Luthersche Übersetzung noch nicht benutzen konnte. Von Luthers Schriften haben nach Wernicke der Sendbrief An den Christlichen Adel und die Schrift Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von Dr. Martin Luther verbrannt worden sind besonders auf den ersten Dialog einen starken und deutlich wahrnehmbaren Einfluß geübt; für den vierten möchte Wernicke einen solchen von Luthers Ein trew vermanung annehmen. Wernicke bemerkt auch, daß Hans Sachs Luthers Bibelzitate nachverglichen hat. Bei den andern Dialogen treten die literarischen Einflüsse überhaupt zurück; stärker ist der Einfluß persönlicher Erlebnisse, insbesondere auch auf dem sozialen Gebiet. Wernicke erinnert an Münzers Auftreten in Nürnberg im September 1524. 'Jene unendliche Güte', sagt er hübsch, 'die aus so vielen späteren Werken von Hans Sachs spricht, die Liebe zu den Menschen, mehr als sonst klingt sie hier mitten heraus aus dem Leben, in dem der dreißigjährige Dichter sich wohl umzusehen wußte. Das tiefste Erlebnis für ihn war doch wohl die Not und das Elend seiner Mitmenschen' (S. 52).

Bei der Besprechung der 'äußeren Form' lehnt Wernicke die Ansichten von Edert und Niemann etwas zu scharf ab, indem er seinerseits behauptet: 'Der deutsche Prosadialog stammt in gerader Linie vom Humanistendialog ab'; 'von literarischen Gattungen steht ihm der Prosaschwank am nächsten'. Das erstere ist unbestreitbar, letzteres vielleicht richtig, jedenfalls beachtlich; aber der Einfluß des Fastnachtsspiels, obwohl von Edert und Niemann übertrieben, wird doch auch nicht so völlig von der Hand zu weisen sein, wie es Wernicke tut. Direkt ist er freilich nicht nachzuweisen. Aber die kecke Karikatur des Chorherrn im ersten Dialog wäre wohl nicht zustande gekommen, wenn nicht Hans Sachs an dem frechen Schmiß seine Freude gehabt hätte, mit dem Folz seine dramatischen Figuren hinwirft, Romanus und Reichenburger im dritten Dialog nicht ohne eine gewisse Schablone für tendenzlos gehaltene Figuren, an die Hans Sachs aus dem Drama gewöhnt war; schon Edert hat auf den Lux Reichenburger im Fastnachtsspiel hingewiesen. Daß die ganze Ausdrucksweise der Personen im Dialog anders stilisiert ist als im Drama, ist freilich zuzugeben; aber ich finde doch auch Einzelheiten der Ge-

sprächsführung im Drama vorbereitet, z. B. die Art, wie der Schuster den Chorherrn ironisiert ('Die Magd redt immerzu spöttlich', heißt es in einem Hans Folz nachgebildeten Fastnachtsspiel). Wernicke hätte schärfer hervorheben sollen, daß das eigentlich Neue und Überraschende in den Dialogen in der individuellen Behandlung einzelner Figuren besteht, die dem Leben abgelauscht sind: des Hans Sachs im ersten, zweiten und vierten Dialog, der, woran niemand zweifelt, ein Selbstporträt ist, aber auch gewiß der beiden Peter im zweiten und vierten und des Ulrich im vierten, zu denen wir die Modelle in Hans Sachs nächstem Bekanntenkreise zu suchen haben werden. In Nürnberg wird man das gewußt haben, und Niclas Praun ahmt offenbar Hans Sachs nach, wenn er in seiner 'Plinten Reichtum' sich selbst und seine Freunde Xasius (Sachs) und Elloffius auftreten läßt. Ich habe schon einmal darauf hingewiesen. Aber Praun bedient sich hauptsächlich direkter Charakteristik, während Hans Sachs viel feiner verfährt. Seine natürliche lebendige Beobachtungsgabe kommt hier zur Geltung. Wie wenig lebendig wird uns doch Hutten als Sprecher in seinen eigenen Dialogen, und wie sehr wird es Hans Sachs! Und wie verschieden zeigt er sich im ersten und im zweiten oder gar im vierten Dialog, so daß man das Abbild einer inneren Entwicklung zu haben glaubt!

Wernicke erwägt sorgsam mit guten Beobachtungen die Vorbereitung und den Abschluß der Diskussion, die Führung der Diskussion selbst, Personen und Gliederung. Er zeigt hübsch, durch einfache Aneinanderreihung der Schlußzitate, die Entwicklung des Dichters (S. 102). Er versucht auch die Entstehung auf die Monate Juli-Oktober festzulegen (S. 103).

Im zweiten kleineren Teil werden dann nach demselben Schema die beiden Dialoge von 1546 und 1554 abgehandelt. Es hätte ruhig ausgesprochen werden können, daß hier mit dem Rückfall in die allegorisierende Art der mittelalterlichen Kampfgespräche auch ein Rückschritt inbezug auf die Wirkung eintritt.

Wernickes Darstellung ist etwas spröde und bisweilen mißverständlich. Für die Wendung 'Einem Schuster zimpt mit leder und schwertz umbzugeen und nit mit der heiligen Schrift' verweist er auf den Schluß von Greifenbergers Schrift 'Die Welt sagt, sie sehe kein besserung' (Nürnberg 1523): 'Darumb sol ein yeklich Christenmensch sich tag und nacht üben im gesetz vnd ratt gottes, wie wol etlich gelert sagen, der gemein man sol nit mit der Geschrift vmb geen, wan es zimb sich nit, das ein Schuster mit feder und tinckten vmbgee sunder mit leder und schwertz usw. so sag ich darauf, Ich hab nye kain esel gehört singen, als ein Nachtigall' usw. Er fügt hinzu: 'Man hatte die Beziehung auf Hans Sachs und seine Nachtigall natürlich längst erkannt; da nun die Psalmenstelle auch vorkommt, so dürfen wir an eine bewußte Anspielung denken.' Gemeint scheint mir 'eine bewußte Anspielung Hans Sachsens auf Greifenberger', was aber so kein Mensch verstehen kann, da doch vorher von einer Beziehung Greifenbergers auf Hans Sachs die Rede war. Bewiesen soll die Anspielung Hans Sachsens auf das Schriftchen Greifenbergers dadurch werden, daß beide den selben Psalm heranziehen, nämlich den

ersten 'Selig ist der Mann, der sich Tag und Nacht übet im Gesetz des Herren'. Hans Sachs zitiert ihn nämlich einige Zeilen später zugleich mit Joh. 5, 1. Petr. 3, Eph. 5. Es ist möglich, und auch nicht unwahrscheinlich, daß es sich so verhält, wie Wernicke meint; aber unbedingt nötig ist es nicht. Das 'Ne sutor supra crepidam' wird in Nürnberg mit Bezug auf den Verfasser der Wittenbergischen Nachtigall allgemein im Umlauf gewesen sein, und Hans Sachs kann, auch ohne etwas von Greifenberger zu wissen oder an ihn zu denken, sich die Psalmenstelle als Waffe zurecht gelegt haben.

Jena. Victor Michels.

---

1) J. Schilling, Kurzer Überblick über die deutsche Literatur. 1. Teil (5. Aufl.) bis zur zweiten Blütezeit, 2. Teil (4. Aufl.) bis zur Zeit der Romantik mit besonderer Berücksichtigung der Dichter Goethe und Schiller. Leipzig, Georg Neuner, 1912. Preis kart. 1 ℳ und 1,30 ℳ.

Der Verfasser hat ein leichtverständliches Schulbuch schaffen wollen und zwar in erster Linie für ein 'gemischtsprachiges Schülermaterial', wie denn auch dieser Überblick in einer Sonderausgabe für russische Schulen erschienen ist. Das Streben nach Deutlichkeit hat den Verfasser zu störenden Übertreibungen und Absonderlichkeiten verführt. Ist denn leichtverständliches Deutsch gleichbedeutend mit schlechtem Deutsch, und wozu der auf manchen Seiten sich bis zur Unverständlichkeit häufende Sperrdruck? Die Einteilung der behandelten Literatur in sieben Perioden kann ich nicht grade sehr glücklich finden, auch im einzelnen nicht immer die Charakterisierung dieser Zeitabschnitte. Im übrigen bietet aber der Verfasser bei erfreulicher Zurückhaltung im Zahlenmaterial neben den üblichen biographischen Mitteilungen oft recht treffende knappe literarhistorische Referate, vor allem auch gute Inhaltsangaben von den Hauptwerken unsrer alten und neuen Klassiker. Was allerdings über objektives Referieren hinausgeht, ist vom Übel oder mindestens recht anfechtbar. Abgesehen davon aber und von den eingangs konstatierten mehr formellen Mängeln ist das Buch ein recht brauchbares Repititorium. Die Fußnoten bieten Lehrern praktische Winke für die Auswahl an zu Lesendem und zu Lernendem.

2) O. Masing, Quellenbuch für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte. 3. Band: Zeitalter der Aufklärung und Empfindsamkeit, 1. Abteilung: Von Leibniz bis Geßner, 2. Abteilung: Von Klopstock bis zum Sturm und Drang. Riga und Leipzig, Georg Neuner, 1913 3 ℳ.

In diesem eigenartigen Quellenbuch hat der Verfasser mit glücklicher Hand einen ganz neuen Typus von dem geformt, was wir gemeinhin Anthologie zu nennen pflegen. Diese Literaturproben deutscher Poesie und Prosa sind in der Tat, was sie nach des Verfassers eigner Prägung sein wollen: Kulturdokumente, die unabhängig von ihrem ästhetischen Wert eine bestimmte Zeitströmung und zugleich die Person ihres jeweiligen Repräsentanten charakterisieren.

Aus 'zwingenden praktischen Gründen' hat der Verfasser mit dem 18. Jahrhundert begonnen. Ein kurzer Überblick über das etwas ein-

seitig als alamodisches Zeitalter charakterisierte vorangehende Jahrhundert sowie einige prägnante Literaturproben geben die notwendigen unmittelbaren Voraussetzungen. Diesem kurzen einleitenden Teil wie auch dem Hauptteil sind 'Schlagwortgruppen' als kurzer Überblick über die leitenden Tendenzen des Zeitalters vorausgeschickt. Die in diesen Schlagwortgruppen zutage tretende durchaus originelle Geschichtsauffassung erklärt die eigenartige Auswahl und Anordnung der Literaturproben, die manches Vergessene oder Verborgene ans Tageslicht zieht, vieles fortläßt, was wir in ähnlichen Sammlungen zu finden gewohnt sind.

Daß Rousseau in dieser deutschen Quellensammlung mit einer stattlichen Anzahl von Proben vertreten ist, liegt in der Anlage des Buches begründet, den Verzicht auf Proben aus Schiller und Goethe rechtfertigt die Raumökonomie. Bei Klopstock vermisse ich, und zwar nicht aus ästhetischen, sondern den für den Verfasser maßgebenden Gründen, die Wingolfode in ihren beiden Fassungen oder wenigstens mit Andeutung der Abweichungen als Denkmal der Klopstockischen wie der allgemeinen Entwicklung. Damit wäre auch eine charakteristische Probe der merkwürdigerweise nicht berücksichtigten Bardenpoesie gewonnen, und zugleich wären durch den Dichterkatalog die vom Verfasser geschickt eingeflochtenen Urteile von Zeitgenossen um ein interessantes Dokument bereichert worden. Durch Einschieben von Brief- und Tagebuchstellen, von Urteilen berühmter Zeitgenossen, kongenialer späterer Dichter oder berufener Literarhistoriker wird nämlich der Mangel reichlich aufgewogen, daß bei der Auswahl der Dichtungen die Charakterisierung der einzelnen literarischen Persönlichkeit etwas zu kurz gekommen ist.

Den Beschluß der zweiten Abteilung bilden knappe Wort- und Sacherklärungen und allerlei literarhistorisch wichtige Winke. Den beiden vom Verlag vorzüglich ausgestatteten Einzelbänden ist je eine gute Reproduktion zeitgenössischer Stiche beigegeben worden, ein Titelbild zu Brockes 'Irdischem Vergnügen in Gott' und eine der bekanntesten Illustrationen Chodowieckis zum 'Werther'.

Also kein eigentliches Lehr- oder Lernbuch, und doch der gemeinsamen Arbeit Lehrender und Lernender bestimmt und auch wirklich förderlich, eine nüchterne Quellensammlung zur Literatur- und Kulturgeschichte, und dabei ein innerlich wie äußerlich abgerundetes Kunstwerk.

Südende. Erich Klingner.

---

1) Zupitza, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Elfte verb. Auflage, besorgt von Prof. Dr. Franz Nobiling. Chemnitz und Leipzig, Verlag Wilhelm Gronau, 1914.

Das Buch hat längst sein 50 jähriges Jubiläum hinter sich, es wird auch den Weltkrieg überdauern und weiter Liebe und Verständnis für altdeutsche Sprache wecken. Die Vorzüge des eingebürgerten Werkes sind bekannt, aber noch immer fehlen Strophen ohne Erklärung zum Einlesen. Darin sind die Göschenausgaben mit mhd. Texten diesem autodidaktischen Leitfaden über. Besser wäre es, wenn man den Übersichten über die Mundarten (S. 1—3) eine Karte beifügte und die vom Anfänger nicht vermuteten Bedeutungsunterschiede der Vokabeln (*snel* = stark u. ä.)

entweder besonders gruppierte oder im alphabetischen Register durch fetten Druck hervorhöbe. Daß den ersten Vershälften (S. 16) durchweg vier Hebungen zugemutet werden, ist wissenschaftlich kaum haltbar. Auf S. 23 empfiehlt es sich, zur ersten Person *schir* auch in der Übertragung die gleiche Person zu wählen, *dihse* (ich schwinge Flachs) bedarf wohl der Übersetzung. *Ich wíl ùmb ir mínnè* (S. 25) ist schwerlich zu skandieren. Warum bekommt *ir* keinen Ton? Strophe 25, 2 fehlt für den Lernenden der Hinweis, daß werpan, þorp, skarp angelsächsische Belege sind. S. 95 Z. 4 wird die Übersetzung deutscher lauten: 'Zwölf kühne, streithafte Helden'.

2) Hermann Schneider, Studien zu Heinrich von Kleist. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. 130 S. Ladenpreis 3 ℳ.

Die einzelnen Untersuchungen sind vor Kriegsausbruch vollendet die einleitende Betrachtung über Kleists Deutschtum steht unter dem Zeichen des Gegenwartskampfes. Mit sachlicher Genauigkeit wird, im Gegensatz etwa zu Max Fischer und Julius Bab, der große Kleist, dem Feldgeschrei des Tages etwas entrückt, nicht einseitig als der vorahnende Politiker des 19. oder gar 20. Jahrhunderts dargestellt, sondern die allmähliche Entfaltung seines nationalen Wirkens betont, so daß Schneiders Ergebnis lautet: 'Ein großer Politiker ist Kleist nicht gewesen. Nicht die Tiefe seiner Einsicht in die Lage . . . macht die Stärke und das Verdienst seiner deutschpatriotischen Bestrebungen aus, sondern die Heftigkeit seines Gefühls.' — Die zweite Studie 'Ghonorez oder Schroffenstein?' ist hauptsächlich gegen Eugen Wolffs Forschungen gerichtet, der die Ghonorezfassung als die authentische des ersten Kleistschen Trauerspiels hält. E. Schmidts Ablehnung dieser Anschauung sucht nun Schneider mit unbegrenzter Philologenakribie zu bekräftigen, indem die äußeren Zeugnisse, die Kleist als Redaktor des Schroffensteintextes nicht gelten lassen wollen, entwertet werden und die Notwendigkeit der Kleistschen Dichterhand für die Druckausgabe durch peinlich genaue metrische, sprachliche und stilistische Erwägungen gefordert wird. Als stärkstes Argument dafür werden die inhaltlichen Abweichungen beider Texte geltend gemacht, so daß der alte Brauch, 'die Familie Schroffenstein' als die endgültige vom Dichter gewollte Gestalt des Trauerspiels anzusehen, jetzt wider wissenschaftlich begründet ist. Beide Fassungen haben eben ihr Recht. Wolffs Kriterien sind mehr ästhetischer Natur, Schneiders mehr philologischer. Da gibt es kein Entweder-Oder, sondern nur ein Sowohl-Als auch. — Die dritte Studie 'Zum Zerbrochenen Krug' setzt die Ergebnisse Siegens, Wolffs und Walzels richtig verwertend, mit unwiderleglicher Sicherheit als Datum der Handlung das Jahr 1685 fest, ohne an dem widersprechenden Zeitkolorit der Anschauungen des Gerichtsrats vorüberzugehen. Von besonderer Bedeutung ist die Erhärtung der Tatsache, daß der Weimarer Aufführung unter Goethe die längere Gestalt mit der breiten Ausmalung der Absichten des Richters im Varianten zugrunde gelegen hat, was die Stellungnahme des Publikums erklärt. S. 97 steht Z. 12 v. u. ein Druckfehler, 'bie' statt 'die'. — Die vierte Studie 'Kleist und Cervantes' erinnert an bekannte Zusammenhänge

zwischen beiden Novellisten. Die Belege sind interessant ausgewählt. Die letzte Studie 'Der Zweikampf' weist außer auf die vielgenannten Quellen von Froissard und Cervantes auf Shakespeares 'Viel Lärm um nichts' hin und zieht auch nach Davidts Vorgang 'Das Käthchen von Heilbronn' heran. Daß Kleist der modernere Analytiker menschlicher Seelenzustände ist, wird in beiden Untersuchungen nachdrücklich betont. — So bergen diese Studien Altes und Neues in sich. Von einem ernsten Gelehrten in ernster Zeit abgeschlossen, verfallen sie nicht dem Modegötzendienst, der so viel mit Kleists Namen verbunden wird. Unverdrossenem Forschertrieb verdankt das Buch seine Entstehung, wie ihn die Wissenschaft nicht entbehren kann.

3) Thomas Abbt, Vom Tode für das Vaterland. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkung von Paul Menge. Leipzig, Reclams Universalbibliothek Nr. 5807. Ungeb. 20 ℛ, geb. 60 ℛ.

Verleger und Herausgeber erwerben sich durch die billige Ausgabe ein unbestrittenes Verdienst. Sie setzt auch den geistig nicht sonderlich geschulten Leser in den Stand, den Betrachtungen überall zu folgen, auch die Fingerzeige zu weiteren Studien sind gegeben. Die Einleitung sieht von allem literarhistorischem Beiwerk ab, um Abbt im reinsten Lichte des patriotischen Wortführers erscheinen zu lassen. Dadurch wird die nicht durchweg zeitgemäße Lektüre des Popularphilosophen der Aufklärung wesentlich erleichtert.

4) Deutsche Kriegsgedichte 1914/15. Für den Gebrauch in Schulen herausgegeben von August Lauberg. 60 S. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1916. 30 ℛ. Dazu Präparationen zu deutschen Gedichten. 250 S. Von demselben. Ebenda. 4 ℳ, geb. 4,80 ℳ.

So schnell wie die Kriegsdichter arbeiten die Erklärer nicht, aber immer noch schnell genug. Die vorliegende Sammlung ist für die Zwecke der Schule würdig ausgewählt und nach Gruppen geordnet. Geschichte und Anekdote, Reimerei und Poesie, Hochdeutsches und Plattdeutsches, große und kleine Dichter stehen nebeneinander. In den Präparationen ist die Behandlung jedes Gedichts in Ziel, Vorbereitung, Lesen des Gedichts (Vertiefung in den Inhalt), Gliederung und Würdigung zerlegt. Außerdem sind jedesmal Aufgaben verschiedenen Inhalts angereiht, die zu Vorträgen, Aufsätzen oder zusammenhängenden Betrachtungen über die Kriegslage und -ziele benutzt werden können. Darin sind wertvolle praktische Winke gegeben, auf die nicht jeder durch eigenes Nachdenken kommt.

Frankfurt a. O. Richard Groeper.

---

1) E. Drerup, Aus einer Advokatenrepublik[1]). (Demosthenes und seine Zeit.) Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, herausgegeben von E. Drerup, H. Grimme, J. P. Kirsch VIII. Bd. Heft 3/4. Paderborn, Schöningh, 1916. gr. 8. VIII u. 211 S. 6 ℳ.

Der Nebentitel 'Auch ein Kriegsbuch' enthält die Absicht des Verfassers: er will an einem Beispiel zeigen, wohin die Advokatenregierung,

[1]) Vgl. E. v. Stern in Lit. Zentralbl. 1917 Nr. 5 Sp. 121—25.

die mindestens Italien und Frankreich gegen uns in den Krieg gehetzt hat, schließlich die Völker führt und wählt dazu die Politik Athens im Zeitalter des Demosthenes. Das gibt natürlich eine Reihe mehr oder minder treffender Beziehungen, die die Darstellung zweifellos sehr interessant machen, wobei der Verfasser freilich nicht ganz der Gefahr entgangen ist, die in solchen Dingen immer nahe liegt, nämlich der, die historische Analogie als Beweismittel zu verwenden, während sie doch stets nur die Möglichkeit eines Vorganges und nie dessen Wakrscheinlichkeit beweisen kann. Daß es Demosthenes bei dieser Betrachtungsweise ziemlich schlecht gehen muß, liegt auf der Hand und das entspricht auch der ganzen Richtung unserer Zeit, die allmählich den größten Redner des Altertums fast ganz aus der Primalektüre verbannt hat, was der Verfasser übrigens geradezu als Forderung ausspricht. Ob diese neuere Beurteilung, die von Schwarcz und Beloch an bis auf Wendland, Kahrstedt und Drerup vertreten wird, nun in allen Punkten das Richtige trifft, steht doch wohl noch dahin: sie hat mit der Würdigung der liberalen Parteien in der Konfliktszeit das gemein, daß sie die Dinge allzusehr nach dem Ausgang beurteilt. Schließlich kämpften und starben auch Demosthenes und Hypereides für ein Ideal, mag es noch so eng und kleinlich gewesen sein, und daß sie sich dabei nicht immer einwandfreier Mittel bedienten, nun, lieber Himmel, die Politik ist kein sehr reinliches Geschäft; das wissen wir doch alle. Aber vielleicht ist Drerups Schrift ein Zeichen, daß das Pendel der Beurteilung nun am weitesten nach der schlechten Seite ausgeschwungen ist: der Umschwung wird wohl nicht auf sich warten lassen.

2) Heinrich Swoboda, Die griechischen Bünde und der moderne Bundesstaat. Rektoratsrede, gehalten am 20. Oktober 1914 an der deutschen Universität zu Prag. Prag, Calve, 1915. gr. 8. 34 S.

Der beste Kenner des griechischen Bündewesens gibt hier eine erschöpfende Übersicht alles dessen, was wir gegenwärtig über die griechischen Bünde wissen: Punkte, über die Unsicherheit herrscht, sind kurz in den Anmerkungen erörtert, die auch die nötigen Belege bringen. Parallelen, die der Verfasser zu den staatlichen Verbänden und Bundesstaaten der Gegenwart zieht, erhöhen das Interesse und im wesentlichen wird man geneigt sein, ihm zuzustimmen, wenn er behauptet, daß die griechischen Sympolitien im ganzen unsern heutigen Bundesstaaten entsprechen (S. 6).

Berlin. Lenschau.

E. Abry, C. Audic et P. Crouzet, Histoire illustrée de la Littérature Française. 324 Illustrations. 2e Edition revue et corrigée (40e Mille). Leipzig, Brandstetter, 1913. 8. XII u. 664 S. Geb. 4,50 ℳ.

Ein Buch, merkwürdig nach Form und Inhalt, merkwürdig aber vor allem durch den Zweck, den die Verfasser mutmaßlich mit seiner Veröffentlichung verfolgen. Wer diese Geschichte der französischen Literatur mit Nutzen lesen will, der muß die französische Literatur schon kennen, und je besser er sie kennt, um so größer wird dabei sein

Genuß sein. Greifen wir beispielsweise, um möglichst jedermann eine richtige Vorstellung von der Eigenart des Werkes zu geben, den allenthalben bekannten La Fontaine heraus. Auf elf großen eng bedruckten Seiten nicht eine einzige seiner Fabeln, oder doch eine, aber eine der kürzesten 'La Grenouille qui se veut faire aussi grosse que le Bœuf', und nicht, um uns eine Probe seiner Kunst, sondern um uns die äußere Ausstattung von 'Une page de la première édition des Fables de La Fontaine' zu geben. Dabei aber bieten uns die Verfasser die feinsten Analysen der La Fontaineschen Schöpfungen, die schärfste Beleuchtung seines Charakters, die Beziehungen seiner Persönlichkeit zu Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern, die Wertung seines Wirkens nach jeder nur denkbaren Richtung hin unter den Rubriken: a) *Vie* mit den Unterabteilungen: 1. *Les débuts en Champagne.* 2. *Le protégé de Fouquet et de la duchesse d'Orléans.* 3. *Le protégé de Mme de la Sablière.* b) *Œuvres* mit den Teilen 1. *Les Fables.* 2. *Les Contes.* 3. *Poésies diverses.* 4. *Théâtre.* 5. *Correspondance.* c) *Caractère* mit den Untertiteln 1. *L'obligeance.* 2. *L'insouciance.* 3. *Le dilettantisme.* d) *Théories littéraires* eingeteilt in 1. *Théories générales* mit den Unterteilen: α) *La nature;* β) *Les Anciens.* 2. *Théories sur la fable* mit den Unterteilen: α) *Le récit;* β) *La morale.* e) *La formation du fablier.* f) *L'imitation dans les fables.* g) *La comédie dans les fables.* h) *La morale des fables.* i) *La personnalité de La Fontaine dans les fables.* k) *La forme.* l) *Conclusion,* ales wider mit Rubriken und Unterrubriken. Es folgt dann noch, wie überall, die Aufzählung der Haupterscheinungen aus der über den Dichter erschienenen Literatur, die dem Forscher natürlich besonders willkommen sein muß.

Zum Unterschied von dem üblichen Verfahren der Literaturgeschichtschreiber halten die Verfasser möglichst mit ihrem Urteil zurück und lassen die Tatsachen oder aber doch die Dichter selbst über sich zu Worte kommen und machen so den Leser zum Zeitgenossen des Dichters. Daher denn das umfangreiche Heranziehen von Aussprüchen des Autors, daher die Verwertung aller nur erreichbaren authentischen Dokumente, der Faksimiles, Photographien und sonstiger Illustrationen aus der Zeit des Dichters. Daneben aber sollen zum Verständnis der Werke verhelfen die treffendsten Beurteilungen des politischen, sozialen, literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Milieus, in dem sich der Dichter bewegt, mit wenigen, aber kräftigen Strichen entworfen.

Dokumente der obenbezeichneten Art aber sind in solcher Fülle über das ganze Werk ausgestreut, daß dies allein schon die Anschaffung, die zudem durch den erstaunlich geringen Preis erleichtert wird, jedem nahelegt. Wir begnügen uns hier, aus der großen Zahl nur einige von denjenigen anzuführen, die auch dem Benutzer der umfangreichsten literarhistorischen Werke noch etwas Neues bieten werden. So die Szenen aus dem *Roman de Renart* Fig. 13, 14, 15, aus dem *Mystère de la Passion* Fig. 17, 18, 19, aus dem *Avocat Pathelin* wie aus dem *Roman de la Rose,* Fig. 31 aus *Villons 'Ballade des Pendus',* Fig. 52 *La procession des députés* aus der *Satyre Ménippée,* Fig. 55 *Les in-*

scriptions du plafond de la Tour de Montaigne, Fig. 69 *Une ruelle de Précieuse au XVIIe siècle,* Fig. 73 *Richelieu et les premiers académiciens,* Fig. 74 *Les premières assemblées des académiciens,* Fig. 82 *Théâtre de l'Hôtel de Bourgogne,* Fig. 86 *Une affiche de théâtre au XVIIe siècle,* Fig. 117 *Prière des Dames de Port-Royal,* Fig. 120 *La machine arithmétique de Pascal,* Fig. 124 *Une page du manuscrit des Pensées,* Fig. 146 *Racine dessiné par son fils aîné,* Fig. 153 *Testament autographe de Racine,* Fig. 189 *Visite de Mademoiselle Clairon à Fernex,* Fig. 204 *Voltaire à table au milieu des philosophes de son temps,* Fig. 206 *La malheureuse famille Calas* und so fort bis in die neuere und neueste Zeit, wo auch die Karikatur stellenweise zu Worte kommt, namentlich bei Gelegenheit der Besprechung Victor Hugos in Fig. 263 *Le Grand Chemin de la Postérité,* Fig. 270 *Victor Hugo mage,* Fig. 278 *Victor Hugo après Les Burgraves,* Fig. 279 *Les Romantiques chassés du temple* und andere mehr. Ein sorgsam gearbeiteter 'Index alphabétique' schließt das Werk.

Frankfurt a. M. Max Banner.

---

1) Annalen des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Neuruppin, zur Feier des 500jährigen Bestehens der Schule begründet von Dr. Wilh. Schwartz, aus Anlaß ihres 550jährigen Bestehens erneuert und ergänzt von Heinrich Begemann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. 222 S. Preis 3 ℳ.

Der Stadt Neuruppin 1915 am Gedenktage der Schlachten von Fehrbellin, Kollin und Belle-Alliance gewidmet — unter diesem Zeichen ist die vorliegende Schulschrift hinausgegangen. Die Gründung der Stadt ist um 1240 erfolgt, und in das Jahr 1365 fällt die erste Erwähnung der Schule. Ein Rektor wurde 1507 zum Prof. iuris an die eben gegründete Universität Frankfurt a. O. berufen. Im Jahr 1541 erfolgte die Kirchen- und Schulvisitation durch Bischof Matthias v. Jagow. Die älteste erhaltene Veröffentlichung der Schule stammt aus dem Jahre 1601, es ist die Antrittsrede des Rektors Praetorius 'de morte hominis philosophici'. Der Rektor des Jahres 1607 nahm gleich dem Bürgermeister am Bartholomäustage (24. August) an der Stiftung des Joachimsthalschen Gymnasiums teil. Unter Friedrich dem Großen wurde die Schule von dem Staatsminister Frh. v. Zedlitz, der seit 1771 an der Spitze des Geistlichen Departements für Kirchen- und Schulsachen stand, einer Revision unterzogen und galt ihm seitdem als eine der Musterschulen des preußischen Staates; der König selbst hat der Stadt, mit der ihn seit seiner Obersten-zeit persönliche Erinnerungen verknüpften, reiche Zuwendungen gemacht, die auch der 'Reformschule' zugute kamen. Nach dem großen Stadtbrand von 1787 erhob sich das neue Schulhaus mit der Fassadenaufschrift 'Civibus aevi futuri' als der größte und schönste Bau in der wiedererstandenen Stadt; damals wurde der Anstalt auf den von den Lehrern gemachten Vorschlag der Name 'Friedrich-Wilhelm-Schule' verliehen. Bei der Neuordnung der Reifeprüfung vom Jahr 1812 erhielt die Schule wie alle zur Universität entlassenden Schulen den Namen Gymnasium ('Friedrich-Wilhelms-Gymnasium'). Von den Direktoren des 19. Jahrhunderts ist einer der namhaftesten Dr. Friedrich Wilhelm Leberecht

Schwartz, der später das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen und zuletzt das Luisen-Gymnasium in Berlin geleitet hat. Die organisatorische Kraft, die er in allen Stellungen bewiesen hat, hatte er in Neuruppin in den acht Jahren seines Direktorats (1864 bis 1872) zuerst zu bewähren Gelegenheit. Seinen antiquarisch-historischen Neigungen kam die Errichtung des Zietenmuseums entgegen aus dem Vermächtnis des Grafen von Zieten, des einzigen Sohnes des berühmten Generals. Als Landrat des Kreises Ruppin von 1800 bis 1842 war er der Wohltäter und Förderer der Schule geworden, z. B. war auf sein Betreiben 1816 die Einführung von Turnunterricht erfolgt. Die Traditionen dieses hohen Gönners pflegt seit 50 Jahren sein Großneffe, Graf v. Zieten-Schwerin. Der jetzige Direktor, Geh. Studienrat Dr. Heinrich Begemann, leitet die Anstalt seit Michaelis 1899, sein Vorgänger, Dr. Faltin, nach einem wechselreichen Leben in die märkische Kleinstadt berufen, ein verehrungswürdiger Mann von hohen Verdiensten, hatte sich nach kaum vierjähriger Tätigkeit Hemnissen gegenübergesehen, die er nicht meistern konnte, und sein Leben selbst geendigt.

Was die Anlage dieser Festschrift betrifft, so ist davon abgesehen worden, die Geschichte der Schule im Zusammenhang darzustellen, aber auch als Zeittafeln, gestützt durch Daten aus der allgemeinen Entwicklung unseres Schulwesens, wirken diese Blätter für den, der zu lesen versteht, durch eine kräftige Linienführung. Wo eine so lange Geschichte überschaut wird, taucht aus vergangenen Zeiten manch ehrwürdiges Haupt auf, und die kurze Notiz wird zum Pinselstrich. Von einem Rektor des Jahres 1585 heißt es: 'Non latina, sed latine scripsit vir assiduus et fidelis'. Wie für unsere Zeit der mannigfachsten Belehrung zum Zweck des Durchhaltens scheint geschrieben, was von einem ordentlichen Lehrer, einem Theologen, der aus Berlin stammte, zum Jahr 1785 berichtet wird: 'Er erklärte u. a. im Rechnen den wöchentlichen Kurs der Staatspapiere; er ließ auch mit der linken Hand schreiben'. Erst im Jahr 1832 bezeichnet eine Verfügung des Provinzial-Schulkollegiums die daselbst noch immer betriebenen Übungen im Schreiben mit der linken Hand als entbehrlich. Von dem Direktor Dr. Friedrich Starke, einer sokratischen Natur, wird zu dem Jahr 1836 folgende Schilderung geboten: 'Die alten Sprachen und der Religionsunterricht waren seine Gebiete, besonders war er im Aristoteles heimisch. Für die Leitung der Lehrer, für die Verwaltung und Ordnung hatte er dagegen wenig Sinn. Die Anstaltsetats hat er nie eingesehen, ihrem Inhalt keinerlei Beachtung geschenkt. Unliebsame Schriftstücke pflegte er mit zorniger Faust zusammenzuballen und in die Taschen seines Schlafrocks zu versenken, aus denen sie nicht zu erneuter Prüfung wider hervorkamen. In der Schule trug unter ihm alles einen individuellen Charakter, Unterricht wie Disziplin.. Selbst für die Instandhaltung und den Anstrich der Klassenräume sorgte jeder Ordinarius selbständig mit Hilfe von Beiträgen der Schüler.' Eine andre Luft weht aus dem Bescheid über eine noch zu Starkes Zeit durch den Geh. Regierungsrat Dr. Ludwig Wiese vorgenommenen Revision vom Jahr 1856. Auszugsweise sei hier folgendes mitgeteilt: 'Der Unterricht in den alten Sprachen und in der Geschichte verdienen im ganzen Anerkennng;

in den beiden obersten Klassen wird aber Selbsttätigkeit und Regsamkeit bei den Schülern vermißt; große Verschiedenheit der Schüler läßt Mangel an der nötigen Strenge bei der Aufnahme und Versetzung vermuten; im Horaz war die Übersetzung der Schüler weder sicher noch gewandt; die Exemplare der Autoren waren überschrieben; die Primaner wußten keine Ode auswendig, ebensowenig eine Stelle aus Homer, kannten auch technische Ausdrücke wie Metonymie nicht; der lateinische Unterricht in derselben Klasse ist unter mehrere Lehrer verteilt, nicht einmal Prosalektüre und schriftliche Übungen liegen in der selben Hand. Der Religionsunterricht ist am meisten vernachlässigt. Mehrere Lehrer sprechen zu viel im Unterricht, geben selbst die halbe Antwort und widerholen sie; ihre Art, zu fragen und zu wiederholen, ist zu einförmig und ermangelt der Kunst, die ganze Klasse mittätig zu erhalten. Der späte Beginn der Stunden ($8^1/_4$ und $2^1/_4$) und die Länge der Pausen sind zu mißbilligen. Gemeinsame Andachten finden gar nicht statt, weder beim Beginn noch am Schluß der Woche, und der Fortgang des Kirchenjahres wird von der Schule in keiner Weise berücksichtigt. Für die Vermehrung der Lehrer- und Schülerbibliothek fehlt es an festen Grundsätzen. Die Leistungen eines Professors in der Religion und in der Mathematik sind als ungenügend befunden'.

Sehr unterrichtend für das innere Leben der Schule ist das Programmwesen und der Aufsatzbetrieb in den verschiedenen Zeitaltern. Der Rektor und spätere Direktor Dr. Friedrich Thormeyer (1805 — 1834), der in manchem Jahr zwei Programme schreibt, so daß es im ganzen 31 werden, läßt sich z. B. im September 1815 über das Thema aus: 'Wie können, sollen und müssen auch die Eltern und deren Stellvertreter zu dem häuslichen Fleiße ihrer Söhne und Pflegebefohlenen, die das hiesige Gymnasium besuchen, sehr viel beitragen?' Dazu vergleiche man folgende Angabe zum 28. September 1821: 'Öffentliche Redeübung um 8 und um 2 Uhr mit 87 rednerischen Vorträgen. Abends fand im Kasinosaale ein Ball oder festlicher Tanz statt, den die jungen Redner nach alter Sitte und Gewohnheit auf ihre Kosten veranstalteten (Bericht des Direktors). Diese Veranstaltung wurde von der Aufsichtsbehörde auf Grund des Berichts im Programm gemißbilligt.' Im rationalistischen Fahrwasser bewegen sich denn auch die Valediktionsreden der Abiturienten, z. B. 1827: 'Daß unser Vaterland da sei, wo es uns wohlergehe.' Den Abiturienten wird das Thema gestellt 'daß man das Gute tun müsse, sowohl um des zu erwartenden Vorteils willen, als auch wegen der nachteiligen Folge bei seiner Unterlassung', und das Schulkollegium sieht sich zu der Bemerkung genötigt, man müsse vielmehr die Schüler lehren, das Gute zu tun lediglich um des Guten willen. Von der Verwässerung der Rede und dem Schwelgen im Moralischen ist es dann ein weiter Weg bis zu dem Thema 1858: 'Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!' oder dem anderen des selben Jahres: 'Auf welchen Grundlagen ruht die Macht und Blüte Englands?' Die modernen Kriegsthemen sind dann wieder ein Kapital für sich.

Die hier mitgeteilten Beispiele entstammen zum Teil dem Anhang, in dem der Herausgeber Geheimrat Begemann die veröffentlichten Schul-

schriften zusammenstellt und Professor Dr. Hermann Elß über die Lebensläufe der Lehrer und ihre literarische Betätigung Auskunft gibt und mit einem zusammenfassenden Rückblick schließt. Hier wird erwähnt, daß seit 1891 kein Oberlehrer mehr eine wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht geschrieben hat, und dazu so geurteilt: 'Die Ursachen sind zu mannigfaltig, als daß sie hier erörtert werden könnten. Ein Grund liegt darin, daß die Kraft des Lehrers für die Aufgaben der Jugenderziehung, auch für die Sorge um die äußere Ordnung in der Schule ganz anders in Anspruch genommen wird als früher, so daß für Sonderstudien wenig Raum bleibt. Schuldienst gilt jetzt mehr als wissenschaftliche Tätigkeit, soweit sie nicht in unmittelbarer Beziehung zu Schule und Unterricht steht. Bezeichnend ist, daß alle Beilagen, die seit 1891 erschienen sind, nur die Schule zum Gegenstand haben.'

Es sei noch angeführt, daß seit 1903 das Griechische in Prima mit sieben und das Lateinische mit sechs Stunden vertreten ist und seit 1906 zur Erweiterung der Platolektüre leichtere Werke schon in Obersekunda gestattet worden.

Ein dritter Anhang, von Oberlehrer Dr. Paul Meyer, enthält den Nachweis der Abiturienten von 1813 bis 1915, ebenfalls mit einem Rückblick. An der Spitze steht der Sohn des oben genannten Rektors Thormeyer, der nach der Prüfung im Februar 1813 den Feldzug mitmachte und noch in dem selben Jahr im Lazarett sein junges Leben hingab. Unter den älteren Jahrgängen überwiegen die Theologen, ihre Anzahl beträgt fast das Doppelte der Juristen. Der erste Abiturient, der sich für das Militär entschied, ist August Lentze (Michaelis 1851), jetzt Exzellenz v. Lentze, der bekannte General, der einst das 17. Armeekorps kommandiert hat und jetzt in Hasserode seinem 85. Lebensjahr entgegengeht. Neben diesem hervorragenden General, dessen Vater Oberst war, darf der erste Kaufmann unter den Abiturienten mit Ehren genannt werden, Johannes Kämpf, der Sohn des damaligen Oberlehrers in Neuruppin, späteren Direktors und Ehrenbürgers in Landsberg a. W. Heinrich Kämpf. Dieser ausgezeichnete Schulmann nahm auch am öffentlichen Leben lebhaften Anteil und war z. B. 1848—1849 Mitglied der preußischen Nationalversammlung. Der Sohn, Johannes Kämpf, (Ostern 1859) ist der Präsident des Ältestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft, der jetzige Präsident des deutschen Reichstags.

Zum Schluß einige Angaben über die Kriegsteilnehmer unter Lehrern und Schülern. Für 1870 haben sich ermitteln lassen: 86 Schüler, von denen 2 fielen, 15 mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurden. Diesmal haben sich bis Ende Mai 1915 folgende Zahlen ergeben: nachweisliche Kriegsteilnehmer unter den früheren Schülern: 358 (darunter 140 Kriegsfreiwillige), Träger des Eisernen Kreuzes: 130 (darunter 10 I.), gefallen oder ihren Wunden erlegen: 45. Auch der Schuldiener ist als Untffz. d. L. im Osten gefallen. Von den Lehrern wurde 1866 keiner einberufen, 1870 waren 3 Lehrer im Felde, 2 wurden zum Landsturm eingezogen, in diesem Kriege zogen bis zum Abschluß des Programms 6 Lehrer ins Feld (4 als Reserveoffiziere, 1 als Kriegsfreiwilliger), 1 tut Dienst im Landsturm. 4 Lehrer tragen das Eiserne Kreuz. Dabei darf erwähnt werden, daß von jeher die

Zeichenlehrer in Neuruppin ihren Mann gestanden haben. Leopold Gustav Kühn, ein Neuruppiner Kind, der 1814 kaum 20 Jahre alt den Zeichenunterricht übernahm, wurde später der eigentliche Gründer der weltbekannten Bilderbogenfabrik. 1870 führte der Zeichenlehrer, Maler Rudolf Schulz, eine Landwehrkompagnie nach Frankreich, wurde hier Hauptmann und erhielt das Eiserne Kreuz. Sein Nachfolger Franz Fink, der erste Lehrer der Anstalt, der für Zeichnen und Turnen ordnungsmäßig vorgebildet war, ist ebenfalls Hauptmann der Landwehr und kämpft im Neuruppiner Regiment (24. Inf.-Rgt.), auch ihn ziert das Eiserne Kreuz,

Diese Stichproben mögen genügen, um ein Bild von dem mannigfaltigen Leben zu geben, das aus dem Rahmen dieser Schulschrift heraustritt. Ein kleiner Ausschnitt deutschen Bildungswesens tut sich auf, und doch, wie reich ist der Inhalt, welche Kräfte sind hier aufgespeichert. Auch die Schulstube und der Spielplatz sind Zeugen neuen Lebens und bieten eine der vielen Bürgschaften dafür, daß es mit Deutschland vorwärts geht.

2) Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, herausgegeben von Paul Seidel. Achtzehnter Jahrgang. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient, 1914. XXI u. 241 S. Brosch. 20 *M*.

Der vorliegende Band des Hohenzollern-Jahrbuchs erhält sein Gepräge durch den Aufsatz Otto Hintzes über Ursprung und Bedeutung des gegenwärtigen Krieges. Läßt sich aus der Geschichte ein Maßstab für die Beurteilung der uns auferlegten Probe gewinnen? Hintze gibt darauf eine klare Antwort. 'Es ist ein Kampf ähnlich dem, den der große Friedrich im Siebenjährigen Kriege zu bestehen gehabt hat, ein Kampf um Sein oder Nichtsein gegen eine Koalition, die unter Emporkommen verhindern und unsre Volkskraft in Fesseln schlagen will.' Auf diesen Vergleich kommt Hintze zum Schluß mit folgenden Ausführungen zurück: 'Wir würden schon viel gewonnen haben, wenn es uns gelingt, die Pläne unsrer Feinde zuschanden zu machen und uns in unsrer bisherigen Macht und Geltung zu behaupten. Das wäre ein Frieden von Hubertusburg, wie ihn auch Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege geschlossen hat in dem beruhigendem Bewußtsein, daß es doch ein gutes Ding um diesen Frieden sei, obwohl er ihm weder Sachsen noch Westpreußen gebracht hatte.' Doch der Historiker ist kein Schicksalskünder, und Hintze ist klug genug hinzuzusetzen: 'Vielleicht aber ist auch noch mehr für uns zu erhoffen'. Zur chronologischen Fixierung der Hintzeschen Ausführungen sei noch bemerkt, daß die Drucklegung des Bandes am 15. Februar 1915 vollendet war. Mit größerer Sicherheit läßt sich der Ursprung dieses Krieges erörtern. Freilich darf man sich durch manche Lücken in unsrer Kenntnis nicht stören lassen. Hintze erinnert z. B. daran, daß der Wortlaut des Bündnisses mit Italien nicht bekannt geworden ist. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens folgende Betrachtung widergegeben: 'Es ist zur Vermeidung ungerechter Beurteilung von vornherein hervorzuheben, daß bei dem Abschluß des Bündnisses von 1883 zwischen Bismarck und Crispi Ein-

verständnis darüber bestand, daß eine Schutzgarantie der italienischen Mittelmeer-Interessen durch England, wie sie für die damalige politische Situation bezeichnend war, als Voraussetzung für die Betätigung der Bündnispflichten Italiens angesehen wurde; denn einer Vereinigung der englischen und französischen Seestreitkräfte würde Italien mit seinen von allen Seiten her zugänglichen Küsten ziemlich schutzlos gegenüberstehen.' Hintze unterscheidet, wie es für seine Zeit Thukydides getan hat, zwischen dem äußeren Anlaß zu dem gewaltigen Weltbrand, der Mordtat von Serajewo, und den tiefer liegenden Ursachen, der Abwandlung der Beziehungen unter den großen Mächten seit der Begründung des Deutschen Reiches. Es seien hier nur einige Hauptpunkte berührt. Bismarck ergänzte bekanntlich das Bündnis mit Österreich von 1879 durch den Geheimvertrag mit Rußland von 1884, in dem sich beide Mächte gegenseitig eine wohlwollende Neutralität versprachen für den Fall, daß eine von ihnen angegriffen werden sollte. 'Das ist der so viel besprochene von Bismarck so genannte Rückversicherungsvertrag, der für Deutschland dazu dienen sollte, unbequeme Anforderungen Österreichs, die aus seiner Balkanpolitik entspringen konnten, sich zu entziehen, so daß Deutschland in dieser doppelten Verbindung sowohl Österreich wie Rußland gegenüber seine volle Unabhängigkeit und die Möglichkeit zur gefahrlosen Wahrung seiner eigenen Interessen behielt, während auf der andern Seite Rußland durch diese Anlehnung an Deutschland vor einem englischen Angriff, wie er damals zu drohen schien, gesichert wurde. Bismarck hatte so für Deutschland gleichsam eine Zwickmühle gebaut; die günstige Lage, in die Deutschland damals bei der Isolierung Frankreichs und Englands versetzt war, ermöglichte ihm auch seit der Kongokonferenz von 1884, die Bahn der Kolonialpolitik unter Förderung der überseeischen Interessen entschlossen, wenn auch vorsichtig, zu betreten.' An diesem verwickelten Bündnissystem weiter zu arbeiten, war für den Urheber selbst nicht leicht; jedenfalls traute sich Bismarcks erster Nachfolger die dazu erforderliche Kraft nicht zu. Dazu kam, daß er Mißtrauen von österreichischer Seite befürchtete, falls dort der russische Vertrag bekannt wurde. Caprivi unterließ es, den zuletzt wieder auf drei Jahre geschlossenen Vertrag zu erneuern, obwohl Rußland dazu geneigt gewesen wäre, und so erlosch dieser Rückversicherungsvertrag im Herbst 1890. Die Folgen davon machten sich bald in einer neuen Gruppierung des Staatensystems bemerklich. Rußland schloß jetzt das von Frankreich ersehnte Bündnis, und in England gewöhnte man sich daran, ein gutes Verhältnis zu Deutschland geringzuschätzen, sobald sich herausstellte, daß Deutschland den Vertrag mit Rußland nicht erneuert hatte. Der Wechsel in den Beziehungen beider Mächte läßt sich an zwei Vorgängen veranschaulichen: 1890, in dem Jahr der Abtretung Helgolands, hatte der Deutsche Kaiser als englischer Admiral die englische Mittelmeerflotte vor dem Piräus nach seinen Signalen manövrieren lassen, und am 3. Januar 1896 erging aus Anlaß des Jamesonschen Raubzuges das bekannte Telegramm des Kaisers an den Präsidenten Krüger von Transvaal. Hintze bemerkt dazu, daß dieses Telegramm nicht etwa einer persönlichen Gefühlspolitik des Kaisers entsprang, sondern eine wohl-

überlegte politische Kundgebung war, an die der Staatssekretär v. Marschall wohl die Hoffnung knüpfte, daß England von dem rechtswidrigen Vorgehen gegen die Burenrepubliken durch energischen Widerspruch ebenso abgebracht werden könne, wie 1894 von der Verletzung der Kongoakte. Die Hoffnung der deutschen Reichsregierung hat sich freilich nicht erfüllt. In einem Artikel der Saturday Revue wurde 1897 schon geradezu die Forderung aufgestellt: Germaniam esse delerdam, und es gehörte seitdem zu den Lieblingsvorstellungen der Engländer, daß durch die Vernichtung der deutschen Handelskonkurrenz jeder Engländer um ein entsprechendes Maß reicher werden könne. In demselben Jahr 1897 begann der Admiral Tirpitz den kraftvollen Ausbau der Flotte, die 1888 noch an fünfter Stelle gestanden hatte, hinter England, Frankreich, Italien und Rußland. Die erste Macht, die England gewann, war Japan, mit dem es 1902 ein Bündnis schloß. Das Ergebnis war die Schwächung Rußlands durch den Krieg mit Japan. Dann wurde aber Rußland in die zwischen Frankreich und England seit 1904 bestehende Entente cordiale hineingezogen und dem Dreibund ein Dreiverband entgegengestellt. Was England mit seiner Einkreisungspolitik erreicht hatte, offenbarte sich auf der Konferenz zu Algeciras von 1906: hier sah sich Deutschland einer geschlossenen Phalanx diplomatischer Gegner gegenüber, die unter der Führung Englands operierte, und zu der nicht nur Rußland, sondern auch Italien gehörte. Damals, wie später 1911, blieb der Friede noch gewahrt, weil Deutschland einen Krieg um Marokko nicht wollte. Seit den Balkankriegen war Rußland dazu ausersehen, den Stein ins Rollen zu bringen. Seine Haltung in den entscheidenden Tagen, in der letzten Juliwoche 1914, vergleicht Hintze treffend mit der Stellung, wie sie etwa Nikolaus I. um das Jahr 1850 einnahm: Rußland wollte gleichsam mit Gewehr im Anschlag die Verhandlungen mit Deutschland und Österreich führen, um seinem Schützling Serbien die verdiente Züchtigung zu ersparen, die ihm Österreich zugedacht hatte und die dem Ansehen Rußlands auf dem Balkan nachteilig geworden wäre. Ein kurzer Ausblick auf den Verlauf des Krieges, soweit er sich bis dahin übersehen ließ, auf die Waffentaten im Westen und im Osten und auf unsre wirtschaftliche Widerstandskraft, endet mit dem Bekenntnis zu der Zuversicht, daß unsrer gerechten Sache der Sieg zufallen werde. Der Feier der fünfhundertjährigen Herrschaft der Hohenzollern in Brandenburg hat der Herausgeber damit Rechnung getragen, daß er die Ansprache, die Seine Majestät der Kaiser am 30. Mai 1912 im Rathaus zu Brandenburg gehalten hat, in kräftigen Lettern abgedruckt hat; einen besonderen Schmuck bilden die in Schwarz-Weiß gehaltenen Wappenzeichnungen von Professor Emil Doepler d. J. Der seit dem August 1914 verstorbene Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive, Reinhold Koser, ist mit einer Arbeit über den Großen Kurfürsten und Karl X. von Schweden vertreten. Wie der Herausgeber, der Direktor des Hohenzollern-Museums, Paul Seidel, im Nachruf ausführt, war Koser der fleißigste Mitarbeiter des Jahrbuchs, die bisher erschienenen 18 Bände enthalten 19 Beiträge von ihm. Als Geschichtsschreiber Friedrichs des Großen wird Reinhold Koser von Gustav Volz, dem Redakteur der Politischen Korrespondenz des

Königs, in einer fesselnd geschriebenen Charakteristik gewürdigt; man gewinnt ein überwältigendes Bild von der schier unbegreiflichen Arbeitskraft des Heimgegangenen. Der Herausgeber selbst, Paul Seidel, berichtet über die Mosaiken der Schloßkapelle zu Posen. Das Urbild dieses Baus ist die Capella Palatina im alten normannischen Königsschloß zu Palermo, der 'zur Wirklichkeit gewordene Traum' nach den Schilderungen, welche die Kaiserin Friedrich ihren Kindern gab. Die übrigen Aufsätze, genealogischen oder antiquarischen Inhalts, zum Teil auch Fortsetzungen von Mitteilungen aus diesem und jenem Briefwechsel, seien nur hiermit erwähnt. Mit dem Abdruck einer neuen Reihe von Hohenzollernbriefen beginnt Paul Bailleu. Die Vorbemerkung sei hier widergegeben, weil sie den Unterschied zwischen Einst und Jetzt wie in einem Brennpunkt zusammenfaßt. Bailleu schreibt: 'Die Briefe König Friedrich Wilhelms III. an seine Tochter Prinzessin Charlotte von Preußen, die spätere Kaiserin Alexandra-Feodorowna von Rußland, beruhen im Winterpalast zu Petersburg; sie umfassen die Jahre 1812—1840 und sind anscheinend lückenlos erhalten. Die Briefe der Prinzessin an ihren Vater, die man im Königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg erwarten sollte, sind vermutlich nach dem Tode des Königs der Kaiserin zurückgegeben worden und dürften sich ebenfalls in Petersburg befinden, wo sie zurzeit nicht zugänglich sind.' Die Feldzugsbriefe von 1813—1815 werden dann vollständig abgedruckt, und aus den zahlreichen Briefen der folgenden Jahre eine Auswahl, zunächst bis zum Jahr 1826, geboten.

Mit diesen über den Inhalt der wichtigsten Aufsätze orientierenden Angaben ist aber nur die textliche Darstellung berührt worden; die eigentliche Stärke des Hohenzollern-Jahrbuchs liegt darin, daß es eine Fülle von interessanten, wertvollen Abbildungen vorlegen kann. Man darf sich an Darstellungen des Kaisers und seines hohen Verbündeten, des Kaisers Franz Joseph, erfreuen, die Schloßkapelle in Posen erscheint in einem prächtigen Farbendruck, und die Aquarelle, die Hermann Granier aus der Sammlung Kaiser Wilhelms I. als einen Beitrag zu seiner Lebensgeschichte veröffentlicht, wird ein preußisches Auge tief in sich aufnehmen. Eine Aufzählung vermag keine ausreichende Vorstellung zu geben, jedenfalls liegt hier ein reicher Schatz ausgebreitet.

Charlottenburg. Franz Fröhlich.

Könnemann, Rationale Lösungen von Aufgaben aus dem Gebiete der gesamten Elementarmathematik in funktioneller Abhängigkeit. Berlin, Winckelmann & Söhne, 1915. 112 S. Geb. 3 ℳ.

Wie sehr der Erfolg des mathematischen Unterrichts bei der Durcharbeitung der Übungsaufgaben durch unzweckmäßig gewählte Zahlenwerte in Frage gestellt werden kann, ist allgemein bekannt. Der Schüler läuft Gefahr, in nebensächlichen Zahlenrechnungen zu ersticken und den Überblick über das Wesentliche, die Einsicht in die der Aufgabe zugrunde liegenden funktionellen Zusammenhänge, zu verlieren. Diesem Übelstande will das vorliegende Buch abhelfen und erreicht dieses Ziel auch in vortrefflicher Weise. Auf einem verhältnismäßig beschränkten Raume hat der Verfasser eine Fülle von Tabellen zusammengestellt, die ausschließlich

kleine, rationale Zahlenwerte enthalten. Er berücksichtigt alle Gebiete der Elementarmathematik, Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie und besonders auch die analytische Geometrie in weitem Umfange. An der Hand des Buches ist der Lehrer in der Lage, in jedem Augenblick Übungsaufgaben zu stellen, bei denen das mechanische Rechnen auf ein Mindestmaß beschränkt wird. Mit vollem Recht kann der Verfasser die Hoffnung aussprechen, daß das Buch für jeden Lehrer der Mathematik ein geschätztes Vademekum werde.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist außerdem darin zu erblicken, daß nicht nur trockene Zahlentabellen geboten werden, sondern daß bei jedem Gebiete zunächst diejenigen zahlentheoretischen Grundlagen klargelegt werden, die erst eine wirklich planmäßige Aufsuchung aller rationalen Zahlenwerte ermöglichen. Auch hier wird dem Leser manche wertvolle Anregung geboten.

Pforta. E. Karll.

---

1) B. Koch und E. Mühling, Lehrer an der Leipziger Schülerwerkstatt: Die Arbeit an der Hobelbank. Beiträge zur Theorie und Praxis des Handfertigkeitsunterrichts. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. 2 ℳ.

Das Werk zerfällt in fünf Abteilungen, von denen die ersten beiden allgemeiner, die letzten spezieller Natur sind. Zwei Hauptfolgerungen allgemeiner Art sind es, die die Verfasser zunächst aufstellen.

1. Dem Schüler ist möglichste Freiheit in der Wahl der Arbeitsobjekte zu gönnen;
2. der Schüler ist anzuleiten, die Form und Größe der von ihm zu fertigenden Gegenstände aus ihren Zwecken heraus selbst zu finden.

Um selbst beim Klassenunterricht und auf der Unterstufe, bei der noch größere Gebundenheit herrschen muß, der Forderung nach einiger Freiheit genügen zu können, schlagen die Verfasser vor, sich nicht sklavisch an einen 'Normallehrgang' zu binden, wie das früher vielfach der Fall war, sondern Gruppen von Werkstücken zu bilden, von denen das einfachste, bei dem die technischen Fertigkeiten gelernt werden sollen, von allen Schülern angefertigt wird, von den übrigen Stücken aber die Schüler selbst das ihnen zusagende auswählen zu lassen.

Auch die zweite Forderung soll von Anfang an den Unterricht beherrschen; der Schüler soll nicht Vorgelegtes kopieren, sondern denkend bei seiner Arbeit vorgehen. Wie es gemacht werden soll, wird an dem Beispiel einer Fensterklemme gezeigt. Beim freieren Schaffen auf der vorgeschrittenen Stufe soll zunächst eine Skizze mit Maßangabe gefertigt werden, nach ihr wird die Zeichnung auf Holz übertragen, und das Werkstück ausgeführt. Die genaue Werkzeichnung ist bei der geringen, dem Handfertigkeitsunterricht zur Verfügung stehenden Zeit, nach Fertigstellung des Werkstückes dem Zeichenunterricht oder der häuslichen Arbeit zu überlassen. Bauen und Gestalten müssen den Grundgedanken abgeben, dieses und nicht einzelne Techniken, wie etwa die Holzverbindungen, sollen den Lehrgang bestimmen.

Ist ein Schüler in die Lage versetzt, eine Holzverbindung zu gebrauchen, so wird diese allen erklärt und alle machen ein einfaches Probestück, um die Technik bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen und später anwenden zu können, ohne das schon zum größten Teile fertiggestellte Werkstück durch Ungeschick zu verderben. So kann Klassenunterricht mit freier Regung verbunden werden. 'Jede vorgeschriebene bindende Reihenfolge bekämpfen wir darum — aus Liebe zur Sache und unserer Jugend', sagen die Verfasser.

Im speziellen Teil werden auf 22 Tafeln 22 Werkstücke gegeben, die in einem besonderen Abschnitt des Buches besprochen werden. Maßangaben sind nicht gemacht, da sie vom Schüler selbst nach dem jeweiligen Zwecke gefunden werden sollen, unter Anleitung des Lehrers, wo es not tut. Das Material ist so reichlich, daß eine Auswahl leicht getroffen werden kann.

Das Werk schließt mit zwei Abschnitten über das 'Holz und seine Verarbeitung' und über Werkzeug und Werkzeugbehandlung.

Das Buch dürfte in allen Handfertigkeitswerkstätten als guter Berater willkommen sein.

2) Walter Dix, Das selbstgefertigte Lichtbild. Leipzig, Quelle & Meyer, 1912. 1 ℳ.

Nach einigen kurzen Auseinandersetzungen über die Vorzüge des selbstgefertigten Lichtbildes gegenüber dem gekauften, gibt Verfasser Winke für die Selbstanfertigung und eine Reihe von Beispielen für die Anwendung der Diapositive im Unterricht in der Physik, Chemie und Biologie. Die Arbeit dürfte den Lehrern dieser Fächer manche Anregung bieten.

Berlin. W. Wetekamp.

Schmidt-Breitung, Lebensbilder aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart. Meißen, H. W. Schlimpert. 80 ₰.

Wer einen Kollegen vor dem Leitfadenton in VI und V Geschichte behüten will, gebe ihm das Buch! Es scheint sächsisch und überrascht durch sein Deutschtum. Da ist ein Abschnitt Götz, Prinz Eugen, Jahn, Ludwig Richter. Elementar, zum Vorlesen in der Familie berechnet, und doch mit manchem Neuem. Als Lehrbuch in VI und V vielleicht zu reichhaltig; haben sollte es jeder Sextaner und Quintaner.

Charlottenburg. Bohner.

Gustav Kuhlmann, Zur Behandlung von Sophokles König Oedipus, Shakespeares König Lear und Schillers Braut von Messina. Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses, 1915. 13 S. Progr. d. Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums zu Templin i. d. Uckermark. Pr. Nr. 110a.

Verfasser, der in der vorliegenden, vom pädagogischen Standpunkte aus sehr beachtenswerten Arbeit mit Recht die beiden erstgenannten Dramen zunächst ganz für sich, also ohne Beziehung auf die Braut von Messina betrachtet, kommt zu dem wichtigen Ergebnis, daß bei Sophokles König Oedipus nur durch den Lauf der Ereignisse und nicht durch die Gottheit oder seinen eigenen Charakter, mithin unbewußt vergewaltigt wird (S. 6 u. 7). Weiter ist es Kuhlmann wohl gelungen nachzuweisen, daß ganz im Gegenteil bei Shakespeare der Mensch nur nach seinem Charakter handelt (S. 9) und

Schiller in der Braut beide Seiten der Welt vereint, also das Schicksal des Menschen zugleich in seinem Charakter und in der ihm von der Außenwelt gestellten Aufgabe, mithin in dem Glauben sowohl an die Freiheit der sittlichen Persönlichkeit als auch an die Notwendigkeit aller Geschehnisse erblickt.

Scharfsinnig bemerkt Verfasser S. 13, daß Schillers Wallenstein besser als die Braut von Messina mit König Oedipus und König Lear in Beziehung zu setzen sei.

Die vorhandene, gewaltig umfangreiche Literatur ist mit richtigem kritischen Verständnis benutzt, auch wird S. 4 zutreffend betont, daß für den Begriff der Schicksalstragödie im besonderen Sinne die Einführung einer deutlicheren Bezeichnung entschieden wünschenswert wäre.

Hettstedt. Karl Löschhorn.

Chronik des deutschen Krieges nach deutschen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Neunter Band 21. September bis 20. Oktober 1915. XXIX u. 484 S. München, O. Beck, 1916. 3,50 ℳ.

Dieser neunte Band der bewährten Beckschen Chronik besitzt alle die Vorzüge seiner Vorgänger, die wir schon widerholt anerkannt haben. Eine vorausgeschickte kurze Darstellung der wichtigsten Ereignisse auf dem Kriegstheater von Mitte September bis Mitte Februar — der Band selbst umspannt die Ereignisse eines Monats — und eine nach Seiten und der Zeit geordnete Inhaltsangabe erleichtert in erwünschter Weise die Übersicht. Da dieser Band ganz besonders die Kriegsereignisse auf dem Balkan, vor allem in Serbien enthält, folgt eine recht brauchbare Karte des Kriegsschauplatzes auf dem Balkan.

Daß der Verlag in Anbetracht der Teuerung auf allen Gebieten, besonders auch des steigenden Papierpreises sich genötigt sieht, den Preis des Bandes auf 3,50 ℳ zu erhöhen, kann billigerweise niemand wundern; auch so noch ist der inhaltreiche Band, versehen mit Bildern und Karten, auf gutem Papier mit gutem Druck in festem Bande keineswegs teuer.

Paull, 'Halte deine Jugend rein!' Stuttgart, Stoecker & Schroeder. 78 S. Kl-Okt.

In der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten stehen sich zwei Richtungen gegenüber: die ältere, die ihr Ziel zu erreichen hofft durch moralische Ermahnungen oder durch den Appell an religiöse Empfindungen, und die modernere, die durch Aufklärung zu warnen sucht, die Dinge selbst deshalb grell beleuchtet. Paull, als Arzt, kann natürlich auf diese rückhaltlose Aufklärung nicht verzichten, und er gibt sie in verständlicher Sprache und überzeugenden statistischen Tabellen, macht sie auch noch eindrucksvoller durch klare Abbildungen venerischer Krankheitszustände; den Nachdruck aber legt er — und mit Recht — auf die sittliche Einwirkung, auf den Appell an die Charakterstärke seiner Leser: beuge deinen Trieb unter deinen Willen!

Diese Bekämpfung des vorehelichen Geschlechtsverkehrs — denn darauf läuft jede wirksame Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hinaus — scheint glücklich und nicht aussichtslos, zumal der Verfasser in dem naturwissenschaftlichen Teil die Rolle des Alkohols genügend hervorhebt und in dem zweiten, dem moralischen Appell, den rein pastoralen Ton zu vermeiden sucht. Möchte der Krieg, der wahrscheinlich ein Anschwellen der Zahl der Geschlechtskrankheiten in unserm Volke bringen wird, zugleich ein Heilmittel bringen: eine gesteigerte Charakterstärke unserer jungen Generation!

Das Büchlein kann jungen Leuten jeden Standes empfohlen werden.

Naumburg a. S. R. Jebens.

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

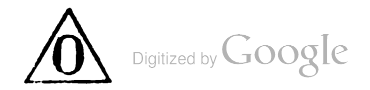
VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND
4/5. HEFT. APRIL/MAI

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES APRIL/MAIHEFTES

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Goethe: Stoff, Gehalt, Form

Ein Beitrag zu Goethes Wortgebrauch und Ästhetik

von

Karl Holl.

§ 1. Goethes Ästhetik ist noch nicht geschrieben. Die Begriffe Stoff, Gehalt, Form bilden ein Haupt-, wenn nicht das Zentralproblem darin. Auch dieses Kapitel hat noch nicht seinen abschließenden Bearbeiter gefunden. Vielleicht, weil es ohne Einbuße nicht herauszunehmen ist aus dem Gesamtrahmen seiner ästhetischen Anschauungen. 'Das zuletzt aufgelöste Problem enthüllt immer wider ein neu aufzulösendes' (Goethe an Graf Reinhard). Auch vorliegender Versuch kann daher statt einer Entwirrung des Knäuels nur eine Zerlegung in Einzelknäuel bieten, oder sogar nur die ins Innerste gehende Verwicklung zeigen. Dabei wurde erstrebt, möglichst Goethe selbst zu Worte kommen zu lassen und die Auslegung seiner Äußerungen aufs Nötigste zu beschränken.

Aus den Vorarbeiten sind zu nennen vor allem des feinsinnigen Ästhetikers K. Heinrich von Steins 'Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker'; Otto Harnack, Die klassische Ästhetik der Deutschen, 1892; Max Dessoir, Über die Ästhetik unserer Klassiker, Westermanns Monatshefte 1893; Wilhelm Bode, Goethes Ästhetik, 1901 sei erwähnt; wesentlich aber sind die Arbeiten von Ewald A. Boucke, Richard M. Meyer und Oskar F. Walzel, die im Texte zitiert sind; dazu komme noch die wertvolle Studie von Georg Simmel, Goethe, 1913 und das bekannte Werk von Christof Schrempf, Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung, 2 Bde. 1905, 1907.

§ 2. Wenn das Ergebnis nicht für jeden der drei Begriffe fest umrissen ist, so liegt dies vielleicht zum Teil wenigstens an der Natur dieser Begriffe selbst:

'Zwar ist's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.'

Goethes Anschauungen über Stoff, Gehalt und Form und ihre Beziehungen untereinander sind nicht eindeutig bestimmt.

Sie wandeln sich mit den jeweiligen Lebensepochen sowohl, wie mit den verschiedenen Objekten, an deren Betrachtung sie geknüpft sind; sie sind Bekenntnisse, die in dem Tiefsten der Persönlichkeit verwurzelt sind, und widerum Ausdrücke, die nur die jeweilige Stimmung des Menschen widergeben. Bereits Eckermann erkannte diese Unbeständigkeit der Begriffe, die im Grunde der dynamischen, allem Starren feindlichen Natur Goethes entspricht. Wir lesen dies in der Vorrede vom 31. Oktober 1835, womit er die Ausgabe seiner Gespräche mit Goethe einleitet: 'Bald legt er alles Gewicht auf den Stoff, welchen die Welt gibt, bald alles auf das Innere des Dichters, bald soll alles Heil im Gegenstande liegen, bald alles in der Behandlung: bald soll es von einer vollendeten Form kommen, bald, mit Vernachlässigung aller Form, alles vom Geiste'.

Von Goethe selbst haben wir aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zwei im Sinne identische Äußerungen über die gegenseitige Begriffsbestimmung der drei für seine Kunstanschauung so bedeutsamen Worte. 1804 lesen wir in dem Gedichte 'Dauer im Wechsel':

'Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberfliehn!
Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.'

Fünfzehn Jahre später begegnen wir in den Noten und Abhandlungen zum Divan dem Abschnitt 'Eingeschaltetes', wo er schreibt: 'Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff gibt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide einander, und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre'.

Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zueinander schicken, sich ineinander fügen, sich einander durchdringen'. Zu diesen Stellen fügen wir noch jene bekannte aus den Maximen und Reflexionen vom Jahre 1826: 'Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den meisten'.

Es ist wahrscheinlich, daß Goethe bei der Niederschrift dieser Äußerungen fest umrissene Vorstellungen der einzelnen Begriffe hatte. Wir können daraus nur allgemeines herauslesen: die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, des Stoffes, den 'die Welt nur allzu freigebig' gibt, die Spontanëität des dem 'Busen' entspringenden Gehalts, den man als Gefühlsgehalt aufzufassen versucht ist,

die durch den 'Geist', die 'Besonnenheit' bedingte Form; oder Stoff ist das objektiv vor unsern Augen Liegende, Gehalt ist das subjektiv in uns Enthaltene, Form ist das mit dem Geiste zu Erfassende, geheimnisvoll hinter oder über dem Subjekt Schwebende. Aus der Fülle der Zeugnisse in Worten, Briefen und Gesprächen haben wir nun festere Grenzbestimmungen abzuleiten.

I. Stoff.

§ 3. Goethes Anschauungen über den Stoff sind verhältnismäßig einfach im Vergleich mit jenen über Gehalt und Form. Um sie klarzulegen ist von großer Bedeutung eine Briefstelle, in der er sich am 15. Januar 1813 Zelter gegenüber über die Gegenstände der Kunst ausläßt. Bei dieser Gelegenheit hören wir deutlich die beiden an sich widersprechenden Auffassungen: einerseits jeder Stoff ist gut, der Gegenstand ist gleichgültig für den Künstler; andrerseits nur 'würdige und bedeutende Gegenstände' sind wünschenswerte Kunstobjekte. Beide Anschauungen lassen sich einzeln zahlreich belegen. Der Widerspruch ist gelöst in der hochbedeutsamen Erörterung, die er auf der Reise in die Schweiz 1797 am 25. Oktober an Schiller niederschreibt: Jeder Gegenstand der Erfahrung kann als ein Stoff angesehen werden, dessen sich die Natur bemächtigen kann; jedoch ist nicht zu leugnen, daß die einen sich der Behandlung bequemer darbieten als die andern und daß, wenn gewisse Gegenstände durch die Kunst leicht zu überwinden sind, andere dagegen unüberwindlich scheinen. In diese Erklärung theoretischer Gleichgültigkeit des Stoffes bei praktischer Wichtigkeit der Stoffwahl gehen die disparaten Einzeläußerungen unschwer ein. Die Geeignetheit eines Stoffes ist seine Behandlungsmöglichkeit; das Stoffproblem löst sich also in ein Formproblem, wie es Goethe in den Maximen und Reflexionen 1821 ausspricht: 'In Kunst und Wissenschaft so wie in Thun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objekte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden'. Die Objekte selbst sind also im Grunde an sich gleichgültig, wie etwa auch Schiller am 7. September 1797 meint: 'zuletzt kommt es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten soll, und so däucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subjekt als im Objekt zu liegen'.

> 'Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
> Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
> Und wo ihr's packt, da ist's interessant.'

§ 4. Ähnliche Äußerungen berichtet uns Eckermann von Goethe etwa vom 5. Juli 1827, vom 9. März 1831, oder wir begegnen ihnen in Goethes Briefen, so an Antoine Leonard de Chézy am 9. Oktober 1830, wo er die Gleichgültigkeit gegenüber dem Stoffe als ein Erzeugnis seiner 'hohen Jahre' bezeichnet, oder an C. L. F. Schultz am 1. September 1820: 'Mich läßt überhaupt

jeder Kunstgegenstand ganz unparteiisch, nur Sinn und Absicht schwebt mir vor, ob jener auch der rechte sey und ob diese wohl erreicht werde?' Die Praxis ergibt aber doch die Forderung relativer Geeignetheit des Stoffes. Demgemäß finden wir zahlreiche Stellen, die einen Stoff entweder als unglücklich oder glücklich bewerten. Andreas Heusler, Goethe und die italienische Kunst, Basel 1891, schließt nach einigen gut gewählten Beispielen Goethescher Kunstbetrachtung: 'So legt Goethe denn schon hier (wie später oft, z. B. in den Gesprächen mit Eckermann) wiederholt großes Gewicht auf die Wahl des Gegenstandes. "Wenn der Künstler einen ächten Gegenstand hat, so kann er etwas ächtes machen". Ein Hauptvorwurf, der wider und wider laut wird, ist das "unsinnige Sujet", der "unleidliche", der "abgeschmackte Gegenstand".' Hier wäre zu verweisen auf den Brief an Eichstädt vom 1. August 1804, besonders aber auf das persönliche Bekenntnis an C. G. D. Nees von Esenbeck vom 17. Dezember 1824: 'Möge sich der wackere Mann nur niemals im Sujet vergreifen und sich vor ungünstigen Motiven hüten, davon hängt alles Heil ab; die sorgfältigste Behandlung rettet nicht einen unglücklichen Stoff. Doch wer will hier sich selbst rathen, geschweige andern!' Ähnlich das Wort an Schiller vom 16. Dezember 1797: 'Leider wissen wir aus der Erfahrung, daß dem Dichter niemand seine Gegenstände suchen kann, ja daß er sich selbst manchmal vergreift'. Er bezeichnet etwa ein ganzes Stoffgebiet als ungünstig, so wenn F. Weitze eine Äußerung Goethes von Mitte August 1805 berichtet, wonach er philosophisch-religiöse Gegenstände einen 'widerstrebenden Stoff' nannte. Zu dieser Bemerkung haben wir allerdings jene andere an Eckermann vom 2. Mai 1824 zu halten, wonach ein religiöser Stoff gleichfalls ein guter Gegenstand für die Kunst sein kann, wenn er allgemein menschlich ist. Die Briefe, die Goethe auf der Schweizerreise 1797 an Schiller richtet, sprechen ausdrücklich von glücklichen Stoffen, so am 25. September, besonders aber in der lang ausgeführten Stelle vom 16. August, die seine Meinung am deutlichsten widergibt. Im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit des Stoffes kommen wir zu der Anschauung, die sich in dem Briefe an J. H. Meyer vom 6. Juni 1797 kundgibt: 'Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe, den es darzustellen unternimmt'. Sie ist auch zu ersehen in jener Briefstelle, worin Goethe seine Kunstkritik analysiert (An Johann Ladislav Pyrker am 2. April 1820): 'ich besehe mir erst den Gegenstand, untersuche was ihm der Verfasser abgewonnen, was er ihm verliehen, beschaue mir Anlage und Ausführung, in wie fern sie nach bekannten Mustern und Formen etwa gebildet, oder ob der Verfasser nach einem eigenen System gearbeitet, nach welchem er dann auch beurtheilt seyn will'; oder in dem Briefe an Friedrich Wilhelm von Bielke vom 4. April 1829: 'Es ist ganz ohne poetisches Verdienst, und schon die Wahl des Gegenstandes zeigt, daß der Verfasser nicht überlegt hat, welch ein

Stoff sich zur Dichtkunst eignet'; oder schließlich in allen jenen zahlreichen Stellen, wo er Stoffe, häufig nur mit einem Adjektiv, beurteilt. (An Anton Genast, 28. April 1812, an Zelter 8. März 1824, an Joseph Stanislaus Zauper 7. September 1821, an J. H. Meyer 21. Juli 1797 usw).

§ 5. Aus allen diesen Stellen geht hervor, daß an den Stoff gewisse Forderungen gestellt werden. Zunächst: er wird von der Umwelt des Dichters, der Wirklichkeit dargeboten, wie man etwa in einer großen Stadt überall Stoff findet (An Ch. S. D. v. Kalb, 30. April 1790). Deutlich wird diese objektive Wirklichkeitsnatur des Stoffes in dem Briefe an Johann Erichson vom 28. April 1797 betont: 'Sie scheinen mir in dem Irrthum zu stehen, den ich schon bey mehrern Jünglingen bemerkt habe, daß man einer Neigung zur Poesie, die man fühlt, sich ausschließlich überlassen müsse, da doch selbst dem Dichter, den die Natur entschieden dazu bestimmt haben mag, erst Leben und Wissenschaft den Stoff geben, ohne welchen seine Arbeiten immer leer bleiben müßten'. Er wendet sich damit gegen jene jugendliche Werther-Subjektivität, der es im Grunde einerlei ist: 'ob ich Erbsen zähle oder Linsen', die Verstand und Talente geringer schätzt 'als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elends'. Vgl. damit auch das absprechende Urteil über diese Auffassung in Dichtung und Wahrheit bei Gelegenheit der Besprechung Lavaters: 'Denn auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeist der Zeit ergriffen, der jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte: man habe, ohne viele äußere Hilfsmittel, Stoff und Gehalt genug in sich selbst, alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte'. Allerdings aber finden wir dagegen auch wider im selben Jahre 97 am 29. Juli die Äußerung an Schiller: 'Sie sagten neulich, daß zur Poesie nur die Poesie Stimmung gäbe, und da das sehr wahr ist, so sieht man, wieviel Zeit der Dichter verliert, wenn er sich mit der Welt abgibt, besonders wenn es ihm an Stoff nicht fehlt. Es graut mir schon vor der empirischen Weltbreite'.

§ 6. Eine Erklärnng für den scheinbaren Widerspruch mögen wir vielleicht am 9. August des selben Jahres lesen, wenn Goethe an Schiller berichtet, daß er seine Gedanken und Eindrücke von allen ihm vorkommenden Gegenständen aufschreibe: 'Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Übersicht das Vorrätige immer wider als Stoff gebrauchen'. Sein Ziel ist also, sich die objektive Realität zu bewahren, ohne den Gefahren der zerstreuenden Aktualität unterworfen zu sein. Bei weitem die wichtigste Stelle aber in diesem Zusammenhang ist das bekannte Gespräch mit Eckermann am 17. September 1823:

'Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Ge-

legenheitsgedichte sein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.

Man sage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetischem Interesse fehle; denn eben darin bewährt sich ja der Dichter, daß er geistreich genug sei, einem gewöhnlichen Gegenstand eine interessante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit soll die Motive hergeben, die auszusprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein schönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, ist Sache des Dichters'.

§ 7. Der Stoff, der sich in dieser objektiven Wirklichkeit dem Dichter darbietet, kann nun verschiedener Art sein sowohl in Bezug auf die Behandlungsweise, die er erfordert — 'ich würde das den besten dramatischen Stoff nennen wo die Exposition schon ein Teil der Entwicklung ist' (An Schiller, 22. April 1797) — als mit Rücksicht auf seinen inhaltlichen Charakter. So spricht Goethe in einem Briefe an Großherzog Carl August am 13. Dezember 1824 von 'edlem vaterländischen Stoff'. Derartigen Äußerungen begegnen wir in allen seinen Lebensphasen. An F. H. Jacobi am 21. August 1774: 'Ich wünschte Rost regalierte mich mit einem Mährgen, dessen Stoff wäre wollüstig ohne geil zu seyn, dessen Ausdruck wäre ohne Wielandische Mythologie i. e. ohne Hippiasse und Danaes, die ich sehr müd bin, und ohne Allusion auf alte Schriftsteller'. An Charl. v. Stein am 28. Juni 1780: 'Wenn Sie mirs recht ausführlich erzählen, und mir auch sonst romantischen und dramatischen Stoff mitbringen, wird Ihnen diese Untreue verziehen'. An Schiller 22. August 1797: 'Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr worden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde'; am 27. Dezember 1797: 'Nun würde die Frage entstehen: ob man wohl tue, einen tragischen Stoff allenfalls episch zu behandeln? Es läßt sich allerlei dafür und dagegen sagen'; am 16. Mai 1798: 'Die Achilleis ist ein tragischer Stoff, der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht'. Am 27. April 1799: 'Ich freue mich über das Zutrauen, das Sie zu Maria Stuart haben. Nur im ganzen angesehen, so scheint dieser Stoff viel zu enthalten, was von tragischer Wirkung sein kann'. Ebenso schreibt er über Schillers Feindliche Brüder am 22. März 1799 an J. H. Meyer: 'Der Stoff ist tragisch genug, die Anlage gut, und er will den Plan genau durcharbeiten, ehe die Ausführung anfängt'; an S. Boisserée am 4. Dezember 1817: 'Lassen wir alles andere; aber mich freut gar sehr, daß Sie den Stoff der Nausikaa gleich als tragisch erkannt; Ihnen traut ichs zu und es betrübt mich aufs neue, daß ich die Arbeit damals nicht verfolgt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche rührende, herzergreifende Motive in dem Stoff liegen, die, wenn ich sie, wie ich in Iphigenie, besonders aber in Tasso tat, bis in die feinsten Gefäße verfolgt hätte, gewiß wirksam geblieben wären'. Diese letzten Äusserungen zeigen bereits, daß zwischen dem aufgefundenen Stoff und seiner

Ausführung manche Zwischenstadien liegen; ja der Stoff, wenn er in des Dichters Hände kommt, kann schon eine Entwicklung aus dem Zustande des Rohstoffes heraus hinter sich haben. Darauf weist Goethe hin in dem Briefe an J. v. Müller vom 4. September 1803: 'Wer kann den Geschichtsschreiber mehr schätzen als der Dichter! Wer kann den glücklich bearbeiteten Stoff, der ihm entgegengebracht wird, von dem rohen besser unterscheiden!'; oder in der Gedächtnisrede auf Wieland: 'Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen'.

§ 8. In allen bis jetzt herangezogenen Belegstellen haben wir Stoff und Gegenstand als identisch betrachtet; doch auch zwischen diesen beiden Begriffen macht Goethe — allerdings nur gelegentlich — einen Unterschied, besonders in jener Zeit des Briefwechsels mit Schiller, wo er sich Klarheit über Stoffe und Formprobleme sucht. Er schreibt am 17. August 1799 über Amalie von Imhofs Gedicht 'Die Schwestern von Lesbos' an Schiller: 'Das Gedicht, je mehr man es betrachtet, läßt fürchten, daß es nicht in die Breite wirken werde, so angenehm es für Personen ist, die einen gewissen Grad von Kultur haben. Die barbarische Sitte als Gegenstand, die zarten Gesinnungen als Stoff und das undulistische Wesen als Behandlung betrachtet, geben dem Ganzen einen eignen Charakter und besondern Reiz, zu dem man gemacht sein oder sich erst machen muß'. Gegenstand dürfte hier übereinstimmen mit der Bedeutung des modernen Kunstausdrucks: Vorwurf, während Stoff hier im Sinne dessen steht — oder ihm doch nahesteht — was Goethe gewöhnlich mit dem Begriffe Gehalt bezeichnet. Dies ergibt sich auch aus dem Briefe, den er vier Tage darauf an Schiller richtet: 'Es ist gar keine Frage, daß, wenn die Geschichte das simple Faktum, den nackten Gegenstand hergibt und der Dichter Stoff und Behandlung, so ist man besser und bequemer dran, als wenn man sich des Ausführlicheren und Umständlicheren der Geschichte bedienen soll; denn da wird man immer genötigt, das Besondere des Zustands mit aufzunehmen, man entfernt sich vom rein Menschlichen, und die Poesie kommt ins Gedränge'. Halten wir diese Äußerung mit jener oben S. 2 zitierten zusammen, so dürfte die Gleichsetzung von Gegenstand mit objektivem Stoff, Stoff mit subjektivem Gehalt — d. h. mehr als nur ausschmückende Erfindung — wohl ohne Widerspruch bleiben.

§ 9. Dabei ist allerdings zu erinnern, daß ein Gegenstand gehaltvoll sein kann im Sinne Goethes. Zahlreiche Zeugnisse liegen uns darüber vor. Eines der wichtigsten ist das Urteil über Ramler in Dichtung und Wahrheit:

'Ramler singt auf eine andere höchst würdige Weise die Taten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen,

herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Wert.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe'.

Rich. M. Meyer nennt dies mit Recht einen 'Fundamentalsatz der Goethischen Kunstlehre, den er den Dilettanten wie den Virtuosen seiner Zeit entgegenstellt'. Zunächst wird dadurch eine endgültige Antwort gegeben auf unsere Frage, ob der Stoff dem Künstler gleichgültig sei; dann wird das 'Bedeutende des Stoffes' gefordert. Und Goethe erzählt uns in seiner Autobiographie, daß er zu dieser Erkenntnis in Leipzig gekommen sei: 'Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrat Pfeil, das Bedeutende des Stoffes und das Konzise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sei'. Und diese Erfahtung konnte wohl zeitweilig verdunkelt werden durch andere Kunstprinzipien, sie blieb doch bis an sein Lebensende sein Eigentum, zu dem er sich widerholt bekennt. Am 26. April 1797 schreibt er an Schiller: 'Wird der Stoff nicht für rein episch erkannt, ob er gleich in mehr als einem Sinne bedeutend und interessant ist, so muß sich dartun lassen, in welcher andern Form er eigentlich behandelt werden müßte'. In jenem bereits erwähnten Briefe vom 15. Januar 1813 an Zelter heißt es: 'Wenn man es mit der Kunst von innen heraus redlich meint, so muß man wünschen, daß sie würdige und bedeutende Gegenstände behandle: denn nach der letzten künstlerischen Vollendung tritt uns, sittlich genommen, der Gehalt immer als höchste Einheit wider entgegen, deswegen wir W. K. F. auch in den Propyläen, da wir noch in dem Wahn stunden, es sey auf die Menschen genetisch zu wirken, uns über die Gegenstände so treulich äußerten und unsere Preisaufgaben dahin richteten'. Im gleichen Sinne ermahnt er Mitte April 1815 H. G. Hellmann: 'Im Gegentheil suchen Sie sich immer einen gehaltvollen Gegenstand'. Und noch 1828 schreibt er in Kunst und Altertum über Shakespeare: 'Wir gestehen gerne dem Stoff, den Gegenständen seiner Dichtung allen Wert und Gehalt zu'.

§ 10. Diesen Zeugnissen gegenüber kann man sich dann auch nicht auf den zitierten Brief an A. L. de Chézy vom 9. Oktober 1830 berufen: 'Nun aber begrüßt Ihre unmittelbare durchstudierte Übersetzung mich in hohen Jahren, wo der Stoff eines Kunstwerks, welcher sonst den Antheil meistens bestimmt, für die Betrachtung fast Null wird, und man der Behandlung allein, aber in desto höherem Grade, Ehre zu geben sich befähigt fühlt'. Zudem han-

delt es sich hier nicht um die Bedeutung des Stoffes für den schaffenden Künstler, sondern um die Wirkung des Stofflichen. Und darin sind allerdings alle seine Äußerungen übereinstimmend, daß die Wirkung der Kunst auf die Jugend wie auf die Menge wesentlich stofflicher Natur sei. Er schildert uns, wie sein Mentor Herder in Straßburg gegen das stoffliche Interesse seines judendlichen Schülers angekämpft habe; bei Gelegenheit von Herders Vorlesung von Goldsmith, The Vicar of Wakefield lesen wir in Dichtung und Wahrheit: 'Ich empfand als Mensch, als junger Mensch; mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Gehalt und Form beachtete, sah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten lassen'; oder er spricht im III. Teil, XIII. Buch D. u. W. über die Wirkung seiner eigenen Jugendwerke: 'Da der größte Teil des Publikums mehr durch den Stoff als durch die Behandlung angeregt wird, so war die Teilnahme junger Männer an meinen Stücken meistens stoffartig'; daraus haben wir auch die Worte über seinen Besuch der Dresdener Kunstsammlungen zu verstehen in D. u. W. II, 8: 'Was ich nicht als Natur ansehen, mit einem bekannten Gegenstand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam. Der materielle Eindruck ist es, der den Anfang selbst zu jeder höheren Liebhaberei macht'. Ähnlich läßt er sich in zahlreichen Briefen aus. An F. H. Jacobi schreibt er am 7. März 1808 von dem 'Publikum, das ewig nur den Stoff sieht'; an Zelter widerum in dem zitierten Briefe vom 15. Januar 1813 über eine glänzende Ifflanddarstellung: 'Die Menge jedoch, welche immer stoffartig gesinnt ist, betrübte sich über den großen, nach ihrer Meinung verschwendeten Aufwand'. Hierher gehört auch das Schreiben an C. v. Knebel vom 23. Dezember 1813: 'Die selbständige Poesie muß in diesem Augenblick verzweifeln, da nichts als stoffartige Wirkungen verlangt werden und dieser Zustand noch lange genug dauern mag. Es wird lange werden, bis man wider einmal ein Kunstwerk an sich betrachtet'. Diese Mißstimmung bezieht sich zweifelsohne auf jene Richtung, die er in den oben herangezogenen Briefen an Jacobi von 1808 und an Zelter von 1813 als das 'moderne Christenwesen', 'das Legenden- und Heiligenfieber' bezeichnet — auf die Romantik. Dem Unkundigen könnte es deshalb fast ironisch klingen, wenn er gerade an L. A. v. Arnim am 22. Februar 1814 die Worte richtet: 'Alles, was auf den Augenblick anspielt und so die Gemüter stoffartig erregt, habe ich immer vermieden, nicht weil ich es im Ganzen für unzulässig halte, sondern weil ich gefunden habe, daß der Enthusiasmus eigentlich nur die große Masse wohl kleidet'. Wie die Wirkung der Kunst auf die Massen, so ist auch die Wirkung des Massenhaften in der Kunst stoffartig: 'Freylich wirkt die Masse viel, besonders eine Masse Kanonen und Zuschlagenden; in den Künsten aber, wenn man es genau besieht, wirken die Massen zuletzt auch nur stoffartig, und wer sich dabey verklärt fühlt, der

weiß doch nicht was den Menschen zugetheilt und erlaubt ist, auch nicht was er in dieser Art vertragen und ertragen kann'. (An Zelter, 6. September 1827). (Vgl. dazu Ewald A. Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache, Literarhistorische Forschungen ed. Schick und von Waldberg, XX. Heft 1901 S. 62, 302).

II. Gehalt.

§ 11. Das Ziel der Kunst ist das Stoffliche zu überwinden, der Künstler muß 'Herr vom Stoff' sein. In einem Gespräche mit Riemer am Anfange des 19. Jahrhunderts sagt Goethe: 'In allem, was da lebt und leben soll, muß das Subjekt vorwalten, d. h. mächtiger sein als das Objekt: es muß dieses überwinden, wie die Flamme das Docht verzehrt'. Und in den Materialien zur Geschichte der Farbenlehre III. Abteilung, Zwischenzeit, lesen wir: 'Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch, wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfaßt. Der Hauptvorzug des Menschen beruht aber nur darauf, inwiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß'. Diese Beherrschung des Stoffes, die Überwindung des Materials ist ihm stets das Ziel aller seiner Tätigkeiten, die nach seinem eigenen Ausspruche 'synthetisch' sind. Veilleicht am besten erkennen wir dies als sein Lebensprinzip in jenem denkwürdigen Gespräche mit Eckermann, als dieser ihm die Nachricht von der Julirevolution bringt; Goethen berührt dies gar nicht: 'Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausspruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire! Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur ist jetzt nicht mehr rückgängig zu machen. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Natur Herr sein'. Wodurch geschieht dies nun in der Kunst? Darüber läßt sich Goethe 1808 aus in 'Über den Plan eines lyrischen Volksbuches', wobei er Volk als die 'ungebildete bildungsfähige Menge' definiert. 'Was bedarf diese wohl? Ein Höheres, aber ihrem Zustande Analoges. Was wirkt auf sie? Der tüchtige Gehalt mehr als die Form. Was ist an ihr zu bilden wünschenswert? Der Charakter, nicht der Geschmack: der letzte muß sich aus dem ersten entwickeln'. Hier vermögen wir eine enge Beziehung zu erkennen zwischen Gehalt und Charakter. Charakter aber ist das Ethos des Menschen. Damit stimmt also widerum der bekannte Januarbrief an Zelter, 1813, überein, worin Goethe den Gehalt 'sittlich genommen' als 'höchste Einheit' nach der künstlerischen Vollendung im Kunstwerke erklärt. Wir dürfen also wohl den künstlerischen Gehalt als das Ethos des Kunstwerkes ansprechen.

§ 12. Doch wenn wir die Vieldeutigkeit des Stoffbegriffs zugeben mußten, so läßt sich auch die Mannigfaltigkeit von Goethes Gehaltauffassung nicht leugnen; einerseits ist Gehalt etwas dem Künstler, andrerseits dem Kunstwerke Eignendes, und innerhalb dieser subjektiven oder objektiven Auffassungen wechselt wider seine kategoriale Bestimmung. Hildebrand hat bereits in Grimms Wörterbuch die Verschiedenartigkeit des Gehaltbegriffes skizziert. Mit jenem Wortgebrauch als Dienstentlohnung oder als chemischem Prozentsatz (vgl. die Briefe vom 24. Mai 1810, 13. November 1812, 24. September 1821) brauchen wir uns hier nicht abzugeben. Uns handelt es sich wesentlich um geistigen, um ästhetischen Gehalt.

Wie wir aus den Bemerkungen über das 'Bedeutende des Stoffes' ersahen, kann Gehalt dem dargestellten Gegenstande an sich aneignen. So schreibt Goethe an Ottilie am 18. August 1828: 'Es ist immer das große Talent, das einem reichen Stoff den wesentlichen Gehalt abzugewinnen, die gehörigsten Einzelheiten durchzuarbeiten und jede Situation bis aufs Höchste zu steigern vermag'; oder er schreibt über die Wanderjahre an Sulpiz Boisserée am 2. September 1829: 'An Stoff und Gehalt fehlt es nicht, und ich kann froh sein, daß Sie für die Form ein so rühmliches Gleichniß gefunden haben'; an Melchior Meyr am 22. Januar 1832: 'Man muß ihm zugestehen, er habe kindlich-jugendliche, menschlich-allgemeine, ländlich-einfache Stoffe, wie sie ihm vorlagen, wie sie in ihm sich bildeten, treu, mit Leichtigkeit und Anmuth behandelt. Gewährt ihm die Folgezeit derberen Gehalt und weiß er denselben auf gleichmäßig-gehörige Weise zu benutzen, so ist kein Zweifel, daß er auch im erhöhten Kreise sich glücklich bewegen werde'. Wir sehen bereits ein subjektives Element — 'wie sie in ihm sich bildeten' — mitschwingen, doch immerhin ist die Auffassung vorwiegend die eines Objektiven. Hier wäre etwa noch anzuführen jene Stelle in D. u. W. worin er von seinem jugendlichen Plane eines Sprachenromans spricht: 'Für diese wunderliche Form suchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, studierte und zu jenen trockenen Lokalitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten'.

§ 13. Die Auffassung, die Gehalt fast mit Inhalt identifiziert, kann erweitert werden zur Gleichsetzung des Begriffes mit dem, was wir unter Zeitgeist verstehen, der als solcher sicherlich objektiv ist, obwohl der Dichter als Mensch seiner Zeitepoche darin eingeschlossen ist. Dieser Begriffserweiterung begegen wir in jener bekannten Würdigung Friedrichs des Großen in D. u. W.: 'Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie', und weiter über Lessings Lustspiel: 'Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des Siebenjährigen

Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, muß ich hier vor allem erwähnen; es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung hat: Minna von Barnhelm'. Im gleichen Sinne lesen wir in Goethes Bemerkungen über die Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen (1828) anläßlich des Stichworts Poesie: 'Den naturkräftigen und phantasiereichen Charakter des altböhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chronisten rechnen müssen, klar und stark hervorströmen zu lassen und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wollen wir den neueren böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfohlen haben, welches nicht ausschließt, auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen'; oder an Caroline von Woltmann, geb. Stosch: 'Mögen Sie beyde den großen und wichtigen Gehalt der letzten Jahre in Ihre schätzbaren Produktionen ferner aufnehmen und ihn unter liebenswürdiger Form zum Genuß und zur Bildung Ihrer Landsleute glücklich verbreiten' (Ende November 1813).

Aus dieser Objektivität des Gehalts ergibt sich als natürliche Folge, daß der Dichter sich ihn von außen entlehnen kann geradeso wie den Stoff: 'nicht allein den Stoff empfangen wir von außen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine gesteigerte, wo nicht vollendete Form uns angehört' (Meteore des literarischen Himmels: Plagiat. 1820). Dieser Meinung ist auch Ausdruck gegeben in einem Gespräch mit Riemer, Juni 1811: 'Die dramatischen Einheiten heißen weiter nichts als einen großen Gehalt mit Wahrscheinlichkeit unter wenige Personen austeilen und darstellen. So hat Racine den Gehalt des Tacitus in griechische Form gebracht'.

§ 14. Soviel geht jedenfalls aus allen diesen Äußerungen hervor, daß Goethe gelegentlich Gehalt als etwas außerhalb des Künstlers Liegendes, dem zu bearbeitenden Stoffe anhaftendes Objektives auffaßt; eine Auffassung, der auch Schiller ist, wenn er am 13. September 1800 an Goethe über den Faust schreibt: 'Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höhern Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders spezifizieren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten'. Schiller gibt uns darüber noch eingehende Bestimmungen in zwei Briefen an Goethe vom 7. und 14. September 1797:

'Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideen-Vermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen, und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen ... zuletzt kommt es auf das Gemüt an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten soll, und so däucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subjekt als im Objekt zu liegen'; und 'Aus Verzweiflung, die empirische Natur, womit er umgeben ist, nicht auf eine ästhetische

reduzieren zu können, verläßt der neuere Künstler von lebhafter Phantasie und Geist sie lieber ganz und sucht bei der Imagination Hilfe gegen die Empirie, gegen die Wirklichkeit. Er legt einen praktischen Gehalt in sein Werk, das sonst leer und dürftig wäre, weil ihm derjenige Gehalt fehlt, der aus den Tiefen des Gegenstandes geschöpft werden muß'.

§ 15. Diese Auslassungen erklären klar und deutlich den Gehalt als dem Stoffe eigen, aber ebenso bestimmt betonen sie dagegen einen persönlichen Gehalt, der dem Dichter innewohnt; sie stellen dem Objektiven des Gehaltsbegriffs ein Subjektives gegenüber. Damit stimmt auch Goethe überein. So berichtet uns Eckermann ein Gespräch vom 28. März 1828: 'Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sitttlich sein, er mag sich stellen wie er wolle'. Oder Eckermann meint im Sinne seines Meisters, nachdem er dessen Brief an Oberst von Deulwitz gelesen hat am 9. März 1831: 'Ich war über diesen Brief sehr glücklich, indem ich für mich bemerkte, daß man nach einem guten Stoff nicht weit zu reisen brauche, sondern daß Alles auf einen tüchtigen Gehalt im Innern des Dichters ankomme, um aus den geringsten Anlässen etwas Bedeutendes zu machen'. Es ist dies der selbe Grundsatz, den Goethe nach Eckermann am 5. Juli 1827 äußert: 'Im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß', und vor allem am 13. Februar 1831: 'Allerdings, sagte Goethe, ist in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles'. Die Persönlichkeit aber ist großenteils durch die Welt, in der sie lebt, bestimmt und so ist ihr Gehalt. Er ist subjektivierte Objektivität. Daher fährt Goethe in jenem oben § 7 zitierten Brief an Schiller vom 22. August 1797 fort: 'und dann kann man niemals im ersten Augenblicke wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert'. Die wichtigste Belegstelle jedoch findet sich in Goethes Nachgelassenen Schriften 1833, V. Bd. unter dem Titel 'Noch ein Wort für junge Dichter'. Er nennt sich darin den Befreier der Deutschen, besonders der jungen Dichter, 'denn sie sind an mir gewahr geworden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird ... Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, daß sie sich selbst beobachten müssen, auf daß bei einer gewissen Fazilität des Ausdruckes sie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen. Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens; den kann uns niemand geben, vielleicht verdüstern, aber nicht verkümmern'.

§ 16. Damit ist Goethes Anschauung klar. Wohl darf der Dichter nicht ohne jede Hemmung sein Herz, seine Subjektivität ausströmen lassen; er muß sich beobachten, um das Wahre vom

Falschen zu scheiden. Durch diese Selbsterziehung vermehrt er seinen eigenen Persönlichkeitsgehalt und dieser ist poetischer Gehalt. Jene Erfahrung, aus der der Gehaht entspringen solle, von der er gelegentlich seines Jugendplanes einer Bearbeitung der Geschichte Josephs spricht D. u. W. I, 4, sind nicht die unmittelbaren Sinneseindrücke; dies wäre 'rohe' Erfahrung, aus der sich der wahre Gehalt erst aussondern müßte, und diese Aussonderung ist die angeschaute Erfahrung, ist ihr 'Gewahrwerden'. In diesem Sinne allein dürfen wir vom Gehalt als subjektivierter Objektivität reden. Das Objektive verschwindet in der absoluten Subjektivität des Gehalts, der in seiner spezifischen Eigenart durch nichts anderes ersetzt werden kann. Dies findet den besten Ausdruck in dem langen Gespräche mit Eckermann über Platen am 30. März 1824 und jener Aeußerung über den französischen esprit, den er dem deutschen Geist, d. h. Gehalt in diesem Zusammenhang, entgegenstellt vom 21. März 1831:

'Goethe sprach darauf über einige neue Schauspiele von Platen. Man sieht wohl, sagte er, an diesen Stücken die Einwirkung Calderons. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein spezifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehalts. Sie sind nicht der Art, um im Gemüth des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Saiten unseres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der, auf dem Wasser schwimmend, keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird.

Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens sehr tüchtigem Charakter, allein das kommt, wahrscheinlich aus einer abweichenden Kunstansicht, hier nicht zur Erscheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geist, treffenden Witz, und sehr viele künstlerische Vollendung, allein damit ist es, besonders bey uns Deutschen, nicht gethan.

Überhaupt: der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents.'

Wir sehen, wie hier Gehalt widerum Eigengehalt der Persönlichkeit bedeutet, in den 'nicht nur intellektuelle Kräfte eingehen, sondern vor allem emotionelle; er ist komplex wie die Persönlichkeit, die er ist. So lautet daher jene andere Äußerung: 'Das französische esprit, sagte Goethe, kommt dem nahe, was wir Deutschen Witz nennen. Unser Geist würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken. Es liegt darin zugleich der Begriff von Produktivität, welchen das französische esprit nicht hat.'

§ 17. Die Produktivität durchdringt nun den Stoff mit dem subjektiven Gehalt, objektiviert die Subjektivität des Gehalts und schafft derart das Kunstwerk, als dessen wesentlicher Bestandteil sich alsdann der poetische Gehalt offenbart und in der Wirkung auf den ästhetisch Genießenden äußert. Da dieser Gehalt des Kunstwerks aber nun nichts anders ist als der Eigengehalt, die Persönlichkeit des Künstlers, so ist es von vornherein erklärlich, daß wie die Persönlichkeit von verschiedenen Gesichts-

punkten aus beurteilt werden kann, auch der Gehalt bald einen mehr ethischen, bald mehr intellektuellen, bald emotionellen Charakter trägt. Am 6. Mai 1827 meint Goethe zu Eckermann: 'je incommensurabeler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser'; und wiederum zu Eckermann am 11. Juni 1811: 'Was ist da viel zu definieren! sagte Goethe. Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht de Dichter'; vom 15. Januar 1810 berichtet uns Riemer die Äußerung: 'Verstand und Vernunft sind ein formelles Vermögen, das Herz liefert den Gehalt, den Stoff. Wenn man die Männer als Verstand und Vernunft ansehen kann, so sind sie Form; die Weiber, als Herz, sind Stoff.' Damit stimmt jene Äußerung aus dem Jahre 1826 überein in Bd. 5, Heft 3. Aus Kunst und Altertum: 'Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte sagte jemand, es habe mehr Energie als Enthusiasmus, mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poesie und im Ganzen etwas Männliches.' (M. Hecker, Maximen und Reflexionen. Nr. 306 S. 68/69).

§ 18. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in allen diesen Stellen die Gefühlsseite des Gehalts betont sehen. Dies müssen wir auch aus der Maxime über Musik schließen (Max. u. Reflx. Nr. 486, S. 104): 'Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt'; oder vielleicht umgekehrt, wenn er Mathematik wie Dialektik wohl Form aber keinen Gehalt zuerkennt (Max. u. Reflex. Nr. 605, S. 131): 'Die Mathematik ist wie die Dialektik ein Organ des inneren höheren Sinnes; in der Ausübung ist sie eine Kunst wie die Beredsamkeit. Für beide hat nichts Wert als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches vertheidige, ist beiden vollkommen gleich.' Wenn auch wohl angenommen werden darf, daß Goethe hier an die Abwesenheit alles Gefühlshaltigen dachte, so scheint doch aus dem Schlußsatze deutlich hervorzugehen, daß seine Vorstellung eine weitere war, etwa die in § 16 behandelte. Diese Erklärung wird gestützt durch einen Brief an C. G. D. Nees von Esenbeck vom 2. April 1828, wo es in der Beilage heißt: 'Bei Ansbreitung des Wissens und der Wissenschaft ist nicht zu hindern, daß sich halbfähige Menschen damit abgeben, und bei diesen verwandelt sich aller Gehalt sehr schnell in Worte, in welchen zuletzt weder Anschauung noch Gedanke noch Begriff noch Wissen übrig bleibt, sondern deren man sich zu leerem Spiel als Rechenpfennigen bedient.' An den emotionellen Charakter des Gehalts kann Goethe auch vorwiegend gedacht haben, wenn er D. u. W. T. I B. 2 von der Bestürzung des Rat Schneider erzählt, 'als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von so köstlichem Gehalt (Klop-

stocks Messias) wegen einer, wie es ihm schien, gleichgültigen äußeren Form gewahr werden mußte.'

§ 19. Dagegen stehen dann widerholt Aussprüche, die das gedankliche Element, die Intellektualität des Gehalts hervorheben. In D. u. W. T. II B. 10 lesen wir: 'Das leerste Märchen hat für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz, und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen.' Intellektueller Gedankenreichtum ist auch zu lesen in dem Briefe an J. H. Meyer vom 7. März 1814 über Frau von Staëls Buch Sur l'Allemagne: 'Es nöthigt durch seinen gedrängten Gehalt immerfort zum Denken', oder in dem Briefe an Nicolaus Borchardt vom 1. Mai 1818: 'Hier muß ich endigen; denn fast will es scheinen, als ob meine Betrachtungen allen Gehalt verlören, indem sie sich von dem Besonderen entfernen, doch darf ich mir vorstellen, daß Sie in ihrer Lage demjenigen, was ich im Allgemeinen ausspreche, einen eigenen Sinn zu ertheilen wissen.' Und schließlich dürfen wir noch auf jenes bedeutsame Schema verweisen, das nach Goethes Tagebuch am 17. Dezember 1812 entstanden ist:

'Epoche der forcierten Talente.

Entsprang aus der philosophischen. Höhere theoretische Ansichten werden klar und allgemeiner. Die Notwendigkeit eines entschiedenen Gehalts, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verstand sich in die Erfindung mischen und, wenn er den Gegenstand klug entwickelte, sich dünken, er dichte wirklich.'

Im weiteren Verlauf gibt Goethe die geschichtliche Ableitung dieser Epoche, um dann die äußere Form ihrer Dichtung zu besprechen: 'Die beiden Enden der Dichtkunst waren also gegeben: entschiedener Gehalt dem Verstande, Technik dem Geschmack; und nun erschien das sonderbare Phänomen, daß jedermann glaubte, diesen Zwischenraum ausfüllen und also Poet sein zu können'.

§ 20. Goethe selbst steht dieser Richtung, auf die auch die oben § 10 erwähnten Briefe an Jacobi und Zelter hinzielen, natürlich ablehnend gegenüber. Für ihn ist das Kunstwerk der Ausdruck des Künstlers, poetischer Gehalt der Eigengehalt der Persönlichkeit. Der Gehalt ist daher nicht ein eindeutiger Sinn, oder eine Idee, ein Begriff — er ist vielfältig, lebendig und unbestimmbar wie die Persönlichkeit selbst. Am besten möchten wir ihn wohl Lebensgehalt nennen, welches Wort Goethe ja auch gebrauchte. (Vgl. oben § 13.) Dafür haben wir zahlreiche Zeugnisse, die sich jenen in §§ 15, 16 anreihen, in einer Reihe von Briefen. Am 28. Januar 1797 an Böttiger: 'Für die Mittheilung der Göttinger Anzeigen' — dies bezieht sich auf eine Besprechung des dritten und vierten Bandes der Lehrjahre — 'danke recht sehr. Es ist mir angenehm, daß man, bey einer so unreinen Form, von dem Gehalt was Gutes sagen mag, und mancher sich manches daraus nehmen kann.' Am 29. März 1801 an Rochlitz über Wilhelm Meister des selben Inhalts: 'Die Form behält immer etwas unreines und man kann Gott danken, wenn man im Stand war so viel

Gehalt hinein zu legen, daß fühlende und denkende Menschen sich beschäftigen mögen, ihn wieder daraus zu entwickeln.' Am 18. August 1809 an J. H. Meyer: 'Mir machen die überschickten Kupfer sehr frohe Stunden. Der Gehalt derselben ist ganz unerforschlich.' Am 21. Mai 1816 an Zelter über den Epilog zu Bankes Essex, den Knebel so begeistert preist: 'Nun hätte ich freylich eben so gut eine neue Tragödie schreiben können als den Epilog, der denn wohl gehaltreich werden mußte. Denke Dir nun daß er während der drey Tage der Leipziger Schlacht geschrieben ist, so wird Dir manche ahndungsvolle Zeile noch bedeutender erscheinen.' Eines der bedeutendsten Zeugnisse ist das Bekenntnis in dem Briefe àn Carl Jacob Ludwig Iken am 27. September 1827:

'Da alles, was von mir mitgetheilt worden, auf Lebenserfahrung beruht so darf ich wohl andeuten und hoffen, daß man meine Dichtungen auch wieder erleben wolle und werde. Und gewiß, jeder meiner Leser findet es an sich selbst, daß ihm von Zeit zu Zeit bey schon im Allgemeinen bekannten Dingen noch im Besonderen etwas Neues erfreulich aufgeht, welches denn ganz eigentlich uns angehört, indem es von einer wachsenden Bildung zeugt und uns dabey zu einem frischen Gedeihen hinleitet. Geht es uns doch mit allem so, was irgend einen Gehalt darbietet oder hinter sich hat.'

Diese Anschauung finden wir auch in dem Briefe an König Ludwig I. von Bayern vom 14. April 1819: 'Die Gabe der Dichtkunst hat das Eigne besonders darin, daß sie den Besitzer nöthigt, sich selbst zu enthüllen. Dichterische Äußerungen sind unwillkürliche Bekenntnisse, in welchen unser Innres sich aufschließt und zugleich unsre Verhältnisse nach außen sich ergeben'; sie liegt auch dem Reimwort zugrunde, mit dem er 1832 an junge Dichter für eingesandte Proben ihrer Kunst seine 'Wohlgemeinte Erwiderung' (Kunst und Altertum, VI, 3) abschließt:

'Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht'

§ 21. Der Abgrund zwischen Gehalt in diesem Sinne und Inhalt ist tief, obwohl es natürlich leicht wäre, eine Reihe von Stellen anzuführen, worin ein augenblicklich sorgloser Wortgebrauch beide gleichsetzt. Andrerseits lassen sich aber auch Belegstellen anführen, worin Goethe eine ausdrückliche Unterscheidung trifft, so etwa in dem Briefe an Schiller vom 26. Januar 1803: 'Doktor Chladni ist angekommen und hat seine ausgearbeitete Akustik in einem Quartbande mitgebracht. Ich habe sie schon zur Hälfte gelesen und werde Ihnen darüber mündlich, über Inhalt, Gehalt, Methode und Form, manches Erfreuliche sagen können.' Hildebrand weist bereits in G. Wb. Sp. 2318 auf diesen Unterschied hin und belegt ihn durch Nachweise.

§ 22. Nicht jede Dichtung aber zeigt diesen Gehalt. Es erhebt sich das Problem von Sein und Schein, das Otto Ludwig

so intensiv beschäftigte. (Vgl. meine Otto Ludwig-Probleme II, GRM 1914, H. 2, S. 88.) Gar oft wird durch eine gefällige Außenseite die innere Gehaltlosigkeit verhüllt, oder wir erkennen erst den wahren Gehalt, wenn wir von der dichterischen Form absehen. Deshalb fordert Goethe widerholt die Umsetzung eines in poetischen Formen gehaltenen Kunstwerkes in Prosa, um den Gehaltreichtum hervortreten zu lassen. In Dichtung und Wahrheit T. III B. 11 lesen wir bei Gelegenheit von Wielands Prosaübersetzung des Shakespeare: 'Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird, aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Äußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß und, wenn er gegenwärtig ist, verdeckt.' Ebenso berichtet uns Eckermann ein Gespräch vom 29. Januar 1827: 'Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo denn ein Wort das andere gibt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was.' Dazu führen wir auch die wichtige Stelle aus dem fünften Bande der Nachgelassenen Werke (1833) an, worin Goethe über Simrocks Nibelungenlied schreibt:

'Jeder rhythmische Vortrag wirkt zuerst aufs Gefühl, sodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verstand und auf ein sittlich-vernünftiges Behagen. Der Rhythmus ist bestechend.

Wir haben ganz nulle Gedichte — (Goethe gebraucht wiederholt das Eigenschaftswort null in solcher Verbindung als gehaltlos) — wegen lobenswürdiger Rhythmik preisen hören.

Nach unsrer oft geäußerten (!) Meinung deshalb behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse.

Auch den Nibelungen würde ein solcher Versuch höchst heilsam sein, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohltätig sind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und dessen Einbildungskraft spräche, so daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme.'

Was Goethe hier über das große mittelhochdeutsche Epos sagt, gilt auch von der griechischen Ilias, wie er am 12. Januar 1821 an C. E. Schubarth schreibt: 'Bey dem Auszug fällt der Reichtum des Gehalts erst recht in die Augen, die von dem Glanz der Behandlung nicht geblendet sind'.

§ 23. Andrerseits ist sich aber Goethe auch voll bewußt, daß die Dichtung mehr als nur 'Glockengeläute' bietet. So berichtet uns Eckermann ein Gespräch (Nr. 408): 'Wenn durch die Phantasie nicht Dinge entständen, die für den Verstand ewig problematisch bleiben, so wäre überhaupt zu der Phantasie nicht viel. Dies ist es, wodurch sich die Poesie von der Prosa unterscheidet, bei welcher der Verstand immer zu Hause ist und

sein mag und soll'. Und der Inhalt dieses Gesprächs, das als solches natürlich keine absolute Zuverlässigkeit verbürgt, wird in seiner Bedeutung unterstützt durch Goethes Zustimmung zu Schillers Brief vom 34. November 1797: 'Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft (Wallenstein), wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher, selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint, aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über des Gemeine erheben muß, in Versen wenigstens anfänglich konzipieren, denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird'. Die zustimmende Antwort Goethes ist bereits vom folgenden Tage datiert: 'Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden'. (Vgl. dazu die Zusammenstellungen bei W. Bode a. a. O. S. 195 ff.).

III. Form.

§ 24. Dadurch wird aber doch schließlich das Problem des Gehalts, in dem Sinne wie wir ihn aus Goethes Äußerungen auszulegen suchten, wenig berührt. Hier handelt es sich um anderes: das Formproblem. Das Formproblem ist von wichtigster Bedeutung für Goethes künstlerisches Schaffen, für seine ästhetischen Anschauungen, für seine ganze Lebenshaltung. Form ist der tiefste und vieldeutigste der drei Begriffe, deren Inhalt wir hier zu bestimmen und deuten suchen. Widerum haben wir zu unterscheiden zwischen objektiver und subjektiver Form, zwischen Form des Kunstwerks und Form des Künstlers. Die Form des Kunstwerks trennt sich dann wider in Form am Kunstwerk und Form im Kunstwerk, d. h. in äußere und innere Form. Man könnte versucht sein, eine Parallele dazu aufzustellen, indem man dem äußeren Stoff den Gehalt als inneren Stoff entgegensetzt. Oder wenn wir uns anlehnen an die schematische Würdigunstabelle poetischer Produktionen der letzten Zeit (Kunst und Altertum VI, 1827) möchten wir die Gleichung aufstellen: Form verhält sich zur Behandlung, wie Gehalt zum Stoff. Wie wichtig das Formprinzip Goethe erschien in der Betrachtung von Literaturwerken, geht hervor aus seiner skizzierten Charakteristik der deutschen Literatur von 1750 bis 1820 (Franzos, Deutsche Dichtung Bd. 5, abgedruckt von Walzel, Jubil. Ausg. Bd. 38 S. 302/3), worin er es direkt als Kriterium der verschiedenen Epochen verwendet: Von 1750 bis 1770: Formsuchend. Von 1770 bis 1790:

Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend. Von 1790 bis 1810: Von Form sich entfernend. Von 1810 bis 1820: Ins Formlose strebend.

1. Äußere Form.

§ 25. Der Begriff der äußeren Form ist natürlich am klarsten im ganzen Formproblem. Heyne definiert ihn in Gr. Wb. Sp. 1898: 'form ist überhaupt der gegensatz zum stoffe und bezeichnet das, was aus ihm gemacht, die gestalt, die ihm gegeben wird'. Goethe belegt diese Form mit den Adjektiven 'gleichgültig', 'wunderlich' (D. u. W. T. I B. 2) 'zufällig' (Noten und Abhandlungen zum Divan: Naturformen der Dichtung). In Wilhelm Meisters Lehrjahre B. III Kap. 8 verlangt Jarno, als er Wilhelm auf Shakespeare hinweist, er solle sich 'an die Form nicht stoßen'. (Die Stelle ist bereits in der Theatralischen Sendung enthalten). Doch die Schätzung dieser 'äußeren' Form wechselt bei Goethe. 1775 schreibt er, jede Form hat erwas Unwahres (Aus Goethes Brieftasche). Von Italien aus schreibt er am 15. März 1788 an Philipp Seidel, dem er zuvor seine 'Claudine' geschickt hatte: 'Du bist eben ein prosaischer Deutscher und meinst, ein Kunstwerk müsse sich verschlingen lassen wie eine Auster. Weil du die Verse nicht zu lesen verstehst, denkst du, es solle niemand in Versen schreiben'. Am 20—22. Mai 1796 an J. H. Meyer: 'Es will kein Mensch die gesetzgebende Gewalt des guten Geschmacks anerkennen und weil er freilich nur durch Individuen spricht und diese auch durch die Eigenheit und Beschränktheit ihrer Natur nicht immer das letzte vollkommene und ausschließlich notwendige hervorbringen, so verliert man sich in einer Breite und Weite des Zweifels, leugnet die Regel, weil man sie nicht findet oder nicht einsieht, geht von den Umständen aus anstatt ihnen zu gebieten, läßt sich vom Material Gesetze vorschreiben anstatt sie ihnen zu geben', ebenfalls an J. H. Meyer am 6. Juni 1797: 'Wir haben auch in diesen Tagen Gelegenheit gehabt manches abzuhandeln über das was in irgend einer prosodischen Form geht und nicht geht. Es ist wirklich beinahe magisch, daß etwas, was in dem einen Silbenmaße noch ganz gut und charakteristisch ist, in einem andern leer und unerträglich scheint'. Oder an Schiller am 30. Oktober 1797: 'Eine reine Form hilft und trägt, da eine unreine überall hindert und zerrt. Er (Wilhelm Meister) mag indessen sein, was er ist, es wird mir nicht leicht wider begegnen, daß ich mich im Gegenstande und in der Form vergreife, und wir wollen abwarten, was uns der Genius im Herbste des Lebens gönnen mag'; am 16. Dezember 1797: 'Ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und lese nur indessen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thukydides, an denen ich auch zum erstenmal eine ganz reine Freude habe, weil ich sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen lese'. An C. G. Voigt am 26. Dezember 1798: 'Unser

Fürst hat einen trefflichen Blick für das Schickliche und Bequeme, das Anständige und Lebensgemäße; nur ist er zu schnell geneigt das Schöne der Form dagegen aufzuopfern. Ich möchte folgenden Grundsatz festsetzen: wenn der Bauherr das was er zu seiner Bequemlichkeit, zum Anstande, zur Schicklichkeit verlangt, erklärt hat, so ist es die Sache des Künstlers diese Forderungen mit der Form zu verbinden, denn er ist ja deshalb da, daß er wie ein geschickter Schachspieler für alle Fälle ein Auskunftsmittel ersinne'. An Schiller am 27. November 1803: 'das deutet von jeher auf einen jämmerlichen Zustand, wenn die Form alle Kosten hergeben muß'. An Zelter am 22. Juni 1808: 'Und was soll es nun gar heißen eine einzelne rhythmische Form, das Sonett z. B., mit Haß und Wut zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann was er vermag'. Gegen die hier ausgedrückte Ansicht steht übrigens die Äußerung an F. H. Jacobi vom 16. Januar 1813: 'Ein frischer Gehalt geht nicht in die alte Form'. Doch gehört hierher auch die Bemerkung an Eichstädt vom 27. Dezember 1808: 'Auch halte ich die gegenwärtige Rezension deswegen verwerflich, weil, auch abstrahiert vom Inhalt, die äußere Form nicht redlich ist'; die Briefstelle an J. S. M. Boisserée: 'Die Formen (Gesichts- und Schädelmaske) sind hier ganz genau, Geist, Leben und Liebe muß ja ohnedem der Künstler hineinschaffen'. (27. Februar 1829); und schließlich ein Gespräch, das uns Riemer vom November 1806 berichtet: 'Es wird bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre *ποίησις*, wo die Gegenstände *ἐν ποιήσει*, in der Mache sind, eine gemachte Poesie. Die Dichter heißen dann so, wie schon Moritz spaßte, *a spissando, densando,* vom Dichtmachen, weil sie alles zusammendrängen, und kommen mir dann vor, wie eine Art Wurstmacher, die in den sechsfüßigen Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Silbenfülle stopfen'.

§ 26. Hier liegen uns unleugbar verschiedenartige Wertungen der äußeren Form vor, doch im Grunde sind sie vielleicht auf den ihnen allen eigenen Grundzug der 'Äußerlichkeit' und damit der eigentlichen 'Gleichgültigkeit' der Form zurückzuführen. Besonders die Briefe an Meyer (Mai 1796) und an Schiller (Oktober 1797) scheinen, wenn auch unausgesprochen, auf den Begriff der inneren Form sich zu beziehen, wie wir ihn weiter unten darlegen. Doch sind auch die äußeren Formen relativ gleichgültig, so haben sie doch einen Eigenwert, tragen sie doch zur Wirkung des Kunstwerkes bei. Dies ersahen wir bereits als wir die Aussprüche Goethes betrachteten über die Beziehung von Poesie und Prosa (§§ 22, 23). Es weisen auch darauf hin die beiden Äußerungen, die uns Eckermann überliefert vom 25. Oktober 1823: (Goethe) 'fügte hinzu, daß die Verse den poetischen Sinn steigerten oder wohl gar hervorlockten'; und vom 25. Februar 1824: 'es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnisvolle, große Wirkungen.' Ebenso betont er

gelegentlich den Eigenwert der Form in einem Briefe an Schiller vom 31. August 1797: 'Es sind Gespräche in Liedern. Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit recht artige Sachen von dieser Art, und es läßt sich in dieser Form manches sagen, man muß nur erst hinein kommen und dieser Art ihr Eigentümliches abgewinnen'; oder über 'Was wir bringen' am 8. Juni 1802: 'Ich habe das ganze Opus von vorn bis hinten durch dictiert und bin nun daran ihm mehr Gleichheit in der Ausführung zu geben. Ich muß mich durchaus an die Prosa halten, ob gleich der Gegenstand durch Abwechslung der prosaischen und metrischen Formen sehr gewinnen könnte'; und schließlich gehört hierher jene Bemerkung über Calderon in Kunst und Altertum III, 3 'Calderons Tochter der Luft' aus dem Jahre 1822, worin der Kunstform die Gabe zugeschrieben wird, dem absurden Stoff 'Kunstvernunft' zu verleihen. 'Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- uud freisinnigen Mann genötigt, düsterem Wahn zu frönen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt geraten, da der Stoff beleidigt, indes die Behandlung entzückt; wie dies der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacabana gar wohl sein möchte.' Die Bedeutung der italienischen Reise für die Betonung des formalistischen Elements von Goethes Ästhetik ist bekannt. Man könnte fast das in anderer Beziehung geschriebene Wort an C. von Knebel am 24. Mai 1788 darauf anwenden: 'In Rom wurde kein Stein mehr angesehen wenn er nicht gestaltet war. Die Form hatte allen Anteil an der Materie verdrängt.'

2. Innere Form.

§ 27. Doch dieses formale Interesse wurzelt viel tiefer in Goethes Anschauungen, als daß er sich mit der Betrachtung der 'Behandlung', des 'Technischen', der 'Ausführung', wie er häufig die äußere Form, die 'Gestalt' nennt, begnügen könnte. Die vis superba formae, was ihm ein so schönes Wort von Johannes Secundus dünkt, ist die Kraft der inneren Form. Die geschichtliche Verknüpfung von Goethes innerem Formbegriff mit den Anschauungen Herders und seiner Zeit, ihre Wurzelung in Shaftesbury und damit in neuplatonischen Gedankenreihen hat uns Walzel gegeben in seiner glänzenden Einleitung zu den Schriften zur Literatur in Bd. 36 der Jubiläumsausgabe. Die folgenden Bemerkungen setzen die Kenntnis seiner Untersuchung voraus.

§ 28. Eine der wichtigsten Briefstellen zur Erklärung von Goethes Ästhetik ist eine Beilage, die der Dichter mit einem am 1. September 1805 geschriebenen Brief an seinen Berliner Freund Zelter sendet. Es ist eine Übertragung aus einer lateinischen Übersetzung von Plotins Enneaden. Ihrer Bedeutung wegen müssen wir sie ganz abdrucken:

'Da wir überzeugt sind, daß derjenige, der die begreifliche (intellektuelle) Welt beschaut und des wahrhaften Begreifens (Intellekts) Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben ist, bemerken könne, so versuchen wir denn nach Kräften einzusehen und für uns selbst auszudrücken (insofern sich dergleichen deutlich machen läßt), auf welche Weise wir die Schönheit des Geistes und der Welt anzuschauen vermögen.

Nehmet an daher, zwei steinerne Massen seien nebeneinander gestellt deren eine roh und ohne künstliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunst zur Statue, einer menschlichen oder göttlichen, ausgebildet, worden. Wäre es eine göttliche, so möchte sie eine Grazie oder Muse vorstellen; wäre es eine menschliche, so dürfte es nicht ein besonderer Mensch sein, vielmehr irgendeiner, den die Kunst aus allem Schönen versammelte.

Euch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, also bald schön erscheinen; doch nicht, weil er Stein ist (denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten), sondern daher, daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm erteilte.

Die Materie aber hat eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Ersinnenden früher, als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht, weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit Kunst begabt war.

Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit. Denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet, gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie, und es gehet indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharrt, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte.

Wenn aber die Kunst dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt, so ist fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als alles, was nach außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene, welche im Einen verharrt. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft, so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher sein als das Gewirkte. Denn nicht die Unmusik macht den Musiker, sonder die Musik, und die übersinnlichere Musik bringt die Musik in sinnlichem Ton hervor.

Wollte aber jemand die Künste verachten, weil sie die Natur nachahmen, so läßt sich darauf antworten, daß die Naturen auch manches andere nachahmen: daß ferner die Künste nicht das geradezu nachahmen, was man mit Augen siehet, sondern auf jenes Unvernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur bestehet und wornach sie handelt.

Ferner bringen auch die Künste vieles aus sich selbst hervor und fügen anderseits manches hinzu, was der Vollkommenheit abgehet, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erblickliches nachahmte, sondern sich einen solchen in den Sinn faßte, wie Zeus selbst erscheinen würde, wenn er unsern Augen begegnen möchte.'

Wir können unmöglich Goethe, den Übersetzer, mit Plotin, dem Autoren, identifizieren. Ewald A. Boucke in seinem gelehrten Werke über 'Goethes Weltanschauung' S. 54 bespricht das Verhältnis von Goethe zu Plotin, von 'dem Verlangen des schaffenden Künstlers nach seiner Form im konkreten Kunstwerk' zu Plotins 'überaus sublimierten, aber um so inhaltsärmeren Vorstellung der reinen formalen Schönheit'. Doch wir sehen, wesentlich geleitet von Walzel, wie Goethe die plotinischen

Gedankenreihen in der Shaftesburyschen Vermittlung in seine Zentralanschauungen verschmilzt, ohne bei dieser aktiven Rezeption den Einfluß Spinozas gänzlich auszuschalten. (Über Goethe und Spinoza vgl. die Untersuchungen Diltheys). Goethe ist, hnndertmal ist es gesagt worden, mehr Künstler als Philosoph, er sieht mehr als er denkt; oder sein Denken ist gegenständlich, wie Heinroth zu Goethes Entzücken es ausdrückt in seiner 'Anthropologie' (Vgl. 'Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort' 1823). Sein Denken ist ein Anschauen, sein Anschauen ein Denken. Dies erklärt er bereits über ein Menschenalter früher, bezeichnenderweise mit Beziehung auf Spinoza, in einem Briefe an F. H. Jacobi vom 5. Mai 1786: 'Wenn du sagst man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs schauen, und wenn Spinoza von Scientia intuitiva spricht, und sagt: *Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum*, so geben mir diese Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeschnitten ist'.

§ 29. Hier ist das formale Interesse zum Lebensprinzip erhoben. Es ist uns damit klar, wie sehr er sich von jener formalen neuplatonischen Kunstlehre angezogen fühlen mußte. Diese kennt drei Stadien, durch die die Kunstform auf dem Wege der Verwirklichung, von der Idee zur Erscheinung hindurchgehen muß: ihr Ursprungsort ist die Kunst selbst, das Eine, das Göttliche; sie wird in dem begabten Künstler Bewußtsein; durch ihn gibt sie der Materie die Gestalt, macht sie zum Kunstwerk — Urform, Subjektform, Objektform. Damit stimmt auch Goethes Kunstauffassung überein. Er, dem jeder wirklichkeitsfremde Mystizismus verhaßt war, steht dem 'alten Mystiker' nahe, er zeigt unstreitig Verwandtschaft mit der platonischen Ideenlehre, wie E. Rotten wider deutlich betont hat. (Goethes Urphänomen und die platonische Idee, Gießen 1913. Für unsere Untersuchungen sind wesentlich das VIII. und IX. Kapitel heranzuziehen). Doch trotz Rotten hat Walzel am Schlusse seiner Einleitung Goethes Stellung zu Plato und auch den Neuplatonikern richtig getroffen (übrigens greift Rotten etwas an, was Walzel nicht behauptet hat, indem sie Plato an Stelle Plotins setzt): 'Sein Künstlerauge konnte die Schönheit niemals dem ganz aufopfern, das hinter ihr verborgen lag: der Idee'. Die unmittelbare Grundlage zu dieser Folgerung bildet eine im Anschluß an die oben angeführte Plotinübersetzung geschriebene Stelle 'Aus Makariens Archiv':

'Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherzigung des einen dringen, woher alles entspringt und worauf alles wider zurückzuführen wäre. Denn freilich ist das belebende

und ordnende Prinzip dergestalt bedrängt, daß es sich kaum zu retten weiß. Allein wir verkürzen uns an der andern Seite wider, wenn wir das Formende und die höhere Form selbst in eine vor unserm äußern und innern Sinn verschwindende Einheit zurückdrängen. Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen, offenbaren. Eine geistige Form aber wird keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei'.

Rotten zitiert bereits diese ganze Stelle und wir müssen ihr dankbar sein, daß sie von neuem die allerdings bereits bekannte Tatsache hervorhebt: Platos Ideebegriff enthält sowohl *στάσις* wie *κίνησις*. Darin liegt sicherlich die nächste Verwandtschaft mit Goethes Typus, mit seinem Urphänomen. Und es ist gleichfalls unbestreitbar, daß dieses Urphänomen ebenso bedeutsam für seine Natur- wie für seine Kunstauffassung ist. (Vgl. Rich. M. Meyer, Goethe, 3. Aufl. 1905, Kap. XI 'Goethe als Künstler' S. 199 ff.).

§ 30.

'Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art:
Dieser ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt'.
(Wanderjahre, Buch 2, Kap. 8).

Das Problem von Goethes Größe löst sich als die Einheitlichkeit seiner Anschauungen über Natur, Mensch und Kunst. Er hat in den Gesprächen (2,180) seinem Lebensprinzipe selbst Ausdruck verliehen: 'Alle Philosophie über die Natur bleibt doch nur Anthropomorphismus, d. h. der Mensch, eins mit sich selbst, teilt allem was er nicht ist, diese Einheit mit, zieht es in die seinige herein, macht es mit sich selber eins'. In seinen 'Sprüchen in Prosa' lesen wir: 'Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligieren sie immer die Idee, ohne sichs deutlich bewußt zu sein' (711); 'Wir wissen von keiner Welt als in bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist' (717); 'Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen)' (716):

'Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.'
(Gott und Welt: Epirrhema).

Die Lebensregel, die Goethe 1818 K. E. Schubarth gibt, ist seine eigene:

'Es ist ganz einerlei, in welchem Kreise wir unsere Kultur beginnen, es ist ganz gleichgültig, von wo aus wir unsre Bildung ins fernere Leben richten, wenn es nur ein Kreis, wenn es nur ein Wo ist. Verharren Sie beim Studium meines Nachlasses; dies rate ich, nicht weil er von mir ist, sondern

weil Sie darin einen Komplex besitzen von Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die auf einander hinweisen; die Sie schon selbst so freundlich und einsichtig dargestellt haben. Genügt Ihnen in der Folge diese abgeschlossene Region nicht mehr, so werden Sie von selbst sich daraus entfernen; führt Ihnen das Leben eine neue Wahlverwandtschaft zu, so werden Sie sich von Ihrem ersten Lehrer abgezogen fühlen und doch immer dasjenige schätzen, was Sie durch ihn gewonnen haben. Eine produktive Bildung, die aus der Einheit kommt, ziemt dem Jüngling, und selbst in höhern Jahren, wo wir unsre Fortbildung mehr historisch, mehr aus der Breite nehmen, müssen wir diese Breite wieder zur Enge, wieder zur Einheit heranziehen.'

Diese in seinem eigenen Selbst zentrierende Einheit bestimmt seine ganze Lebenshaltung. Es ist daher von vornherein anzunehmen, daß Fundamentalsätze, die für eine Richtung seines Wirkens maßgebend sind, auch für die andere leitend sind. Diese allumfassende, einheitliche Anschauung, die als solche grundsätzlich künstlerisch ist, gebiert Prinzipien seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten, etwa über Morphologie, Metamorphose, Farbenlehre, die mit denen seiner künstlerischen Tätigkeit übereinstimmen. Denn obwohl Natur und Kunst durch eine 'ungeheure Kluft' getrennt sind, so vermag doch der Künstler, 'wetteifernd mit der Natur, etwas geistig Organisches hervorzubringen und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.' (Einl. in die Propyläen.)

§ 31. Wir wundern uns daher nicht, wenn wir entsprechend seinem naturwissenschaftlichen Urtypus, etwa einer Urpflanze, auch einem ästhetischen Urtypus, der Urform, — oder wie er es in der oben § 29 zitierten Stelle nennt der höheren Form —, begegnen. Diese Urform existiert vor dem Kunstwerke, vor dem Künstler. Sie lebt in dem einen, 'woher alles entspringt und worauf alles wieder zurückzuführen' ist. 'Jede Form, sie kommt von oben' lesen wir in dem Motto vor seinen Sonetten. Epimetheus gibt dem Ausdruck, wenn er von der Schönheit, Pandora schwärmt von 673 ff.:

> 'Sie steigt hernieder in tausend Gebilden,
> Sie schwebt auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
> Nach heiligen Massen erglänzt sie und schallt,
> Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
> Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt.'

Diese Schönheit, die Urform ist der Urquell aller Künste, sie an sich liegt also außerhalb der Erscheinungsbeschränkung des Kunstobjekts, aber auch außerhalb der Konzeption des Künstlers; sie ist antesubjektivisch. In diesem Sinne lesen wir den Brief an die Herzogin Luise vom 29. Dezember 1736: 'Ein Kunstwerk hingegen hat seine Vollkommenheit außer sich, das "Beste" in der Idee des Künstlers, die er selten oder nie erreicht, die folgenden in gewissen angenommenen Gesetzen, welche zwar aus der Natur der Kunst und des Handwerks hergeleitet, aber doch nicht so leicht zu verstehen und zu entziffern sind als die Gesetze der lebendigen Natur.' Doch steht die Frage hier offen, ob diese die Vollkommenheit bedeutende Idee nicht bereits als subjektiviert gedacht ist.

Darin besteht die Schwierigkeit des Problems der Urform, daß ihr Übergang in die von uns Subjektform genannte die Unterschiede verwischt; und sie wird noch erhöht dadurch, daß historisch betrachtet, für Goethe zunächst beide Begriffe zusammenfielen in dem einen 'Typus', den er von seinem Lehrer Herder übernommen hatte. (Vgl. Rich. M. Meyer 'Innere Form' Goethe-Jahrbuch 1897, Bd. XIII, S. 229 – 231; dazu Jacob Minor Goethe-Jahrbuch, Bd. XIV, S. 296).

§ 32. Doch mit der wachsenden Betonung der formalistischen Seite seiner Ästhetik wird auch der Unterschied zwischen beiden Formbegriffen deutlicher. Nach dem seine italienischem Erfahrungen zu geklärtem Ausdruck bringenden Aufsatz 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil' in Wielands Teutschem Merkur 1789 ist die höchste Kunstform der Stil; dieser aber ruht 'auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge.' 1797 schreibt er in der Einleitung zu dem dann in den Propyläen gedruckten Aufsatze 'Über Laokoon': 'Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es fast nötig, von der ganzen Kunst zu reden: denn es enthält sie ganz, und jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besondern Fall entwickeln.' Die Nachbarschaft mit jenen oben mitgeteilten plotinischen Gedanken ist ersichtlich; noch mehr so, wenn wir unter den Maximen und Reflexionen 384 (Kunst und Altertum, 1827) den kurzen Satz finden: 'Die Kunst ist eine Vermittlung des Unaussprechlichen', der durch ein Gespräch mit Eckermann vom 18. April des selben Jahres illustriert wird: 'Ich muß über die Ästhetiker lachen, welche sich abquälen, dasjenige unaussprechliche, wofür wir den Ausdruck 'schön' gebrauchen, durch abstrakte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und verschieden ist als die Natur selber.' Damit ist die Urform bestimmt. Man könnte aber geneigt sein, die Parallele von Natur und Kunst noch weiterzuführen, wenn man im Nachlasse in Naturwissenschaftliche Einzelheiten die Stelle über die Elgin Marbles liest; wie das Urphänomen der Natur vor der Wirklichkeitsgestaltung sich in die verschiedenen Urtypen, z. B. die Urpflanze, spaltet, so auch das der Kunst; das in jenen Marmoren dargestellte 'übermächtige und geisterartige' Pferd scheint in seiner absoluten Schönheit für Goethe das 'Urpferd' selbst zu sein. Soviel steht jedenfalls fest, daß, was bei Winckelmann noch auf dem Wege zur Vereinigung ist, Form und Gehalt, bei Goethe (und Schiller) seine Einheit gefunden hat durch eine vertiefte und verinnerlichte Auffassung des Formbegriffs, in den platonisch-plotinische Bestandteile eingegangen sind. Und vorwärtsschauend sehen wir in diesem Urschönen auch die Brücke zu der formalistischen Ästhetik des 19. Jahrhunderts, als deren Vertreter Robert Zimmermann etwa in

seiner Ästhetik, II. Teil,' 1865, § 166 über das Schöne schreibt: 'Diese Formeigenschaften machen sein Wesen aus, zu dem das darin Erscheinende — der Gehalt — wie das mit ihnen Erscheinende — der Stoff — zwar manches dem Schönen Un- und Außerwesentliche hinzufügen, von dem aber weder der eine noch der andere ihm das Mindeste rauben kann. Sei der Gehalt, der darin erscheint, absolut oder nicht, sei der Stoff, an dem es erscheint, für sich gefallend oder nicht, das Schöne als Schönes ist absolut und gefallend.' (Das ganze Problem von Stoff, Gehalt, Form sollte einmal durch die Literatur des 19. Jahrhunderts verfolgt werden; besonders aber bieten die Romantiker: die Schlegel und E. T. A. Hoffmann etwa, dann Heine, Hebbel ergiebige Quellen.)

§ 33. Es ist das hohe Ziel des Künstlers, diese Urform nun in die Erscheinung eingehen zu lassen, die Schönheit zur Anschauung zu bringen. Daher kommt, wie wir oben Goethe sagen hörten, in Kunst und Poesie alles auf die Persönlichkeit an. Oder wie es Goethe in den Maximen und Reflexionen zur Kunst anders ausdrückt: 'Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins Kleinste, kommt alles auf die Konzeption an.' Die Urform muß zunächst in den Künstler eingehen, dann erst kann die Forderung erfüllt werden, die Goethe im Schlußworte zum Entwurf einer Farbenlehre stellt: 'das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen.' Dazu aber muß dieses Wesen erst selbst Form haben, wie es Goethe von sich selbst ausspricht in den orphischen Urworten in Gott und Welt:

'Dämon.
Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.'

Diese geprägte Individualität ist die innere Form, die eine Naturgabe, ein göttliches Geschenk an das Genie ist: es ist die Subjektform. 'Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen' ruft 1775 der Herderjünger. (Vgl. auch Faust I V. 534). In der ausführlichen Besprechung von Des Knaben Wunderhorn in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, 1806, finden wir diese Subjektform des Dichters hervorgehoben: 'Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag'. Ebenso in den oben § 2 angeführten Stellen, wo Form als eine

Gabe der Musen, die vorzüglich im Genie liegt, aufgefaßt wird. Von diesem Gesichtspunkte aus tadelt er auch die Plagiatenriecher in 'Meteore des literarischen Himmels' (1820): 'Nicht allein den Stoff empfangen wir von außen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine gesteigerte, wo nicht vollendete Form uns angehört'. (Vgl. dazu übrigens zwei auf die Form sich beziehenden Aussprüche in 'Über den Plan eines lyrischen Volksbuches' (1808) und in 'Serbische Gedichte' (1827) in Kunst und Altertum VI, 1). Und endlich führen wir noch an Nr. 423 aus den Maximen und Reflexionen: 'Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es notwendig irre werden; deswegen es mit allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht.'

§ 34. Erst der mit dieser inneren Form begabte Dichter ist der Künstler, von dem Goethe in der Einleitung der Propyläen spricht: 'Indem der Künstler irgendeinen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe'; oder in anderem, weniger allgemeinem Zusammenhang: am 25. Mai 1816 an Riemer: 'so versire ich, wie Sie sehen, immer im Orient. Brächte man nicht aber soviel Form mit sich, so wäre man verloren'; Nr. 133 der Maximen und Reflexionen, Aus Kunst und Altertum III, (1821): 'Der Roman ist eine subjektive Epopée, in welcher der Verfasser sich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das andere wird sich finden'. Hat er diese Weise nicht, ist er selbst ohne Form, so kann er auch keine Form geben oder genießen. Daher nennt Goethe die Romantiker immer wieder formlos, charakterlos. So läßt er auch den Abbé im 8. Buch 8. Kap. von Wilhelm Meisters Lehrjahre sagen: 'Eigentlich aber, weil die meisten Menschen selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja alles loser und lockrer Stoff werde, wozu sie auch gehören'. Diese Form ist, wie wir oben gesehen haben, von Anbeginn in die Persönlichkeit gelegt — 'geprägte Form, die lebend sich entwickelt'; daneben aber begegnen wir auch einer anderen Auffassung, die bereits in dem Tadel angedeutet ist, daß jene formlosen Menschen 'ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können'. Es liegt also nach Goethe die Möglichkeit vor, bei ursprünglicher Formlosigkeit durch Verarbeitung äußerer Einwirkungen, durch innere Selbsterziehung die der Persönlichkeit notwendige innere Form zu bilden.

§ 35. Dafür finden wir bezeichnende Zeugnisse in den Briefen. Bereits als neunzehnjähriger Jüngling hat er dies erkannt

und ist deshalb dem formbildenden Einfluß Oesers in Leipzig dankbar, wie er an dessen Tochter Friederike am 13. Februar 1769 schreibt: 'Ich danke es Ihrem lieben Vater; Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet, die Zeit wird meinen Fleiß segnen, daß er ausführen kann was angefangen ist'. Ebenso bekennt er in der Selbstschilderung, die Bernhard Suphan im Goethe-Jahrbuch Bd. XVI, S. 20ff. zuerst veröffentlichte und als im August 1797 abgefaßt bestimmte: 'Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist'. Damit stimmt die Äußerung Schillers überein in seinem Briefe an Heinrich Meyer vom 21. Juli 1797, den Goethe in seine Ausgabe des Schiller-Goethe Briefwechsels aufgenommen hat: 'Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel wo er jetzt steht mehr darauf denken muß, die schöne Form die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter tausenden, die darnach streben dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen, denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben — ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei einem längern Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren sein würde'. Goethe hat die formerziehende Einwirkung Italiens an sich selbst erfahren und schreibt aus dieser Kenntnis heraus am 25. Januar 1805 an J. v. Müller: 'Frau von Stael ist in Italien. Ob ihre passionirte Formlosigkeit durch diesen Aufenthalt etwas bestimmter werden, ob sie mehr Neigung zu den Künsten bei ihrer Rückkehr haben wird, muß die Zeit lehren'.

§ 36. Jedoch wird man wohl annehmen dürfen, daß wenigstens der Keim zu solcher Formentwicklung bereits vorher in dem Individuum vorhanden gewesen sein muß. Doch besitzt der Künstler einmal diese Form, dann wird sie sich auch an seinen Werken offenbaren. Deshalb ist Goethe so gespannt auf das Ergebnis, als Tieck und Rauch zu gleicher Zeit seine Büste bearbeiten. Er schreibt darüber an Ottilie am 19. August 1820: 'In der Hauptsache ist es seltsam genug zu betrachten, wie zwei Künstler den selben Gegenstand behandlen; was hieraus erfolgen kann, läßt sich gar nicht übersehen; ich hoffe, du sollst auch Freude daran haben'. Uns kommt es hier weder auf historische Entwicklungen noch auf zeitgenössische Parallelen an; dafür dürfen wir vor allem auf die Untersuchung Walzels hinweisen. Wenn er aber die Bedeutung Lenzens für Goethes Formbegriff betont, so ist es uns gerade in diesem Zusammenhange wichtig,

daß auch der 'bilderstürmerische' Lenz in seinem feurigen Angriffe auf die 'jämmerlich berühmte Bulle von den drei Einheiten' in seinen 'Anmerkungen übers Theater' bereits auf diese innere Einheit des Dichters gegenüber der Vielheit seiner Ausdrucksformen das Hauptgewicht legt: 'Gott ist nur eins in allen seinen Werken, und der Dichter muß es auch sein, wie groß oder klein sein Wirkungskreis auch immer sein mag'. Der selbe Geist beseelt Goethes Äußerungen im Anhang zu Mercier-Wagners 'Neuem Versuch über die Schauspielkunst' (1775; Aus Goethes Brieftasche). Diese Korrelation zwischen innerer Formbildung und äußerer Formgebung haben wir auf das nachdrücklichste in dem gerade zitierten Schillerbriefe von 1797 gefordert gesehen. In dem kurze Zeit darauf geschriebenen Selbstbekenntnis Goethes, auf das wir bereits hinweisen mußten, kann er dies denn allerdings den Mittelpunkt seiner Existenz nennen:

'Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz. Hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden, und da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen gerichtet entgegen wirken: daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat. Da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen'.

Dessen ist Goethe sicher — 1797. Elf Jahre zuvor kannte er nur jene grenzenlose Sehnsucht des Loskommens um jeden Preis, herausgeboren aus der dumpfen, überwältigenden Furcht des Sichselbstverlierens. Jene kraftgenialischen Sakermentskerls wie Lenz boten ihm erschreckende Beispiele falscher Tendenzen, die der inneren Formlosigkeit entsprangen, Beispiele, die er im Anschluß an den Lyriker Günther charakterisiert: 'Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten'. Das Problem des Subjekts und der objektiven Welt muß innerhalb des Subjekts selbst durch seine Selbsterziehung gelöst werden. Am besten gibt er dieser Überzeugung Ausdruck in den tief empfundenen Worten:

'Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet'.

§ 37. Aus dieser Forderung heraus verstehen wir das Tassowort, daß ein Charakter sich in dem Strom der Welt bilde. Und Charakter und Form sind für Goethe in bezug auf das Subjekt fast Synonyme. Darin liegt auch die gelegentliche Gleichsetzung

der Begriffe Form und Gehalt. Vgl. oben II. Das Prinzip ist das ethische Grundgesetz Goethes, wie es der jugendliche Erzieher auch in jenen stürmischen Weimartagen gegenüber seinem fürstlichen Freunde und Schüler in die Tat umsetzte. Diu mâze, die für die mittelalterlichen Geister von solch bestimmender Kraft war, ist auch, verinnerlicht, das Bildungsprinzip Goethes. Fortschreitend in der Zeit befestigt sich immer mehr in ihm die auf der Zähmung gründende Freiheit als sein, als der Klassiker Lebensideal, und dies wird auch das Dichtungsideal. Simmel in seiner tief dringenden Studie über Goethe behandelt das Problem der Form im Zusammenhang mit der Entwicklung von Goethes Leben (S. 238ff.). Die 'sehnsüchtige' Jugendepoche ist grundsätzlich formlos. 'Gilt jenes Unendliche nun, wie wir es wollten, als das Ungeformte, Gestaltlose, so schob zunächst die neue, im Zeichen der Klassik stehende Periode den Akzent auf die Form' (S. 241). Dichtung wie Leben stehen unter dem Zeichen der Form; das Grundgesetz wird:

> 'Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.'
> (Natur und Kunst.)

Nur die innere Form kann auch formgebend nach außen wirken, nur das innerlich Gefestigte und Ausgebildete, das Harmonische und nicht die wilde Phantasie kann gestalten:

> 'Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten,
> Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur.' (Votivtafeln.)

Die reine Subjektform nur kann die reine Objektform schaffen. Der Künstler ist strenger Gesetzlichkeit unterworfen. So schreibt Goethe an C. F. von Reinhard am 30. März 1827 über Byrons Marino Falieri: 'Wohl ist es bemerkenswert, daß das dichterische Naturell des außerordentlichen Mannes erst jede Einschränkung verabscheut und sich nur aus sich selbst seine Formen gestaltend endlich doch den Forderungen der französischen Tragödie sich fügt und wenigstens bis auf einen gewissen Grad ihrer Strenge sich unterwirft. Dieß förderte ihn nun ganz besonders bey diesem Stoffe, indem er dadurch veranlaßt wird alles Beywesen zu beseitigen und sich in den Gränzen des Dramas, mehı oder weniger wie es nach dem Vorbilde der Griechen sich einrichtet, auf das mäßigste zu ergehen.' Die hochgespannte Subjektivität der Romantiker ist ihm übertrieben, schrankenlos; er empfindet sie daher als formlos. Am 14. August 1827 lesen wir in einem Briefe an A. F. C. Streckfuß: 'Übrigens wehren sich über den Alpen wie über dem Rhein die jungen Talente gegen den Classicismus. Ich erhalte besonders von Süden die wunderlichsten Productionen, die ich nicht mittheilen mag, weil sie unerfreulich sind. Es ist wie bey uns Deutschen immer das willkürliche Subjekt, das sich gegen Objekt und Gesetz wehrt und sich einbildet, dadurch etwas

zu werden und wohin zu gelangen.' Aus solchen Bemerkungen heraus können wir erst verstehen, was Goethe meint, wenn er in einem Briefe an Schiller vom 22. April 1797 von dem 'allgemeinen Gesetz' spricht, 'daß das eigentliche Wie und nicht das Was das Interesse macht.' (Vgl. dazu Maximen und Reflexionen Nr. 505 und 506.)

§ 38. Goethe fordert sicherlich keinen äußerlichen, selbstgenügsamen Formalismus. Darüber spottet er:

> 'Spinnenfuß und Krötenbauch
> Und Flügelchen dem Wichtchen!
> Zwar ein Tierchen gibt es nicht,
> Doch gibt es ein Gedichtchen.'
> (Faust, I. T., V. 4259—62.)

Hier können wir auf Max Dessoirs anregende Studie hinweisen 'Über die Ästhetik unserer Klassiker' (Westermanns Monatshefte, 1893, Januar S. 488ff., Februar S. 697ff.), wo er im Anschluß an Schiller ausführt S. 708: 'Stoff ohne Form, sagt Schiller (XV, 459), ist nur ein halber Besitz; denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie tote Schätze begraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur ein Schatten eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat; wahre, reine, volle Form entsteht, wenn der Gott in uns mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt (XV, 213). Unter Form versteht demnach unser Dichter etwas ganz anderes als die moderne Sprache, und der endlose Streit der Ästhetiker darüber, ob Schiller zu den Formalisten zu rechnen sei, ist wohl ziemlich überflüssig.' Daß diese Worte ebenso treffend auf Goethe anzuwenden sind, dürften unsere bisherigen Ausführungen gezeigt haben. Ein Wort in seinen Materialien zur Geschichte der Farbenlehre (III. Abteilung, Zwischenzeit), weist übrigens besonders deutlich darauf hin: 'Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerei, Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln; Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.' Hier reiht sich auch das erste Faustparalipomenon ein: 'Streit zwischen Form und Formlosen. Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form. Gehalt bringt die Form mit, Form ist nie ohne Gehalt. Diese Widersprüche statt sie zu vereinigen disparater zu machen.' (Es ließe sich denken, daß mit der 'leeren Form' die äußere Form gemeint ist, während Form im dritten Satze innere Form bedeutet. Dann ließe sich allerdings ein tiefer Sinn in dem Schlußsatze erkennen. Damit würden auch die auf den Faust sich beziehenden Stellen in Schillers Briefen vom 23. und 26. Juni 1797 und vom 23. September 1800 übereinstimmen. Daneben könnte die Spaltung Wagner-Faust gut fortbestehen und auch die Datierung auf 1800 ergäbe keinen Widerspruch.)

§ 39. Die Erfahrungen in Italien, die kunsttheoretischen Erörterungen mit Schiller und Heinrich Meyer — dies, mit der

Parallele seiner naturwissenschaftlichen Forschungen, sind die Hauptbildner von Goethes Formbegriff. Formlose Kunst ist nicht länger Kunst; deshalb weist er die Romantiker von sich, die nach seiner Ansicht die Objekte vergewaltigen. Ihm aber gilt als Grundsatz: 'In Kunst und Wissenschaft so wie im Thun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objekte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden' (Maximen und Reflexionen Nr. 153.) Dann erst kann die reine Form entstehen, und Goethe weiß wohl, wie er am 30. Oktober 1797 an Schiller über Wilhelm Meister schreibt, daß: 'Eine reine Form hilft und trägt, da eine unreine überall hindert und zerrt.' Hier mag der Formbegriff noch ins Äußerliche hinüberspielen, doch er ist mit der inneren Objektform aufs engste verknüpft, und deshalb kann wohl Schiller auf Goethes Einverständnis rechnen, wenn er am 9. August 1799 an ihn schreibt, daß er ein großes Moment sei und sich mit den innersten Kunstgesetzen berühre; er gehört mit zur Vollendung des Kunstwerks; und diese 'in sich selbst ist die ewige unerläßliche Forderung', bemerkt Goethe in einem Briefe an Zelter (23./9. März 1829). Die Erfüllung dieser Forderung ist aber wesentlich die Reinheit der inneren Objektform, die als solche von der äußeren grundsätzlich verschieden ist. In einer Besprechung in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom 14. Februar 1805 unterscheidet Goethe scharf zwischen beiden: 'Der Verfasser,' (der Jägeridylle: Der Geburtstag) 'indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der inneren Form eines solchen Kunstwerks wohl manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht noch mit irgendeinem Wissenden sich besprochen.' Doch meistens findet Goethe gerade das Gegenteil zu beklagen: 'Der Deutsche sieht nur Stoff und glaubt, wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückgäbe, so hätte er sich gleichgestellt, über das Sylbenmaß hinaus erstreckt sich ihr Begriff von Form nicht'; (an Schiller, 7. Dezember 1796); in demselben Sinne am 4. Februar 1797 an Schiller: 'Es ist eine gewisse anmuthige freye Weltansicht drinne und eine hübsche Jugend; aber freylich alles nur Stoff, und wie mich dünkt, keine Spur von einer zusammenfassenden Form.' Diese innere Objektform in ihrer Reinheit ist als solche Wahrheit. Deshalb stellt Goethe 1827 (Maximen und Reflexionen Nr. 382) die Forderung auf: 'Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.' Darin sieht er auch den Unterschied von naturalistischer Wirklichkeit: 'Der echte Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Triebe folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht' (Einleitung in die Propyläen).

§ 40. Es ist bekannt, daß Herder für Goethe der Lehrer des inneren Formbegriffs gewesen ist, und wir sahen oben § 10, wie der Lehrer dem Schüler den Unterschied von Stoff und Form

an Goldsmiths Vicar of Wakefield klar machte. Diese Belehrung ist fruchtbar für Goethes ganzes Leben. Noch am 25. Dezember 1829 schreibt er an C. F. Zelter: 'Merkwürdig ist noch hiebey daß Yorik sich mehr in das Formlose neigt und Goldsmith ganz Form ist, der ich mich denn auch ergab, indessen die werthen Deutschen sich überzeugt hatten die Eigenschaft des wahren Humors sey das Formlose'. Mag Goethe auch zu gewissen Zeiten, besonders in der Propyläen-Epoche unter dem Einflusse des Kunstmeiers den Begriff der inneren Form verhärten, ausschließlich stylisierende Kunst fordern, im Grunde bedeutet ihm innere Objektform doch immer etwas Lebendiges, das Kunstwerk Beseelendes, ganz im Sinne Herders, wie dieser es bereits in seinem Shakespeareaufsatze ausgedrückt hatte, wenn er von dem 'Individuellen jedes Stücks', von 'der einzelnen Hauptempfindung, die also jedes Stück beherrscht, und wie eine Weltseele durchströmt', spricht. Goethe arbeitet mit diesem Begriff in seinen Beiträgen zu H. L. Wagners Mercier-Übersetzung 1775 (vgl. oben § 36), wie Rich. M. Meyer schon 1892 im Goethe-Jahrbuch Bd. XIII S. 229—231 nachwies. Energisch trennt Goethe darin die äussere von der inneren Form, 'die sich von jener unterscheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will'. Walzel, der a. a. O. die volle Bedeutung dieser Beiträge für Goethes sowohl, als der ganzen zeitgenössischen Ästhetik hervorhebt, zeigt auch, wie damit die von Moritz aus Shaftesbury entwickelte Mittelpunktslehre zusammenhängt, wenn Goethe von der inneren Form erklärt: 'sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbeiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln'. Daß in dieser Auffassung auch Baumgarten-Meiersche Gedanken enthalten sind, habe ich bereits an anderer Stelle ausgesprochen. (Grundlagen deutscher Ästhetik im XVIII. Jahrhundert. Ilbergs Neue Jahrbücher usw. 1913. I. Abt. XXXI. Bd. 10. Heft S. 734).

§ 41. Wir bemerken aber wie hier Objekt- und Subjektform ineinander übergehen. Die Objektform muß sich im Subjekte entwickeln, 'organisieren', wie Goethes Lieblingsausdruck lautet. (Vgl. Rich. M. Meyer über 'organisieren' und 'krystallisieren' in seinen 'Studien zu Goethes Wortgebrauch' im Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. u. Lit. 1896, Bd. 96 S. 1ff.). Am 9. März 1799 berichtet Goethe an Schiller über den Fortgang der Achilleis: 'Ein großer Teil des Gedichts, dem es noch an innerer Gestalt fehlte, hat sich bis in seine kleinsten Zweige organisiert, und weil nur das unendlich Endliche mich interessieren kann, so stelle ich mir vor, daß ich mit dem Ganzen, wenn ich alle meine Kräfte drauf wende, bis Ende September fertig sein kann'. Damit aber drängt sich uns widerum die innige Verwandtschaft von Goethes Natur- und Kunstanschauung auf. Im Laufe jenes, oben § 28 bereits erwähnten, Selbstbekenntnis 'Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort' (1823) schreibt er: 'Was nun von meinem

gegenständlichen Denken gesagt ist, mag ich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenständliche Dichtung beziehen. Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Überliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften'. Unwillkürlich werden wir durch den Schlußsatz an das bekannte Goethewort erinnert:

'Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel'.

§ 42. Langsam vollzieht sich der Entwicklungsprozeß der inneren Form; in der Überzeugung aber, daß sie sich zum Höheren entwickelt, liegt auch bereits ein prinzipieller Gegensatz zu Plotins Auffassung, bei der die Verwirklichung der Form schon als solche ein Abstieg bedeutet. Darauf weist mit Recht auch Erich Heyfelder hin (Ästhetische Studien, II. Heft. Die Illusionstheorie und Goethes Ästhetik S. 107 ff.), ebenso wie Walzel a. a. O. In dieser inneren Entwickelung liegt kein Fortgang von der Urform, sondern eine Annäherung an sie; das höchste von dem Künstler geschaffene Kunstwerk stellt, theoretisch, die Urform selbst dar, wie Goethe folgerichtig von einem 'Urpferde' spricht (vgl. oben § 32). In obigem Zitat (Bedeutende Fördernis usw.) haben wir deutlich die Selbstbeobachtung: die Form reift zum Typus, jener Klarheit und Wahrheit, jener Einheit und Notwendigkeit, die Hebbel als Erfordernis wahrer Dichtung verlangt, die Goethe nach Herders Äußerung zu Schiller liebte: 'Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit'. Es sind hier naturwissenschaftliche, morphologische Anschauungen in seiner Ästhetik lebendig. Goethe erkennt, daß das Kunstwerk, wie er einst vom Nagergeschlecht sagte, 'zwar generisch von innen determiniert und festgehalten sei; nach außen aber zügellos sich ergehend, durch Um- und Umgestaltung sich spezifizierend, auf das Allervielfachste verändert werde'. (W. A. 33, 304). S. Boisserée berichtet uns vom 3. August 1815 eine mündliche Äußerung des selben Sinnes: 'Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren, bis zum Menschen und bei diesem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit aus einer Form in die andere überzugehen'. Wir dürfen also wohl annehmen, daß dem zitierten Selbstbekenntnisse 'das morphologische Grundgesetz von der Versalität des Typus', wie es Boucke a. a. O. S. 307 ff. bespricht, zugrunde liegt. Diese Gleichsetzung der inneren Formbildung mit dem Naturwirken überliefert uns auch Riemer vom 28. März 1907:

'In dem, was der Mensch techniziert, nicht bloß in den mechanischen, auch in den plastischen Kunstproduktionen ist die Form nicht wesentlich mit dem Inhalt verbunden, die Form ist dem Stoff nur auf- oder abgedrun-

gen. Die Produktionen der Natur erleiden zwar auch äußere Bedingungen, aber mit Gegenwirkung von innen. Kurz es ist hier ein lebendiges Wirken von außen und innen, wodurch der Stoff die Form erhält.

Die Form des Leuchters ist dem flüssigen Messing aufgenötigt. Sich selbst überlassen, hätte er sich aus sich und durch die einwirkende Luft geformt.

Mann könnte einen Leuchter auch aus Salz gerinnen lassen. Hier würde sich das Salz zwar innerlich kristallisieren, aber nach außen zu wird ihm die Form des Leuchters aufgedrungen'.

Wenn die Worte auch nicht die absolut getreue Widergabe der von Goethe tatsächlich gebrauchten sind, so enthalten sie doch dem Sinne nach genau seine Anschauungen. Die Parallele von Kunst und Natur ist vollkommen. Äußere und innere Form sind durchaus verschieden, obwohl sie sich gegenseitig beeinflussen und bestimmen. Die Bedingtheit der Form ist eine Grundüberzeugung Goethes. Zunächst ist sie natürlich durch das schaffende Subjekt bedingt. Am 14. November 1812 schreibt er an C. F. von Reinhard: 'Es ist nicht das erste Mal, daß jemand, von dem Interesse eines ganz besonderen Zustands penetrirt, sich gedrungen fühlt, dieses Complicirte, Unaussprechliche in dramatischer, theatralischer Form darzustellen'; am 11. Januar 1815 an C. von Knebel: 'Ich tue dieß nach meiner Weise, indem ich immer etwas nachbilde und mir so Sinn und Form jener Dichtarten (des Orients) aneigne.

Es ist wunderlich zu sehen, wie die verschiedenen Nationen: Franzosen, Engländer, Deutsche, wie die verschiedenen Stände: Theologen, Ärzte, Moralisten, Geschichtsschreiber und Dichter den ungeheuren Stoff, jeder nach seiner Art, behandelt, und so muß man es denn auch machen, wenn man ihm etwas abgewinnen will, und sollte man dabei auch die Rolle des Kindes spielen, das mit einer Muschel den Ozean in sein Grübchen schöpfen will'; und schließlich lesen wir in seinem Aufsatz 'Über das deutsche Theater' (Morgenblatt für gebildete Stände, 10./11. April 1815) über die Absicht Schillers, die Werke vergangener Autoren für das gegenwärtige Theater zu erhalten: 'der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die teils der Bühne überhaupt, teils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre'.

§ 43. Aus allen diesen Äußerungen ersehen wir die verschiedensten Bedingungsfaktoren der Objektform. Zunächst ist sie natürlich bestimmt durch die Individualität des Künstlers, sein Erlebnis, seine eigenpersönliche 'Weise'; dann aber sind Nationalitätsformen zu unterscheiden, ja Standesformen und schließlich Zeitformen. Wenn wir also im Divan (Buch des Sängers, Derb und tüchtig) lesen:

'Dichten ist ein Übermut;
Niemand schelte mich!
Habt getrost ein warmes Blut,
Froh und frei wie ich!

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte sie nicht ein!
Denn wer einmal uns versteht,
Wird uns auch verzeihn,'

so steht dem gegenüber die vorsichtig, fast ironisch-resignierend gehaltene Überlegung in den Wanderjahren:

'Könnten Geist und höhere Bildung ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache, sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Ärgernis gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat und der zu dem, was einer sagt und tut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeare's kräftigen Mitmenschen durchaus anmutete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, so daß in der neuesten Zeit ein Family-Shakespeare ein gefühltes Bedürfnis wird'.

(Vgl. noch das am Schlusse von § 33 angeführte Zitat.) Wir erleben also an der Objektform die gleiche Mannigfaltigkeit wie oben bei dem Gehalt.

§ 44. Doch die Hauptbedingung ist und bleibt schließlich das Objekt selbst. Wir haben gehört: es muß rein aufgefaßt und seiner Natur gemäß behandelt werden (§§ 3, 39). Das Problem der durch den Stoff bestimmten Form beschäftigt Goethe stets, besonders aber nach der italienischen Reise und am stärksten in dem Briefwechsel mit Schiller. Am 24. Juli 1788, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien schreibt er an Christian Gottlieb Heyne: 'Wenn ich geneigt wäre etwas auf das Papier zu bringen; so wären es vorerst sehr einfache Sachen. Z. B. inwiefern die Materie, woraus gebildet worden, den klugen Künstler bestimmt, das Werk so und nicht anders zu bilden'. Aus Italien selbst von Rom aus haben wir etwa fünf Monate vorher, vom 9. Februar einen Brief an Seidel, der auch Bezug auf dieses Problem hat, wenn auch auf die entsprechende mineralogische Erscheinung; Goethe spricht über Seidels Kristallisationsbeobachtungen und zieht den Schluß, 'daß gewisse Eigenschaften der Körper gewisse Formen bestimmen, einzeln diese Form, verbunden eine andere'. Das Thema, das so häufig angeschlagen wird im Goethe-Schiller Briefwechsel, finden wir etwa in den Briefe vom 22. April 1797: 'Ich habe jetzt keine interessantere Betrachtung als über die Eigenschaften der Stoffe in wie fern sie diese oder jene Behandlung fordern. Ich habe mich darinnen so oft in meinem Leben vergriffen, daß ich endlich einmal in's Klare kommen möchte um wenigstens künftig von diesem Irrthum nicht mehr zu leiden'.

§ 45. Doch auch von der andern Seite her, wenn auch natürlicherweise nicht so beständig, betrachtet er das Problem; es interessiert ihn gelegentlich nicht nur die für das eigene Schaffen bedeutsamste Frage, inwiefern der Stoff die Form be-

stimme, sondern auch inwieweit eine bestimmte Form Anforderungen an den Stoff stelle; so lesen wir in einem Briefe an J. H. Meyer vom 21. Juli 1797, wobei Goethe sich auf die mit Schiller so intensiv durchgesprochene Balladenart bezieht: 'Sie werden daraus sehen, daß wir, indem wir Ton und Stimmung dieser Dichtart beyzubehalten suchen, die Stoffe würdiger und mannigfaltiger zu wählen besorgt sind'. Die Übereinstimmung von Stoff und Form ist Goethen Prinzip für die Kunst, Axiom für die Natur. Übertritt ein Kunstwerk dieses Prinzip, so verurteilt er es als Kritiker; übertritt eine Naturerscheinung — scheinbar — dieses Axiom, so steht er als Beobachter ratlos: 'Es ist sehr auffallend, wie die Natur, auf so vielen benachbarten Punkten, bey denselben Elementen, ebendenselben Stoffen, immer mit der Form gewechselt'. (An von Leonhard am 9. Mai 1814.)

§ 46. Damit sind wir zum Schlusse unserer Betrachtungen gekommen. Goethes Praxis und Theorie stehen unter demselben Grundgesetz: Formgebung. Morris rühmt in seinen Jugendwerken die intuitive Sicherheit der getroffenen Form. Bei vorschreitendem Alter bemerken wir eine zunehmende Arbeit der Gestaltung und Sorgfalt des Ausfeilens, obwohl die Treffsicherheit seiner Anschauungsgabe nie versiegt. (Vgl. Rich. M. Meyer, Goethe: 'Goethes Art zu arbeiten' und 'Goethe als Künstler'.) Zwischen den Schaffensweisen verschiedener Arbeitsperioden bestehen wohl graduelle, doch keine prinzipiellen Unterschiede. Ebenso wissen wir von seiner Theorie wohl, daß der Dichter es an sich selbst erfahren hat, wie schwer es hält, 'in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden'. ('Neueste deutsche Poesie', Kunst und Altertum VI, 1, 1827.) Jedoch das Urteil eines Kenners wie Walzel lautet a. a. O. S. XXIX von seiner ersten programmatischen Äußerung über den Formbegriff, 1775: 'Das dem Stoffe eingeborene Formgesetz ist hier als die erste und wichtigste der Relationen zwischen Gehalt und Form aufgedeckt.' Nahe seinem Lebensende weist Goethe selbst auf die Übereinstimmung von Form, Gehalt und Stoff in seinen Werken hin: 'So wie im Werther die Übereinstimmung der Form mit dem Wesen, so bestimmt auch im Egmont das nämliche Kunststück den Sinn und Wert der Tragödie.' (An Zelter, 16./17. Januar 1829.)

§ 47. Allerdings ist es ihm nicht vergönnt gewesen, wie er wohl gewünscht hätte, die Problemlösung über die gegenseitigen Beziehungen und Bedingungen von Stoff, Gehalt und Form ins einzelne auszuarbeiten: 'Ich behalte mir vor, die Lösung dieser Aufgaben, insofern ich sie erleben sollte, so gründlich als es mir nur möglich zu beurteilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werte des Stoffs, dem Verdienst des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenschaft zu geben.' Dies schrieb er im Anschluß an eine Besprechung verschiedener Neuerscheinungen unter dem Titel 'Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeschlagen' im Jahre 1827 (Kunst und Alter-

tum VI, 1). Er erlebte die Lösung der Aufgabe nicht, und wir haben deshalb die Abwesenheit einer zusammenhängenden Untersuchung des Problems unter seinen Schriften zu beklagen. Vielleicht hat sich auch seine polarische Denkweise gegen den Dreiklang — unbewußt — gewehrt. Ihr entsprechen die Gegensätze Stoff und Form, Gehalt und Form; erst seine synthetische Natur findet hieraus eine vereinigende Lösung, indem sie Stoff und Gehalt als die fundamental entgegengesetzten Begriffe annimmt wie Sinnlichkeit und Sittlichkeit, ὕλη und πνεῦμα; beide durchdringen sich und finden so ihre höhere Einheit in der inneren Form. Auch hier wieder wendet sich, wie oben § 42, seine wirklichkeitsfrohe Künstlernatur, trotz unleugbarer Verwandtschaft, gegen platonisch-neuplatonische Lehre. Diese Hindeutung könnte durch eine Reihe der zitierten Äußerungen gestützt werden, ohne allerdings entgegenstehende entwerten zu können; doch sie soll nichts mehr als ein tastender Erklärungsversuch sein. Endgültig wissen wir nur, daß wir darüber nichts Sicheres wissen.

§ 48. Jedoch immer und immer wider haben wir in Goethes Werken und Briefen die Frage berührt gesehen, wie der Dichter zu Stoff, Gehalt und Form sich stellen muß, in welcher Weise er der Form zum Siege über Gehalt und Stoff verhelfen kann; hier sei noch auf die lange Besprechung von J. H. Voss' Lyrischen Gedichten in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom 16./17. April 1804 hingewiesen; Voss selbst hat ja, wie bereits Rudolf Hildebrand in seinen Vorlesungen über Goethe (hrsg. von Julius Goebel, Goethe-Jahrbuch 1901, Bd. XXII, S. 205 ff.) bemerkte, zu Goethes Formbegriff beigetragen; hier nun stattet Goethe den edelsten Dank ab, indem er zeigt, wie Voss den Stoff verarbeitet, wie er dem inneren Gehalt Genüge tut, wie er schließlich die Form triumphieren läßt. Das Ziel, das er sich selbst und seinem Schaffen setzt, will er auch in Voss finden; höher glaubt er ihn nicht preisen zu können.

Wir erkennen also, wie berechtigt Goethe ist, bei Gelegenheit der Howardschen Wolkenbestimmung zu erklären, daß es aus seinem 'ganzen Bestreben in Wissenschaft und Kunst' erfolge, 'wie sehr mir die Formung des Formlosen, ein gesetzlicher Gestaltenwechsel des Unbegrenzten erwünscht sein mußte'. Er selbst zieht das Fazit seines künstlerischen Wirkens in einem Briefe an seinen getreuen Zelter: 'Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist: die Reproduktion der Welt um mich, durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder hinstellt.' Wir aber dürfen auf ihn das Urteil anwenden, das er am Lebensschlusse, am 23. November 1831 in einem Briefe an den alten Berliner Freund über Euripides fällt, und er würde sich vielleicht freuen wie über Heinroth: 'Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse.'

Anm.: Vorliegende Arbeit ist Eduard von der Hellen zum größten Danke verpflichtet für die unendliche Sorgfalt, mit der er den Registerband

zu Cottas Jubiläumsausgabe von Goethes Werken bearbeitete; ähnliche Mühe hat sich auch Houben in seiner Ausgabe von Eckermanns Gesprächen nicht verdrießen lassen; auch ihm haben wir daher für wertvolle Nachweise zu danken; ebenso, wenn auch weniger, v. Biedermann. Von der wichtigen einschlägigen Literatur war mir Borinski, Innere Form, Allgem. Ztg., 1905, nicht zugänglich. H. Düntzer in ZsfdU., Bd. XIII, S. 752, mit dem Verweis auf 'Blätter für liter. Unterhaltung' vom 21. (sollte 24. heißen) September 1891 gibt nichts Wesentliches.

Das erste Auftreten des Maximus von Tyrus in Rom

von

Hermann Mutschmann.

Maximus von Tyrus ist einer der griechischen Autoren der Kaiserzeit, die sowohl als Repräsentanten ihrer Epoche wie als Persönlichkeiten allzu wenig beachtet und gewürdigt werden. Und doch sollte schon der Umfang der literarischen Hinterlassenschaft dieses antiken Bußpredigers zu einer intimern Beschäftigung mit ihm einladen. Denn wir besitzen von ihm nicht weniger als 41 Vorträge (διαλέξεις) eigenartigen Gepräges, in denen popularphilosophische Gedanken in der Form der sophistischen ἐπίδειξις, also mit der raffinierten Kunst, ja Künstelei der spätern Rhetorik vorgetragen werden. Mag er sich an Tiefe der Empfindung und Überzeugung mit dem etwas ältern Epiktet und seinem Zeitgenossen, dem Kaiser Marcus, auch nicht entfernt messen können, so steht er doch stilistisch hoch über beiden. Auch der Charakter seiner Philosophie ist ein anderer. Was er vorträgt, ist weder die Sklavenmoral Epiktets noch die ernste Lebensweisheit des Denkers auf dem Throne. Im Grunde vertritt er die selbe Weltanschauung wie sie, aber er ist mehr Grieche und Erbe der großen Zeit und hat noch einen Schimmer von der Idee des Schönen erblickt. Kurz, er ist Platoniker. Von den schmutzigen Kynikern und ihrer pöbelhaften Sprache wendet er sich mit ästhetischem Mißbehagen ab: es kommt ihm nicht allein darauf an, die Wahrheit zu sagen, sondern sie soll auch in einem prächtigen Gewande erscheinen. So ist seine Lehre Salonphilosophie, berechnet auf ein gebildetes, auch in seinen literarischen Ansprüchen wählerisches Publikum, und seine Reden — man kann sie ruhig Predigten nennen — sind ebenso für das Ohr wie für Herz und Gemüt seiner Zuhörer bestimmt. Über ihren wie seinen eigenen Geschmack läßt sich streiten, nehmen wir ihn aber einmal als gegeben hin, so kann man verstehen, daß Maximus mit seinen Vorträgen recht effektvoll gewirkt hat und seiner Zeit ein berühmter Kanzelredner gewesen ist. Das müssen wir schon daraus schließen, daß er uns erhalten ist.

Bei einem Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts nach originalen Gedanken zu suchen, wäre ein wenig lohnendes Unterfangen. Erwartet man die überhaupt bei einem Prediger? Wenn Maximus sich zur platonischen Lehre bekennt, so ist das natürlich nicht das Dogma der alten Akademie. Der Eklektizismus der ausgehenden hellenistischen Zeit hat den Unterschied der Schulen verwischt. Es kommt nur noch darauf an, wie man die Ingredienzien zusammenrührt. Die platonische Doktrin hat seit Poseidonios einen starken Zusatz stoischer Lehren erhalten und diese Kompromiß- und Einheitsphilosophie ist die Lehre der Dogmatiker κατ' ἐξοχήν, die in der ersten Kaiserzeit zur anerkannten Weltanschauung der Gebildeten wird, mögen vereinzelte Epikureer und Skeptiker auch gegen sie Sturm laufen. In dieser Form hält sie sich, bis sie dem Neuplatonismus einerseits, dem Christentum andrerseits Platz macht, die beide als ihre organischen Fortsetzungen erscheinen können. Also sicherlich kein originelles System. Aber originell ist auch Lukian nicht, und doch gehört er der Geschichte der Weltliteratur an, weil er die Fertigkeit des Journalisten besitzt, eine Fülle fremder Gedanken in eine flüssige, lesbare und leicht verständliche Form zu bringen. Maximus ist ein Landsmann dieses Syrers und auf keinen Fall ein Vollblutgrieche, ist auch ungefähr sein Zeitgenosse, so daß sich der Vergleich zwischen beiden Männern schon aus diesem Grunde aufdrängt. Sogar ihr Beruf ist im Grunde derselbe. Es scheint aber, als ob der Tyrier in bessern Verhältnissen gelebt habe als sein Wanderrednerkollege aus Samosata, und man ist versucht, den Unterschied in ihrer Weltanschauung auf diesen Umstand zurückzuführen. Es wäre nicht ohne Reiz, solchen Zusammenhängen weiter nachzugehn.

Von dem Leben des Maximus wissen wir nicht viel. Nach Eusebios war er um das Jahr 152 n. Chr. ein berühmter Mann, nach Suidas hielt er sich unter dem Kaiser Commodus (180—192) in Rom auf. Was man sonst über ihn zu erschließen glaubte, ist so unsicher, daß man es vorläufig besser nicht mit in Rechnung stellt. Nur die Analyse der Werke kann hier weiter helfen, und diese Analyse hat kaum begonnen. Erst allmählich wird die Persönlichkeit des Mannes aus dem Dunkel hervorsteigen. Selbstverständlich ist es nicht belanglos, wo die Untersuchung beginnt. Am ehesten möchte man wünschen, in der Überlieferungsgeschichte einen festen Anhaltspunkt zu finden, der uns die Ordnung der 41 Reden nach chronologischen Gesichtspunkten ermöglicht. Haben wir erst einmal aus der großen Masse eine Gruppe zusammengehöriger διαλέξεις ausgesondert, so dürfen wir hoffen, uns auch von den übrigen ein klareres Bild machen zu können.

Wenn als sicher gelten kann, daß wir es bei Maximus mit einer einzigen Handschrift zu tun haben, und daß alle andern Kodizes auf diesen uns glücklich noch erhaltenen Archetypus zurückgehn, so gewinnt natürlich dieser ausschlaggebende Be-

deutung. Leider hat der letzte Herausgeber des Maximus[1]) den wahren Sachverhalt nicht erkannt, daß nämlich der sog. Regius (Paris. gr. 1962 s. XI) der Stammvater aller Maximushandschriften ist. Deshalb hat er sich durch die gänzlich wertlosen jüngern Kodizes zu einer falschen Anordnung der Reden verführen lassen[2]). Der Pinax im Regius, einer Sammelhandschrift, und seine Über- und Unterschriften ergeben klar und deutlich, daß uns in Wirklichkeit zwei Sammlungen von *διαλέξεις* des Maximus vorliegen, die vor ihrer Vereinigung ein getrenntes Dasein geführt haben müssen. An erster Stelle finden wir in ihm einen Vortragszyklus von sechs Reden, die unter dem Titel: *διαλέξεις* der *πρώτη ἐπιδημία ἐν Ῥώμῃ* zusammengefaßt werden und offensichtlich eine in sich geschlossene Einheit bilden. Dagegen tragen die übrigen 36 Reden den ziemlich nichtssagenden Titel *Φιλοσοφούμενα*. Die Trennung beider Gruppen muß aufrecht erhalten bleiben, und die Konfusion in den spätern Handschriften darf uns nicht dazu verführen, die kleinere Sammlung in der größern aufgehn zu lassen. Das geschieht in Hobeins Ausgabe, wo die *διαλέξεις τῆς πρώτης ἐπιδημίας* in die Masse der *Φιλοσοφούμενα* eingekeilt (als or. 30—35) und dadurch ihres singulären Charakters beraubt werden.

Denn für das Verständnis des Redners und Schriftstellers Maximus sind gerade jene sechs *διαλέξεις* von größter Wichtigkeit. Wie bereits der Titel vermuten läßt, bilden sie eine zusammenhängende Vortragsreihe. Das läßt sich von der größern Sammlung, den *Φιλοσοφούμενα*, nicht behaupten. Freilich ist auch in ihr die erste Rede ein Einleitungsvortrag, wie neuerdings H. Hobein (*Χάριτες* Fr. Leo dargebracht. Göttingen 1911 S. 188ff.) überzeugend nachgewiesen hat. Jedoch schon die folgende Rede, übrigens die bekannteste des Maximus, die auch Wilamowitz in sein Lesebuch aufgenommen hat (*εἰ θεοῖς ἀγάλματα ἱδρυτέον*), kann nicht als Fortsetzung der ersten gelten. Überhaupt ist in den *Φιλοσοφούμενα* kein eigentlicher Zusammenhang zu entdecken; sie scheinen vielmehr eine Auswahl aus mehreren Zyklen zu sein. Z. B. ist auch or. 29 Hob. (35 Duebn.) unzweifelhaft eine Einleitungsrede, an die sich diesmal allerdings die folgende (36 Hob. = 36 Duebn.) anzuschließen scheint. Wie ungefähr ein solcher Vortragszyklus des Maximus beschaffen war, lehren uns jetzt die *διαλέξεις* der *πρώτη ἐπιδημία*. Sie sind das *δός μοι ποῦ στῶ* jeder weitern Forschung. Aber auch an sich verdienen sie eine nähere Betrachtung, da sie, daraufhin interpretiert, die Kunst des Maximus, durch geschickte Gruppierung

---

[1]) Maximi Tyrii Philosophumena ed. H. Hobein Lips. 1910.

[2]) Der Nachweis von der Alleingültigkeit des Regius ist geführt Rhein. Mus. 1913 S. 560ff. Zu dem selben Resultat kommt nach eingehenderer Untersuchung F. Schulte De Maximi Tyrii codicibus Götting. Diss. 1915. Aber auch er hat Hobein nicht überzeugt (vgl. DLZ. 1917 Sp. 20ff.). Zu weiterer Polemik ist hier nicht der Ort. Wohl aber hoffe ich, daß die folgenden Ausführungen Hobein endgültig bestimmen werden, von seinem unhaltbaren Anordnungsprinzip der *διαλέξεις* abzustehn.

der Gedanken den Hörer zu fesseln, in einem recht vorteilhaften Lichte erscheinen lassen. Man muß sie nur nehmen als das, was sie sein wollen: nicht als tiefgelehrte akademische Vorlesungen über abgründige Fragen, sondern als Vorträge vor einem gebildeten Laienpublikum, das einen Fachmann in populärer Form über allgemein interessierende ethische Probleme hören und ein wenig Erbauung mit nach Hause nehmen will. Maximus nennt sich selbst verschiedene Male einen Arzt der Seele. Jede Zeit und jede Gesellschaftsschicht hat ihren Seelenarzt, ihren Prediger. Man halte etwa Abraham a Santa Clara oder Bossuet gegen Maximus, und man wird das richtige Augenmaß für seine Einschätzung gefunden haben.

Ganz im Stile unserer Kanzelredner beginnt der platonische Philosoph mit einem Spruch, der präludierend das Thema seiner Predigt anschlägt: 'Schwer ist's, ein wackrer Mann zu sein', *χαλεπὸν ἐσθλὸν ἔμμεναι, κατὰ παλαιὸν ᾆσμα.* Natürlich wird auf das Skolion des Simonides angespielt, d. h. auf den Protagoras des Platon, denn nur aus ihm kennt jene Zeit dieses *ᾆσμα* (das Wort selbst: Protag. 339 B u. ö.). Kein Wort über den Autor: Maximus spricht zu Gebildeten, die ihn verstehn. Vergleicht man die erste Rede mit dem platonischen Dialog, so findet man, daß Maximus die in ihm erörterten Probleme, seine Terminologie und Gedanken vollkommen präsent hat. Sicher setzt er auch von seinen Zuhörern voraus, daß ihnen ihre Reminiszenzen zu Hülfe kommen. Die ersten drei Reden, die schon dadurch ihre Zusammengehörigkeit zu erkennen geben, tragen den gemeinsamen Tilel *περὶ ἡδονῆς, ὅτι εἰ καὶ ἀγαθόν, ἀλλ' οὐ βέβαιον.* Es würde zu weit führen, wollten wir untersuchen, ob die Titel von Maximus selbst herstammen. In unserm Fall trifft die Überschrift wirklich zu. Der Gegensatz *ἡδονή-ἀρετή* wird im Protagoras sorgsam erörtert (cap. 35). Und gerade aus dieser Partie schöpft Maximus.

Aber Maximus beginnt erst da, wo der Protagoras aufhört. Im Anschluß an das Zitat wirft er die Frage auf: Gibt es denn für den Menschen keine *τέχνη*, durch welche die *ἀρετή* erworben werden kann, während doch unstreitig eine solche für Roß und Hund existiert? Das ist die Aporie, in die der Protagoras ausklingt, die Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend. Mit ihrer Beantwortung steht und fällt — wenigstens für den antiken Menschen — jegliche Ethik. Denn diese ist nach der Lehre der Stoa, d. h. nach dem Allgemeinurteil der Zeit, eine *τέχνη περὶ τὸν βίον.* Hier liegt die Achillesferse der Dogmatiker, soweit sie Ethiker sind. Der zeitgenössische Vertreter der Skepsis, Sextus Empirikus, hat das recht wohl erkannt. Triumphierend schließt er sowohl sein Buch gegen die Ethiker — und damit seine Bestreitung der Dogmatiker —, als auch seinen 'Grundriß der pyrrhonischen Lehre' (*Πυρρώνειοι ὑποτυπώσεις*) mit dem Kapitel: es gibt keine *τέχνη περὶ τὸν βίον.* Und wenn man, ganz objektiv, seine Argumente mustert, so muß man allerdings gestehn, daß er

mit fürchterlichen Waffen kämpft. Seine Argumente haben schon lange vor Sextus die Dogmatiker beunruhigt. Und es ist keineswegs Zufall, daß von den beiden einzigen bezeugten Fragmenten des poseidonischen Protreptikos das eine von der Lehrbarkeit der Tugend handelt (Diog. Laert. VII 91). Natürlich bejaht Poseidonios die Frage, wie es Maximus auch tut. Bei dem großen Ansehen, das der Protreptikos des großen Stoikers genoß, bei dem unverkennbaren Einfluß, den Poseidonios auf Maximus gehabt hat, darf man wohl annehmen, daß dieser neben dem Protagoras auch den Protreptikos herangezogen hat. Überhaupt hat diese Schrift mit dem Protagoras mancherlei gemein. Beide sind nach der platonischen Schultheorie für die Unterstufe bestimmt. In der *εἰσαγωγή* des Platonikers Albinos (um 150 n. Chr.), also gleichfalls eines Zeitgenossen des Maximus, werden zur ersten Lektüre die Dialoge vom *πειραστικὸς χαρακτήρ* empfohlen, damit zunächst die Seele von falschen Meinungen gereinigt werde (p. 150 Herm.), und zu dieser Gruppe gehört außer dem Parmenides nur noch der Protagoras.

Die einleitende Rede des römischen Vortragszyklus entnimmt also ihre Gedanken den Klassikern der Schule. Daher weiß Maximus, wie er dem skeptischen Einwand zu begegnen hat. Die Skepsis hat seit den Tagen des Karneades besonders ein Argument gegen die Lehrbarkeit der Tugend ins Feld geführt, nämlich die *πολυφωνία* der Philosophenschulen. Und daß die Waffe auch später noch nicht abgestumpft war, zeigt widerum Sextus. Denn durch seine ganzen Hypotyposen zieht sich dieser Gedanke wie ein roter Faden hindurch und seine Hauptschrift, die fünf Bücher gegen die Dogmatiker, ruhen sogar vollständig auf der *ἰσοσθένεια* der einander widersprechenden dogmatischen *λόγοι*. Daß diese Lehre innerhalb der öffentlichen Meinung der damaligen Zeit einen starken Widerhall fand, beweist Lukian, der doch sein Publikum genau kannte und wußte, was es von ihm hören wollte. Und auch Favorin von Arelate, gleichfalls ein Wanderredner wie Lukian und Maximus, als Philosoph wie als Rhetor in der ganzen *οἰκουμένη* wohl bekannt (gest. kurz vor 176), verkündete damals die selbe skeptische Lehre. Schon Poseidonios hatte sich im Protreptikos gegen sie gewandt, wie uns das zweite Fragment dieser Schrift lehrt (Diog. Laert. VII 129). Wir erfahren aber nur aus dieser kurzen Notiz des Diogenes, daß Poseidonios das Nihilistische des skeptischen Argumentes betont habe (*ἐπεὶ τῷ λόγῳ τούτῳ προλείψειν τὸν ὅλον βίον*), nicht aber, was er zu seiner Bekämpfung weiter vorbrachte. Sollte uns nicht Maximus einen Fingerzeig geben, wie etwa die Gedankengänge des Stoikers verlaufen sind?

Denn Maximus konnte an dem Problem unmöglich vorübergehen. In der Reichshauptstadt Rom, wo alle geistigen Richtungen, alle philosophischen Meinungen, zum Teil durch ihre berufensten Wortführer, vertreten waren, mußte sich dem Laien diese *πολυφωνία* besonders aufdrängen. Man ist deshalb nicht wenig gespannt, wie Maximus die Aporie löst. Und da können wir nicht anders,

als die Geschicklichkeit des Mannes bewundern. Er vergleicht den rechten Philosophen mit einem Steuermann, der die Menschheit über das Meer des Lebens in den sichern Port geleitet. 'Aber wer ist denn dieser Steuermann?' läßt er sich in echtem Diatribenstil von einem fingierten Mitunterredner einwerfen. 'Danach,' so antwortet er, 'soll man mich nicht eher fragen, bis alle andern gehörig geprüft sind. Und zuerst wollen wir einmal den Epikur unter die Lupe nehmen.'

Wer nach dieser Einleitung etwa eine Musterung aller in Frage kommenden Sekten erwartet, wird bald seinen Irrtum gewahr werden. Maximus läßt sich überhaupt nicht gern auf das Detail ein. Es ist nur ein rhetorischer Kunstgriff, den er anwendet, und zwar, wie man gestehen muß, mit gutem Erfolg. Er setzt sich einzig und allein mit der Lehre Epikurs auseinander. Gewiß ist das begreiflich bei der Art, mit der er das Thema formuliert hat, da der Begriff der ἡδονή schon unwillkürlich den Gedanken auf den Philosophen des Gartens lenkt. Indessen hat Maximus eben dieses Thema kaum ohne Absicht gewählt. Dies vorausgesetzt gewinnen die Reden des Platonikers erst ihre kulturhistorische Bedeutung. Es gab also in Rom damals eine stark zur epikureischen Lehre neigende Gesellschaft, mit der Maximus zu rechnen hatte. War das unter Marcus der Fall? Oder unter Commodus? Man sieht, daß gleich zu Anfang das chronologische Problem zu Worte kommt. Allerdings schließt die Zugehörigkeit des Kaisers Marcus zur stoischen Lehre nicht aus, daß es zu seiner Zeit in Rom Epikureer gab. Der Kaiser war tolerant; hatte er doch selbst je einen besoldeten Lehrstuhl für die vier großen Philosophenschulen in Athen begründet (Luc. Eunuch. 3), zu denen doch auch der Garten zählte. An Vertretern hat es dieser Schule nicht gefehlt; man braucht dafür nur auf Lukians Freund Celsus zu verweisen, und der Kompilator der philosophischen Biographie Diogenes Laertius (um 200) zeigt eine unverkennbare Hinneigung zur Lehre Epikurs. Von kleinen epikureischen Konventikeln im Innern Kleinasiens wissen wir durch Lukian und die Inschriften des Diogenes von Oinoanda. Jetzt sehen wir, daß auch in Rom die Sekte mit einem großen Anhang vertreten war. Auf ihre Widerlegung hat Maximus seine Vortragsreihe eingerichtet, wahrscheinlich doch aus dem Grunde, weil er sie dort als seinen gefährlichsten Gegner betrachtete.

So lernen wir Maximus als einen gewiegten Debatter kennen, als einen Redner, der sich geschickt auf seinen Hörerkreis einstellt. Dies Urteil bestätigen die übrigen διαλέξεις. Auch die erste Rede der Φιλοσοφούμενα ist ja eine Einleitung, mit der ein Zyklus beginnt. Auch hier finden sich die selben protreptischen Gedanken: die Philosophie ist eine τέχνη περὶ τὸν βίον (2 g h), der Philosoph ein τεχνίτης, der diesmal, zur Abwechslung, nicht mit einem Steuermann, sondern mit einem Hirten verglichen wird (3 d e) — man sieht, daß Maximus verschiedene Klischees hat —,

der Gegensatz ἡδονή—ἀρετή wird, wenn auch nur vorübergehend, angedeutet (4d), und schließlich fehlt auch nicht die πολυφωνία der Philosophen (9a). Aber das Publikum, zu dem Maximus in dieser Rede spricht, ist ein ganz anderes. Er redet vor einem θέατρον (5i), und zwar einem solchen von Griechen (10g), also in einer griechischen Stadt, wahrscheinlich bei einer Festversammlung, wie das so die gebräuchliche Art solcher epideiktischen Redner ist. Mit welchen Antipathien er hier zu rechnen hat, geht aus den Worten hervor: 'Wenn also die nach der Philosophie Strebenden eines solchen λόγος bedürfen, so müssen sie dessen Träger ins Auge fassen, ihn prüfen und ihn erwählen, mag er nun alt oder jung, arm oder reich, berühmt oder nicht berühmt sein' (9a). Von diesem λόγος heißt es kurz vorher, er dürfe nicht roh, garstig und liederlich, müsse vielmehr ἀνακεκραμένος ἤθει καὶ πάθει sein, d. h. Maximus erhebt auch für die philosophische Rede die höchsten stilistischen Anforderungen (8e)[1]. Hobein in seiner Analyse dieser Rede hat wohl Recht, wenn er in den angezogenen Worten einen Hieb gegen die Kyniker erblickt, gegen die sich der junge und elegante Maximus mit seiner kunstvollen Rede grell abhob. Es kam in diesem Falle darauf an, die große Menge von der Vorstellung abzubringen, die sie sich nach den Bettelphilosophen von einem Weisheitslehrer gemacht hatte, und die wohl recht erstaunt war, in dem Platoniker einen ganz andern Typ dieser Spezies kennen zu lernen. Es gibt in der Tat keine größeren Gegensätze als diesen Salonphilosophen und etwa den von Lukian so köstlich geschilderten Peregrinus Proteus. Sie verhalten sich zueinander wie der Hofprediger zum Kapuziner.

Der vornehmen römischen Gesellschaft ist Maximus mit andern Argumenten zu Leibe gegangen. Ihr brauchte er seine äußere Erscheinung nicht erst begreiflich zu machen, wohl aber seine Lehre, die ihr vielleicht nicht ganz kongenial erscheinen mochte. Offen geht er auf den Gegner los, auf Epikur, zu dem jene Gesellschaft, bewußt oder unbewußt, sich hingezogen fühlte. Maximus bleibt bei dem Bilde der Seefahrt. Mit den bunten Farben rhetorischer ἔκφρασις schildert er ein Ereignis, das vor nicht allzu langer Zeit stattgefunden haben soll, die Fahrt eines Königs τῶν ὑπὲρ Φοινίκης βαρβάρων auf einem prunkvollen Schiff, das mit raffiniertem Luxus ausgestattet, eben deshalb aber nicht zur Seefahrt tüchtig war und so bei Sturm auf hoher See kläglich zugrunde ging. Mit diesem Schiff wird die ἡδονή Epikurs verglichen. Zwar ist sie bei Windstille und ruhiger Fahrt ein an-

[1]) Auch darin folgt er den Spuren des Poseidonios, wie die folgenden Worte schlagend beweisen: καὶ μὴ παρέχων (sc. ὁ λόγος) σχολὴν τοῖς ἀκροωμένοις τὰς φωνὰς ἐξετάζειν καὶ τὰς ἐν αὐταῖς ἡδονάς, ἀλλὰ ἀνίστασθαι προσαναγκάζει καὶ συνενθουσιᾶν, ὥσπερ ὑπὸ σάλπιγγι, νῦν μὲν τὸ ἐφορμητικὸν φθεγγομένῃ, νῦν δὲ τὸ ἀνακλητικόν. Das συνενθουσιᾶν ταῖς ὑπερβολαῖς wirft ja Strabon III 147 dem Poseidonios vor; für ἀνίστασθαι vergleiche man den stark von ihm abhängigen Autor περὶ ὕψους III 5 XX 3 (ἐξιστάναι).



genehmer Steuermann des Lebensschiffes, nicht aber bei unruhiger See, d. h. bei den Stürmen des Lebens. Und darin zeigt sich die Schwäche dieses Prinzips. 'Ich bestreite nicht, daß die Lust ein Gut ist, ja, ich würde sie ausschließlich wählen und mich nicht mehr um die *ἀρετή* kümmern, wenn — nun: *ἐάν μοι δείξῃς ἡδονὴν ἀσφαλῆ καὶ λύπης ἀμιγῆ, ἡδονὴν ἀμετάγνωστον, ἡδονὴν ἐπαινουμένην*' (4b). Die *ἡδονή* ist eben *ἀβέβαιος*. Mit diesem Gedanken schließt die Rede, denn, was nun folgt, ist nur eine Variation dieses Themas: die Freier der Penelope, Paris, Sardanapal, Polykrates, die Sybariten, Syrakusaner und Korinther haben die Unbeständigkeit der *ἡδονή* am eigenen Leibe erfahren und sind abschreckende Beispiele. Mit diesen klassischen Mustern der *παλαιὰ τρυφή* wird noch ein rhetorischer Schlußeffekt erzielt, nicht ganz nach unserm Geschmack, die wir wissen, daß diese große Gelehrsamkeit aus Handbüchern à la Athenaios stammt. Die Zuhörer wollten es aber wohl so haben, denn sie verlangten von dem Sophisten solche gepfefferte Kost. Und vielleicht wäre Maximus damit auch zu andern Zeiten ein berühmter Kanzelredner geworden. Wieder denkt man an Abraham a Santa Clara.

Ein effektvoller Schluß findet sich überhaupt in allen Reden des Maximus. Wir haben es eben mit epideiktischen Leistungen zu tun. Mit Absicht steigert der Redner zum Schluß hin immer mehr, um mit einem pointierten Gedanken abzubrechen. Der donnernde Applaus gehört notwendigerweise dazu. Philostratos im Leben der Sophisten hat dies Virtuosentum und die Gunst, in der es beim Publikum stand, anschaulich beschrieben. Nun ist aber zu bedenken, daß die Rede nicht als Einzelleistung allein steht. Andere sollten folgen und sich an sie anschließen. Da galt es, die Spannung der Zuhörer in der Schwebe zu lassen. Maximus verteilt seinen Stoff und es kann ihm nicht ergehen wie jenem unglücklichen akademischen Lehrer, der in der ersten Stunde alles gesagt hatte, was er wußte. Das führt uns darauf, die äußern Umstände zu erörtern, unter denen eine solche Vortragsreihe gehalten wurde.

Zunächst dürfen wir als feststehend annehmen, daß auf jeden Tag nur eine einzige Rede entfiel. Das beweist der Eingang der zweiten *διάλεξις* unseres Zyklus. In der Überlieferung lauten zwar die Worte: *ἐπεχείρει ἐχθρὸς λόγος τις παρελθὼν πείθειν ἡμᾶς, ὡς αἱρετέον ἡδονήν, ἐὰν προσγένηται αὐτῇ τὸ ἀσφαλές.* Aber schon Heinsius hat evident *ἐχθὲς* für das störende *ἐχθρὸς* geschrieben. Die erste Rede wird also als gestern gehalten bezeichnet. Maximus selbst bietet noch eine andere Parallele für diesen Usus. Die Reden 15 und 16 der *Φιλοσοφούμενα* (21 und 22 Duebn.) gehören als *λόγος* und *ἀντιλογία* sichtlich zusammen. Sie behandeln den Gemeinplatz, ob der *πρακτικός* oder der *θεωρητικὸς βίος* vorzuziehen sei. In der ersten wird das Lob des *πρακτικός* gesungen. Im Eingang der zweiten heißt es nun, wenn wir die Umschweife des Redners auf seinen Gedankeninhalt reduzieren: Nachdem der

πρακτικὸς βίος zu Worte gekommen ist, *φέρειν δῶμεν τήμερον τὴν ἀπολογίαν τῷ ἑτέρῳ τῶν λόγων καὶ τῶν ἀνδρῶν τῷ θεωρητικῷ* (1 b). Also auch hier ist die vorhergehende Rede am gestrigen Tage gehalten. Dann schließen wir weiter, daß Maximus bei seinem ersten Aufenthalt in Rom sechs Tage hintereinander sprach. Die einzelne Rede wird durchschnittlich 20 Minuten gedauert haben: es war also eine recht kurze Predigt. In dieser kurzen Zeit verlangte aber das verwöhnte Publikum eine Höchstleistung oratorischer Kunst. Man wird finden, daß für einen derartigen Zyklus sechs Reden eine angemessene Zahl ist. Alle diese allgemeinen Voraussetzungen muß man sich erst klar gemacht haben, ehe man eine Würdigung von Maximus' Rednertätigkeit unternimmt [1]).

In der ersten Rede hatte Maximus die *ἡδονή* noch als ein Gut gelten lassen. In der zweiten geht er aber einen Schritt weiter und nimmt selbst diese Konzession an seinen vom Epikureismus angekränkelten Hörerkreis wider zurück. Das ganze epikureische Lehrgebäude stürzt dadurch zusammen. Nach Maximus kann die *ἡδονή* kein *ἀγαθόν* sein, da es kein *ἀγαθὸν σαλεῦον καὶ κραδαινόμενον* gibt, ein Gedanke, der übrigens Epiktet (II 11, 19) entlehnt zu sein scheint. Also kann die *ἡδονή* höchstens als ein *φαινόμενον ἀγαθόν* gelten. Damit ist ein neues Problem gestellt, die Frage nach dem wahren *ἀγαθόν*. Wie erfaßt man dieses? Doch nur durch die Erkenntnis der menschlichen Natur. Denn die *ἀρετή* eines jeden Wesens ist in ihrer *δύναμις ξυμφυὴς διασωστικὴ τοῦ γένους* begründet. Das ist ein von Maximus oft widerholter Topos, und woher dieser letzten Endes stammt, wird uns gleich aus den folgenden Ausführungen klar, die, sogar mit wörtlichen Anklängen, dem herrlichen Mythos im Protagoras (320 D ff.) entnommen sind. Jedes Wesen ist danach von der Natur dermaßen ausgestattet, daß es sich im Kampfe ums Dasein behaupten kann. Natürlich läßt es sich der Sophist nicht nehmen, das Bild des *γυμνὸς καὶ ἀσθενὴς καὶ ἄτριχος ἄνθρωπος* inmitten der andern *ζῷα* auszumalen, wobei er sich ergiebig der platonischen Farben bedient. Aber er geht auch keinen Schritt weiter und bleibt gerade dort stehn, wo die eigentliche Lösung des Problems beginnt. Die Spannung bleibt und wird durch den effektvollen Schluß nur noch verstärkt. Mögen morgen — so deutet der Redner dadurch an — die Zuhörer widerkommen, um des Rätsels Lösung zu erfahren.

Aber die dritte *διάλεξις* zeigt erst die wahre Kunst des Redners. Er versteht es, unsere Erwartungen noch länger hint-

---

[1]) Daher wird man die Annahme, alle 41 *διαλέξεις* seien in einer Reihe hintereinander gehalten, als indiskutabel ablehnen. Kein Mensch bringt es über sich, sechs Wochen lang täglich eine Predigt anzuhören. Im übrigen ist sehr interessant ein Vergleich des Maximus mit der Missionspraxis der katholischen Kirche. Seine direkten Nachfahren wirken noch heute in Rom, wovon man sich in der Fastenzeit im Gesù überzeugen kann.

anzuhalten. Den Anfang macht eine äsopische Fabel, eine von Maximus beliebte Eingangsform. Diese Fabel beweist, ganz im Sinne Epikurs, daß die ἡδονή auf keinen Fall schlechthin ein κακόν sein könne. Daß sie deshalb kein ἀγαθόν für den Menschen sei, weil er sie mit den Tieren teile, wird als πλεονεξία, als geistiger Hochmut zurückgewiesen[1]). Und wenn man, so meint er, der ἀρετή das ἡδύ nimmt, so macht man auch sie unmöglich (5a). Als Beweis folgen wider Beispiele aus Sage und Geschichte: Herakles, Sokrates, Diogenes der Hund und die Spartaner, die typischen Vertreter des πόνος, auch sie empfinden doch alle eine gewisse ἡδονή bei der Ausübung dessen, was sie Tugend und das ἀγαθόν nennen. Und aus der eigenartigen prästabilierten Harmonie, welche diese höchst merkwürdige Zusammenstellung bewirkt hat, kann Maximus am Schluß der Rede die etwas vom Thema abschweifende Folgerung ziehen, daß alles seine Zeit habe, Ernst und Scherz, Arbeit und Erholung[2]), ja daß die Mühe selbst mit einer Art von Lustgefühl verbunden sei: ἀλλ' οὐδ' οἱ πόλεμοι, τὸ σκυθρωπότατον, ἡδονῶν ἔρημοι· ἀλλὰ συντάττεται τούτοις ἡ Τυρρηνὴ σάλπιγξ ἢ αὐλὸς τριηρικὸς ἢ ᾠδὴ ἐμβατήριος. ὁρᾷς τὴν ἀφθονίαν τῶν ἡδονῶν.

Die vierte διάλεξις des Zyklus trägt den Titel: τί τέλος φιλοσοφίας. Man könnte daher zunächst im Zweifel sein, ob die Überlieferung ihr nach den drei, auch durch den Titel eng verbundenen Reden περὶ ἡδονῆς den richtigen Platz angewiesen habe. Aber ihre weitere Betrachtung zerstreut jegliche Bedenken. Maximus geht wieder von einem Spruch aus: χαλεπὸν εὑρεῖν λόγον ἀληθῆ. Dieser Satz gilt ganz besonders von der Philosophie, wo immer ein λόγος mit dem andern streitet. Damit kehrt das Motiv der πολυφωνία zurück, das in der ersten Rede angeschlagen war. Entscheidend ist aber der Anfang des zweiten Kapitels: αὐτίκα ἐν τῷ παρόντι τούτῳ σκέμματι, ἡδονῆς ἀρετῇ ἁμιλλωμένης καὶ ἀντεξεταζομένης κτλ. Daraus ersehen wir, daß Maximus nicht nur die drei ersten Reden, sondern die ganze Vortragsreihe — er nennt sie als Prediger 'Betrachtung' (σκέμμα) — unter den leitenden Gesichtspunkt des Gegensatzes von ἀρετή und ἡδονή gestellt hat. Aber die Stelle läßt uns noch tiefer in den architektonischen Aufbau dieses Zyklus blicken. Maximus spricht von einer ἅμιλλα zweier λόγοι, und da erinnern wir uns rechtzeitig, daß er nicht allein Philosoph, sondern auch Rhetor ist. Mit einem Schlage entdecken wir in den ersten vier Reden das gute alte Schema

[1]) Wie die Übereinstimmung dieser Stelle mit Seneca (epist. 73, 6) beweist, arbeitet Maximus auch hier mit poseidonischem Gedankengut.

[2]) Ich kann mir nicht versagen, auch hier wider auf Abraham a Santa Clara hinzuweisen. Er sagt in 'Gehab' dich wohl': Alles zu seiner Zeit. Es ist Zeit zum Lachen und Zeit zum Weinen, Zeit zum Frieden und Zeit zum Greinen, Zeit zum Niederreißen und Zeit zum Bauen, Zeit zum Ackern und Zeit zum Hauen — und so gehts endlos weiter. Man ersieht aber aus dieser Parallele, daß die selbe Literaturgattung immer wider die selbe Topik hervorbringen muß, weil die Menschen stets die selben bleiben.

der rhetorischen Tetralogie antiphontischen Angedenkens. Wir führten bereits oben ein Beispiel solcher sophistischen Kunstübung aus Maximus an, bei dem es sich allerdings nur um ein einziges Redenpaar handelte (S. 192). Die Hauptsache ist indessen, daß das Prinzip bei Maximus nachgewiesen ist, denn ob zwei oder vier Reden (je zwei für Ankläger und Verteidiger), es ist im Grunde das selbe, nämlich das in *utramque partem disputare*, wie man es eben in der Rhetorenschule lernte. Nun nimmt uns Maximus selbst jeden Zweifel. Im ersten Kapitel (d) der vierten Rede sagt er: *τὰς μὲν οὖν πολιτικὰς διαδικασίας εὐθύνει ψῆφος καὶ ἀριθμὸς δικαστῶν καὶ γνώμη ῥήτορος καὶ δήμου χεῖρες. ἐνταῦθα δὲ* (d. h. in Sachen der Philosophie) *τίς ἡμῖν παρέσται δικαστής, καὶ τίνι ψήφῳ τἀληθὲς κρινοῦμεν.*

Es ist demnach klar: was der große Denker und Dichter Platon in der Kunstform des Dialogs, der alles umfassende, universale Geist des Poseidonios in fortlaufender Rede ausgedrückt hatte[1]), das gießt der Graeculus und Epigone, der Schüler der zweiten Sophistik und Zeitgenosse Lukians in die Gestalt der rhetorischen *μελέτη* um. Nicht ohne Geschick, wie wir gestehen müssen. Denn wir hatten das bisher nicht bemerkt. Wie denn überhaupt all die Schliche und Kniffe der Maximus und seinesgleichen noch lange nicht durchschaut sind. Hat man doch diese minutiös gearbeiteten und fein ziselierten Paradestücke für Stegreifreden ausgeben wollen, die ein gewiegter Stenograph *ἀπὸ φωνῆς* nachgeschrieben habe!

Rückschauend gewinnen wir so das rechte Augenmaß für die drei ersten Reden und ihre innere Verknüpfung. Wenn wir in der ersten und dritten Rede Maximus in einem gewissen Sinne den Standpunkt Epikurs vertreten sehen, so tritt er eben in der Maske eines *συνήγορος* der *ἡδονή* auf. In der zweiten *διάλεξις* darf er dafür Epikur heftig tadeln, weil er in ihr die Rolle des Anklägers übernommen hat. Wir müssen also erwarten, daß sich die vierte wiederum zur dritten wie die zweite zur ersten verhält. Dem ist in Wirklichkeit auch so. 'Die große Masse derer, welche die Lust preisen, will ich noch ertragen.' So beginnt Maximus den Hauptteil seines vierten Vortrags (3a). Aber dann fährt er fort: 'Doch den Epikur ertrage ich nicht, weil er sich den Namen eines Philosophen gibt, noch kann ich eine *φιλοσοφία ὑβρίζουσα* gelten lassen, ebenso wenig wie einen Feldherrn, der selbst das Zeichen zur Flucht gibt.' Also ist er hier wider auf den Standpunkt der zweiten Rede zurückgekehrt. Das Prinzip der Tetralogie ist also konsequent durchgeführt.

Und dennoch gibt auch diese vierte Rede keinen Abschluß. Es sollten ja noch zwei weitere auf sie folgen. Nicht einmal ihr

---

[1]) Von dem Protreptikos des Poseidonios (s. o. S. 189) wissen wir nach Form und Inhalt noch sehr wenig. Ein Dialog scheint er aber nicht gewesen zu sein.

eigentliches Thema wird erschöpft. Denn die Frage nach dem *τέλος* der Philosophie erhält nur eine negative Antwort. Die *ἡδονή* ist dieses *τέλος* unter keinen Umständen; das ist das Ergebnis der etwas langatmigen Ausführungen. Wohl aber wird dem Gedanken der eigentlichen menschlichen *ἀρετή* weiter nachgegangen, den die zweite *διάλεξις* aufgebracht hatte. Es gilt nunmehr, die Stellung des Menschen innerhalb der organischen Natur festzulegen, und hier greift Maximus wider auf die Lehren der *ἀρχηγέται* seiner Schule zurück, diesmal nicht auf Platon selbst, sondern auf Xenokrates, dessen mystische Weltanschauung freilich dem alten Platon nicht allzu fern steht[1]). Die Stufenleiter: Gott, Dämon, Mensch, Tier, die ein allmähliches Absteigen der Vollkommenheit nach unten voraussetzt, ermöglicht es, dem Menschen seinen Platz in der Schöpfung anzuweisen als einem Mittelding zwischen Gott und Tier (7a). Von jenem hat er den *λόγος*, von diesem die *ἡδοναί* und *ἐπιθυμίαι*. Um dies zu veranschaulichen wählt Maximus — wider nach alten Vorbildern — das Bild eines fabelhaften Zwitterwesens, den Hippokentaur. So wie in ihm Mensch und Tier durch ein unauflösliches Band zusammengekettet sind, so vereinigt auch der Mensch in sich die göttliche und die tierische Natur in unversöhnlichem Zwiespalt. ‘Wenn die tierischen Begierden sich der Seele des Menschen bemächtigen, so lassen sie ihm zwar äußerlich noch das menschliche Ebenbild, aber sie machen den, der ihnen nachgibt, zum Tier’ (8b). Der Gedanke wird nicht zu Ende gedacht, die umgekehrte Schlußfolgerung nicht gezogen; mit Absicht bricht der Redner gerade an dieser Stelle ab, um den Stachel im Herzen seiner Zuhörer zurückzulassen.

Natürlich ist das kein Abschluß, der befriedigen könnte. Und wider behält die Überlieferung Recht. Die fünfte Rede knüpft an den Schluß der vierten an: sie beginnt mit einer Klage über die Schwäche der menschlichen Natur, die in jenem Zwiespalt ihres innern Wesens, den beiden Seelen in einer Brust, begründet ist. Ihr Titel lautet: *ὅτι ἔστι καὶ ἐκ τῶν περιστάσεων ὠφελεῖσθαι*, und man ahnt nach ihm, worauf Maximus eigentlich hinaus will. Er kommt zu keinem reinen Resultat. Gegen die *ἀνάγκη* ist der Mensch wehrlos, und deshalb muß er sich mit der Rolle begnügen, die ihm die Götter zugeteilt haben, muß als Doppelwesen weiter leben. Aber dennoch hat er in seinem Innern einen Trieb nach Höherm und ein Streben zu dem Göttlichen: den Eros nach dem Guten und Schönen. Da vernehmen wir wider die Stimme des Platonikers. Freilich muß er, der Schüler und Nachfahre des Poseidonios resigniert gestehen, daß eine absolute *εὐδαιμονία*, d. h. die *εὔροια βίου* (2c), von der einst die

---

[1]) Daß in den Reden 8 und 9 Hob. (14 und 15 Duebn.) Xenokrates von Maximus stark benutzt ist, hat R. Heinze Xenokrates (Leipzig 1892) S. 99 ff. nachgewiesen. Hier kehren die selben Gedanken wider. Höchst wahrscheinlich ist der Vermittler wider Poseidonios.

alten Stoiker (vgl. Zenon fr. 184 Arn.) träumten, wegen der vielen Widerwärtigkeiten des Lebens eine bare Unmöglichkeit sei. Im Gegenteil muß allzu großes Glück bedenklich stimmen, wie das Schicksal eines Nikias, eines Kroisos und Polykrates beweist. Und das Beispiel des Perserkönigs Artaxerxes lehrt, daß ein Trunk Wassers für den Verschmachtenden eine größere ἡδονή bedeutet als die auserlesensten Tafelgenüsse für den reichen Prasser (cap. 6). In gewohnter Weise häufen sich die Beispiele aus Sage und Geschichte, die den Wert des πόνος auch für die ἡδονή beweisen. 'Nimm den Athenern den Gewaltmarsch nach Marathon und ihre dortigen Verluste, so nimmst du ihnen ihren Ruhm' (9g). So schließt die Rede mit einem Kompromiß, einer Synthese zweier Weltanschauungen, die sowohl ἀρετή wie ἡδονή in ihren Rechten bestehen läßt. Der Abschluß, der das ganze σκέμμα krönt, ist erreicht. Gewiß nicht im Sinne einer strengen Systematik, die in logischer Reihenfolge die Gedanken deduziert, wohl aber im Geiste dieser Art von Beredsamkeit, die ergötzen, aber zugleich auch belehren, erheben und trösten will, ohne dabei in Pedanterie und Langweiligkeit zu verfallen.

Was soll da nun die sechste Rede, wird man fragen, auch wenn man die Bedenken gegen die Überlieferung gänzlich fallen läßt. Nun, es gehört auch diese sechste διάλεξις dem selben Zyklus an. Und zwar schließt sie ihn ab, wie etwa das Satyrspiel die ernste Trilogie. Nach der immerhin schweren Kost der fünf ersten Reden kommt noch ein stimmungsvolles Schlußbild, πῶς ἄν τις πρὸς φίλον παρασκευάσαιτο lautet der Titel. Der Inhalt wird damit nur unvollkommen angedeutet, wie man denn überhaupt gegen die Echtheit der Überschriften bei Maximus mancherlei Bedenken haben kann. Besser würde es heißen: περὶ φιλανθρωπίας. So klingt die Vortragsreihe aus in das hohe Lied der Menschenliebe. Gerade in Rom, der großen Stadt, muß man sich diese Rede gehalten denken; manche Ausführungen haben fast römischen Lokalkolorit (vgl. z. B. 3b, wo der großstädtische *struggle for life* geschildert wird), aber auf weitere Vermutungen wollen wir uns nicht einlassen. 'Frieden unter den Menschen, vor allem aber Frieden in der eigenen Seele', das ist es, was der Redner als das letzte Ziel unseres Lebens hinstellt. Dazu ruft er zum Schluß die Philosophie herbei: διώκωμεν τὴν ἐκεχειρίαν, παρακαλῶμεν φιλοσοφίαν· ἡκέτω, σπενδέσθω, κηρυττέτω!

Wo alles sich so harmonisch zu einem Ganzen ordnet, da kann wohl an der Überlieferung, die uns diese sechs Reden als einen Zyklus bietet, kein Zweifel sein. Wir müssen ihr schon glauben: diese διαλέξεις hat Maximus bei seinem ersten Auftreten in Rom gehalten. Wann dies war, wissen wir nicht. Vielleicht werden wir es einmal erfahren, wenn die Forschung sich mehr mit dem in vieler Hinsicht so reizvollen Schriftsteller befaßt hat.

Zur Philosophischen Propädeutik im Gymnasium

von

Oskar Metzger gen. Hoesch.

Es mag ein Zufall sein, daß in einem der letzten Hefte der Neuen Jahrbücher (19. J. Heft 4) ein Aufsatz über philosophische Propädeutik und Wehrvorbereitung der Jugend nebeneinander stehen. Von der bis zum Überdruß gehörten Forderung nach einer 'deutschen Schule' abgesehen, sind die beiden wohl die Fragen, die zur Zeit das Interesse am meisten fesseln. Während die letztere trotz einer augenblicklichen Pause noch in der Entwicklung begriffen ist, hat sich das Material über die philosophische Prodädeutik von Jahr zu Jahr gehäuft[1]), und es ist kein Abflauen des Interesses zu erkennen; im Gegenteil, der Krieg scheint die Sehnsucht nach philosophischer Durchdringung des Lebens vertieft zu haben. Klar treten die zwei Hauptwege hervor, die eingeschlagen wurden.

Die einen fordern eine besondere Stunde für das neue 'Fach' auf der Schule; ihre Stimme verstärkt nur den Doppelchor derer, die zwar alteingesessene Rechte im Lehrplan besitzen, denen es aber jetzt in ihrem Häuschen zu enge geworden ist, und die daher anbauen möchten; alle Fächer sind in ungezählten Vertretern beteiligt, und jeder vermeint, der Nachbar könne entbehren, was er glaubt mehr haben zu müssen. Aber fast noch stärker ist der Chor derer, die draußen stehen und stürmisch für ihr Fach Einlaß in die Schule begehren. Die Erregung der großen Zeit zittert in allen nach. Aber eben darum, meinen wir, dürften für den Augenblick solche Umbauten noch nicht vorgenommen werden, auch auf die Gefahr des Vorwurfs hin, kurzsichtig konservativ und altmodisch zu sein.

Müßten so aus grundsätzlichen Erwägungen auch lieben Gästen, wie eben der philosophischen Propädeutik, die Tore noch verschlossen sein, so bleibt nur die zweite Richtung zu erwägen: Ihre Anhänger wollen die Propädeutik eingliedern in vorhandene Fächer, zunächst in den Deutschunterricht der Prima. Aber auch hier scheiden sich sofort wieder die Wege: Wir betrachten zunächst den ersten.

I.

Man kann sich eine Wochenstunde — mehr ist innerhalb dieses Rahmens völlig ausgeschlossen — für die Behandlung philosophischer Fragen festlegen, was sicher unterrichtlich den Vorteil haben wird, daß man nicht in den Anfängen stecken bleibt, sondern ein gewisses Pensum auch erledigt. Hier tun sich nun drei Möglichkeiten auf: historische, systematische oder historische *und* systematische Behandlung. Die lediglich historische Betrachtung würde sicherlich dem jugendlichen Geist nicht das bieten, was er sucht, die rein systematische Behandlung, die

---

[1]) Eine dankenswerte Übersicht gibt über die 4 letzten Jahre Schmidkunz, Lehrproben und Lehrgänge, J. 1916, Heft 1/2.

sich besonders früher in den 'Hauptpunkten der (formalen!) Logik und Psychologie' erschöpfte, erweckt schwerlich die innere Teilnahme, von anderen Schwierigkeiten, die Engert (Neue Jahrb. 19, 178f.) treffend anführt, ganz abgesehen. So bleibt anscheinend nur der Weg einer systematischen Behandlung mit historischen Rückblicken oder einer historischen Behandlung mit systematischen Ausblicken. Einen solchen schlägt auch Engert a. a. O. vor, indem er das Hauptgewicht legt auf die systematischen Darlegungen und historische Rückblicke einflicht[1]). Vom unterrichtlich-erzieherischen Standpunkt aus erscheint eine Anknüpfung an die Geschichte der alten Philosophie als das Gegebene. Die soviel berufene Konzentration des Unterrichts könnte hier im Gymnasium einen Triumph feiern; man knüpft an die dem Gymnasiasten vertrauten Gestalten der Vorsokratik usw. an, bei denen sich schon die meisten modernen Probleme *in nuce* finden. Die Lektüre (z. B. Euripides und Plato) bietet weiterhin Anknüpfung an bekannte Persönlichkeiten, deren philosophische Seite nun herausgearbeitet wird, immer in Hinsicht auf das Werden und Wachsen der Probleme[2]). Mit den alten Denkern lernt der junge Geist in biogenetisch gesetzlicher Verbindung das *θαυμάζειν*, mit ihrem Tieferdringen von außen nach innen, von der Welt zum Menschen, geht er verstehend mit, zu der Anschauung gesellt sich das Denken[3]). Frage um Frage erhebt sich, in den großen Denkern ziehen die Probleme vorüber, um dann zum Schluß hinter

[1]) E. scheint unter dem Einfluß Külpes zu stehen; doch seien für die Behandlung in der Schule zwei grundsätzliche Bedenken vermerkt: Es erscheint mir nicht angebracht, als Einleitung — in zwei Stunden — Begriff und Aufgabe der Philosophie historisch und systematisch abzugrenzen, in die eben erst die Schüler eingeführt werden sollen; m. E. gehört das als Zusammenfassung an den Schluß. Wenn ferner der Verfasser in einem zwölfstündigen ersten Teil systematisch die naive Fragestellung in Logik, Ethik und Ästhetik entwickelt, um sodann in weiteren zwölf Stunden diese Fragestellung historisch von den Joniern bis Kant zu verfolgen und in einem letzten Teil eine moderne Formulierung der philosophischen Grundfragen systematisch zu geben, so erscheint mir dies Verfahren einer systematischen, historischen und dann wider systematischen Darlegung zu uneinheitlich: Wäre nicht viel anschaulicher und einheitlicher die naive Fragestellung an der Vorsokratik und Sokratik zu entwickeln, deren Durchverfolgung dann die systematische Krönung folgen könnte? Dies führt zu den obigen Ausführungen zurück.

[2]) All dies, ohne daß man auf die Lehre der Hegelianer eingeschworen sein müßte, die Kuno Fischer am knappsten formuliert hat: Die Philosophie ist die Geschichte der Philosophie.

[3]) Zahlreich sind die Führer für den Lehrer: aus kritischer Benutzung von Kinkels Geschichte der Philosophie (1906/08), die gerade als Einleitung in die Philosophie geschrieben ist, vor allem aus den zwar subjektiven, aber äußerst anregenden 'Griechischen Denkern' von Th. Gomperz läßt sich viel herausholen, von den Grundwerken (Zeller, Diels, Schmekel u. a.) zu schweigen, die als Voraussetzung fast ebenso notwendig sind, wie die Lektüre der Philosophen selbst. Eine Geschichte der Vorsokratik für sich als Einleitung in die Philosophie fehlt uns leider noch immer. V. der Pfordten hat neuerdings, um nur einen (oben angedeuteten) besonderen Punkt hier zu erwähnen, den Begriff der Anschauung in dieser ältesten Philosophie wider erfrischend zur Geltung gebracht: 'Konformismus' III, 1, 'Die Grundurteile der Philosophen', Heidelberg 1913, S. 33ff. Von systematischen Lehrbüchern sei hier nur Rudolf Lehmann, Lehrbuch der philosophischen Propädeutik (Berlin 1907²) hervorgehoben.

einer systematischen Zusammenfassung zurückzutreten, die Ideen hinter ihren Erzeugern. Einheit und Vielheit, Veränderung und Beharren, Außenwelt und Innenwelt, das Wahrheitsproblem und das Glücksproblem wird berührt[1]); eine Weltanschauung soll nicht 'gelehrt' werden, Erkenntnis endet zuletzt doch in Problemen. — Wir haben diesen einen Weg herausgegriffen, ohne andere verurteilen zu wollen.

II.

Neben dieser Möglichkeit einer zusammenhängenden Behandlung steht noch eine zweite, die gelegentliche, die auch ihre Vertreter schon immer gefunden hat. Gewiß spielt um manches Pädagogen Mund ein leichtes Lächeln, das besagen soll: Wie kann man Philosophie zu gelegentlicher Behandlung herabziehen? Ganz gewiß liegt die Gefahr nahe, daß bei solcher Freigabe der Behandlung nicht soviel 'durchgenommen' werden kann, wie bei einer planmäßig festgelegten. Doch sind wir hier so glücklich, einmal aus vollem Herzen sagen zu können: Es kommt nicht an auf das Was und Wieviel, sondern auf das Wie. Dies gibt dem Lehrenden jene herrliche innere Freiheit, schenken zu dürfen, wenn die Gelegenheit es bietet, wenn das Herz ihn drängt. Es kann in der Platostunde sein, wenn man etwa an die große ethische Linie Judentum—Sokrates—Christus anknüpft, in der Geschichte, wenn vielleicht das irrationale gerade einmal besonders lebhaft sein Widerspiel herbeisehnen läßt, oder in der deutschen Lektüre bei Faust wie in Schillers Prosa, aber ebenso gut in der Physik- oder Mathematikstunde, wenn auch nur einen Augenblick lang das Gefühl sub specie æternitatis ein junges Herz gestreift hat. Lambeck[2]) erzählt eine sehr charakteristische Anknüpfung durch seinen Lehrer Erler:

'Eines Tages hatte ein Primaner die Wendung gebraucht: "Das Gesetz gebietet". Da fragt Erler: "Wie denken Sie sich ein solches Gebieten? Steht das Gesetz den Dingen als ein Herr gegenüber, der Gehorsam verlangt?" Schüler: "Nein, das ist nur ein Bild. Die Gesetze liegen in den Dingen selbst". Erler: "Ist das denn nicht erstaunlich, daß die Dinge so beschaffen sind, daß wir Gesetze von ihnen abstrahieren können?" Schüler: "Ja, das fällt mir jetzt auf". Erler: "Und nun betrachten wir einmal den Charakter der Naturgesetze, die wir so gewinnen. Haben sie Gültigkeit nur für die Gegenwart?" Schüler: "Nein, sie gelten für alle Zeiten". Erler: "Gelten sie nur für den Ort, an dem wir uns heute befinden?" Schüler: "Nein, sie gelten für jeden beliebigen Ort". Erler: "Aber was berechtigt uns zu der Ansicht, daß ein Gesetz nicht nur für Züllichau, sondern auch für den Sirius, nicht nur für den heutigen Tag, sondern für alle Jahrtausende vor und nach uns gilt?" Schüler: "Wir setzen voraus, daß die Natur gleichmäßig ist". Erler: Jawohl, aber mit welchem Rechte?" Schüler: "Das wissen wir nicht". Erler: "Sehen Sie, da liegt ein Problem".'

[1]) Rudolf Eucken, Einführung in eine Philosophie des Geisteslebens (1908 f.).

[2]) In Norrenbergs Buch 'Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkrieg', 1916, S. 66 f.

Es ist nicht zu verkennen, daß durch solch ein θαυμάζειν der junge Geist vielleicht stärker angelockt wird, diesen Gedanken weiter nachzugehen, als durch eine zusammenhängende Erörterung. Lambeck, den wir eben aus Norrenbergs wertvollem Buch zitierten, führt diesen Gedanken in einer ausgezeichneten Weise durch, Wundtschen Gedankengängen offenbar (vgl. S. 64) nicht fernstehend[1]. Es kommt eben auch noch ein höherer Gesichtspunkt in Frage, das Wesen der Philosophie selbst. Philosophie ist keine Sonderwissenschaft, kein Fach, ja nicht einmal eine Welt für sich. Sie ist in einer ewigen Bewegung auf die Erkenntnis hin, ihr Weg, wie Otto Liebmann gesagt hätte, eine Reihe von 'Approximationen an die Wahrheit'. Auch darum also ist sie so schwer einzufangen in den Plan von Lehrstunden, ganz abgesehen von der großen Bedrängnis, in die der Deutschlehrer kommt, wenn er von seinen kargén Stunden eine ständig abgeben muß für Propädeutik. Man hat auch mit Recht hervorgehoben, daß doch gewisse Beziehungen bestehen zwischen Kunst und Philosophie, in ihrem auf Erfassen des Ganzen der Welt gerichteten Grundtrieb wie in ihrer intuitiven Produktion[2]. Hier kann sich dann bei freiem Geben das Spontane erst recht fruchtbar erweisen und so Anregung ausstreuen. Es darf wohl auch in diesem Zusammenhang an ein Gespräch mit Rudolf Eucken erinnert werden: Als der junge Student, begeistert von den ersten Studien, zu ihm kam und seinen Rat begehrte, wie er sich am besten zur Erlangung des Fachs 'Philosophische Propädeutik' vorbereite, da meinte Eucken unter Hinweis auf seine eigene Erfahrung: 'Lassen Sie sich nicht in dem prüfen, was Ihnen Herzenssache ist wie Philosophie! Treiben Sie es für sich; das bringt den schönsten Lohn'. Es lag für den jungen Studenten eine etwas enttäuschende Wahrheit in diesen Worten, aber es bleibt eine große Wahrheit. So ist es wohl auch beim Schüler von tieferer Anregung, wenn man ihn bei Gelegenheit zu den tiefsten Fragen führt, nicht im Abhören von Stunde zu Stunde. Fühlt er sich auch durch einen wahrhaft vertieften philosophischen Unterricht von mehr Seiten auf die eine Philosophie hingewiesen, so wird ihm von selbst die große Wahrheit von den vielfältigen Beziehungen der Philosophie zu den einzelnen Wissenschaften wie zum Leben aufgehen, Beziehungen, die jeder Philosophie eigen sind. Dazu kommt noch eins, was hier vielleicht tiefer wirken kann, als alles andere: die persönliche Anregung durch den Lehrer außerhalb der Schule; sie ist mehr ein Kapitel vom Menschen und Erzieher als vom Lehrer, schönsten Lohn trägt sie in sich. — Es soll hier nur noch einem Bedenken gewehrt werden: nämlich daß bei solch freier Behandlung der Zufall die Herrschaft führe und so das positive Ergebnis zu gering sei. Ganz gewiß gehört auch hier (Lambeck bei Norrenberg, S. 69) ein bestimmter Plan dazu, zunächst für den Einzelnen, um an dem und jenem bestimmten Punkt die betreffende Vertiefung, Erläuterung oder Weiterführung eintreten zu lassen, sodann aber auch eine Besprechung der Primalehrer, die sich ebenfalls die Behandlung philoso-

[1]) Vgl. W. Wundt, Einl. in die Philosophie (1906) § 2 u. passim.
[2]) Vgl. Grenzboten, 72. Jahrg., 51.

phischer Fragen vorgenommen haben, um Lücken oder aber auch doppelte Darbietung (was freilich auch anregend sein könnte) zu vermeiden; endlich auch — ein Vorschlag Lambecks — eine einheitliche Zusammenfassung am Schluß der Primajahre.

Ganz gewiß ergibt sich auch bei einer solchen, nicht an eine Wochenstunde gebundenen Behandlung philosophischer Fragen Gelegenheit zu großen Linien und Durchblicken. Die Persönlichkeit des Lehrers, bei der hier das Höchste vorausgesetzt wird, kann sich in einer Freiheit auswirken, die den Stempel des Eigenen, Unmittelbaren trägt. Er wird keine 'Weltanschauung' in die jungen Seelen hineintragen, aber sie zu den Problemen führen, er wird den ἔρως in ihnen wecken. Dann hat r seine heiligste Aufgabe erfüllt.

MITTEILUNGEN

Wie die Gälen das Englische aussprechen

Man rügt am Durchschnittsdeutschen, daß er eine schwere Zunge habe und fremde Sprachen arg verhunze; besonders wirft man ihm die Verwechslung weicher und harter Konsonanten vor und das Unvermögen, Zwischentöne auszusprechen. So legen die Pariser Witzblätter dem deutschen Reisenden Worte in den Mund wie bas (pas), choli (joli), bedit (petit), mossiê (monsieur), pong (statt bon mit Nasal) usw., und die Engländer stechen uns etwa folgende Schnitzer auf: forgif (forgive), clafer (clever), haf (have), apolochise (apologise), soch (such), ting (thing mit dem bekannten, schwer zu lernenden Lispellaut). Es muß uns darum überraschen, daß die Engländer auf ihrer eigenen Insel Tausende von Eingeborenen beherbergen, die sich am Englischen genau nach deutschem Muster versündigen. Dies sind die Nachkommen der alten Kelten. Da finden wir bei den Hochschotten die Vertauschung von harten und weichen Konsonanten im An-, In- und Auslaut; unbestimmt gefärbte Diphthonge und Zwischentöne werden durch einfache Vokale ersetzt und das schwierige th wird durch s widergegeben. Anbei eine kleine Blütenlese von hochschottischem Englisch, die ich William Blacks Roman 'Madcap Violet' entlehne: Kott (God), pless (bless), apout (about), peautiful (beautiful), afrait (afraid), parrtriches (partridges), trooned (drowned), troosers (trousers), faisant (pheasant), bekass (because), wass (was), iss (is), gif (give), whateffer (whatever), ferry (very), heffing (having), soosand (thousand). Ähnliche Verstöße werden auch für die keltischen Waliser bezeugt und zwar durch keinen geringeren Gewährsmann als William Shakespeare ('Lustige Weiber von Windsor'). Da lesen wir u. a.: petter (better), peds (beds), prain (brain), prings (brings), plessing (blessing), prief (brief), goot (good), worts (words), tevil (devil), trib (trip), Hibbocrates (Hippocrates), stog (stock), knog (knock), fehemently (vehemently), fery (very), vlout (flout). Wir erhalten hier im wesentlichen das selbe Bild, nur daß die Waliser bloß Konsonanten verpfuschen und das th richtig behandeln. Die Übereinstimmung mit der verkehrten deutschen Redeweise ist ganz verblüffend und um so merkwürdiger, als die gälischen Vettern der Hochschotten und Waliser: die Iren solche Verstöße nicht zu machen pflegen. Der Ire spricht zwar breit — weshalb seine Mundart gern als Irish brogue bezeichnet wird — aber er verunstaltet nur gewisse Vokale (lave statt leave, plase statt please, howld statt hold, obleege statt oblige, fawther statt father usw.), und er wird den Konsonanten mit Einschluß des th gerecht (vgl. u. a. Thackeray, Pendennis). Warum gerade die Hochschotten und Waliser, die doch der Anglisierung einen weit geringeren Widerstand entgegensetzen als die Iren, in der Aussprache des Englischen

'deutsche' Eigentümlichkeiten zeigen, die dem irischen Zweig der gälischen Rasse abgehen, vermag ich nicht anzugeben, da ich die in Betracht kommenden keltischen Sprachen nicht kenne, in deren Schoß doch wohl die Wurzeln dieser Verschiedenheit zu finden sein müssen.

Mundartliche Eigenheiten der französischen Aussprache

Alle halbwegs gebildeten Deutschen wissen, daß jeder deutsche Stamm sich unsre Muttersprache nach seinem Geschmack mundgerecht macht und daß z. B. der Ostpreuße ein ganz anderes Deutsch redet als der Bayer. Viel weniger bekannt dürfte sein, daß auch in Frankreich, dem klassischen Lande der Gleichförmigkeit und Zentralisierung, des Alexandriners und der Akademie die so streng geregelte Aussprache mundartlichen Eigenheiten unterliegt, die besonders im Süden stark hervortreten. In der Provence springt man mit dem accent aigu willkürlich um, setzt ihn, wo er nicht hingehört, läßt ihn weg, wo er stehen sollte. So sagt der Provençale: resolution statt résolution, defendre statt défendre, je repète statt répète, — dafür aber rétour statt retour, réconnaissance statt reconnaissance, sûrété statt sûreté. Ebenda spricht man die sonst stummen Endbuchstaben aus: l'Hérault heißt nicht Lerō wie im Norden, sondern Lerolt, Loubet nicht Lubë, sondern Lubëtt, tribune nicht tribün, sondern tribüné usw. Im Südwesten blüht die Verwechslung von eu und u. Dort sagen die Leute etwa: J'ai eu le bonhur (bonheur) de voir l'autur (l'auteur) de la proposition manquer de cur (coeur) et se rendre à l'argument de la pur (peur) und im Gegensatz dazu: Ces gens sortent de la breume (brume) des révolutions et ils en sont l'équeume (l'écume). Landschaftliche, von Urvätern ererbte Eigentümlichkeiten sind eben stärker und zäher als die Bestrebungen der 'Unsterblichen' des Institut de France, alles mit Pariser Firnis zu überstreichen. (Die Beispiele aus: Reybaud, Jérôme Paturot, II, S. 235 ff.)

Weimar. Sigismund.

Reden, eine Auswahl für die Schule von V. Thumser und H. Mörtl. Wien, Hölder, 1916. 331 S. 8.

Politische Reden, von Demosthenes dritter Philippica bis in den Beginn des Weltkriegs, Grabreden, von Thukydides bis Ad. Harnack, daneben Gelegenheitsansprachen: ein rasch gebundener Strauß, mit Anmerkungen für Leser, die keine fremde Sprache kennen.

Aus dem Seelenleben dreier junger Helden, veröffentlicht von Berth. Schulze. Berlin, Weidmann, 1917. 76 S. 1,90 ℳ.

Briefe und dichterische, auch philosophische Versuche dreier Kriegsfreiwilliger. Alle drei waren Abituri des Schillergymnasiums zu Lichterfelde, alle drei Inhaber des Eisernen Kreuzes, und sind nun Opfer des Weltkriegs geworden. Von ihren beigegebnen Bildnissen ist namentlich das des Dritten ansprechend, der, Werner Kreyenburg mit Namen, uns die tiefsten und verheißungsvollsten Blicke in sein noch stark gärendes Innere tun läßt. — Die etwas süßlichen Einführungsworte des Herausgebers, eines seinen Schülern offenbar besonders vertrauten Lehrers, hätte man gern entbehrt.

ANZEIGEN

Christian Friedrich Weiser, Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. 564 S. 8. 10 ℳ, geb. 12 ℳ.

Weiser geht von dem Gegensatz romanischer und germanischer Art aus: romanische Art von außen bestimmt, heteronom, nach Zusammenfassung unter Autoritäten strebend, germanische von innen bestimmt, autonom, sich entfaltende Freiheit. Weltgeschichtlich wird der Kampf ausgetragen unter Ludwig XIV. Shaftesbury, im engeren Rat seines Königs, ist mit Lord Somer die treibende Kraft beim Entschluß von 1701; er gilt als Mitverfasser der berühmten Rede des Oraniers vom 31. Dezember 1701. Dann erlebt er die große Enttäuschung, daß sein Land die Sache der Freiheit verrät, den Immoralismus im Völkerverkehr zur Richtschnur nimmt und damit auch die Privatmoral zerstört in dem Augenblick, in dem ihre äußere Bindung gefallen und 'das Bewußtsein eines wandellos Verpflichtenden' neu zu erwirken war. Weiser lehnt ab, daß Shaftesbury verzweifelte. 'Providence is in all.' Aber die Aufgabe — das ist Weisers Hohelsied — mußte von England auf ein anderes Volk übergehen, auf Deutschland.

Die Gedankenwelt seines Helden stellt Weiser nun dar, indem er jeweils das Problem aufstellt (Verinnerlichung, ästhetisches, künstlerisches Genießen usw.) und es mit großer Klarheit in die letzten Verzweigungen verfolgt. Gerne wird die Geschichte der Lösung gegeben; ausgezeichnet so z. B. die Entwicklungsreihe der Logosidee oder von Begriffen wie *moral*. Dann wird die Stellung Shaftesburys beleuchtet, leider nicht immer unter leicht zu verstehender Abtrennung gegen das Gut des Verfassers; es folgt die Entwicklung im deutschen Geistesleben. Besonders scharf wird angezeigt, wenn unser Neuhumanismus den gebahnten Weg nicht zu Ende verfolgte.

'Die Konsequenz der germanisch-humanistischen Idee hätte zu einem idealistischen Kosmopolitismus führen müssen, der vom eigenen Staat aus und durch den eigenen Staat in unerbittlichem Kampf gegen das absolutistische Prinzip (sonst auch "den Imperialismus") der von außen bestimmten Form die weitere Welt nach dem Ideal der Freiheit zu gestalten strebt. Was wir erreichten, war ein individualistisch-atomistischer Kosmopolitismus, in dem der einzelne, jeder für sich, unter völliger Ignorierung des Staates die Idee des Weltbürgers in sein Persönlichkeitsideal aufnahm.'

Die Haltung des umfangreichen Buches ist rhapsodisch, die Sprache von hinreißender Gewalt. Neu ist vor allem die starke Betonung des

Plotinismus, wo man früher nur Platonismus sah, und der Mystik als der deutschen Philosophie. Alle Fragen aber werden als Gegenwartsfragen aufgezeigt. An einem deutschen Philosophen ist die starke Neigung zur Welt- und Gegenwartspolitik des Buches besonders zu erwähnen. Das Buch liest sich öfters wie ein Appell an Amerika, Weisers Adoptivheimat, daß die wahren Söhne des freiheitlichen Englands heute wir seien; dann wider werden Entschlüsse und Haltungen der deutschen Regierung im Weltkrieg fast vorweggenommen in dem noch vor dem Krieg entstandenen Buch, so sehr es sonst gegen die doch auch vom heutigen Kanzler geprägte Formel von den 'gottgewollten Abhängigkeiten' ankämpft. Das Politische gehört bei Weiser zum Leben als sein Größtes: 'Jede menschliche Bildung bleibt ein Bruchstück ohne die Vollendung im Staate . . . Das Heil der Seele wie des Staates ruht auf der inneren Einheit.'

Stark persönlich ist wohl Weisers Wertschätzung des Kalvinismus gegenüber dem Luthertum. Die 'preußisch-aristokratischen Konservativen' als Vertreter des Luthertums erscheinen fast als die Feinde. Sollten sie nicht vielleicht berufen sein, uns zwar nicht gegen die 'Form von Versailles', so doch gegen die vom Palais Bourbon oder St. James zu verteidigen? Diese Bemerkung soll aber den Dank für ein so lebendiges Buch nicht einschränken.

Charlottenburg. Theodor Bohner.

E. Meumann, System der Ästhetik. In 'Wissenschaft und Bildung' Nr. 124. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 1,25 ℳ.

Der große Organisator in allen psychologischen Fragen, einer, dem es wirklich wie wenigen vergönnt war, die Forschungsergebnisse prägnant zusammenzufassen — ich erinnere nur an seine 'experimentelle Pädagogik' — ist leider tot. Auch zu diesem Büchlein wollte er eine, sagen wir, erweiterte Ausgabe fertigstellen; aber er ist nicht mehr dazu gekommen. Dennoch atmet dieses Büchlein ganz seinen Geist, der sich besonders in der glücklichen Herausschälung vorliegender Probleme stark erweist.

Er teilt sein Büchlein im wesentlichen in die Darstellung des künstlerischen Schaffens und ästhetischen Genießens. Mit Recht stellt er sich auf den Standpunkt, daß die psychologische Betrachtung allein nicht das große Gebiet des Ästhetischen zu erschöpfen vermag; im Gegenteil, sie muß Dienerin eines komplexen Lebensgesichtspunktes werden, denn 'die Motive des Kunstschaffens stammen nur zum Teil aus der Anlage des Menschen, sie sind in hohem Maße objektiv und rein zeitlich bedingt'. Hat der Verfasser also von vorneherein sich dem Vorwurf entzogen, eine psychologische Ästhetik zu schreiben, so sind mit dem weiteren Gesichtskreis noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Tatsächlich finden sich viele Punkte, die angreifbar sind. Aber die Forschungen sind auf dem Gebiete der Ästhetik noch nicht soweit gediehen, daß ein abschließendes Urteil gerechtfertigt wäre — das muß sich auch der Leser sagen, der allzu leicht geneigt ist, hier mitreden zu wollen —, anderseits erscheint, wie Meumann schon im Vorwort gefühlt hat, vieles zu dogmatisch wegen der Kürze der Darstellung. Der Einwand: Dann hätte das Büchlein noch

nicht gedruckt werden sollen, widerlegt sich von selbst durch die prägnante Darstellung aller maßgebenden Probleme und ihrer kritischen Sichtung. Allerdings hätte auch ich gerne den Versuch angedeutet gefunden, wie man psychologisch vom ästhetischen Genießen zum künstlerischen Schaffen eine Brücke finden kann und wie wir gerade von unserm Genießen aus (besonders in gesteigerten Formen dieses Genießens, wobei ich an den künstlerischen Dilettantismus erinnere) das künstlerische Schaffen erfassen können. — Das Büchlein ist sehr gut, zur schnellen Orientierung auf diesem Gebiete geradezu vorzüglich, dabei sehr leicht verständlich, weil Meumanns Darstellung immer äußerst klar ist. Jeder, der über künstlerische Dinge zu lehren hat, muß dieses Büchlein kennen.

Bonn. Heinr. Wirtz.

Kriegspädagogik. Berichte und Vorschläge. In Verbindung mit Dr. Walther von Hauff, Georg C. Kik, Dr. Otto Nothdurft herausgegeben von Professor Dr. Walther Janell. VIII u. 416 S. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., 1916. 8 ℳ.

Die Verfasser wollen 'eine kritische Übersicht über die in der Kriegsliteratur zur Darstellung gelangten pädagogischen Ansichten, Wünsche und Forderungen geben, soweit sie die höheren Knabenschulen betreffen.' Das Werk ist umfassend gedacht. Das zeigt schon das Literaturverzeichnis S. 363—416! Bis zum März 1916 war allein die pädagogische Kriegsliteratur schon so riesig angeschwollen. Ich halte diese Schreibwut für eine Zeitkrankheit. Allerdings sind auch Zeitungsartikel berücksichtigt, was ich für falsch halte. Wo kommen wir hin? Ausnahmen können natürlich gemacht werden. Diese riesige Literatur gibt die Grundlage für die Darstellung. Die Einteilung nach Unterrichtsfächern war die allein zweckmäßige. Die Lektüre des Buches hat meine Überzeugung von dem meist geringen Wert der Kriegsliteratur befestigt. Sachlich neues bringt sie nur selten. Meist erscheinen alte Wünsche im Kriegskostüm. Jeder führt den Krieg für sich an, jedem hat er recht gegeben. Der Krieg spricht ebenso vernehmlich für die alten Sprachen wie dagegen. Man kann mit ihm alles beweisen. Das wird denn auch in und hinter den Schützengräben getan, und wir bleiben schließlich so klug als wie zuvor. Handeln ist wichtiger als reden und schreiben; praktische Versuche führen weiter als Reformideen. So sind mir Berichte über tatsächlich geleistete Kriegsschularbeit, wie sie Nothdurft (Mathematik und Naturwissenschaften) mehr als die anderen Verfasser gibt, besonders wertvoll. Mit viel Temperament bespricht von Hauff vielbesprochene, vielumstrittene Themata (die militärischen Übungen, die Schulzucht, die Berechtigungen und Prüfungen, Schule und Haus, Schulfeiern, Schule und Universität, die Schulaufsicht).

Das Buch bringt nicht nur eine Darstellung des literarischen Kampfes um die höhere Schule, es bringt auch eigene, neue Vorschläge. ('Am Schlusse jedes Teiles ist eine Zusammenfassung seiner wichtigsten Ergebnisse in Form von Thesen geboten.') Ich kann des beschränkten Raumes wegen auf diese Dinge hier nicht eingehen. Ich möchte nur bemerken und bin darin vielfacher Zustimmung gewiß, daß es mir grund

sätzlich verfrüht erscheint, schon jetzt pädagogische 'Kriegsziele' aufzustellen. Wir leben in völlig abnormen Zeiten. Ein Blick in die Zukunft ist uns nicht verstattet. Auch die Entwicklung unseres höheren Schulwesens hängt von dem Ausgange des Krieges ab. Jetzt gilt es mit allen Kräften unter erschwerten Verhältnissen das Bestehende zu erhalten. Später werden wir klarer sehen. Also vorerst noch etwas Geduld! Sonst kann das mit großem Fleiße gearbeitete und geschickt geschriebene Buch nur empfohlen werden. Es kann insbesondere den Kollegen, die nach jahrelangem Heeresdienste heimkehren, von Nutzen sein. Sie werden in Kriegsarbeit und Kriegsgedanken der Heimat eingeführt. Auch werden sie viel Zeit und Kraft sparen, da sie nun das meiste, was in ihrer Abwesenseit geschrieben wurde, getrost beiseite schieben können.

Zehlendorf. Ernst Weber.

---

1) E. Fuchs, Ewiges Leben. Tübingen, Mohr (Siebeck), 1913. 44 S. 50 ₰.

Aus der 5. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, 'Weltanschauung und Religionsphilosophie', liegt vor E. Fuchs: 'Ewiges Leben'.

Verfasser zeigt in Kapitel 1—7, was die christliche Ewigkeitshoffnung ihrem wahren Wesen nach ist. Im zweiten Teil will er dann nachweisen, daß diese Hoffnung kein Traum ist, sondern innere Kraft und Sicherheit für dies Leben.

Sehr lesenswerte Ausführungen, dazu stellenweise geradezu in wunderbarer Sprache geschrieben — und doch wird das Heft vielleicht manchen enttäuschen.

Wenn wir auch nicht gerade von einer 'Umwertung aller Werte' reden wollen, so erwarteten wir doch noch einen lelzten Teil, der dem Jenseitscharakter des Christentums gerecht wird. Man mag noch so sehr das Diesseits betonen, darüber kann gar kein Zweifel bestehen, daß das Christentum mehr ist als nur Diesseitsreligion.

Und was für Leser hat denn Verfasser im Auge? Seine Abhandlung läßt er in den religionsgeschichtlichen Volksbüchern erscheinen. Glaubt er, daß das 'Volk' seinen Ausführungen folgen kann? Wie bei so manchem Hefte der R. G. V. hat Rez. auch bei diesem den unabweisbaren Eindruck, als vergäßen die Mitarbeiter der R. G. V. ihren Leserkreis und wendeten sich mit ihren Heftchen an Studenten, Religionslehrer und Seelsorger.

Es ist ganz entschieden berechtigt, ja notwendig, die Gewißheit Jesu zu betonen oder diese innere Sicherheit des Paulus, die ihn befähigt, selbst das Schwerste zu ertragen. Man denke nur, was es, rein physisch betrachtet, schon für eine gewaltige Leistung war, das Evangelium von dem Gekreuzigten und Auferstandenen quer durch die damalige Welt zu bringen, ohne sich irgendwelche Bequemlichkeit und Erleichterung leisten zu können, ach! statt dessen Verfolgungen und Nöte, Qualen und Nachtarbeit auf sich nehmen zu müssen. Dann ahnt man, was der Glaube für eine Kraft sein kann, dieser Glaube, der aus diesem kranken Mann einen starken Streiter gemacht hat; dann fühlt man, was es heißt: des Heils gewiß zu sein.

Aber ist das wirklich alles, was der christliche Glaube unter 'ewigem Leben' versteht? Ist nicht selbst bei Paulus Quell dieser Gewißheit die Hoffnung: 'bei Christus zu sein', 'mit ihm vereint zu sein'?

Kaftan sprach im Kolleg von einer 'Spaltung der neutestamentlichen Begriffe'. Ein geistiger Wert wird schon für dies Leben vorweggenommen. Aber darum bleibt der ganze Wert doch zukünftig. So ist es auch mit dem 'ewigen Leben', so sehr man auch den pantheistischen Mystizismus eines Fichte oder Schleiermacher dagegen ins Feld führen mag. Selbst Brückner, der Verfasser des Artikels 'Ewiges Leben I' in R. G. G., auf den Fuchs in seiner Literaturangabe verweist, beschließt seinen Überblick mit dem Satze: 'Man wird sagen können, daß die Fortentwicklung dahin ziele, aus dem eschatologischen Hoffnungsgute einen gegenwärtigen Heilsbesitz zu machen, der erst ganz die volle Heilsgewißheit und den ewigen Bestandteil des Heils verbürgt'.

2) Peters, Quellenstücke zur Umwelt Jesu. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1913. 40 ₰.

Verfasser bietet Quellenstücke über die Herodäer, Pilatus, die Priesterschaft, die Schriftgelehrsamkeit, die Apokalyptik, den Pharisäismus, die Synagoge und die Volksfrömmigkeit; aus neueren Darstellungen eine 'Charakteristik des Herodes' aus Wellhausen: 'Israelitische und jüdische Geschichte'; über 'Pharisäer und Sadduzäer' aus Cornill: 'Geschichte Israels' und über 'die Welt der Kleinen und Vielen' aus Deißmann: 'Licht vom Osten'.

Dem Lehrer des Religionsunterrichtes werden diese Belege sehr willkommen sein, handelt es sich doch eben um 'die Umwelt Jesu', die jeder so genau wie nur möglich kennen lernen möchte.

Freilich wenn es sich um 'Quellenstücke' handelt, warum läßt Verfasser da etwaige Inschriftenfunde und Ausgrabungen beiseite? Sind sie doch oftmals sichrere Zeugen als die Zitate aus den Schriften der Alten, bei denen Interpolationen oder falsches Abschreiben leicht mit unterläuft. So wird z. B. 'der Prozeß Jesu' aus Josephus angegeben, der nach Nordens Ausführungen in den 'Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum' 1913 Heft 9 nicht mehr bloß als 'umstritten' bezeichnet werden kann, wie Verfasser es in seiner Fußnote S. 8 tut, sondern als 'erwiesenermaßen unecht' selbst in die Anmerkung gehört.

Wie wichtig wäre aber, um nur eins zu nennen, eine Angabe über die Dimensionen des Hippodroms und der beiden Theater von Jerusalem, mag das eine sich nun 'in' der Stadt oder 'bei' der Stadt befunden haben. Die Tatsache, daß griechische Theater in Judäa nachweisbar sind, ist für die Kenntnis der 'Umwelt Jesu' doch von eminenter Bedeutung. Der Bauunternehmer muß doch auf entsprechenden Zulauf gerechnet haben. So muß das Vorhandensein von Theater- und Rennbahnanlagen die herkömmliche Annahme zerstören, als seien nur die Sadduzäer weltoffen gewesen und nicht vielmehr auch das gemeine Volk hellenistisch infiziert.

Und wie steht es nach den Funden der Archäologie mit der Sprache Kanaans? Sprach der einfache Mann wirklich noch Hebräisch-Aramäisch oder war die *κοινή* auch in Galiläa und Judäa heimisch geworden, wie

es die Inschrift am Kreuz wahrscheinlich macht? Sprach Jesus griechisch? — Auf dieser Linie wäre noch manches, was bei den Quellenstücken aus der Umwelt Jesu nachgetragen werden könnte. Aber auch so wird der Religionsunterricht sicher durch Zuhilfenahme dieses Büchleins an Anschaulichkeit gewinnen. Ob freilich solch ein Quellenheft, wie die Herausgeber es zu beabsichtigen scheinen, der ganzen Klasse in die Hand gegeben werden kann, erscheint uns schon darum mehr als fraglich, weil der Religionsunterricht anerkanntermaßen so schon auf der Oberstufe unter Stoffülle leidet. Der akademische Seminarbetrieb kann auf keinen Fall in unsere Prima übernommen werden. Der Lehrer mag also seinen eigenen Horizont, wenn nötig, durch solche Quellenhefte erweitern und seinen Unterricht, speziell seinen Vortrag gelegentlich durch ein Zitat aus diesem Heftchen beleben, vielleicht auch dem einen oder anderen Schüler einmal über diesen oder jenen Abschnitt des Heftes referieren und korreferieren lassen — für die Klasse als solche versprechen wir uns nicht viel von dieser Quellenlektüre.

3) J. Stiglmayr S. J., Kirchenväter und Klassizismus. Stimmen der Vorzeit über humanistische Bildung. Freiburg i. Br., Herder, 1913. 2,20 ℳ.

Verfasser zeigt in seiner Einleitung, daß das heute viel erörterte Problem: 'ob und inwieweit wir unsere Jugend auf dem Boden der alten klassischen Bildung erziehen sollen' schon in der alten Kirche entstanden ist. Dann beleuchtet er die gegenwärtige Lage und findet, daß dem modernen Realismus auf den Gebieten des Schulwesens und der Jugenderziehung fünf verschiedene Haupttendenzen zugrunde liegen: erstens die praktisch-ökonomische, welche die raschere Verwendbarkeit und materielle Einträglichkeit der realen Wissenschaft zur Voraussetzung nimmt; zweitens die räsonnierende, welche die Erfolge der Naturwissenschaften bewundert und darüber die humanistische Bildung verachtet; drittens die psychophysische, welche die heutige Geistesrichtung nimmt, wie sie ist, nämlich dem Experiment geneigter als der Abstraktion; viertens die fachwissenschaftliche, welche aus Fachkonkurrenz mißtrauisch gegen die humanistischen Anstalten ist, und fünftens die kirchenfeindliche Tendenz, die hofft, die Kontinuität mit den altkirchlichen Quellen um so leichter aufheben zu können, wenn sie mit der Vergangenheit bricht.

In der ersten Abteilung werden die griechischen kirchlichen Schriftsteller, in der zweiten die lateinischen besprochen und oft ihnen selbst das Wort erteilt. Ein Ausblick in das Mittelalter und eine Zusammenfassung beschließt die interessante Sammlung. Denn interessant ist diese Zusammenstellung ganz entschieden, interessant schon die Tatsache, daß ein solches Werk im gegenwärtigen Katholizismus geschrieben werden konnte. Von vielen wird ja die römisch-katholische Kirche heute als bildungsfeindlich angesehen. Da verdient schon die Tatsache als solche Beachtung, daß ausgerechnet aus dem katholischen Lager ein Werk auf den Büchermarkt geworfen wird, das die Stellung der Kirchenväter zu der heute so heiß umstrittenen Frage nach dem Wert oder Unwert der humanistischen Bildung verdeutlichen will. Sodann aber ist das

Problem, dem Verfasser hier nachgeht, so erstaunlich, um nicht zu sagen frappierend, daß es sich von selbst empfiehlt, sich weiter mit ihm zu befassen. Im Interesse der Arbeit und der Leser — zumal der evangelischen Leser — hätte man vielleicht wünschen mögen, daß Verfasser die Kirchenväter noch mehr selbst hätte zu Worte kommen lassen, damit man seine Schlußfolgerungen leichter nachprüfen könnte. Denn dem evangelischen Leser werden die Kirchenväter meist nicht so geläufig sein, daß er ohne weiteres die Beurteilung des Verfassers kontrollieren kann.

Naumburg a. S. Hermann Reichard.

Rudolf Haym, Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. 3. Auflage, besorgt von Oskar Walzel. XII u. 989 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. 18 ℳ, geb. 21,50 ℳ.

Noch heute, 50 Jahre fast nach ihrem ersten Erscheinen, ist Hayms romantische Schule das unentbehrliche Haupt- und Grundwerk für jeden, der Anlaß hat, mit der Frühzeit der Romantik sich ernsthaft zu beschäftigen. Von der Pein eines anastatischen Neudruckes hatte die zweite Auflage erlöst. Die vorliegende dritte schlägt nun auch die Brücke zur gegenwärtigen Forschung.

Für jeden, der Hayms Werk kennt, muß es von vornherein klar sein, daß bei diesem Buche keine Neubearbeitung in Frage kommen könnte, die es allenthalben mit dem jetzigen Stande der Einzelforschung oder gar mit dem Verhältnisse der Gegenwart zur Romantik und ihren Begründern in Einklang brächte. Es ist kein Zweifel, daß wir uns von der Beurteilung, die Haym seinem Vorwurfe und den Persönlichkeiten der Frühromantiker zuteil werden läßt, sehr weit entfernt haben, daß die kritisch strafende Art, in der er ihr entgegentritt, uns vielfach beschwerlich fällt und verstimmt. Aber diese Beurteilung ist mit der ganzen Art von Hayms Werk und der gewaltigen Kraft der Durchdringung und Verarbeitung, die es trägt und belebt, derart innig verbunden, daß eine grundsätzliche Abstellung dieser Dinge einen völligen Umsturz und Neubau herbeiführen müßte. Hayms Werk selbst aber ist Literatur und hat ein Anrecht auf unveränderte Bewahrung und Weiterwirkung in seiner ersten, schon geschichtlich gewordenen Form.

Walzel hat dieser Tatsache peinlich Rechnung getragen durch die Grundsätze seiner Erneuerung, über die er im Vor- und Nachwort Rechenschaft ablegt. Seine Eingriffe beschränken sich im wesentlichen auf eine Einschiebung der zahl- und umfangreichen Ergänzungen und Berichtigungen Hayms in den Text (Haupttext), so daß man nun nicht mehr nötig hat, über die selbe Sache jeweils an zwei Orten nachzulesen. Verbessert wurden nur Fehler in den Verweisen; im übrigen beschränkte der Herausgeber sein Eingreifen auf bibliographische Zutaten. Er verwies in den Anmerkungen des Textes regelmäßig auf Neudrucke und Ausgaben, wo Haym noch aus den Urdrucken oder den Handschriften geschöpft hatte; seltener wurde ein Hinweis auf ergänzende oder widersprechende Forschungen neuerer Zeit gegeben. Diese letzteren Verweise sind in der Hauptsache in einem knappen, aber inhaltreichen 'Bibliographischen Nachwort' zusammengefaßt, in dem Walzel aus umfassender Sachkenntnis

die wichtigste Literatur zu den einzelnen Kapiteln und den in ihnen behandelten Fragen nach der Reihenfolge des Textes zusammenstellt und beleuchtet. So macht es dieser glückliche Neudruck jedem Leser leicht, sich selbst die Ergänzungen und Berichtigungen zu verschaffen, die die seitherige Forschung zu Hayms Arbeit, einer der bedeutendsten Taten der neueren Literaturgeschichichte, beizubringen vermocht hat.

Frankfurt a. M. Friedrich Panzer.

---

1) Franz Saran, Goethes Mahomet und Prometheus. (Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. Band XIII.) Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1914. XIX u. 136 S. 8. 3,60 ℳ.

Mit peinlich genauer philologischer Kritik untersucht Saran von neuem alle Überlieferungen und Bruchstücke, welche sich auf Goethes geplante Dramen 'Mahomet' und 'Prometheus' beziehen, zieht die zeitgenössischen Erwähnungen und Goethes eigene Äußerungen heran und gelangt dadurch zu wichtigen neuen Feststellungen in der Chronologie und Quellenkunde. In einer Anzeige ist es nicht möglich, den oft umständlichen Weg Sarans noch einmal zu beschreiten; es muß genügen, die Resultate, welche mir sicher zu sein scheinen, hier niederzulegen.

Goethes Bericht in 'Dichtung und Wahrheit' über seinen Mahometplan ist infolge getrübter Erinnerung nicht genau und für eine Rekonstruktion des ursprünglichen Plans auszuschalten. Die jetzt 'Mahomets Gesang' betitelte Ode entstand im Frühjahr 1773. Sie ging hervor aus der Opposition gegen den eben vollendeten 'Messias' Klopstocks, besonders gegen dessen 20. Gesang und die darin niedergelegte Christologie. Allerdings ist auch Goethes Ode beeinflußt von christlicher, vor allem quietistisch-pietistischer Mystik, welche ihm durch die Freundin Susanne von Klettenberg nahegebracht worden war. Das Werk der Madame Guion '*Traité des torrens spirituels*', welches schon für den 'Gesang der Geister über den Wassern' in Betracht kam, ist auch hier maßgebend in Einkleidung und Stimmung, auch Arnolds Einwirkung möchte ich höher anschlagen als Saran. Indes Goethe wandelt die asketische Stimmung des Pietismus um in eine lebensbejahende, Klopstocks müder Christologie setzt er eine frohe Naturreligion entgegen.

Ein Jahr später entstand die 'Hymne', in der Mahomet selbst redend eingeführt wird, im Frühjahr 1774. Stoff lieferten die Biographien Mahomets von Maracci und Megerlin, Gedankenquelle war widerum die Mystik, wie sie Arnold widerspiegelt. Aber auch hier weist Goethe den Weg zu Gott durch die Natur, nicht ohne die Natur. Auch hier stellt er sich in bewußten Gegensatz zu Klopstock und dessen weltabgewandter Christusmystik, wie sie sich besonders in den Oden 'Dem Allgegenwärtigen' und 'Frühlingsfeier' offenbart. Auch Gedanken Herders schimmern hindurch in Goethes Form- und Farbengebung.

Die Prosaszene endlich, der einzige erhaltene wirklich dramatische Rest, steht unter Herrnhutischen Einflüssen (Augustin und A. H. Francke zu bemühen scheint mir überflüssig), wiederum durch das Medium der Klettenberg. Aus den Auseinandersetzungen mit ihr, Lavater und

Pfenninger erwuchs dem Dichter im Mai 1774 die Szene und verteidigte seine naturalistische Philosophie gegen die christlich-mystischen Asketen.

Diese drei Stücke stehen demnach unabhängig voneinander jedes für sich, und aus ihnen das geplante Mahometdrama zusammenzuschweißen, wäre vergebliche Mühe. Aber sie gehören dennoch in einen großen inneren Zusammenhang, in die Auseinandersetzung Goethes (und damit der deutschen Literatur) mit dem Kirchenglauben. Goethe benutzte den Mahometstoff, um seinen eigenen Standpunkt gegenüber den Kernpunkten der christlichen Lehre: Gott, Christus und Offenbarung, darzulegen. 'Im Kern der Sache fühlte er sich dabei mit seinen frommen Freunden ganz eins. Auch er kannte das mystische Aufgehen in, das Sichheben zu Gott, das Durchbrechen zu ihm; auch ihm war Gott als der alliebende genaht. Der geniale Jüngling fühlte sich auch als Prophet einer neuen, reinen Gefühlsreligion, als Mittler zwischen der Gottheit, wie er sie empfand, und den anderen — all dieses drückt er in den drei Mahometbruchstücken aus. Aber freilich: das spezifisch Christlich-Biblische verschwindet bei diesem Vorgang der Umschmelzung. Ist auch Goethe nicht Naturalist des Verstandes, so ist er doch Naturalist des Gefühls und trägt an seinem Teil dazu bei, die altprotestantisch-mittelalterliche Welt- und Lebensanschauung umzubilden oder abzutragen' (S. 57).

Ähnlich verhält es sich mit dem Prometheusdrama. Auch hierbei muß die Forschung, will sie zu gesicherten Ergebnissen gelangen, von Goethes eigenen Worten in 'Dichtung und Wahrheit' absehen. Das Drama entstand im Sommer und Herbst 1773 in Frankfurt, die Ode 'Prometheus' wahrscheinlich ebenfalls 1773, jedenfalls lag sie Oktober 1774 vollendet vor. Die Ode hat nichts mit dem Drama zu tun, ist nicht etwa als Monolog darin gedacht; dagegen gehört sie in den selben Gedankenzusammenhang. Auch 'Prometheus' richtet sich gegen Klopstocks 'Messias' und sucht sich mit Rousseau auseinanderzusetzen. Falsch ist es, ihn 'spinozistisch' oder 'titanisch' abzutun; vor allem das letztere Beiwort ist nicht am Platze, denn Goethes Prometheus ist nicht der Prometheus der Antike, hat nichts mit den Titanen zu tun, sondern ist nach Goethes eigener Mythologie ein Sohn des Zeus, also ein olympischer Gott. Alttestamentliche, gnostische, christliche, Rousseauische und antike Motive fließen zusammen im Drama. Auch das System der Emanation, Goethe schon 1770 vertraut, welches im 'Prometheus' am tiefsinnigsten verwertet wird, zeugt von Goethes Naturphilosophie, in Opposition zur christlichen Metaphysik eines Klopstock, und entwickelt sich zu einem reinen Panentheismus. Goethes Weg von 'Mahomets Gesang' und 'Prometheus' über die 'Hymne' zur Prosaszene bedeutet eine zunehmende Entfernung von den Gedanken der alten Emanationssysteme zum Panentheismus ohne jegliche spekulativen Reste.

So sind die Mahomet- und Prometheus-Bruchstücke die letzten Ausläufer einer religiösen Denkart Goethes, die ursprünglich christlich-metaphysisch einsetzte, dann naturalistisch umgebogen wurde und schließlich den unmittelbaren Gefühlspanentheismus erreichte. Mit dieser geänderten Auffassung Goethes von dem Verhältnis des Menschen zu Gott

änderte sich auch Goethes Auffassung von der Natur. Sie ist ihm nicht mehr plotinisch ein Geisteruniversum, das aus einem Urgrund emanierte, auch in der Natur gibt es jetzt für ihn keine Zwischenwesen mehr, sondern Gott, der liebende, ist durch die ganze Natur ergossen und dem Menschen überall nahe, Gott selbst ist überall. Damit ist die Naturanschauung des 'Werther' erreicht. So bedeuten die Mahomet- und Prometheus-Bruchstücke wichtige Dokumente von Goethes religiösem und seelischem Leben; wie sein Panentheismus erwuchs, sich umbildete und vollendete, zeigen sie uns lehrreich. Und die Dramen konnten nicht mehr zustandekommen, da die Entwicklung Goethes zu schnell weiter schritt. Die als Sturmtruppen gedacht waren, blieben bei dem eiligen Vormarsch als Etappen auf der Heerstraße zurück und weisen nun nur dem Nachkommenden noch den Weg, welchen der Führer genommen hat.

2) W. Schnupp, Klassische Prosa. Die Kunst- und Lebensanschauung der deutschen Klassiker in ihrer Entwicklung. Erste Abteilung: Lessing, Herder, Schiller. (Aus deutschen Lesebüchern. VII. Bd.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1913. VI u. 559 S. 8. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Schnupp führt in seinem Buch den Leser zu einer Reihe prosaischer Schriften von Lessing, Herder und Schiller durch die gesamte Ästhetik des 18. Jahrhunderts. Er gibt keine Erläuterungen zu einzelnen Stellen, sondern eine Einführung in den Schriftsteller und sein Werk, in die Vorbedingungen, die Begleitumstände und die Nachwirkungen. Damit erhebt sich sein Kommentar über das landläufige Schema eines solchen hinaus zu einer '*aesthetica des 18. Jahrhunderts in nuce*', zu einer Entwicklungsgeschichte der leitenden ästhetischen Theorien von Gottsched bis Schiller, von der Aufklärung und dem Rationalismus über den Sturm und Drang zur Humanität. Das Buch bildet keine leichte Lektüre; aber der Lehrer, der es durchgearbeitet und seine Resultate sich zu eigen gemacht hat, wird seinen Primanern ('Oberklässern' sagt Schnupp) Bleibendes bieten können. Freudig habe ich es begrüßt, daß Schnupp mit warmen Worten für eine stückweise Lektüre des 'Laokoon' in der Schule eintritt. Man wird ja allerdings heutzutage altmodisch und reaktionär gescholten, wenn man solches vertritt; aber Schnupps kluge und kenntnisvolle Erläuterung beweist, wie fruchtbar die Besprechung eines ästhetischen Prinzipienwerkes des 18. Jahrhunderts auch für moderne Probleme gestaltet werden kann. Ich möchte noch darauf hinweisen, wie sehr gerade der 'Laokoon' Gelegenheit bietet, die neuerdings wider mit Recht so vielfach geforderte sog. 'philosophische Propädeutik' in den deutschen Unterricht hineinzubeziehen. Die Lessingschen Begriffe und Theorien bilden ein treffliches Mittel, daran einfache logische und erkenntnistheoretische Erörterungen anzuknüpfen und den Schüler mit den Grundproblemen der Philosophie vertraut zu machen. Bei Gelegenheit von Klopstocks metrischen und rhythmischen Prinzipien wäre besser anstatt Kauffmann Saran heranzuziehen gewesen und dessen Betrachtungsweise zugrunde zu legen. Sehr hübsch, wenn auch knapp, sind die Bemerkungen über Herder; über seine Kunstlehre verspricht der Ver

fasser eingehend in dem folgenden Goethe gewidmeten Bande zu handeln. Die ganze zweite Hälfte des Buches nimmt — und mit gutem Rechte — Schiller in Anspruch. Es ist sehr zu bedauern, daß in der Schule leider nicht genug Zeit vorhanden ist, Schillers fundamentale ästhetische Schriften auch nur einigermaßen erschöpfend mit den Primanern durchzuarbeiten. Privatlektüre und Vorträge müssen hier helfend eingreifen. Schnupp kommentiert eingehend die vier Aufsätze 'Über das Erhabene', 'Über das Pathetische', 'Über Anmut und Würde', 'Über naive und sentimentalische Dichtung'; stets gibt er eine historische Erklärung der einzelnen Begriffe und stellt dadurch Schiller in die Geschichte der Ästhetik hinein. Ein Kabinettstück feiner Einfühlung und vorurteilsloser Kritik ist der Abschnitt über Schiller und Kant, ebenso möchte ich die Seiten, auf denen Schnupp über Schillers Darstellungsform, eine in der Schule leider meist übergangene Sache, handelt, zu nachdenklichem Lesen empfehlen. Vermißt habe ich vollkommen den Namen des Leipziger Philosophen Platner, der, wie uns neuerdings Bergmann belehrt hat, von großem Einfluß auf den Augustenburger gewesen ist und damit indirekt auch für Schiller bedeutungsvoll ward. Ein Schlußkapitel überschaut unter der schönen Überschrift 'Vom Sturm und Drang zur Selbstbesinnung' Schillers innere Entwicklung bis zum Bunde mit Goethe. Immer hebt der Verfasser die leitenden Ideen hervor, ordnet die Jugenddramen in den geistigen Zusammenhang ein und verfolgt die aufsteigende Linie von Schillers seelischem Lebensgang. Ich kann nur das eine Bedenken hierbei nicht unterdrücken, daß, wie schon Berger und Kühnemann, auch Schnupp eine zu gerade Linie von Schillers Entwicklung konstruiert und die mancherlei Nebenpfade, Umwege und oft abrupten Abzweigungen, die besonders in der Stuttgarter und Dresdener Zeit sich finden, beharrlich übersieht. Allein dies grundsätzliche Bedenken hindert nicht, Schnupps Arbeit als fördernd auch für den, der einen anderen Standpunkt einnimmt, anzuerkennen. Schlechthin meisterhaft hat der Verfasser die Betrachtung der 'neuen Art und Kunst' gestaltet. Sie bildet für mich eine der schönsten und glänzendsten Würdigungen, die bisher in der Schillerliteratur existieren, und wird infolge der selbständigen und vielfach überraschend neuen Gedanken auch auf die strenge Wissenschaft nicht ohne Einfluß bleiben. So scheidet der Leser mit herzlichem Dank für reiche Anregungen von dem Verfasser und sieht dem Goetheband mit lebhaftem Interesse entgegen.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Albert Heintze, Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich, Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage von P. Cascorbi. Halle, Waisenhaus, 1914. 298 S. 8,50 *M*; geb. 10 M.

Die erste Auflage des vorliegenden Buches erschien 1882 und umfaßte 227 Seiten, die zweite 1903, die dritte 1908: 280 Seiten, die vierte 1914: 298 Seiten. Das beweist am besten, daß das Buch sich als brauchbares Hilfsmittel in der Hand vieler bewährt hat. Unter diesen Umständen ist die Anlage des Buches in der neuen Auflage natürlich unverändert geblieben, im einzelnen hat es der Verfasser gründlich durch-

gearbeitet und viel verändert und verbessert. Er sagt darüber im Vorwort: 'Im letzten Jahrzehnt hat die Erforschung der germanischen Namen wie der Familiennamen große Fortschritte gemacht ... Jch habe daher im Großen und Kleinen vielfach gebessert. ... Rund 1500 neue Namen und Namenformen habe ich hinzugefügt. Daß trotzdem das Buch nicht viel mehr als einen Bogen stärker geworden ist, liegt an einer Änderung im Druck. Überall habe ich mich bemüht, nur urkundlich Gesichertes und von der Wissenschaft allgemein Angenommenes zu bieten, und viele Namen meiner Sammlung nicht aufgenommen, da ihre Deutung mir nicht sicher genug erschien.'

Vielfach verändert ist z. B. der Abschnitt S. 27—29, in dem darüber gesprochen wird, welche Gründe: Bedürfnis der Unterscheidung oder Selbstbewußtsein und Familienstolz, wohl zur Annahme von Familiennamen geführt haben; ziemlich viel ist neu zugesetzt S. 57—59 bei den von der Herkunft und Wohnstätte hergenommenen Namen, S. 62f. bei den von Hausnamen herkommenden, vermehrt sind die Abschnitte über litauische Namen S. 93, über romanische S. 95. Viele Wurzeln sind neu aufgenommen, so 112 Banan Tötung mit den Namen Böhnert, Bohn, Böhning, 155 Gildja Vergeltung mit den Namen Gilbert, Gellert, Gilmer; S. 241 ist unter Rauch jetzt vieles vereinigt, was früher in getrennten Abschnitten stand; S. 103 sind die mit An beginnenden Namen wie Amende, die früher zerstreut standen, jetzt übersichtlich zusammengestellt, S. 141 die mit der Endung -er, S. 214 ist der die Namen auf -mann behandelnde Artikel ausführlicher geworden. Doch sollten solche Endungen noch häufiger in besondern Artikeln besprochen oder wenigstens unter Verweisung auf andre Stellen erwähnt werden, so -dei unter Verweisung auf thewaz 276; an dieser Stelle sollten andrerseits mehr Namen auf -dei, -they gegeben werden. Auch die polnische Endung -ski sollte besprochen und erklärt werden, wie ja andre polnische Endungen bereits aufgenommen sind. Was die Form der Wurzeln betrifft, so hat sich der Verfasser bemüht, diese möglichst wissenschaftlich zu gestalten; es heißt jetzt Aran, Arnus der Aar, bisher Ara und getrennt davon Arin.

Den in dem abhandelnden Teil angeführten aus zwei Wurzeln zusammengesetzten Namen wie Wiglef, Lodewig, Framhard hatte der Verfasser früher ein Übersetzung beigegeben (Kampfessohn, Ruhmeskampf, speerkräftig). In der vierten Auflage tut er das nicht mehr. Er sagt darüber S. 18: 'Eine Übersetzung der Namen ist oft nicht möglich oder ratsam, man wird sich begnügen müssen, die zur Zusammensetzung benützten Stämme und die Bedeutung dieser Stämme zu ermitteln.' Das ist der Standpunkt der heutigen Namensforschung. Man nimmt heute an, daß allerdings ursprünglich bei der Bildung des Namens wohl eine logische Verbindung der beiden Teile vorlag, daß man aber eine solche Beziehung und Deutung ziemlich früh aufgegeben hat und es den Eltern bei der Namengebung wohl nur im allgemeinen darauf ankam, zwei Wortstämme zu verbinden, die bedeutungsvoll und glückverheißend schienen. Ich möchte aber trotzdem empfehlen, zu dem Verfahren der früheren Auflagen zurückzukehren. Die Übersetzung von Framhard: speerkräftig

klärt kurz über die Bedeutung der beiden Teile auf. Jetzt steht der Unkundige den fremden Worten völlig hilflos gegenüber.

Für die Erscheinung, daß die Friesen erst spät Familiennamen annahmen und bis weit in die Neuzeit hinein der Sohn seinem Namen nur den des Vaters im Genetiv anfügt oder ein von diesem abgeleitetes Patronymikon (S. 30) möchte ich empfehlen, das Beispiel der Familie des Professors Friedrich Paulsen anzuführen, das dieser in seiner Lebensbeschreibung erwähnt, da es eine wirkliche Namenreihe und der letzte Träger des Namens ein bekannter Mann ist. Ich habe es in meinem Buche über Namen S. 99f. erwähnt (Alfred Bähnisch, die deutschen Personennamen. 2. Auflage. Leipzig, Teubner, 1914. Aus Natur und Geisteswelt. 296. Bändchen).

Daß auf dem Lande der Familienname oft am Hofe haftet (S. 30), dafür habe ich auch Beispiele aus Schlesien beigebracht (S. 59 meines Buches).

S. 48 heißt es, daß viele Namenbildungen auf -er wie Rother 'sich auch anders erklären lassen'. Gemeint ist, daß der Stamm hari Herr: darinsteckt; das sollte aber ausdrücklich ausgesprochen werden. Zu S. 52 bei den Handwerkernamen, die aus dem Bereiche des Gesellenmachens hervorgegangen sind, weise ich hin auf Grotefend: Die Handwerksnamen, ein Beitrag zur Geschichte der Familiennamen; Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Berlin, 1911, S. 81—98. — Beyschlag 118 kann auch einen Teil eines Hauses oder ein Stück eines Ackerfeldes bezeichnen (Grimm) und der Name kann auch davon herkommen. Zu Harnack 168 bebemerke ich, daß auch Hartnacke jetzt in Bremen vorkommt. Gäbler 150 kann auch der Gabelmacher heißen. Jerusalem 189 sollte nicht als Ortsname, sondern als Name von Örtlichkeiten bezeichnet werden. 212 wird Mikraëlius, der Gelehrtenname, den sich der pommersche Geschichtsschreiber Lüttschwager beilegt, in micra elius zerlegt. Das gibt keinen Aufschluß. Lüttschwager hatte zur Übersetzung von Schwager das entlegene Wort ἀέλιος gewählt, das in den griechischen Schriftstellern nicht vorkommt, sondern nur von Wörterbüchern wie dem des Suidas angeführt wird. (Crönert, griechisches Wörterbuch, S. 151.) 215 sollte neben Marter die tiroler Form Marterl genannt werden, da gerade diese sehr bekannt ist. 233 sollten bei Namen wie Grabow, Bülow auch die zahlreichen Ableitungen auf -ski wie Grabowski erwähnt werden, ebenso Namen auf -inski 186, itzki 188. 268 Stock kann auch das Gefängnis bedeuten, wie es in dem folgenden Artikel ja auch erwähnt wird.

Der Verfasser weist oft von einer Stelle auf eine andre hin, wo er den selben Namen oder die selbe Wurzel oder etwas Ähnliches bespricht. So verweist er S. 131 bei Cardinahl auf 42; S. 195 bei Kind auf S. 49 und den Stamm Kenþa, S. 215 bei Mark auf MARK Diese Verweisungen müßten aber viel zahlreicher sein. Denn auch der der das Buch viel benutzt, kennt es nicht so genau, daß er jedesmal die betreffende zugehörige Stelle leicht auffinden könnte, wer es selten gebraucht, dem ist es ganz unmöglich. An folgenden Stellen scheint es mir noch notwendig, solche Beziehungen herzustellen: S. 58 bei

Zollikofer sollte verwiesen werden auf S. 59 und 177; S. 121 bei Böhmer auf Bäumer; S. 178 bei Hohn auf 184; S. 245 bei Rein auf 240; S. 250 bei Scheer auf Scherer 252 und umgekehrt; S. 143 bei Fandja auf Fend 144 und umgekehrt, und so in allen Fällen, wo der selbe Stamm in alter und dann wider in neuerer Zeit zur Bildung von Namen gedient hat; S. 257 bei Prätorius auf 238; S. 263 bei Schiller auf 252; S. 272 bei Zacher auf 296; S. 275 bei Till auf 277; S. 284 bei Wallenstein auf Waldstein; S. 295 bei Renger auf 240.

Namen, die an einer Stelle erwähnt werden, fehlen oft an einer andern, wo man sie erwarten müßte, so fehlt Öhlschläger und Wollenschläger, die 231 und 294 erwähnt sind, unter Schläger 253; Kesselhut 194 fehlt unter Hut 184; Bauermeister 114 unter Meister 221; Appel 63 fehlt 106.

Die Zahl der selbständigen Artikel ist größer geworden. Alles, was man sucht, kann ja nicht einen selbständigen Artikel erhalten, ich möchte aber doch empfehlen, ihre Zahl noch etwas zu vermehren, wenn auch nur, um auf eine andere Stelle zu verweisen, wo das Wort ausführlich behandelt wird. So sollte besonders erwähnt werden Kopp unter Verweisung auf 89, Moser unter Verweisung auf Moos, Dreßler unter Verweisung auf 137, vielleicht auch Shakespeare unter Verweisung auf 260.

Von Druckfehlern ist das Buch fast ganz frei, eine sehr anerkennenswerte Leistung, wenn man die große Anzahl der Namen bedenkt. Mir ist nur aufgefallen 291 de Patris statt Pratis, 135 Tgrolt für Tyrolt.

Ich habe die vielen Kleinigkeiten erwähnt, weil ich glaubte, dem Werke und dem Verfasser damit einen Dienst zu erweisen. Zusammenfassend kann ich es als ein vortreffliches Buch bezeichnen, zweckmäßig eingerichtet und in den Einzelheiten zuverlässig, so daß es in jeder Hinsicht empfohlen werden kann.

Stargard i. P. Alfred Bähnisch.

Heinrich Kohl (†)[1] u. Carl Watzinger, Antike Synagogen in Galiläa. 29. wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft. 231 S. 4. Mit 18 Tafeln und 306 Abbildungen im Text. Leipzig, Hinrichs, 1916. Preis 60 ℳ. (Für Mitglieder der D. O.-G. 48 ℳ.)

Ein wichtiges, bisher vergessenes Gebiet antiker Architektur ist durch die Ergebnisse der nunmehr rund zehn Jahre zurückliegenden Synagogenexpedition nach Galiläa neu erschlossen. Die galiläischen

---

[1]) Heinrich Kohl wurde am 4. Mai 1877 als Sohn eines Professors in Kreuznach geboren. Er widmete sich 1896 bis 1901 dem Studium der Architektur an den Technischen Hochschulen in Charlottenburg, München und Dresden. Von Puchstein für die Archäologie gewonnen, beteiligte er sich 1902 bis 1904 an den von diesem Gelehrten veranstalteten Ausgrabungen in Baʿalbek und nahm auch an der großen syrischen Reise des berühmten Archäologen zur Erforschung anderer syrischer Ruinenstätten teil. Nach einem kurzen Aufenthalt in Freiburg, wo er Puchsteins archäologische Vorlesungen hörte, ging Kohl schon im Frühjahr 1905 wider hinaus, um die Synagogenexpedition der Deutschen Orient-Gesellschaft zu leiten, der im Herbst 1907 eine zweite Reise durch Palästina folgte. Diese führte ihn zusammen mit Watzinger auch durch das Ost-

Synagogenruinen sind die einzigen bedeutenderen Reste jüdischer Synagogen aus dem späteren Altertum, die eine genauere Kenntnis von der ursprünglichen Beschaffenheit dieser Bauten ermöglichen. Sie waren bisher fast ausschließlich von Franzosen und Engländern erforscht, aber nur unvollkommen. Nachdem zuerst Eduard Robinson 1852 auf Grund der hebräischen Inschriften und einiger Embleme in der Dekoration die hier behandelten Denkmäler als die Reste antiker Synagogen bezeichnet hatte, widmete ihnen 1864 Ernest Renan eine ausführliche Untersuchung (Mission de Phénicie S. 761—783), wobei er die Forderung aussprach, 'qu'une Mission spéciale fût chargée de relever ces curieux monuments.' Renans Wunsch nach einer Aufnahme und Rekonstruktion der Synagogenruinen wurde durch die erste Expedition des Palestine Exploration Fund unter Leitung des Captain C. W. Wilson zum Teil erfüllt. Die knappen, zuerst in englischen Fachzeitschriften erschienenen Berichte Wilsons sind in den Special Papers des Survey of Western Palestine S. 294 ff. wider abgedruckt. Es folgte dann die Expedition von Conder und Kitchener (der nachmalen berüchtigte Feldmarschall Lord Kitchener, vgl. Westermanns Monatshefte August 1916 S. 807) in den Jahren 1872—1878, die gelegentlich der kartographischen Aufnahme des weslichen Palästinas auch diesen Trümmerstätten ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Ihre Beschreibungen, Pläne und Zeichnungen wurden erst 1881 im ersten Bande der Memoirs des Survey of Western Palestine veröffentlicht. In der Folgezeit wurden die Ruinen von mehreren Gelehrten (Guérin, Oliphant, Schumacher u. a.) näher untersucht und miteinander verglichen, ohne daß ihre Erforschung dadurch wesentlich gefördert wurde. Als Thiersch und Hölscher auf ihrer im Jahre 1903 im Auftrage der Deutschen Orient-

---

jordanland bis nach Petra, wo die Ruine des Kasr Fir'aun ihrer Stuckdekoration wegen seine besondere Aufmerksamkeit erregte. Mit einer Beschreibung dieses vorher nur unvollkommen bekannten Bauwerkes erwarb er sich 1908 die philosophische Doktorwürde der Universität Rostock. Schon im Jahre vorher zum Regierungsbaumeister ernannt, war Kohl seitdem im Staatsdienst bei verschiedenen Eisenbahndirektionen beschäftigt. Da ihn diese Tätigkeit nicht ganz befriedigte, folgte er gern im Frühjahr 1907 der erneuten Aufforderung Puchsteins an seiner Seite die architektonische Aufnahme von Boghazköi auszuführen. Nach dem plötzlichen Tode des hochverdienten Forschers (1911) hat Kohl die Veröffentlichung der Ausgrabung in seinem Namen im Jahre 1912 zusammen mit Daniel Krencker besorgt (Band 19 der wissenschaftlichen Veröffentlichungen der D. O.-G.). Noch in dem selben Jahre reiste er von neuem an seine alte Wirkungsstätte in Ba'albek, um die endgültige Publikation der dortigen Funde vorzubereiten. Eine schwere Typhuserkrankung zwang ihn jedoch zu vorzeitiger Rückkehr nach der Heimat. Im Frühjahr 1914 habilitierte er sich an der Technischen Hochschule in Hannover für Geschichte der Architektur. Mitten aus der Vorbereitung für den neuen Beruf riß ihn der Ausbruch des Krieges. Kohl war ein echter, kampffroher Soldat. 'Restlos glücklich, daß es endlich losging', zog er Anfang September ins Feld hinaus. Wenige Wochen später ist er am 26. September 1914 bei einem Sturmangriff an der Spitze seiner Kompagnie bei Moronvilliers in der Nähe von Reims gefallen. Mit ihm ist, wie sein Reisegefährte und Mitarbeiter Prof. Carl Watzinger in Gießen (jetzt in Tübingen) betont, eine Persönlichkeit dahingegangen, die wie wenig andere befähigt war, Deutschland im Orient erfolgreich zu vertreten und die Achtung vor deutschem Können in der Türkei zu verbreiten. Sein Bild schmückt das Vorwort des vorliegenden, von Watzinger zu Ende geführten Werkes.

Gesellschaft unternommenen Reise auch die Synagogenstätten besuchten, fanden sie die Ruinen in zunehmendem Verfall. Ihr Bericht (vgl. Mitt. d. D. O.-G. 23 S. 17) veranlaßte die Deutsche Orient-Gesellschaft als erste Unternehmung auf dem Boden Palästinas die Untersuchung der Synagogenbauten in Angriff zu nehmen. Die Erlaubnis dazu wurde von den türkischen Behörden bereitwilligst erteilt. So konnte die Expedition, bestehend aus dem Regierungsbauführer Heinrich Kohl als Leiter, Diplomingenieur Ernst Hiller als zweitem Architekten und Dr. Carl Watzinger als Archäologen im Frühjahr 1905 ihre Ausreise antreten. Sie hatte fast an jedem Orte mit ungeahnten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nur der ruhigen, zielbewußten Energie und dem diplomatischen Geschick Kohls im Verkehr mit den Landesbewohnern des Orients ist, wie Watzinger ausdrücklich hervorhebt, die glückliche Durchführung des Unternehmens zu danken. Vom 28. März bis 17. Juni 1905 wurden nacheinander folgende Ruinenfelder untersucht: Chirbet Semmâka im Karmel, Tell Hûm (das neutestamentliche Kappernaum), ed-Dikke (eine Stunde nördlich von der Mündung des Jordan in den See Tiberias), Umm el-Kanâtir (jenseits des Sees Tiberias im Gebirge des Dschôlân), Umm el-ʿAmed (am Ostrand der Battôf-Ebene), Irbid (das alte Arbela) nochmals Tell Hûm, Mêrôn (am Südabhang des Dschermak, des höchsten Berges von Palästina), en-Nabratên (westlich des Hûlesees), Kefr Birʿim (eine Stunde nordwestlich von ed-Dschîsch in den nördlichen Vorbergen des Dschebel Dschermak) und ed-Dschîsch (Gis chala). Auch den Anlagen von Chirbet Kerâze (Chorazin eine Stunde von Tell Hûm auf dem Wege nach Safed) wurde schon damals ein kurzer Besuch abgestattet. Die ausgedehnteste und besterhaltene dieser Ruinenstätten ist die von Tell Hûm (Kapernaum). Nach ihrer Erforschung durch Wilson und Kitchener war sie von den Franziskanern erworben, die Reste der Synagoge waren mit Erde und Steinen zugedeckt, mit Bäumen bepflanzt und von einer Mauer umgeben worden. Durch das freundliche Entgegenkommen des Kustos der Terra Santa in Jerusalem konnten die Synagogenreste in einer vierwöchigen Grabung soweit freigelegt werden, als dies für die Feststellung von Plan und Aufbau nötig war. Bei einer zweiten Reise, die Kohl und Watzinger im Herbst 1907 unternahmen, gelang es freilich nicht, die Genehmigung zur Fortsetzung der begonnenen Arbeit zu erlangen, da die Franziskaner die Aufräumung der Trümmerstätte selbst übernehmen wollten, eine Absicht, die sie auch seitdem ausgeführt haben. Dafür wurden die Ruinen von Kerâze in der Zeit vom 4. bis 13. Oktober 1907 genauer untersucht. Mit der Aufnahme dieses bedeutenden Bauwerkes waren die Arbeiten der Expedition beendet, der eine so reiche, die Wissenschaft fördernde Ausbeute beschieden war.

Es ist natürlich im Rahmen einer Anzeige, die nur die wichtichsten Ergebnisse des vorliegenden Werkes kurz zusammenfassen will, unmöglich auf die von Kohl mit peinlichster Genauigkeit und wissenschaftlicher Akribie durchgeführte Beschreibung der Baureste im einzelnen näher einzugehen, so interessant dieselbe auch für den Fachmann ist. In der neuen Veröffentlichung sind auf 18 Tafeln und in über 300 Abbildungen sämtliche Architekturfragmente nach Zeichnungen und Photographien

widergegeben. Grundrisse und Rekonstruktionen erläutern das Bild der aus den Trümmern neugewonnenen Bauten, und die im Farbendruck ausgeführte Widergabe eines Modells der Synagoge von Tell Hûm vermittelt auch dem Laien eine anschauliche Vorstellung von ihrer ursprünglichen Erscheinung. Fast zwei Drittel des Werkes (S. 4—135) umfaßt die Baubeschreibung, an der Kohl bis kurz vor seiner Ausreise ins Feld gearbeitet hat. Die Grundlage für diesen Abschnitt bildete das von den Teilnehmern der Expedition an Ort und Stelle sorgfältig geführte Tagebuch. Alles, was über die reine Architekturbeschreibung hinausgeht, stammt von Watzinger. In ausführlicher Darstellung hat er die historische Stellung dieser für die Architekturgeschichte des Altertums ungemein wichtigen Bauten untersucht und ihre Zeit und Bedeutung bestimmt. Von verschiedenen Seiten, aus der Prüfung der Lage und Bauform im allgemeinen, der Bauglieder und der Bauform als Ganzem, der ornamentalen und figürlichen Embleme und der literarischen Überlieferung ergibt sich ein einheitliches Resultat, das nicht nur für den Architekten und Kunsthistoriker, sondern auch für den Theologen und Geschichtsforscher lehrreich ist. Auf die Fülle der Probleme, welche das hier gewonnene Ergebnis der weiteren Forschung stellt, hat Watzinger in dem Ausblick, den er an seine von profunder Gelehrsamkeit und unübertroffener Schärfe und Genauigkeit des Beobachtens getragenen Darlegungen knüpft, mit besonderem Nachdruck aufmerksam gemacht. Künftig darf bei der Frage nach der Entstehung der christlichen Basilika neben den heidnischen Bauten auch die antike Synagoge nicht übergangen werden. Sie muß als das Bindeglied zwischen der heidnischen Basilika und der christlichen Kirche angesehen werden.

Wir betrachten zunächst die Lage und Bauform der hier besprochenen Synagogen im allgemeinen. Sie liegen fast sämtlich an landschaftlich hervorragend schönen Stellen. Dies gilt besonders von der Synagoge von Tell Hûm, von deren Terasse vor der Front man im Altertum frei auf den weiten Spiegel des galiläischen Meeres hinausschaute. Auch die übrigen Ruinen liegen fast alle auf Anhöhen, die einen freien Blick ins Tal und über die Hügel der Umgebung hinweg gewähren. Die Front mit dem Haupteingang war bei den galiläischen Synagogen durchweg nach Süden gerichtet. Diese Orientierung hängt offenbar damit zusammen, daß der Betende nach der Vorschrift des Talmud sein Antlitz nach Jerusalem wenden und so gewissermaßen im Angesicht des jüdischen Tempels sein Gebet verrichten soll. Dementsprechend sind die Synagogen bei uns nach Osten orientiert. In den galiläischen Lehrhäusern müssen die Betenden mit dem Gesicht gegen die Eingangswand gestanden haben. Dies wird auch durch die Lage des Thoraschreines, der in der Synagoge die Stelle des Allerheiligsten im Tempel einnimmt, bestätigt. Die Dreitürigkeit der Front, wobei das Hauptportal in das Mittelschiff, die Seitentüren in die Seitenschiffe führen, ist die Regel. Nur bei den Bauten in en-Nabratên und ed-Dschîsch hat man sich aus unbekannten Gründen mit einer Tür begnügt. Über der Mitteltür wölbt sich ein Entlastungsbogen, über ihr und über den Seitentüren sind Fenster angebracht. Ein Gesims bezeichnet die Trennung von Unter- und Obergeschoß; den

Schluß bildet ein Giebel mit Bogen darin. Im Innern lief an den drei Seiten mit Ausnahme der Frontwand eine Kolonade mit Emporen, die offenbar nach Analogie der mittelalterlichen und der heutigen Synagogen dazu bestimmt waren, als Aufenthaltsort der Frauen zu dienen. Die Seitenwände des Erdgeschosses waren mit steinernen Sitzbänken versehen. Im Mittelschiff befanden sich die Stühle für die Ältesten, die nach alter Tradition ihren Platz in der Front der Gemeinde mit dem Rücken gegen den Thoraschrank hatten. Diese Sitze konnten durch besondere hölzerne bzw. steinerne Schranken gegen den übrigen Raum abgeschlossen werden. Der Thorasschrein ist in den heutigen Synagogen Palästinas gewöhnlich aus Holz mit Schnitzwerk hergestellt und in eine Wandnische eingefügt. In Tell Hûm, Chorazin und wahrscheinlich auch in den meisten anderen Synagogen war er aus Stein errichtet. So sind wir glücklicherweise über seinen Platz und die Form seines Aufbaues gut unterrichtet. Er ist stets, wie aus den Darstellungen auf den jüdischen Goldgläsern jener Zeit hervorgeht, architektonisch ausgestaltet und mit einem Giebel bekrönt, einmal auch vorn mit zwei Säulen verziert (vgl. Abb. 280). Durch die geöffneten Türen sieht man auf die Fächer des Schrankes, in dem die Schriftrollen liegen. Bisweilen wird auch der Vorhang, der vor der Öffnung hängt, sichtbar. Nach talmudischer Lehre steht der Schrank regelmäßig auf einem Podium; rechts und links davon haben wir uns wohl die beiden siebenarmigen Leuchter aufgestellt zu denken. Spuren von der Tribüne für den Vorleser der Thora, al-Mêmar, wurden bei den Schürfungen nicht gefunden. In den späteren Synagogen Palästinas, z. B. der Synagoge von Dschôbar bei Damaskus und der Synagoge in Tiberias ist die Tribüne ein mehrseitiger Aufbau mit Galerien und einem Baldachin, der ganz in Schnitzwerk ausgeführt ist. Der Platz des *βῆμα* ist stets die Mitte des Mittelschiffes. Mitunter wird diese Tribüne als *ἄμβων* (Kanzel) bezeichnet, z. B. in der spätgriechischen Synagogeninschrift aus Side in Pamphylien (vgl. Journal of hell. stud. 1908 S. 195 und 1909 S. 130), und tatsächlich ist sie dem Ambon der christlichen Kirche auffallend ähnlich. An die Synagoge von Tell Hûm schließt sich nach Osten ein Hof an, der an drei Seiten von gedeckten Hallen umgeben war. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, daß auch sonst offene Höfe mit Hallen vorhanden waren, da sich die Grabungen bei den anderen Synagogen auf das eigentliche Gebäude beschränkt haben. Immerhin ist es sehr wahrscheinlich. Solche Hallen werden in den griechischen Synagogeninschriften *περίβολοι* genannt (Reinach, Bull. corr. hell. 1886, S. 327). In Mêron liegt vor der Synagoge an Stelle des Peribolos eine offene Terrasse, die in eine in den Felsen geschnittene Exedra mit Sitzstufen endet. Diese Exedren dienten ebenso wie die Hallen selbst dem Unterricht bei der Synagoge. Eine besondere Vorhalle besitzt die Synagoge von Kefr Birʿim, möglicherweise war dies auch in ed-Dschfsch und en-Nabratên der Fall. Als Name der Vorhalle wird in einer Weihinschrift aus Mantinea (Bull. corr. hell. 1896 S. 159f.) das Wort *πρόναος* gebraucht, was einigermaßen auffällig ist, weil das eigentliche Synagogengebäude stets *οἶκος*, nie *ναός* genannt wird. Der Fußbodenbelag der galiläischen Synagogen besteht aus viereckigen Stein-

platten, was für eine verhältnismäßig frühe Entstehung dieser Bauten spricht. Später, seit dem 3. Jahrh. n. Chr., waren Mosaikfußböden zum Teil mit hebräischen Inschriften üblich, wie man sie noch in Umm el-ʿAmed vorfand, wo offenbar in jüngerer Zeit der Fußboden im Zusammenhang mit einem Umbau der ganzen Synagoge mit einem solchen Mosaikbelag versehen worden war. Über die Decken und das Dach der Synagogen sind wir nur ungenau unterrichtet. Für Kapernaum ist durch die dort gefundene Ecke des Giebelgeisons die Form des Satteldaches gesichert. Nirgends lag das Mittelschiff höher als die Seitenschiffe; die Beleuchtung des Innenraumes geschah ausschließlich durch die großen Fenster in der Front und zahlreiche Fenster auf den Langseiten.

Bei der Betrachtung der einzelnen Bauglieder fällt zunächst bei den untersuchten Bauten eine gewisse Einheitlichkeit in der dekorativen Skulptur und Ornamentik, wie den Einzelformen überhaupt auf, so daß ihre Entstehung innerhalb einer zeitlich eng begrenzten Epoche nicht zweifelhaft ist. Eine Vergleichung der Bauglieder mit denen anderer Bauwerke in Syrien und Palästina liefert hierfür recht beachtenswerte Resultate. Freilich ist die Architektur der römischen Kaiserzeit in diesen Ländern auch heute noch nicht genügend erforscht; wesentliche Aufschlüsse hierüber versprechen die Ergebnisse von Puchsteins syrischer Reise (vgl. Arch. Jahrb. 1902 S. 104 ff.), die leider noch nicht veröffentlicht sind. Auffällig ist zunächst bei sämtlichen Synagogen die Form des Giebels. Das sonst geradlinig verlaufende Gebälk schneidet hier, wie Watzinger ausführt, in der Mitte bogenförmig gekrümmt in das Tympanon ein, eine Form der Giebelbekrönung, die durch Tell Hûm als Abschluß der Frontwand, durch Kefr Birʿim als Bekrönung der Vorhalle gesichert ist. Diese bogenförmige Schwingung des Epistyls, die dem Wesen der klassischen Baukunst fremd ist, hat den Zweck, 'das Mittelinterkolumnium bei freistehenden Stützen zu überhöhen und vor den anderen Interkolumnien dadurch auszuzeichnen.' Es handelt sich hierbei um eine Architekturform, die für die zweite Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. typisch ist und nach ihrem Verbreitungsgebiet als 'syrisch' bezeichnet zu werden pflegt. Eine Reihe von Bauten der späteren Antoninenzeit im Haurân, dem südlichen Ostjordanland, z. B. das Fahnenheiligtum in Phaena (el-Musmîje) aus dem Jahre 168/9, der Tempel in Muschennef (171 n. Chr.), ferner das unter der Regierung des Commodus 192 n. Chr. erbaute Tychaion in Aere (es-Sanamên) und die beiden Tempel in ʿAtîl und Kanatha (el-Kanawât) aus der Zeit Caracallas, deren Ruinen in den letzten Jahren eingehend untersucht worden sind, weisen nicht nur diese barocke Aufbiegung des Gebälks im Giebel, sondern auch zahlreiche andere architektonische Merkmale auf, die wir bei den galiläischen Synagogen widerfinden. In der Folgezeit hat die syrische Giebelform ihren Weg auch nach Kleinasien, ja sogar nach dem Westen gefunden, wo der Diokletians-palast in Spalato das selbe Motiv aufweist (vgl. Niemann, Palast des Diokletian in Spalato Fig. 56, 124—127; Taf. XVIII—XX). Sie tritt bei den Synagogen auch in der Kleinarchitektur der Fenster wider auf, wo sie geradezu typisch ist für die Ausgestaltung der Fronten von Tell Hûm, Kerâze, Irbid und ed-Dikke. In den Bogen ist vielfach eine Konche ein-

gefügt, deren Schloß regelmäßig unten liegt, während der Giebel selbst von zwei Paaren korinthischer Säulchen getragen wird. Die gleiche Ädikulaform der Fenster findet sich bei einer Gruppe syrischer Bauten, die sämtlich östlich von Galiläa, im Gebiet der Batanäa und Trachonitis, liegen und von Watzinger immer wider zum Vergleich mit den galiläischen Synagogen herangezogen werden. Dazu gehört außer den schon genannten Heiligtümern auch die Basilika von Schakka (Sakaea) aus dem 2. Jahrh. n. Chr., die später in eine christliche Kirche umgewandelt worden ist. Sie gehören sämtlich der spätantoninischen und severischen Epoche an. Außer durch die syrische Form des Giebels erhält die Architektur der Synagogen ihr Gepräge durch die ausschließliche Verwendung des Wulstfrieses im Gebälk, der gleichfalls ein typischer Bestandteil der Baukunst der Antoninenzeit in Syrien und Kleinasien ist. Im Westen tritt er nur ganz vereinzelt auf; hier galt er stets als eine ursprünglich fremde, im griechischen Osten heimische Bauform. Auch die Friese im Türsturz zeigen die selbe Ausbauchung wie das Hauptgebälk. Die klassische Krönung des Sturzes durch Geison und Sima haben die Baumeister der Synagogen durchweg zu einem Gesims mit Simaprofil vereinfacht, wie dies auch bei den mehrfach erwähnten Tempelgebäuden des Haurân der Fall ist. Die Profilierung des Türgewändes dagegen ist gewöhnlich die klassische: drei an Höhe zunehmende Faszien mit Bekrönung durch ein Kymation mit Platte, entsprechend der Epistylgliederung des Hermogenes. Der Sturz der Pilastertürgewände besteht entweder in einem Epistyl mit Reliefschmuck (Umm el-ᶜAmed, en-Nabratên) oder einem Gebälk aus Epistyl, Fries und Sima wie in Tell Hûm, wobei das Epistyl widerum reich ornamentiert ist. Über dem Sturz der Mittelportale sind regelmäßig Entlastungsbogen angebracht, deren Stirnseiten ebenfalls reich gegliedert und verziert sind. Auch die Bauten der Trachonitis weisen die selbe oder eine ähnliche Form des Entlastungsbogens auf. Niemann hat mit Recht a. a. O. S. 111 in diesen reich gegliederten Archivolten die Vorstufe der mittelalterlichen Kirchenportale gesehen. Wir finden sie bereits vereinzelt in der hellenistischen Kunst. Auch die Beschränkung des dekorativen Schmucks der Synagogenfassaden auf die symmetrische Verteilung der Türen und Fenster atmet griechischen Geist. Die Säulen und Pfeiler sind durch Säulenstühle, die den Basen untergeschoben sind, erhöht. Schon Vitruv VI 4, 9 erwähnt diese Bauweise, mit deren Einführung der Hellenismus begonnen hatte, wobei er vermutlich an altorientalische Vorbilder anknüpfte. Auf attischer Basis erhebt sich der glatte Schaft der Säulen, deren Kapitelle jonisch und korinthisch sind. Das dorische Kapitell fehlt ganz, das jonische erscheint als Polsterkapitell und als vierseitiges Kapitell und wird bisweilen auch als Pilasterbekrönung verwandt. Es tritt neben dem korinthischen sehr zurück, das in verschiedenen Stufen der Ausbildung vorliegt, innerhalb deren das Kapitell der Innensäulen von Tell Hûm die älteste Form darstellt. Charakteristisch ist hier die Unterdrückung des Kelches der cauliculi. Diese Art von Kapitell war in der Zeit des Septimius Severus und seiner Nachfolger üblich. Auch die übrigen Kapitelle zeigen den selben Typus, wenn auch die Ausführung im einzelnen vielfach voneinander abweicht. Öfters beobachtet man eine

eigenartige Erstarrung des pflanzlichen Elements. Diese unklassische Erstarrung des korinthischen Kapitells läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß die Steinmetzen, denen die Ausführung übertragen war, mit der griechisch-römischen Formenwelt nicht recht vertraut waren. Es werden einheimische Bildhauer gewesen sein, wofür auch inschriftliche Beweise vorliegen. Eine tiefergreifende jüdische Eigenart in der Wahl und Gestaltung der Bauglieder tritt aber nirgends hervor, vielmehr gleicht der Stil der Synagogenarchitektur durchaus der gleichzeitigen heidnischen Baukunst Syriens. Die gesamte Formensprache weist auf die Entstehung dieser Bauten in der Zeit der Kaiser Septimius Severus und Caracalla (Wende des 2. und 3. Jahrh. n. Chr.) hin.

Auch die Bauform als Ganzes und besonders die Ausbildung des Innenraumes wird von Watzinger ausführlich erörtert. Die heidnische Antike kennt kein Gebäude, das als fertiges Vorbild der Synagogen bezeichnet werden kann, gerade die syrischen Profan- und Tempelbauten des 2. und 3. Jahrh. n. Chr., deren Einzelformen, wie wir sahen, in so engen Beziehungen zu den Synagogen stehen, zeigen in der Gestaltung des Innenraumes ganz andere Tendenzen. Der Verfasser wendet sich daher der Betrachtung solcher Bauwerke zu, die in der hellenistischen Zeit Versammlungszwecken dienten, und gelangt so, wenn auch auf Umwegen zu einem Ergebnis, das die bisherigen Beobachtungen durchaus bestätigt. Gerade über dieses Thema sind jüngst einige wertvolle Schriften erschienen, so das treffliche Buch von Konrad Lange, Haus und Halle und die beiden Arbeiten von G. Leroux, Les origines de l'édifice hypostyle en Grèce, en Orient et chez les Romains, Paris 1913 und F. Studniczka, Das Symposion Ptolemaios II (Sächsische Abhandlgn. XXX 1914). Der Gang der Forschung kann hier nur kurz angedeutet werden. Watzinger geht von der Tradition Vitruvs über die Hauptformen des antiken Rathauses aus. Dieser unterscheidet in seinem Handbuch der Architektur V 2, 1 die curia quadrata und die curia oblonga, von denen nur die letztere als Bindeglied zwischen heidnischer Bauweise und der Synagoge in Betracht gezogen werden kann. Unter den curiae oblongae sind die zahlreichen, langgestreckt rechteckigen Versammlungshäuser zu verstehen, deren Front mit dem Eingang die Schmalseite bildet und die keine Innenstützen besitzen. Sind solche notwendig, so geschieht ihre Verwendung wie bei der Cella des Tempels. Zu den bekanntesten Bauten dieser Art gehört das von Pausanias V 5, 2 beschriebene Phokikon bei Daulis, wo der Innenraum durch zwei Säulenstellungen in drei Schiffe geteilt und ebenso wie bei den Synagogen an den Langseiten mit steinernen Sitzreihen ausgestattet war. Für die Anordnung der Innenstützen aber, die sich in den Synagogen regelmäßig an drei Seiten, den beiden Langseiten und der einen Schmalseite, hinziehen, und damit den Raum in ein Mittelschiff mit Umgang an drei Seiten gliedern, fehlt es bei der curia oblonga an jeder analogen Erscheinung. Dafür treten zwei andere Raumformen ein, welche die dreifache Kolonnade im Innern bereits für die hellenistische und sogar klassische Zeit sichern, der geräumige Speisesaal mit Innensäulen im römischen Privathause, von Vitruv VI 4, 8 ff. oecus genannt, und die Cella des Tempels. Das älteste Beispiel dafür ist be-

kanntlich die Cella des Parthenon. Der Oekus, dessen griechischer Ursprung nicht zweifelhaft ist, war wohl in seiner ursprünglichen Form ein Raum, der eine innere Säulenstellung an allen vier Seiten besaß. Vitruv vergleicht nämlich a. a. O. den oecus aegyptius mit einer Basilika, und auch das einzige wenigstens in einer Beschreibung erhaltene Beispiel eines solchen, das Symposionzelt Ptolemaios' II., weist außer dem Umgang an drei Seiten die selbe vierseitige Säulenstellung im Innern auf wie die Basilika. Das Fehlen der vierten Säulenreihe wird bei der Synagoge durch die kunstvoll verzierte Wand des Thoraschreines ersetzt. Daß der Architekt der Synagoge von der heidnischen dreischiffigen Tempelcella ausgegangen sein sollte, ist wenig wahrscheinlich, vielmehr war wohl neben der curia oblonga mit den Sitzbänken an den Wänden der große gedeckte Saal mit Mittelschiff und vierseitigem Umgang für die Raumgestaltung der Synagoge vorbildlich. Da die selbe ferner ein zweites Stockwerk mit umlaufenden Emporen besitzt, so gehört sie zu den Bauwerken, die man als 'Basilika' zu bezeichnen pflegt. Vitruv versteht darunter einen zweistöckigen gedeckten Bau mit vierseitigem Umgang und Emporen, dessen Mittelschiff mit erhöhtem Seitenlicht versehen ist (vgl. de arch. V 1, 4 und VI 4, 9). Die Überhöhung des Mittelschiffes durch einen Lichtgaden gehört aber nicht zu den notwendigen Eigenschaften der Basilika (vgl. Mau-Drexel im Anhang zu Mau, Pompeji[2] S. 14 ff.). Die Beleuchtung konnte auch dadurch bewirkt werden, daß die Außenwände im oberen Stock durch Fensteröffnungen durchbrochen wurden wie z. B. in der Basilika von Pompeji. Die Prüfung der monumentalen und literarischen Überlieferung ergibt, daß der Grundriß der galiläischen Synagogen hellenistischen Ursprungs ist. Dieses Resultat wird durch die im Talmud erhaltene Beschreibung der bedeutendsten hellenistischen Synagoge in Alexandria bestätigt. Ihre Entstehungszeit ist nicht überliefert; jedenfalls bestand sie schon zur Zeit des Caligula. Philon (leg. ad Caium 20) nennt sie die *μεγίστη καὶ περισημοτάτη* der Synagogen Alexandrias. Im Jahre 117 wurde sie bei der Unterdrückung des Aufstandes der alexandrinischen Juden unter Trajan mit einem Teil des jüdischen Stadtviertels zerstört. In der Tosephta, der ursprünglichen Grundlage des Jerusalemer Talmud, wird sie als Diplostoon geschildert, d. h. als ein Gebäude, das eine *διπλῆ στοά* besaß. Nach griechischem Sprachgebrauch ist darunter nicht etwa eine Halle mit zwei Säulenreihen zu verstehen (diese heißt einfach *στοά*), auch nicht eine solche mit Verdoppelung der Innenstützen, sondern eine *στοὰ δίστεγος*, eine zweistöckige Halle. Die alexandrinische Synagoge besaß also einen basilikalen Innenraum mit doppelter Säulenstellung nach Art der galiläischen Synagogen. Auch die Ausstattung im Innern mit den Sitzen für die Ältesten und dem hölzernen Bema in der Mitte war nach den Angaben des Talmud genau die selbe wie in den von uns geschilderten Synagogen Galiläas.

Interessant ist auch der Abschnitt über die ornamentalen und figürlichen Embleme. Sie zerfallen in zwei Gruppen, 'in ornamentale Motive und Bilder aus der Pflanzenwelt wie von leblosen Gegenständen und in Darstellungen lebender Wesen, sowohl von Tieren wie von Menschen,

also figürliche Bildnisse, wie sie nach dem mosaischen Gesetz den Juden verboten sind' (S. 184). Reich verziert ist z. B der Wandfries der Emporenrückwand von Tell Hûm. Rosetten und Sterne, Ornamente, welche von der jüdischen Dekorationskunst Palästinas mit besonderer Vorliebe verwendet werden, wechseln hier mit Früchten und Blüten ab. Daneben erscheinen zwei Embleme, denen eine tiefere Bedeutung zukommt, das Pentagramm, das 'Siegel Salomos', und das Hexagramm, der 'Schild Davids', beides Zeichen, die als Amulette Verwendung fanden und auf jüdischen Denkmälern häufig dargestellt sind. Im Mittelalter waren sie nicht nur in der jüdischen Welt weit verbreitet. Von Pflanzen und Früchten erschienen öfter Trauben und Granatäpfel, alte Sinnbilder der Bodenerzeugnisse des Landes. Auch Ähren werden bisweilen als Embleme verwendet. Die Front der Synagoge von Tell Hûm ist auf den beiden Konsolen des Mittelportals und auf jedem Sturz der Seitentüren mit dem Bild des Palmbaums geschmückt. Die Palme war wegen ihres häufigen Vorkommens in Palästina (Plin. nat. hist. XIII 26) das Wahrzeichen des Landes. Noch heute spielt der Palmzweig im jüdischen Kultus eine große Rolle. Der beliebteste Schmuck des Türsturzes ist aber der Kranz. Er scheint heidnisch-griechischem Brauch entlehnt zu sein. Die Bänder des Kranzes sind häufig in einen sog. Heraklesknoten verschlungen, dem im griechisch-römischen Altertum eine heilbringende und apotropäische Wirkung zugeschrieben wurde. Unter den Emblemen, die für den jüdisch-religiösen Charakter der Gebäude sprechen, steht an erster Stelle der siebenarmige Leuchter. Er ist zu einem Symbol des Judentums geworden, das in seiner Bedeutung fast der des Kreuzes für die Christen gleichkommt. Noch nicht völlig erklärt ist ein Gerät, das sich im Fries der Synagoge von Tell Hûm findet (S. 34 Abb. 68). Es stellt einen Prunkwagen vor ähnlich der *ἱερὰ ἀπήνη*, auf der das Bild der ephesischen Artemis bei Festen durch die Stadt gefahren wurde. Wahrscheinlich handelt es sich um die von Plinius XXXIII 140 beschriebene carruca der Kaiserzeit. Das Wort ist im Hebräischen als Lehnwort üblich und wird im Talmud vielfach in der Form krukin gebraucht. Die carruca diente bei den Römern als Gefährt für hohe Beamte. Auch der Patriarch von Galiläa besaß das Recht sie zu benutzen. Der Wagen im Fries von Tell Hûm soll also wohl die hohe Würde des höchsten Vertreters der jüdischen Gemeinden in Galiläa veranschaulichen. Unter den figürlichen Emblemen spielt der Adler eine Hauptrolle. Er war das Wappentier des jüdischen Königs Herodes d. Gr. Auch in der syrisch-römischen Kunst, besonders der Grabkunst, wird er vielfach als Schmuck verwendet. Nächst dem Adler dient vor allem der Löwe als Dekorationsmotiv. Zahlreich sind trotz des jüdischen Bilderverbotes die menschengestaltigen Bilder. Auch hier handelt es sich fast ausschließlich um Motive, die der römisch-syrischen Sepulkralkunst eigen waren, guirlandentragende Eroten, schwebende Flügelgestalten mit einem Kranz in den Händen usw. So paßt die figürliche Dekoration völlig zu dem heidnisch-hellenistischen Stil der Synagogenbauten. Wahrscheinlich sind die selben nicht von den Juden selber, sondern im Auftrage und auf Kosten der römischen Machthaber von einheimischen Baumeistern nach dem Entwurf eines syrischen Architekten

errichtet worden. Daß gottesfürchtige Heiden den Juden Lehr- und Versammlungshäuser stifteten, wird auch sonst bezeugt. Das bekannteste Beispiel ist die Erzählung von dem Hauptmann von Kapernaum (Lukas VII 1—10), nach der ein römischer Centurio den Juden dieser Stadt eine Synagoge erbaut hat, die Vorläuferin des Bauwerkes, dessen Ruinen heute in Tell Hûm erhalten sind. Nach dem Tode der Stifter, zu denen vermutlich die Kaiser selbst gehörten, haben dann die strenggläubigen Juden Galiläas, wie mehrfach bei den Grabungen festgestellt wurde, den vom Gesetz verbotenen figürlichen Schmuck der Synagogen systematisch zu beseitigen versucht, was ihnen auch größtenteils gelungen ist.

Dieses Ergebnis wird durch die literarische Überlieferung, der sich Watzinger nunmehr zuwendet, vollauf bestätigt. Wir müssen hier zwischen der im eigentlichen Sinne geschichtlichen Überlieferung heidnischer Schriftsteller und den vereinzelten, im Talmud vorliegenden Nachrichten unterscheiden, die wegen ihres anekdotischen Charakters nicht ohne weiteres in allen Einzelheiten Glauben verdienen. Die Gründung der Militärkolonie Aelia Capitolina auf den Trümmern von Jerusalem im Jahre 132 und das Verbot der Beschneidung hatten unter Hadrian jenen furchtbaren Aufstand zur Folge, der das jüdische Volk fast bis zur Vernichtung aufrieb. Auch in Zukunft blieb unter den Nachwirkungen der gewaltigen Bewegung des Bar Kochba das Verhältnis der römischen Kaiser zum Judentum unfreundlich, obwohl bereits Antoninus Pius, von der Erkenntnis durchdrungen, daß die Beruhigung der Juden nur durch die Achtung vor ihren religiösen Gefühlen zu erreichen sei, die Beschneidung als besonderes Privileg wider gestattete. Sein Nachfolger Marc Aurel äußerte sich gelegentlich einer Reise durch Palästina, wie Ammianus Marcellinus XXII 5 berichtet, über das ewig unzufriedene und unruhige Volk sehr abfällig. In das erste Jahr der Reigerung des Septimius Severus (193/4 n. Chr.) fällt der Aufstandsversuch der Juden und Samaritaner, dessen Unterdrückung mit der Niederlage des Thronprätendenten Pescennius Niger im Zusammenhange steht. Die Städte Galiläas hatten sich von den Unruhen ferngehalten. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern ließ Septimius Severus bei der Behandlung der Juden Milde walten, ja er scheint sogar die Bewohner Judäas gegenüber den Samaritanern begünstigt zu haben. Um die kulturelle Hebung Syriens und der umliegenden Landschaften erwarb sich dieser Kaiser große Verdienste. Zahlreiche Bauten in der Batanäa und der Trachonitis verdankten ihm ihre Entstehung. Kein Wunder, daß sich Spuren dieser Tätigkeit auch in dem benachbarten Palästina und besonders in dem gerade damals neu aufblühenden Galiläa finden. Durch die Ehreninschrift von Kaisûn (Renan, Mission de Phénicie S. 774; Survey of Western Palestine I: Galilee S. 241) haben die Juden dem Kaiser und seiner Familie den Dank für die erwiesenen Wohltaten abgestattet. Noch sympathischer stand sein Sohn und Mitregent Caracalla (von 211—217 Alleinherrscher) den jüdischen Interessen gegenüber. Schon sein Jugendgespiele war Jude gewesen (Spartianus Caracalla I 6). Seine Regierung war nach der jüdischen Tradition die Blütezeit des galiläischen Judentums. In das Ende des 2. Jahrh. n. Chr. fällt die Zusammenfassung des jüdischen Rechts in der Mischna durch den Rabbi Jehuda I., mit

dem Beinamen ha-Nasi, der Fürst. Von den nahen Beziehungen dieses ebenso reichen wie gelehrten Patriarchen zu dem jungen Imperator weiß die jüdische Überlieferung zahlreiche Anekdoten zu berichten; denn es kann nach den Ausführungen Watzingers keinem Zweifel unterliegen, daß der in den beiden Talmuden, der Mechilta und den Midraschen als Freund des Patriarchen öfter erwähnte Römer Antoninus mit dem Kaiser Caracalla identisch ist. Die Neubauten der galiläischen Synagogen sind als ein Zeichen der Huld des severischen Kaiserhauses gegen die Juden Galiläas zu betrachten.

Wir sind am Ende der Besprechung angelangt, die sich im wesentlichen auf eine Widergabe des Inhalts beschränkt. Kritisch zu den hier aufgewiesenen Problemen Stellung zu nehmen, lag dem Referenten fern. Dies hat, wie ich nachträglich bemerkte, S. Krauß getan in einer Anzeige, die erst nach Abfassung meines Berichtes erschienen ist (Liter. Zentralbl. 1916, Sp. 736—740). Ihre Lektüre kann als Ergänzung dazu warm empfohlen werden. Krauß billigt zwar die Ansicht Watzingers, daß die Synagogen zur Zeit der Antonine und der beiden Severus entstanden seien, nimmt aber im einzelnen mehrfach an den Anschauungen und Feststellungen des Verfassers Anstoß und bestreitet u. a., daß das Wohlwollen des Kaisers Caracalla diese Bauten erstehen ließ. Jedenfalls handelt es sich bei dem vorliegenden Buche um eine bedeutsame literarische Erscheinung, die von dem hohen Stande der archäologischen und orientalischen Studien in Deutschland Zeugnis ablegt. Unter den Sendschriften der Deutschen Orient-Gesellschaft nimmt das Synagogenwerk eine hervorragende Stelle ein. Sein Erscheinen gerade jetzt ist umso mehr zu begrüßen, weil es nach ehrenvoll errungenem Frieden auch unseren Feinden die Augen darüber zu öffnen vermag, was wir 'Barbaren' trotz aller Sorgen und Nöte der Kriegszeit auf wissenschaftlichem Gebiete zu leisten imstande waren.

Insterburg. Richard Berndt.

Friedrich Lohr, Trans Tiberim, die Insel, vom Forum olitorium bis zum Monte Testaccio. Ein Gang durch die Ruinen Roms. (Fortsetzung) = Gymnasialbibliothek 57. Heft herausgegeben von Professor Hugo Hoffmann. Gütersloh, Bertelsmann, 1915. 148 S. mit Abbildungen und 2 Karten.

Das außerordentlich ansprechende Büchlein Lohrs beruht auf guten archäologischen Quellen und gibt ein übersichtliches Bild über die im Titel genannten Teile der Stadt Rom im Altertum. Das einzige, was der Topograph beanstanden muß, ist der Titel: zwar ist auf S. 1—101 die Besprechung des rechten Tiberufers und der Insel gegeben, doch enthält das folgende gute Drittel S. 101—148 die südlichen Stadtteile gerade des linken Tiberufers, die für die Stadt Rom und ihre Entwicklung von starker Bedeutung sind: das Forum olitorium, das forum boarium und den Teil am Tiber und Aventin entlang bis zum Monte Testaccio. Bei dem starken, bereits aus grauer Vorzeit stammenden Gegensatze, den schon das Altertum zwischen den beiden Ufern und ihrer Bevölkerung betonte und der sich bis in die neueste Zeit zwischen den cittadini und den trasteverini erhalten hat, durften diese wichtigen Teile des linken

Ufers unter keiner Bedingung unter den Titel Trans Tiberim begriffen werden.

Im übrigen verdient das Büchlein uneingeschränktes Lob. Es eignet sich ganz vorzüglich für Vorträge auf der Oberstufe, wie der Verfasser angibt, kann aber auch mit Nutzen für größere freiere Arbeiten auf dieser Stufe als Grundlage und Anregung dienen. Dazu helfen besonders die in den Anmerkungen gegebenen Schriftstellerzitate, die im Anhang übersichtlich zusammengestellt sind. Rez. hat ein solches Thema bereits früher von einem Oberprimaner für Horaz bearbeiten lassen und damit eine Studienarbeit erzielt, die auch im Privatdruck erschienen ist. Freilich würde Lohr statt der Zitate aus dem CJL. wohl für seine Zwecke besser Dessaus Inscriptiones Latinae selectae angeführt haben, besonders wenn aus Raummangel nicht alle Inschriften ihrem Text nach gegeben werden können; denn welcher Schüler würde sich wohl im CJL. zurecht finden, vorausgesetzt, daß es ihm überhaupt zugänglich gemacht werden kann. Anders ist es mit Dessau, der eigentlich in jede Lehrerbibliothek gehört und dessen ausgezeichneter Schlußband kürzlich erschienen ist; auch die Zusammenstellung lateinischer Inschriften von Dr. H. Willemsen (Weidmann, Berlin 1913) kann für solche Schülerarbeiten und Vorträge warm empfohlen werden. Daß der Philologe selbst zum CJL. greift, ist wohl selbstverständlich.

Die neueste Literatur ist sorgsam benutzt, auch die Nichtbeteiligung Neros beim Brande von Rom nach Hülsen hervorgehoben (S. 31); ebenso sind neuere Ausgrabungen und Erwerbungen wie die wunderbaren Stuckreliefs im Thermenmuseum in Rom erwähnt, die die Freude jedes Besuchers bilden. Horaz konnte für den Schüler reichlicher zitiert werden (S. 53, 70, 71, 88). Welche Wichtigkeit es hat, die antiken Schriftsteller und die von ihnen geschilderten Gestalten und Vorgänge in dieser Weise in die topographische Umgebung hineinzuversetzen und wie manche Vorgänge an Deutlichkeit und Anschaulichkeit dadurch gewinnen, zeigt die mustergültige Schilderung der Vorgänge beim Tode des Gracchus (S. 63ff.) und die Geschichte der Fabier (S. 106). Sehr fruchtbar ist auch die Zusammenstellung der betreffenden Schilderungen bei Livius und bei Ovid in den Fasten.

Die recht zahlreichen Photographien sind überraschend gut und beruhen auf neueren, wohl eignen Aufnahmen. Es ist eine Erleichterung, einmal wirkliche Originalabbildungen zu sehen und nicht, wie oft üblich, Widerholungen älteren Datums, die einen Zustand des Denkmals und besonders seiner Umgebung aus längst vergangenen Zeiten vorführen.

Die Kartennachbildungen beruhen auf Kiepert und Hülsen; freilich sind auf den Verkleinerungen unter dem antiken Stadtplan die modernen Straßenzüge kaum noch erkennbar.

Jedenfalls kann Lohrs Buch dazu beitragen, dem Schüler der Oberstufe eine Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern mit Sinn und Inhalt zu erfüllen. Es kann zur Benutzung für alle Schularten, sogar für lateinlose Schulen warm empfohlen werden, da die Stellen innerhalb des Textes meist in Übersetzung gegeben sind.

Nowawes. W. Scheel.



Plutarchs ausgewählte Biographien. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Paul Verres. Erstes Bändchen: Demosthenes und Cicero. I. Text. II. Kommentar. (Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker.) Münster i. W. 1910. 8. Geb. 1 ℳ.

Wenn eine Schülerausgabe die Aufgabe hat, dem Schüler zum Finden zu verhelfen, ihn anzuregen zum Erarbeiten des elementaren Verständnisses und hoffentlich noch zu einigem Nachdenken darüber hinaus, wenn sie das Beste (Interpretation und gemeinschaftliches Gewinnen der Übersetzung) dem Lehrer überlassen und vielleicht auch ihm einmal einen nützlichen Wink geben soll, so kommt in der vorliegenden Ausgabe der Schüler nicht, der Lehrer halb auf seine Kosten. Von der Interpretation ist fast nichts vorweggenommen, da der Kommentar sich 'in eingehender Weise fast ausschließlich mit der sprachlichen Seite' befaßt, aus dem sachlichen Gebiet nur einiges zum ersten Verständnis Nötige beibringt; einige Bemerkungen, die zum Letzten der Interpretation gehören (z. B. über Beurteilung des Demosthenes durch den Autor), sind wohl unabsichtlich dazwischen geraten. Das Dargebotene aber, das Sprachliche — 'dem Schüler möglichst zu Hilfe zu kommen', ist ihm gelungen, so, daß diesem zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. Wenn für *ἱπποδρομία*, *μεγαλόψυχος*, *προενεγκεῖν* die deutsche Bezeichnung gesetzt, wenn zu *φθονούντων* bemerkt wird ‚der Neider', zu *παντὸς* (*εἶναι*) 'jedermanns Sache', so wird das billigen, wer dem Schüler den Gebrauch des Lexikons und das Nachdenken erspart wissen will. Das sind Prinzipienfragen. Andrerseits kein anregender Wink bei D 2, 9 *ἀποδιδοίη*, 3, 10 *ἀλλὰ γάρ*, C 1, 16 *μετῄει* im Verhältnis zu *ambire*, 9, 7 *τὴν ψῆφον διαφέρειν* usw. In ähnlicher Weise werden Perioden auseinandergelegt: das Fertige, statt der Anleitung (dabei auch Irreführendes, z. B. D 2, 5 *ὡς ἔχων* 'damit'), desgleichen endlich bisweilen die Musterübersetzung mitgeteilt (nicht immer mit Glück; ist es z. B. D 1, 1 ratsam *ὁ γράψας* durch 'der Verfasser' widerzugeben, bei den vielen Bestimmungen zum Objekt *ἐγκώμιον*? Auch Irrtümer, z. B. D 2, 3 *τῶν πολλῶν* 'Menge von').

Im Textbändchen steht voran eine Einleitung über Plutarchs Leben und Schriftstellerei, warmherzig geschrieben, teilweise etwas panegyrisch (S. IX 227 statt 210 zu setzen. S. X doch nur mit Vorbehalt zu sagen, daß Plutarch 'den Attizismus der klassischen Zeit nachahmt'), und eine wohlgegliederte Inhaltsübersicht, hinten ein Verzeichnis der wichtigeren Eigennamen. Mit Recht wünscht das Vorwort für Plutarchs Biographien einen Platz in der Schullektüre.

Pforta. Kurt Hubert.

O. Lautensach, Grammatische Studien zu den attischen Tragikern und Komikern. Konjunktiv und Optativ. Sonderabdruck aus der Glotta. Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache. VII Band. 2/3, S. 92—116. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Eine fleißige und gründliche Arbeit, die auf genauer Kenntnis der älteren und besonders neueren Literatur über den Gegenstand beruht und zu beachtenswerten Ergebnissen führt. Wir wollen zunächst die wichtigsten davon verzeichnen und dann noch auf einige Einzelheiten näher eingehen. Nach des Verfassers Beweisen findet sich bei den Drama-

tikern, namentlich auch in den Chorliedern der Tragiker, ganz entgegen dem Gebrauche der kurzvokalischen Konjunktivformen besonders bei Homer, aber auch noch der Elegiker, Jambiker und Pindars, in allen Konjunktiven die Dehnung des schon vorhandenen kurzen Vokals. — Die Form *δέη* bleibt überall unkontrahiert und nur bei Ar. Ran. 265, Plut. 216, Philet. II 230 fr. 3, Philem. II 516 fr. 120, 3 und Men. III 240 fr. 924 ist einsilbige Lesung mittels der Synizesis anzuwenden. Das selbe Gesetz herrscht auch bei den übrigen einsilbigen Verbalstämmen, die überall im Drama, natürlich außer wenn die Kontraktion in *ει* vorliegt, im Präsens und Imperfektum durchgehend offene Formen haben, so daß Verfasser mit Recht gegen das überlieferte *μὴ 'γχῇς* Ar. Vesp. 616 entsprechend den eben genannten fünf Fällen von *δέῃ* ebenfalls mit Synizesis *μὴ 'γχέῃς* liest. Bei den Attikern läßt nur *δέω* binden überall Kontraktion zu, wie schon Kühner-Blaß II 138, Meisterhans, Gramm. d. att. Inschr.[8] S. 175 f., Solmsen, K. Z. XXXII 527 gesehen, also auch *συνδοῦντα* Eur. Iph. A. 110 und *συνδοῦντες* Antiph. II 54 fr. 110, ebenso *ξέω* glätten nach Meisterhans, S. 176. — Bei den Dramatikern sind analog dem Sprachgebrauche des Attizismus überhaupt die schon bei Homer vorkommenden kontrahierten Ausgänge im Konjunktiv der unthematischen Präs. und Aor. Akt. und Med. wie der Passivaoriste allgemein üblich. — Von dem bei den Epikern sehr gewöhnlichen Konjunktivausgange der dritten Person Sing. *ησι* trifft man in den melischen und anapästischen Teilen der älteren Komödien einzelne Spuren an. — Dualformen des Konjunktivs kommen in der zweiten Person Dual. der aktiven Konjunktive *-τον* vor bei Sophokles, Oed. C. 1377 und 1378 *ἀξιῶτον* und *ἐξατιμάζητον*, bei Aristophanes Ran. 1117 *δείσητον*, in der dritten Person Dual. *-τον* bei Eurip. Phoen. 585 *μόλητον*, Hec. 897 *κρυφθῆτον*, fr. 898, 11 *συμμειχθῆτον*, bei Aristophanes Vesp. 381 *ζητῆτον*, Pax 409 *δρᾶτον*, in der ersten Person Dual. Med. *-μεθον* Soph. Phil. 1079 *ὁρμώμεθον*, in der zweiten Person Dual. Med. *-σθον* bei Arist. Ran. 1380.

Kürzer können wir uns bei dem zweiten, wenn auch umfangreicheren Teile fassen, der vom Optativ handelt, da Verfasser hier teilweise in tabellarischer Form seine durchweg richtigen Studienergebnisse zusammengestellt hat. Zunächst sind seine Ausführungen über die Moduszeichen des Optativs der unthematischen Präsentia und Aoristi Akt. und der Passivaoriste, die im Singular in der dramatischen und sonstigen Literatur, wie auch auf den attischen Inschriften, *ιη* und im Plural und Dual *ι* (*ιη*) sind, recht gründlich. Hinsichtlich des Plurals und Duals verlangt das Metrum bei den Dramatikern fast immer *ι*, doch finden sich auch acht Stellen besonders bei Euripides und den Komikern mit *ιη*: Eur. Ion 943 *φαίημεν*, Eur. fr. 582, Ar. Ran. 1448 und Men. III 225 fr. 840 *σωθείημεν*, Men. *Περινθ*. 4. 6. *ἀφείητ'*, Adesp. trag. 557 p. 949 und Damox. III 351 fr. 2, 67 *δοίησαν*. Auch bei Sophokles kommt mit ziemlicher Gewißheit *εἰδείημεν* Euryp. Oxyrh. Pap. IX 117 fr. 94, 7, wie noch bei Eur. Hel. 434 *ὤφελη θεῖλμεν ἄν* nach Kirchhoffs annehmbarer Konjektur vor. Glanzpunkte der Arbeit sind die Nachweise über die Ausgänge der Optat. Praes. Act. der verba contracta auf *-οίην*, *-οίης*, *-οίη*

(*-οίημεν, -οίητε, -οίησαν*) und *-οῖμι, -οῖς, -οῖ, -οῖμεν, -οῖτε, -οῖεν*, über die mediale Optativendung *-μην, -μαν* und die Optativformen auf *-ατο* und *-ντο*. Verfasser findet, daß die Anzahl der singularen Optativformen auf *-οίην* selbst bei den Tragikern fast noch einmal so groß ist wie die auf *-οῖμι* und bei Aristophanes, wie bei den übrigen alten Komikern, noch weit mehr als die Hälfte beträgt. In der neueren Komödie kommen die Formen auf *-οίην* sogar allein vor und im Plural und Dual bei allen Dramatikern außer Eurip. Hel. 1010 *ἀδικοίημεν ἄν* und Cycl. 132 *σοι δρῴημεν ἄν* nur die Formen mit dem Modusvokal *ι*. — Die Form *τρέφοιν* = *τρέφοιμι* ist für Eurip. fr. 903, *ἁμάρτοιν* = *ἁμαρτοιμι* für Kratinus fr. 55 sicher bezeugt. — Die Tragiker haben in den melischen Partien in der ersten Person Sing. des Indikativs der medialen Präterita und in der selben Person des Optativs der unthematischen und thematischen Präs., der unthematischen, der einfachen thematischen und sigmatischen Aor. Med. nur die dorisch-äolische Endung *-μαν*, Aristophanes dagegen sowohl in den Anapästen des Dialogs wie in denen des Chorliedes die ionisch-attische Endung *-μην* und nur in Zitaten aus melischen Partien der Tragödie *-μαν* gebraucht. — Bei Äschylus und Sophokles walten die Optative auf *-ατο* vor; erst Euripides und Aristophanes bedienen sich vorzugsweise und die andern Komiker stets der Optativendung *-ντο*.

Das handschriftlich metrisch unmögliche *θύηι τις* Ar. Av. 567 hat Meineke, Fr. Com. II 78 mit Dindorf und Kock in *θύησι* verbessert, Verfasser selbst die handschriftliche Lesart Ar. Lys. 346 *ὑποπίμπρησι* mit Recht in *ὑποπιμπρῇσι* verändert und Reisigs Lesart *εἰ ὑποπιμπρησι*, Coniect. p. 255 völlig verworfen (S. 97). Kocks Konjektur *ξυνῆτον* für *ξυνῶσιν* bei Poll. II 189 (S. 98), *εἶν* für *εἴην* nach Hermann Eur. Phoen. 1209 und *μεθεῖς* für *μεθείης* nach Musgrave und Pflug-Klotz Eur. Med. 736 mißbilligt Verfasser S. 99 zutreffend. Bei Ar. Eq. 1131 liest er richtig *ποιοῖς* und Pax 1076 b *ὑμεναιοῖ* (S. 109) und verwirft *τέμνοιν* bei Aesch. Suppl. 815 gegen Dindorf, *ἐκφύγοιν* Sept. 706 gegen Nauck, bei Euripides *ναίοιν* gegen Dindorf, Ann. Oxon. Tro. 225, *λάβοιν* Hel. 263 gegen Hermann, *ἔλθοιν* Phoen. 504 gegen Nauck, *συνοικοῖν* fr. 369, 2 gegen Meineke und *λάβοιν* fr. 360, 6 gegen Dindorf (S. 111).

Hettstedt. Karl Löschhorn.

---

[1]) Ernst Friedrichs, Kurzgefaßte systematische Grammatik der russischen Sprache für den Schulunterricht und zum Selbststudium. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. 204 S. Preis geb. 3,80 ℳ.

Man merkt es dem Buche an, daß es aus der Praxis des Unterrichts entstanden ist. So ist es denn auch wirklich ein gutes Schulbuch geworden. Die Übungssätze nehmen ihren Stoff aus dem Leben des Alltags und geben in ihrer Gesamtheit ein recht gelungenes Bild der russischen Umgangssprache. Es ist damit in glücklicher Weise fortgesetzt, was die treffliche Grammatik von Asboth angebahnt hatte. Auf deutsche Übungssätze hat der Verfasser verzichtet; wohl mit Recht, denn sie müssen bei einer so schwierigen Sprache der Eigenart der Klasse angepaßt werden.

Hervorzuheben ist die geschickte Anordnung des Druckes, die den Formenreichtum des Russischen übersichtlich darstellt. Auch das Wichtigste aus der Satzlehre wird dem Anfänger geboten und es fehlt sogar nicht an einem kurzen Abriß über Bedeutungslehre — eine wertvolle Beigabe, die bisher wohl in keiner russischen Elementargrammatik zu finden war. Die Regeln sind knapp und klar. Manchmal freilich hat das Streben nach Kürze dazu geführt, daß die Regel unvollständig und in der gegebenen Form falsch ist. Wenn es z. B. § 21 heißt: im Gen. sg. haben Stoffnamen -u, so gilt dies wenigstens in der Sprache der Gebildeten nur für die Endung des partitiv gebrauchten Genetivs. Ebenso ist, was § 137 über den prädikativen Instrumental gesagt wird, mehr eine unvollständige Gebrauchsanweisung als eine Regel. Für die Schule sind solche Ungenauigkeiten nicht schlimm, aber für das Selbststudium gefährlich. Soll die Grammatik, wie es auf dem Titelblatt heißt, auch dafür brauchbar sein, so müßte vor allem die phonetische Einleitung erweitert und berichtigt werden. Die äußere Ausstattung des Buches ist musterhaft.

2) Wilhelm Tolnai, Ungarisches Lesebuch. Sammlung Göschen Nr. 694. Berlin 1913. 137 S. 90 ₰.

An die vortreffliche ungarische Sprachlehre von Szinnyei schließt sich Tornais Lesebuch würdig an. Der Aufgabe in die madjarische Literatur und Gedankenwelt einzuführen wird es völlig gerecht. Für die Auswahl des Stoffes war maßgebend, daß der Lernende ein Bild von der Eigenart des Landes und seiner Bewohner erhalten sollte. Daher ist das Volkstümliche mit Recht stark betont. Sprichwörter, Märchen und Volkslieder, unter denen die das Leben der Pußta schildernden die reizvollsten sind, nehmen einen breiten Raum, fast ein Viertel des Bändchens ein. Wie Hunfalvys farbenprächtige Beschreibung des ungarischen Tieflandes in die Natur des Landes, läßt uns Tömörkénys köstliche Volksszene 'Der Pferdehandel' einen Blick in die Seele der Pußtasöhne tun. Aus der Kunstprosa hat eine ziemlich farblose Kindergeschichte mit erbaulichem Schluß Aufnahme gefunden. Dagegen spricht Hercegs historische Novelle 'Das Wunder' mehr an; es ist eine feine Charakterschilderung des großen Hunnenkönigs, freilich keine Historie mit Zahlen und Gelehrsamkeit, aber ein echtes Dichterwerk. Proben moderner Lyrik schließen den Band. Merkwürdig, daß Petöfis Name nicht vertreten ist. Das Wörterverzeichnis scheint vollständig.

3) Wilhelm Tolnai, Ungarisch-deutsches Gesprächsbuch. Sammlung Göschen Nr. 739. Berlin 1914. 146 S. 90 ₰.

Nicht eine trockene Wortsammlung enthält das Bändchen oder eine Reihe von kurzen Sätzen, sondern zwanglose Gespräche über die verschiedensten Gebiete. Auch hier findet man wider in glücklicher Weise das Bestreben Ungarns Eigenart hervortreten zu lassen. Die deutsche Übersetzung hat freilich manche Härten. So kann man nicht sagen Budapest sei eine 'wahrhaftige' Bäderstadt oder 'es geschah eine Zerreißung' u. ä. Doch diese Schönheitsfehler kann eine Neuauflage leicht verschwinden lassen.

4) Emil Smetánka, Tschechische Grammatik. Sammlung Göschen Nr. 721. Berlin 1914. 126 S. 90 Pf.

Von den slawischen Sprachen ist das Tschechische grammatisch nach jeder Seite hin vielleicht am besten erforscht. So war es nach den grundlegenden Arbeiten Gebauers und seiner Schüler lockend, eine kurze, aber wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Grammatik zu schreiben. Dieser Aufgabe ist der Prager Professor Smetánka durchaus gerecht geworden. Freilich ist seine Sprachlehre rein deskriptiv; nur selten wird das Sprachgeschichtliche dabei berücksichtigt, manchmal über Gebühr vernachlässigt. Wenn es z. B. S. 22 Bem. 2 heißt, daß eine Reihe von Substantiven den langen Stammvokal in den mehrsilbigen Kasus verkürzt, so ist dies mindestens sehr ungenau. Denn bei der Mehrzahl der dort angeführten Worte ist gerade umgekehrt der kurze Stammvokal im einsilbigen Nominativ nach bekanntem Lautgesetz gedehnt. Indessen fallen solche öfters auftauchende Bedenken nicht ins Gewicht gegenüber der schönen Gesamtleistung. Lobend mag noch hervorgehoben werden die mustergültige Klarheit bei der Erläuterung der Aktionsarten (§ 54).

5) Emil Smetánka, Tschechisches Lesebuch. Sammlung Göschen Nr. 723. Berlin 1914. 130 S. 90 Pf.

Das Tschechische Lesebuch will in seinen Prosastücken Land und Leute Böhmens schildern. Nichts von schöner Literatur. Ob es freilich einem Anfänger — für den das Werkchen doch bestimmt ist — leicht wird sich durch die oft ziemlich trockenen und gar nicht leichten Aufsätze durchzuarbeiten? Abhandlungen über 'tschechische Touristik' und 'tschechische Industrie' sind jedenfalls ermüdender als es etwa eine der reizenden 'Kleinseitner Geschichten' Nerudas wäre. So wird sich der Lernende wohl bald dem zweiten, poetischen Teile zuwenden und dort auf seine Rechnung kommen. Denn hier ist die Auswahl wirklich geschickt. Neben schlichten Volksliedern stehen da formvollendete Meisterwerke wie Vrchlickys Sonett 'Lerche und Lied' oder Dyks weltabgewandtes Gedicht 'Die Fragen'. Das Glossar ist reichhaltig und sorgfältig.

6) Vladimir Corović, Serbokroatische Grammatik. Sammlung Göschen Nr. 638. Berlin 1913. 100 S. 90 Pf.
7) Vladimir Corović, Serbokroatisches Gesprächsbuch. Sammlung Göschen Nr. 639. Berlin 1913. 136 S. 90 Pf.
8) Vladimir Corović, Serbokroatisches Gesprächsbuch. Sammlung Göschen Nr. 640. Berlin 1913. 116 S. 90 Pf.

Die Grammatik ist unglaublich flüchtig gearbeitet. Wollte man aufzählen, was sich in den einzelnen Abschnitten an Falschem, Ungenauen oder mindestens Mißverständlichen findet, so würde die Liste sehr umfangreich werden. Namentlich die sprachgeschichtlichen Erläuterungen erregen Furcht und Mitleid. So wenn S. 30 regelmäßig gebildete Plurale alter i-Stämme als Analogiebildungen erklärt werden, wenn S. 64 ein 'j durch ein d ersetzt wird'. Überraschend ist es auch, wenn man S. 60 von einem Partizipium Praes. Pass. hört, da dies in der Sprache bisher nirgends nachgewiesen ist; über seine Bildung wird denn auch weiter nichts berichtet.

Auch das Lesebuch ist für einen Anfänger kaum brauchbar. Abgesehen von den zahlreichen Druck- und Akzentfehlern ist das Glossar gänzlich unzureichend. Viele Wörter fehlen ganz, andere sind mit einer zu der Stelle nicht passenden oder gar falschen Bedeutung angegeben. Als Beweis mag dienen, daß mit Hilfe des Wörterverzeichnisses nicht einmal die Überschriften der Lesestücke übersetzt werden können, so z. B. von Nr. 10.

Das Gesprächsbuch macht einen besseren Eindruck. Es enthält oft weniger Dialoge, als einzelne in losem Zusammenhang stehende Sätze. Der deutsche Ausdruck ist dabei nicht immer glücklich. Auf die Versicherung, daß man für seinen Besuch zu Hause sein würde, wirkt z. B. die Antwort (S. 60) 'ich danke Ihnen ganz inniglich' geradezu komisch. Das entsprechende slawische Adverb heißt wörtlich 'wärmstens'.

9) Stephan v. Smal-Stockyj, Ruthenische Grammatik. Sammlung Göschen Nr. 680. Berlin 1913. 139 S. 90 Pf.
10) Stephan v. Smal-Stockyj, Ruthenisches Gesprächsbuch. Sammlung Göschen Nr. 681. Berlin 1914. 170 S. 90 Pf.

Die Sprache des zweitgrößten slawischen Volkes hat durch die ausführliche, im Jahre 1913 erschienene Grammatik Smal-Stockyjs eine hervorragende wissenschaftliche Bearbeitung gefunden. Aus diesem größeren Werke ist die in der Göschenschen Sammlung veröffentlichte Sprachlehre ein Auszug. Trotz des engen Raumes aber, der dem Verfasser zur Verfügung stand, ist es eine ganz vortreffliche Darstellung der kleinrussischen Sprache geworden. Selbständige wissenschaftliche Forschung verrät sich in jeder Zeile und man staunt, wie geschickt es der Verfasser verstanden hat, den fast überreichen Stoff klar und übersichtlich zu ordnen. Die Lehre von der Wortbildung scheint besonders gelungen und erfreulich ist der in vielen slawischen Sprachlehren fehlende Abschnitt über Wortstellung. Nach dem Gesamteindruck ist es eine der besten Grammatiken der Göschenschen Sammlung.

Auch das Gesprächsbuch ist eine schöne Leistung. Die deutsche Übersetzung ist ohne Anstoß und bietet gerade durch die freie Übertragung des slawischen Ausdrucks den Reiz der Vergleichung beider Sprachen.

11) Wilhelm Reeb, Russische Geschichte. Sammlung Göschen Nr. 4. 2. umgearb. Auflage. Berlin 1913. 90 Pf.

Eine Geschichte des Zarenreichs auf 132 Seiten! Man muß dem Verfasser zugestehen, daß er trotz der Knappheit des zugemessenen Raumes ein übersichtliches Bild der politischen Entwicklung von den Anfängen Olegs bis zur Revolution von 1905 gezeichnet hat. Es ist nur natürlich, daß bei dem geringen Umfang des Bändchens die Wirtschafts- und Rechtsgeschichte kurz, das Innenleben des russischen Staates nur gelegentlich behandelt werden konnte. Bei einer Neuauflage wäre aber auch hier noch manches zu vertiefen, namentlich durch Benutzung neuerer russischer Forschungen. Wieviel ließe sich nicht allein aus Kljutschevskijs 'Vorlesungen über russische Geschichte' gewinnen, dem letzten Werk des hochbegabten Kiewer Professors!

Folgendes ist mir bei der Lektüre aufgefallen. Wenn die altrussischen Götter aufgeführt werden sollen, über die wir ja freilich nicht viel wissen, so darf Svarog nicht fehlen. Die Bezeichnung des Volos als 'slawischer Apoll' ist aber unbedingt falsch. An den beiden Stellen der alten russischen Chroniken, wo er erwähnt wird, steht jedesmal ausdrücklich vermerkt 'ein Gott des Viehs'. Zweifelhaft ist es ferner, wie weit man von einem starken Einfluß des normannischen auf das altrussische Recht sprechen darf. Die Bestimmungen über die 'Vira', das Wergeld stehen ja in dem späteren Teil der Russkaja Pravda und sind auch sachlich recht verschieden von den nordischen. Auch das russische Lehnswesen hat sich wohl ziemlich unabhängig von dem westeuropäischen entwickelt, mindestens aus ganz anderen Voraussetzungen. Eigentlich kann man nur das Verhältnis der Teilfürsten zum Fürsten von Kiew vergleichen. Der Wortlaut auf S. 12 muß aber den Eindruck erwecken, als ob Ost- und Westeuropa im wesentlichen das gleiche Bild zeigten. Der Deutlichkeit halber würde sich auch S. 30 der Zusatz empfehlen, daß die Opritschnina nicht etwa ein geographisch zusammenhängendes Gebiet war. Doch das sind Einzelheiten. Im ganzen freut man sich an der trotz aller Kürze frischen und anschaulichen Darstellung. Besonders gelungen scheint mir die Charakteristik Ivans IV., die etwa die Mitte hält zwischen der düsteren Schiemanns und der vielleicht zu lichtvollen Kljutschevskijs. Auch Katharina II. und Alexander II. sind lebensvoll geschildert. So mag für den Lehrer, der sich über die Geschichte des Zarenreiches etwas besser unterrichten will als es gemeinhin unsere Lehrbücher tun, das Bändchen empfohlen werden.

Berlin-Schöneberg. C. Kappus.

---

1) Otto Th. Schulz, Das Wesen des römischen Kaisertums in den ersten zwei Jahrhunderten. Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, hrsg. von E. Drerup, H. Grimme, J. P. Kirsch. 8. Bd., 2. Heft. Paderborn, Schöningh. 8. 94 S. ℳ 3,80.

Das Buch bespricht die rechtliche Stellung des Prinzipats. Im Gegensatz zu Mommsens Dyarchie kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß es Augustus und Tiberius tatsächlich darauf ankam, die alte Verfassung widerherzustellen und das Prinzipat in sie einzugliedern. In dieser Hinsicht ist ihm mindestens der eine Nachweis gelungen, daß bis zum Ende des 2. Jahrhunderts, d. h. bis zur Zeit des Septimius Severus, rechtlich nur der Senat befugt war, den Prinzeps zu ernennen und daß jede Ernennung durch die Soldaten wenigstens nachträglich der Bestätigung des Senats bedurfte. Daß durch diesen Nachweis seine im Anfang ausgesprochene Ansicht gestützt wird, liegt auf der Hand.

2) Arthur Schloßmann, Die Kämpfe Julius Caesars an der Aisne im jetzigen Gefechtsbereich sächsischer Truppen. Mit 5 Abb. und 1 Tafel. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1916. 8. 33 S.

Der Verfasser, ein bekannter Düsseldorfer Kinderarzt, der bei den sächsischen Truppen an der Aisne steht, hat die ihm zu Gebote stehende Zeit benutzt, den Feldzug Caesars im Frühjahr 57, dessen Mittelpunkt die Schlacht an der Axona bildet, an Ort und Stelle zu untersuchen. Die

Hauptörtlichkeiten sind durch Napoleons III. Untersuchungen festgelegt: Der Flußübergang bei Berry au Bac, nordöstlich davon das Lager Caesars, dessen Reste damals noch erhalten waren, und die Furten der Aisne flußabwärts als Ort des BG. II, 10 geschilderten Kampfes. Neu ist die Bestimmung des Kastells Bibrax, das der Verfasser mit den am Südrand der Hochebene von St. Thomas bei Altlaon gefundenen Befestigungsüberbleibseln gleichsetzt, was wenigstens den Vorzug hat, daß die Entfernung mit der von Caesar angegebenen (8 Millien BG. II, 6, 1) stimmt und daß der Ort in der Anmarschrichtung des belgischen Heeres liegt: freilich ist diese eben auch nur aus Caesars Marschrichtung Reims—Laon erschlossen. Über die Richtung der beiden Gräben, die Caesar BG. II, 8, 3 erwähnt, bleibt allerdings auch beim Verfasser eine gewisse Unklarheit: sind die auf S. 17 gegebenen Einzeichnungen tatsächlich durch Spuren festgelegt, dann hat sich Caesar a. a. O. reichlich unklar ausgedrückt, da nach seinen Worten die beiden Gräben rechts und links der aufgestellten Schlachtordnung rechtwinklig zu dieser entweder vorwärts zum Miettebach oder rückwärts zur Aisne gelaufen sein müssen. Bei der Anordnung des Verfassers, wo sie von der Nordost- bzw. Südwestecke des Lagers ausgehen, vermißt man die linke Flankendeckung, der doch einer der Gräben gedient haben muß. Im übrigen gibt die Darstellung eine geschickte Widergabe der Ereignisse nach Caesar; an den Zahlen hat der Verfasser keinen Anstoß genommen, obwohl Caesars Interesse zweifellos dahin ging, zu übertreiben. Die Schrift ist ein gutes Zeugnis für die Zuneigung, das der Verfasser seiner humanistischen Vorbildung bewahrt hat: ihr hat er am Schluß der Vorrede warme Worte der Anerkennung gewidmet.

Berlin. Lenschau.

---

1) Schenk-Koch, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Gemeinsam für alle Schularten neu bearbeitet von Julius Koch. IX. Teil: Lehraufgabe der Oberprima: Vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. 3. Auflage. X u. 346 S. 8. Geb. 3,20 ℳ.

Die Ansichten über die Aufgaben des geschichtlichen Lehrbuches gehen auseinander; während die einen ihm eine sekundäre Rolle zuweisen und sich mit einer knappen, zusammenfassenden, alles unnötige und für die Erfassung und Herausarbeitung der leitenden Gesichtspunkte entbehrliche Beiwerk fortlassen, stellen es die andern mehr in den Mittelpunkt des Unterrichts und lassen den Strom der Darstellung in ausführlicher Breite dahinfließen, indem sie oft bis zu den kleinsten Einzelheiten hinabsteigen und sie wenigstens in einer Klammer oder in einer Anmerkung anbringen. Unzweifelhaft kann man mit Lehrbüchern beider Arten gute Erfolge erzielen; es kommt eben auch hier wie bei jedem Unterricht auf die Persönlichkeit des Lehrers an; ist diese ihrer Aufgabe nicht voll gewachsen, dann dürfte allerdings eine ausführliche, die Zusammenhänge leicht aufdeckende Darstellung mehr am Platze sein, so daß ein einigermaßen interessierter Schüler auch hier zu seinem Rechte kommt. Auch für späteres Nachlesen und Wiederauffinden dieses oder jenes Ereignisses kann ein ausführliches Lehrbuch von größerem Nutzen

sein; dieser Gesichtspunkt darf freilich bei Abfassung eines Lehrbuches nicht ausschlaggebend sein.

Die Schenkschen von Koch fortgesetzten Lehrbücher gehören zu der zweiten Gruppe, und der Nachweis ist längst geführt, daß sie hier die erste Stelle mit einnehmen. Alle ihre Vorzüge treten auch in der vorliegenden neuen Auflage des letzten abschließenden Teiles hervor, und man ist immer wider erstaunt, über welche Fülle von Kenntnissen, über welch gesundes Urteil, über welches Geschick zur Anordnung und über welche Darstellungsgabe der Verfasser verfügt. Es ist eine wahre Freude, den Band vom Anfang bis zum Ende durchzulesen und immer wider neue Anregungen zu erhalten. Eine unendliche Fülle von Stoff wird geboten, die in meisterhafter und die leitenden Gedanken klar hervorhebender Weise zur Darstellung gelangt. Vor allem ist anzuerkennen das Streben, das sich wie ein roter Faden durch das Buch hindurchzieht, den Fortschritt in der Entwicklung der Staaten verständlich zu machen, die Ursachen und die Folgen der Ereignisse aufzudecken, das Aufsteigen des brandenburgisch-preußisch-deutschen Reiches in das rechte Licht zu setzen und damit die notwendige Entwicklung der letzten Jahrzehnte, die zum Weltkrieg führte, klarzustellen. Besonders hat mir dabei gefallen, das zu allen Zeiten widerkehrende Streben Englands nach Unterdrückung und Schwächung der Festlandsmächte und nach Begründung und Festigung der eigenen Weltherrschaft festzunageln und die Rücksichtslosigkeit besonders auch in der Seekriegführung an den Pranger zu stellen; indem dies alles in Beziehung zum Weltkrieg gebracht wird, erhält der Schüler ein viel klareres Bild und größeres Verständnis von den sich jetzt abspielenden gigantischen Ereignissen. Dabei wird die Erzählung getragen von einem warmherzigen, tiefes vaterländisches Empfinden verratenden Ton, der frei ist von unwahrer Beschönigung unerquicklicher Vorgänge und tadelnswerter Erscheinungen in der heimischen Geschichte und gegebenenfalls das Ding beim rechten Namen zu nennen sich nicht scheut.

Bei solcher Art der Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung sind selbstverständlich auch die Ergebnisse der Forschung mit der größten Vorsicht verwendet; nur solche sind aufgenommen, wo überwiegende Übereinstimmung herrscht, andere, noch so blendend und verlockend, bleiben außer Acht oder werden kurz abgefertigt. So werden durch das Buch dem Jüngling, der nun bald ins Leben treten soll, nicht nur die oft recht komplizierten Zusammenhänge in der fortschreitenden Entwicklung der neueren und neuesten Geschichte klar, sondern es geht auch ein Hauch warmen patriotischen Empfindens auf ihn über und der Trieb zur Wahrheit wird in ihm gestärkt. Damit sind die Hauptbedingungen erfüllt, die man an ein gutes Lehrbuch der Geschichte stellen darf, und soviel auf dieses dabei ankommt, wird mit dem vorliegenden eine gute Grundlage für staatsbürgerliches Empfinden in das jugendliche Gemüt gelegt werden.

Bei dem Umfang des Buches, der gegen die vorige Auflage noch um zwölf Seiten gewachsen ist, ist es natürlich ausgeschlossen, alle Teile gleichmäßig zum Unterricht heranziehen zu wollen. Viele Seiten, ja Abschnitte werden nur in sog. punktierender Methode zu behandeln sein

andere Stücke werden den Schülern zur häuslichen Vorbereitung aufgegeben, wider anderes vielleicht ganz übergangen; nicht weniges, namentlich in den Anmerkungen, ist doch nur Beiwerk und in der Tat völlig belanglos für das Verständnis, während anderseits nicht geleugnet werden soll, daß gerade auch unter dem Strich manche überaus wichtige Bemerkung angetroffen wird. Wenn so der Lehrer sich über das Buch stellt und frei damit schaltet, dann kann es wohl in dem einen Jahre der Oberprima erledigt werden, besonders wenn es gelingt, einen Teil des Stoffes noch in Unterprima unterzubringen, wie es ja die neuen preußischen Vorschriften verlangen. Aber angesichts des sowieso immer mehr anwachsenden Stoffes der neuesten Geschichte möchte ich an den verehrten Verfasser die Bitte richten, bei Neuauflagen ja nicht auf eine Mehrung des Stoffes in früheren Partien bedacht zu sein, vielmehr zu versuchen, Überflüssiges abzustoßen, soweit es sich mit der ganzen Anlage des Buches verträgt. Vielleicht könnte dazu auch eine Kürzung der außerdeutschen Geschichte ins Auge gefaßt werden, obgleich zu einem solchen Vorschlage gerade heute ein gewisser Mut gehört, da die neuesten Ereignisse zeigen, in wie engem Zusammenhange die Entwicklung der heimischen Verhältnisse mit der der anderen europäischen, ja überseeischen Staaten steht. — Gut und förderlich für ein tieferes Eindringen in einzelne Ereignisse und Vorgänge ist der Hinweis auf die betreffenden Hefte der Lambeckschen Quellensammlung; dadurch werden beide, Lehrer wie Schüler, zu einer eingehenderen Beschäftigung angeregt. — Besonderes Lob verdient der Kanon der Jahreszahlen mit seinen drei nebeneinander stehenden Rubriken im Altertum für Griechen, Römer und fremde Völker, vom Mittelalter an für deutsche Geschichte, außerdeutsches Europa und außereuropäische Welt; er ist sehr praktisch und vertieft das Verständnis für die Vorgänge in der Welt. Eine wertvolle Hilfe für schnelle Orientierung bietet am Ende das Namen- und Sachregister, das ich nur in wenig Lehrbüchern bisher gefunden habe.

An einigen Stellen habe ich eine andere Auffassung. Wenn z. B. Preußen auch erst 1713 die europäische Anerkennung als Königreich erhält, so darf doch bei den auf 1701 folgenden Ereignissen nicht mehr von der Neutralität 'Brandenburgs' gesprochen werden, besonders nicht neben den mehrfach erwähnten 'preußischen' Truppen (S. 79). — Die Erwerbung Ostfrieslands gehört nicht so nebenbei in eine Anmerkung (S. 104); dazu ist das Ereignis für Preußen zu wichtig. — Daß die heutige Provinz Posen bei der zweiten polnischen Teilung an Preußen kam, stimmt nicht ganz (S. 123); dazu gehört auch der Netzedistrikt, der wurde aber schon 1772 preußisch. — Der Grund für das schwächliche Verhalten Preußens bei und nach Valmy (S. 153) ist doch wohl auch in der polnischen Frage zu suchen, die eine energische Aktion im Westen verbot. — Die Erwerbung von Ansbach und Bayreuth halte ich im Hinblick auf die Mission Preußens, die Einigkeit Deutschlands herzustellen, allerdings für sehr wichtig (S. 156); dadurch faßte Preußen in Süddeutschland festen Fuß und gewann Einfluß. — An einer gewissen Unklarheit leidet die Bezeichnung der Abtretungen Österreichs 1805 und 1809; wenn das Küstengebiet, 'Illyrien' genannt, erst 1809 abgetreten

wird, so dürfen nicht die italienischen und adriatischen Besitzungen als Preis des Friedens 1805 genannt werden, denn Illyrien liegt auch an der Adria; man spricht also 1805 besser von venetianischen Besitzungen (S. 168 u. 184). — Unklar ist auch die Bezeichnung der polnischen Gründung von 1807, die bald Großherzogtum, bald Herzogtum Warschau genannt wird (S. 176 u. 184). — Daß Preußens König sich 1812 nicht für gerüstet hielt, um gegen Napoleon vorzugehen, entspricht einer richtigen Beurteilung der Lage; darum konnte das Wörtchen 'wohl' hier wegbleiben (S. 183). — Viel wichtiger für die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage als der 11. Juni, wo Gablenz zur Erledigung der Angelegenheit die holsteinischen Stände einberief, scheint mir der 1. Juni, als Österreich die Sache an den Bundestag brachte und damit den Gasteiner Vertrag verletzte (S. 255). — Der 23. September 1862 als Tag des Eintritts Bismarcks in das preußische Ministerium darf in keinem deutschen Geschichtsbuche fehlen (S. 251). — Wenn einmal Einzelheiten von der Abstimmung des 14. Juni 1866 angegeben werden, dann müssen sie auch vollständig sein, und neben Anhalt dürfen auch Braunschweig und Schwarzburg als für Preußen stimmend nicht übergangen werden, während Meiningen gegen Preußen stimmt (S. 255). — Bei 1866 und 1870 sind die einzigen Stellen im Buche, wo ich den kriegerischen Ereignissen etwas mehr Raum gewidmet sehen möchte; diese Kriege sind doch schließlich für die Entwicklung Deutschlands von ungeheurer Bedeutung und werden die selbe auch nach 1914 behalten; es dürfen die Ereignisse des 15. und 19. Juli 1870 nicht fehlen, auch über Einteilung und Aufstellung der Armeen wäre etwas mehr mitzuteilen (S. 256ff.). — Wie der Verfasser auf eine Gesamtdienstzeit von sechzehn Jahren kommt, die durch die Heeresordnung von 1860 erzielt sein soll, weiß ich nicht (S. 250); nach meiner Kenntnis blieb die durch Boyen 1814 eingeführte zwölfjährige Dienstzeit, nur anders verteilt als bisher, bis 1867 bestehen, wo sie auf zwölf Jahre herabgesetzt wurde (vgl. v. d. Osten-Sacken, Preußens Heer, III S. 28 u. 120). — Von Ostrumelien darf nicht gesagt werden, daß es durch den Berliner Kongreß an Bulgarien angegliedert wurde (S. 291); dann hätten beide eine Einheit gebildet; das war eben nicht der Fall. — Daß China durch Japan in schnellem Siegeslauf 1894/5 niedergeworfen wurde, dürfte kaum das Erstaunen der ganzen Welt erregt haben (S. 302); wer nur einigermaßen über beide Länder Bescheid wußte, fand das natürlich. — Eigenartig mag ja der Anschluß Deutschlands an den Einspruch Rußlands und Frankreichs gegen die Abmachungen von Shimonoseki erscheinen (S. 302); daß er aus voller Überlegung und von weitreichenden Gesichtspunkten aus stattfand, geht unter anderm auch aus Bülows Buch 'Deutsche Politik' hervor.

Eine Anzahl Fremdwörter kommen vor, die aber als eingebürgert betrachtet werden können und einem Primaner auch gleichsam als Fachausdrücke vertraut sein müssen, wie Rekatholisierung, Feudalismus, Prohibitivzölle, Utopie, Condominium, parzellieren, Indigenat, Sequestrierung u. a. m.; ich nehme also keinen Anstoß daran, doch rate ich eine gewisse Vorsicht an: auch hier nicht zu viel. Nicht zu billigen sind aber gewisse Unstimmigkeiten im Gebrauch des selben Wortes, z. B.

hohenzollernsch (S. 80) neben hohenzollerisch (S. 103), Ermeland (S. 33) neben Ermland (S. 122), hannoveranisch (S. 252) neben hannöverisch (S. 271), Feldherrn (S. 51) neben Feldherren (S. 49), anderseits (S. 60) und andrerseits (S. 29), trotz 'dieser' verzweifelten Zustände (S. 29) und trotz 'allen' Gewissensbedenken (S. 123); ähnlich des Reichs (S. 287), des Teils (S. 287), des Meers (S. 298) neben des Volkes (S. 287), des Krieges (S. 301). — Das verbindende s ist in Wörtern wie Geschichtsschreibung (S. 23), Einheitsstaat (S. 132), kriegsführend (S. 247) völlig unangebracht, während man es in 'Verfassungwerk' (S. 145) ertragen würde; und die nicht selten angewandten Ausdrücke ersterer und letzterer klingen unschön, sind außerdem allerorts leicht zu vermeiden; der Hinweis auf das 'Perfide Albion' hätte vielleicht einmal genügt (S. 62 u. 112). — Einzelne Druckfehler sind zu berichtigen: Ubertritt (S. 94), befonders (S. 125 Anm. 2), 1782 als Jahr der roten Mütze für die Jacobiner (S. 148), Wilhelm III. von Oranien als Sohn Wilhelms I. (S. 214), Bismarck 16jährig in die Plamannsche Anstalt (S. 222).

Doch das alles sind nur ganz unbedeutende Mängel, die dem trefflichen Buche keinen Abbruch tun können; wer ein Freund eines recht ausführlichen Lehrbuches der Geschichte ist, dem kann zu dem vorliegenden aufrichtig geraten werden.

2) Max Joseph Neudegger, Zum Weltkrieg 1914—16. Geschichts- und kulturpolitische Betrachtnng für Staatsmänner, Historiker, Archivare, Psychologen, Schulmänner und Ärzte. München, Th. Ackermann, 1916. V u. 48 S. 8.

Bei der kaum noch zu übersehenden Fülle von Literatur jeder Art über den Weltkrieg gehört ein gewisser Mut dazu, einen neuen Beitrag zu liefern; ein solcher kann nur dann Anspruch auf Beachtung haben, wenn er neue Erscheinungen entdeckt oder den schon bekannten neue Gesichtspunkte abgewinnt. Danach ist die vorliegende Schrift zu beurteilen: sie bringt zwar im ganzen auch die landläufigen Gedanken über den Krieg, aber sie schürft viel tiefer, da der Verfasser, ein bayrischer Reichsarchivrat a. D., ein philosophischer Kopf ist, der seinen weltpolitischen Gedanken eine psychologische Grundlage gibt. Nur die Kenntnis der Psychologie verleiht nach ihm die Gewähr, die Handlungsweise der Menschen und der Völker zu verstehen, zugleich selbst richtige, anerkannte Werte zu schaffen. Dieser 'psychologische' Grundgedanke des Verfassers wird am besten durch zwei Sätze beleuchtet: 'Es sollte niemand Amtsvorstand, noch weniger Staatsmann, besonders nicht Diplomat, Gelehrter oder Historiker sein, der nicht die einer gewissen Widerkehr oder Mechanik unterliegenden, immer vorhandenen Grundtatsachen des Seelenlebens und zusammenfassende Werke kennt' (S. 8), und 'wir müssen immer von neuem und bei jeder Gelegenheit zu Urgrund und Ursache der Dinge, zur Psychologie, zur inneren Menschen- und Naturkunde zurückgreifen' (S. 39). So wird denn in der Tat seinen Äußerungen über den Krieg ein tieferer Grund und eine größere Festigkeit verliehen, und sicherlich erhebt sich die Schrift über den Durchschnitt der Tagesliteratur, und schon dadurch, daß ihre Lektüre eine größere Aufmerksamkeit erfordert, wird der Inhalt fester haften bleiben.

An Einzelheiten sei folgendes erwähnt. Wir dürfen bei einem Friedensschluß unter keinen Umständen Milde anwenden, sonst werden wir bald wider den Krieg haben; überhaupt darf an Frieden erst gedacht werden, wenn England unnachsichtlich mit allen Mitteln in seiner Existenz bedroht wird (S. 32 u. 41). — Nach dem Kriege muß ein enger Zusammenschluß Mitteleuropas, besonders Österreichs und Deutschlands, stattfinden, hauptsächlich auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete, wie es schon im alten deutschen Reiche der Fall war (S. 2). — Glänzend bewährt hat sich die deutsche Frau, die freilich nach dem Kriege durch Umgestaltung der Erziehung und durch Öffnung weiterer Berufe zur Selbstzucht angehalten werden muß, denn auch manche Würdelosigkeit ist zutage getreten, vor allem in der Mode und Fremdwortpflege, die besonders durch die Pensionen zur Vorbereitung auf französischen und englischen 'Schick und Dreß' erzielt wird (S. 27). Bezüglich des üblen Einflusses besonders der ausländischen Pensionen auf die weibliche Jugend der besseren Stände kann man dem Verfasser durchaus beistimmen, dagegen wird er den Leistungen der privaten höheren Töchterschule wohl nicht ganz gerecht, wenn er verlangt, sie solle gegenüber dem Spracherlernen mehr Wert auf das Vaterländische legen, was so leicht durch Staatsbürgerkunde, Literatur und neueste Geschichte geschehen könne; unseres Wissens gilt für die Privatinstitute im allgemeinen der Lehrplan der öffentlichen Anstalten, und da kann gerade der für Geschichte in mancher Beziehung als vorbildlich hingestellt werden. Auch über die Fortschritte im Unterrichtswesen der Anstalten für die männliche Jugend ist Verfasser nicht ausreichend unterrichtet, da er in Zukunft mehr Wert auf die Anerziehung staatsbürgerlicher Gesinnung gelegt wissen will; zu diesem Zwecke dürfe die neueste Geschichte im Unterricht nicht um die letzten Jahrzehnte zu kurz kommen (S. 18). Glaubt der Verfasser, daß das noch möglich ist? Ich wenigstens möchte diejenige Anstalt sehen, die sich solche Verfehlungen zuschulden kommen ließe; das kann doch nur noch unter ganz außergewöhnlichen Verhältnissen denkbar sein, wozu ein kurzes Schuljahr nicht zu rechnen ist. Im übrigen soll auch hier wider betont werden, daß die Geschichte gewiß die Hauptträgerin des bürgerkundlichen Unterrichts ist, daß aber zur Erzeugung staatsbürgerlicher Gesinnung ebensogut die andern Unterrichtsfächer beitragen, nicht am wenigsten gerade die fremden Sprachen; schon deshalb sollte man sich hüten, immer wider gegen diese zu Felde zu ziehen. — Daß die Feinde uns so unterschätzt haben, führt Verfasser mit darauf zurück, daß sie zu wenig von uns wußten, und das sei wider eine Folge des erschwerten Austausches der Presse, hervorgerufen durch die sog. 'deutsche' Schrift. Wenn die Tagespresse in Antiqua gedruckt würde, würde das ein wichtiges Mittel zur Verständigung sein. Man kann dem Verfasser nicht ganz unrecht geben und sollte vor allem nicht in übernationalem Empfinden die Frage der deutschen Schrift so aufbauschen; wenn man sich ihre Entstehung klar macht und dazu die Vorteile der lateinischen Schrift, so kann man verstehen, daß sich jemand für die Antiqua erklärt und doch sein Vaterland sehr lieb hat. Bei dieser Gelegenheit tadelt Verfasser auch das Streben, öffentlichen Gebäuden und Denkmälern Inschriften

in einer Typenform zu geben, die zwar echt deutsch sein soll, in Wirklichkeit aber besonders dem Landvolk ganz unverständlich ist; nun, der Verfasser hätte ruhig sagen können, daß man oft auch als sog. Gebildeter seine Not mit der Entzifferung solcher Hieroglyphen hat (S. 33). — Können in Zukunft durch irgendwelche Einrichtungen Kriege vermieden werden? Verfasser verneint diese Frage, da für die Entscheidungen der Schiedsgerichte doch wider gerüstete Bürgen vorhanden sein müßten, um die Urteile gegebenenfalls zur Ausführung zu bringen; der Krieg kann nur verschwinden durch die wachsende Einsicht der Völker, die sich gegenseitig vertragen und den Platz an der Sonne gönnen; 'der Griffel Clios, die Stimme der Völker, die Scham vor der Menschheit muß wider Gericht werden' (S. 43); ob es jemals dahin kommt? — Ganz verständlich erscheint die Forderung, in Zukunft den Staatsmännern und Historikern Naturforscher und Ärzte zur Seite zu stellen, die durch die Methode der naturwissenschaftlichen Untersuchung den Schlüssel bei so vielen Seelenerscheinungen finden könnten (S. 21).

Zum Schluß wird die Frage aufgeworfen, ob je in Zukunft die Ethik an die Seite der Religion treten könnte; sie wird mit Recht verneint, denn die Ethik kann niemals zu der Macht sich entwickeln, die die Menschen über sich nötig haben; diese Macht besitzt nur die Religion (S. 45).

Wir sehen, in dieser Schrift werden die verschiedenartigsten mit dem Weltkriege im Zusammenhang stehenden Probleme behandelt und mit guter Begründung und unter bewundernswerter Beherrschung der überaus zahlreichen einschlägigen Literatur vorgetragen. Deshalb ist ihre Kenntnisnahme durchaus zu empfehlen, man wird nicht ohne Gewinn von ihr scheiden, wenn man auch nicht in allem unbedingt zustimmt.

Zerbst. G. Reinhardt.

Gottlob Egelhaaf, Historisch-politische Jahresübersicht für 1915. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann. 175 S. 2,75 ℳ.

Zum achtenmal erscheint Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht als Ergänzung und Fortsetzung seines großen, geistvollen Werkes: Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart, sechste Auflage 1917. Schon bald nach Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches (1908) war dem Verfasser aus dem Kreise seiner Leser widerholt der Wunsch nahe gelegt worden, daß er ein Jahrbuch, das jeweils sofort über die politischen Ereignisse des letzten Jahres berichte, herausgebe. Diese nun schon eine stattliche Reihe von Bändchen bildenden Jahresübersichten haben sich als ein überaus wichtiges und notwendiges Hilfsmittel zur Orientierung in der neuesten Geschichte bewährt. Als Nachschlagebuch für Einzelheiten und als gruppierende Zusammenfassung der politischen und wirtschaftlichen Ereignisse des letzten Jahres sind sie mir stets von großem Werte gewesen.

Während das erste Buch des vorliegenden Bandes die Geschichte der einzelnen Staaten in knapper, übersichtlicher Darstellung bringt, stellt uns das zweite Buch (S. 117—155) in die Geschichte des Weltkriegs hinein und berichtet über die Ereignisse im Westen, den Krieg im Osten,

den italienischen, türkischen, serbischen Krieg, den See- und Luftkrieg und gibt einen anschaulichen Überblick über den Verlauf des wirtschaftlichen Kriegs in Deutschland, in dem wir ebenfalls dank der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft und Industrie bis jetzt Sieger geblieben sind.

Der dokumentarische Anhang, der ganz besonders bleibenden Wert hat, enthält den Armeebefehl des deutschen Kaisers an das Heer und die Marine aus dem Großen Hauptquartier vom 31. Dezember 1914, einen russischen Soldatenbrief, das russische Ultimatum an Bulgarien, die französische Note an Griechenland und Griechenlands Einspruch, Deutschlands Einspruch in Athen, die Thronrede des Sultans Mehemed V. bei der Eröffnung der türkischen Kammern vom 14. November 1915, einen russischen Angriffsbefehl, dann den wörtlichen Bericht der 'New York World' über den Baralongfall und einen Bericht aus Sofia vom 8. Dezember 1915.

Grade diese Zugabe für die Zeitgeschichte wichtiger Dokumente verleiht dem empfehlenswerten Jahrbuch besonderes Interesse.

Bensheim. Rudolf Glaser.

---

1) Wilhelm Wundt u. Max Klinger: Karl Lamprecht. Ein Gedenkblatt. Leipzig, Hirzel, 1915. 4. 2,50 ℳ.

Während Klinger durch ein schönes Kunstblatt uns ein Abbild der äußeren Erscheinung des Leipziger Historikers gibt, versucht Wundt die wissenschaftliche Persönlichkeit Lamprechts darzustellen. Er faßt ihn auf als synthetisch angelegten Geist, der durch Intuition und weitreichende Analogien eine auf die Geschichte selbst gegründete Geschichtsphilosophie zu entwickeln suchte. Indes fragt sich, ob diese feinsinnige philosophische Konstruktion nicht doch die schwache Seite Lamprechts als Historiker zu sehr zurücktreten läßt, die meines Erachtens gerade darin liegt, daß Lamprecht den naturwissenschaftlichen Begriff des Gesetzes auf die Geschichte, für die er nicht paßt, anwendete.

2) Walter Otto, Alexander der Große. Marburg, Elwert, 1916. 42 S. 80 ₰.

Der Verfasser, Professor der alten Geschichte an der Universität Marburg, sucht die Bedeutung Alexanders des Großen für die Weltgeschichte deutlich zu machen. Er sieht sie darin, daß er zuerst ganz energisch die Idee des Staates gegenüber dem Nationalitätsprinzip vertreten hat. Daher seine Verschmelzungspolitik, mit der er freilich unmittelbar scheiterte, die aber doch die griechische Kultur zur Weltkultur hat werden lassen. Alexander wird dann als großer Staatsmann und Feldherr gewürdigt! Persönliche Schwächen werden nicht verschwiegen; alles in allem aber war er doch ein überragender 'Führer für das Geschick der Menschheit'. Die treffliche Schrift kann als zusammenfassende Würdigung des großen Mannes dem Geschichtslehrer beim Unterricht gute Dienste leisten!

3) Wilhelm Martens, Jordanis Gotengeschichte in deutscher Bearbeitung. 3. Aufl. 128 S. Leipzig, Dyk, 1913. (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 5.) 3 ℳ.

Die Gotengeschichte des Goten Jordanis ist in stümperhaftem Latein geschrieben; daher ist auch hier, wie bei so mancher mittelalterlichen Geschichtsquelle, die Übersetzung, die zugleich kritisch den Schwierigkeiten der Textüberlieferung gerecht wird, der Lektüre des Originals vorzuziehen. An sich ist Jordanis als Schriftsteller nicht viel wert; er hat uns aber vieles erhalten, was sich in von ihm benutzten, jetzt verlorenen Schriften findet; namentlich hat er die große Gotengeschichte des Cassiodorus benutzt. So bietet er manches Interessante, und viele hübsche Geschichtchen aus der Zeit der Völkerwanderung, die man als Knabe gehört hat, wird man hier widerfinden. Jordanis hat die Zeit bis 540 behandelt, doch ist in seiner Römischen Geschichte, aus der Auszüge gegeben werden, auch noch einiges über die spätere Zeit bis 568 erhalten.

4) M. Jansen † u. L. Schmitz-Kallenberg, Historiographie und Quellen der deutschen Geschichte bis 1500. 130 S. 2. Aufl. Leipzig-Berlin, Teubner, 1914. (Grundriß der Geschichtswissenschaft herausgegeben von A. Meister Reihe I Abt. 7.) Geb. 4,10 ℳ.

Neben den großen Werken von Wattenbach und Lorenz, und der bibliographischen Zusammenstellung von Dahlmann-Waitz hat dieser kurze Abriß der Quellenkunde seinen eignen Wert: Das wichtige ist stark betont und etwas ausführlicher behandelt, das andre kurz und übersichtlich zusammengestellt. So wird das Buch vor allem dem Studierenden, aber auch dem Geschichtslehrer, der sich Rechenschaft über die Herkunft seiner Kenntnisse geben will, also sich noch etwas wissenschaftlichen Sinn bewahrt hat, von Nutzen sein.

5) E. Marcks, Der Imperialismus und der Weltkrieg. Berlin-Leipzig, Teubner, 1916. 26 S. 60 ₰.

Neben den drei Großreichen der weitesten Art, England, den Vereinigten Staaten und Rußland, die die Aussicht auf Autarkie haben, d. h. sich selber wirtschaftlich ganz genügen, stehen als aggressive aufstrebende Mächte Japan und Italien. Frankreich will sich behaupten, ebenso wollen Deutschland und Österreich sich nicht ausschalten lassen. Aber durch Deutschlands europäische wachsende Stärke fühlte sich das europäische England als Mutterland des englischen Weltreichs bedroht, und daher wandte es sich zunächst nicht gegen die von den anderen Weltreichen drohenden Zukunftsgefahren, sondern gegen die festländisch-europäische, Deutschland und Österreich, und gewann dazu Rußland und Frankreich, deren Gegensätze gegen Mitteleuropa auch europäisch waren. Wenn aber auch der Krieg in erster Linie mitteleuropäisch ist, so ist er doch in seinen Wirkungen für Deutschland imperialistisch. Ein Friede, der gut ist, kann gar nicht anders als unsere imperialistische Zukunft, von der gesicherten Heimat aus, aber in die Welt hinein, erweitern. Dies die Hauptgedanken der außerordentlich anregenden kleinen Schrift! Mögen die, die schon müde werden, aus ihr lernen, wieviel darauf ankommt, durchzuhalten!

6) Erwin Rosen, England. Ein Britenspiegel. Stuttgart, Lutz. 342 S. 2,50 ℳ.

7) Ferdinand Tönnies, Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Berlin, Springer. 80 S. 1 ℳ.

Zwei Schriften des Englandhasses!

Rosen, Verfasser des 'Lausbuben', gibt 'Schlaglichter aus der Kriegs-, Kultur- und Sittengeschichte', d. h. er führt aus allen möglichen Broschüren, Zeitungen, amtlichen Dokumenten, alten und neuen Büchern an, was über englischen Hochmut, englische Habgier, Rohheit, Skrupellosigkeit und Heuchelei je gesagt worden ist. Da der Verfasser nur im Auge hat, möglichst scharfe Urteile beizubringen, gleichgültig von wem sie herrühren, und dabei seine Quellen sehr ungenau zitiert, hat das 'Blitzlichterbuch' Wert nur als eine Art Repertorium des Englandhasses und kann als solches eingefleischten Englandhassern als Herzstärkung empfohlen werden, aber, wie ein kräftiger Schnaps, ist es nur mit Maß zu genießen.

Ganz anders die Schrift von Tönnies.

Hier findet man eine aus englischen Historikern von Ruf, Seeley, Lecky, Morley, Trevelyan und vielen anderen geschöpfte kurze Übersicht der neueren englischen äußeren Geschichte mit genauer Quellenangabe, die deutlich zeigt, wie ganz ohne jede moralische Rücksichten die englische Politik bei der Begründung ihres Kolonialreiches und bei der Behandlung andrer Nationen vorgegangen ist. Das ist ja nun freilich ein Kennzeichen aller erfolgreichen Politik! Aber es ist doch wichtig, wenn das bei der englischen Politik einwandsfrei nachgewiesen wird, weil in England das Bedürfnis, allen politischen Aktionen ein moralisches Mäntelchen, oder oft einen ganzen moralischen Pelz umzuhängen, besonders groß ist.

8) Felix Salomon, Der britische Imperialismus. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 223 S. 3 ℳ.

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, inmitten des Krieges, obwohl nicht unberührt vom Kriege, mit der Sachlichkeit des Historikers eine geschichtliche Betrachtung des britischen Imperialismus zu geben. Diese Aufgabe ist glänzend gelöst. Salomon hat den Gegner, wie es der Historiker soll, geschildert, wie er ist, nicht, wie wir ihn zu sehen wünschen. — Unter Imperialismus versteht der Verfasser das Bestreben, ein über die Grenzen des eigentlichen England hinausgehendes Reich zu bilden. Dieser britische Imperialismus geht mit einer gewissen Notwendigkeit aus der geographischen Lage Englands hervor, die eine Ergänzung fordert. Es werden vier Phasen des Imperialismus unterschieden! Der mittelalterliche Imperialismus hat als Ziel die Eroberung Frankreichs. Er scheitert 1450, als der nationale Staatsgedanke in Frankreich triumphiert. In der Zeit des merkantilistischen Imperialismus werden vor allem die Interessen des Handels betont. Dieser führt die Entstehung eines Kolonialreiches herbei, wobei die Kolonien vor allem Objekte der Ausbeutung sind. Als die nordamerikanischen Kolonien demgegenüber das Selbstbestimmungsrecht verlangen und durchsetzen, hört 1483 diese Periode auf. Während der Zeit des Freihandels steht die Industrie im Vorder-

grunde. Ein neues Kolonialreich reift heran, das in der Hauptsache als Abnehmer für die Industrie Englands gilt, während die politischen Beziehungen zum Mutterland nur gering geschätzt werden; ja es wird die Möglichkeit der Trennung der großen Kolonien zugegeben.

Endlich der moderne Imperialismus: Imperialismus im eigentlichen Sinn des Worts. Erst jetzt handelt es sich um wirkliche Reichsbildung!

Die Störung des europäischen 'Gleichgewichts' durch das Entstehen des Deutschen Reiches und die Erwerbung von Kolonien durch Frankreich und Deutschland führt zur Ausdehnung des Reiches und zum Zusammenschluß. Dies Weltreich ist aber nur durch Weltherrschaft zu behaupten; das aber hat zum Weltkrieg geführt! Die Frage der Zukunft ist, ob sich für das britische Reich Formen finden lassen, die die Vereinigung britischer Lebensinteressen mit den gleichberechtigten Interessen andrer Völker gestatten. — Das gehaltvolle, auf gründlicher Kenntnis der englischen Geschichte beruhende Buch kann zugleich als trefflicher Überblick über die äußere englische Politik empfohlen werden.

9) Deutschland und der Weltkrieg. 2. erweiterte Auflage. 2 Bände. Leipzig-Berlin, Teubner, 1916. 831 S. Geb. 14 ℳ.

Das große Werk, das Deutschlands inneres und äußeres Recht in diesem Kriege nachweist, ist nach Jahresfrist in zweiter vielfach veränderter Gestalt erschienen. Einige Beiträge freilich sind ganz unverändert geblieben, so die von Solf über die Kolonialpolitik, von Schmoller über die deutschen Institutionen, von Tezner über Österreich, von Marcks über England, und von Übersberger über Rußland und Serbien. Andre Beiträge haben kleinere Erweiterungen erfahren, die meist auf Erfahrungen während des Krieges beruhen. So hat Zitelmann seinen Betrachtungen über das Völkerrecht noch einige interessante Darlegungen über die Auslegung von Rechtsgrundsätzen, namentlich in Bezug auf den U-Bootkrieg hinzugefügt; Schumacher spricht jetzt auch über Kriegsanleihen und Handelsbilanz, Luther von der Selbstverwaltung im Kriege, Becker behandelt neu die türkisch-armenische Frage. Darmstaedters Aufsatz über Frankreich geht jetzt auch auf den Einfluß der französischen Kultur und die Propaganda in der Presse ein. Hampe weist neu auf die Bedeutung der Kongofrage für die Stellung Belgiens hin. Franke erweitert seinen Aufsatz über Ostasien durch einen Hinweis auf die neueren Verhandlungen zwischen Japan und China. Sehr interessant ist, daß Hintze in seiner Einleitung über Deutschland und das Weltstaatensystem jetzt die Reform des preußischen Wahlrechts als 'dringendes Bedürfnis' bezeichnet, während sich die frühere entschiedene Ablehnung des schlechthin allgemeinen Wahlrechts nicht mehr findet. Endlich fügt auch Delbrück noch einiges über das deutsche Offizier- und Unteroffizierkorps hinzu.

Stark umgearbeitet und erweitert ist die schöne Abhandlung von Troeltsch über den Geist der deutschen Kultur. Französische, englische, russische Kultur sind im Gegensatz zur deutschen schärfer charakterisiert, Presseeinfluß und neudeutscher Idealismus erfahren noch hellere Beleuchtung.

Besonders beachtenswert aber ist, daß die große Onckensche Arbeit über die Vorgeschichte und den Ausbruch des Krieges vieles Neue bringt. Vor allem sind die Berichte der belgischen Gesandten, die man in Brüssel gefunden hat, herangezogen. Mit einer gewissen Genugtuung konstatiert Oncken, daß sie durchgehends seine Auffassung bestätigen. Auch mit den neueren Darstellungen von Bergsträßer, Helfferich, Finke u. a. setzt er sich auseinander. Manches, was neu über Grey und Cambon beigebracht wird, ist sehr interessant. Ausführlich geht jetzt Oncken auch auf die deutsch-englische Annäherung ein. Die ganze Darstellung, die wohl alles bekannte Material berücksichtigt, versucht unsre Politik sowie die der Gegner aus ihrem innersten Wesen heraus zu verstehen. Darum verdient sie als durchaus historisch orientiert Beachtung gegenüber den doch mehr von politischen Tendenzen getragenen Darstellungen des Grafen Reventlow und des Fürsten Bülow.

Neu hinzugekommen ist eine Abhandlung von Oncken über die Ausdehnung des Krieges, in der namentlich die Entwicklung unsres Verhältnisses zu Italien beachtenswert ist. Neu ist auch, was v. Mach über Bulgarien sagt. Doch tritt hier das eigentlich politische Moment etwas hinter persönlichen Erinnerungen zurück. Dazu kommt noch eine Darlegung über Krieg und Presse nach amtlichen Quellen, wofür die Mietesche Arbeit über Krieg und Menschlichkeit weggefallen ist.

Hoffentlich erfüllt das Werk, das fast alle Probleme, die mit dem Weltkrieg zusammenhängen, fesselnd und gründlich behandelt, auch weiter seine Aufgabe, sich allen, die sehen wollen, als Führer zur Wahrheit zu erweisen.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

---

1) E. Oehlmann, Landeskunde der Provinz Hannover und des Herzogtums Braunschweig (Niedersachsen). Mit 35 Karten und und Abbildungen sowie 2 Buntbildern. 4. erweiterte Auflage. Breslau, F. Hirt, 1913. 8. 80 S. Kart. 1 ℳ.

Das bekannte Heft aus F. Hirts Sammlung von deutschen Landeskunden, die zunächst zur Ergänzung der Lehrbücher von E. v. Seydlitz bestimmt sind, stellt sich in der vierten Auflage in völlig veränderter Gestalt vor, ohne daß der Verfasser in der Vorbemerkung auf etwas anderes hinwiese als auf die Erweiterung des Textes in fast allen seinen Teilen und die Zunahme des Umfanges um $7^1/_2$ Seiten. In Wirklichkeit liegt eine neue Arbeit vor, in der die gesicherten Ergebnisse der neuesten Statistik, wie gewohnt, eine zuverlässige Beigabe bilden, die Darstellung der einzelnen Landschaften aber nunmehr alle einschlägigen Verhältnisse geschickt in Zusammenhang bringt und sich vortrefflich liest. Auch die Karten sind ergänzt (Rhein-Leinekanal, Ortslage der deutschen Kaliwerke), und der Bilderanhang ist teilweise erneuert. Oehlmanns Arbeit reiht sich in der neuen Form den besten Heften der Hirtschen Landeskunden an.

2) **Alfred Hettner, Rußland.** Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Mit 23 Textkarten. 2. Auflage. Leipzig-Berlin, Teubner, 1916. 8. IX u. 356 S. Geh. 4,20 *M*.

Die tiefen Eindrücke einer Studienreise durch Rußland, die der Verfasser mit dem Studium der einschlägigen deutschen, französischen und englischen Literatur über Rußland verband, schlugen sich zuerst in einer Folge von Aufsätzen im 10. Jahrgange der Geographischen Zeitschrift nieder und erweiterten sich dann vor zehn Jahren zu dem schnell vergriffenen Buch 'Das Europäische Rußland. Eine Studie zur Geographie des Menschen'. Dieses Werk fand auch in Rußland Beachtung und wurde zweimal ins Russische übersetzt. Jetzt hat es Hettner unter dem Zeichen unseres Krieges und unserer veränderten Stellung zu Rußland, ganz abgesehen von den tatsächlichen Veränderungen, die zehn Jahre menschlicher Kulturentwicklung hervorrufen, in der zweiten Auflage zu einem neuen, umfangreicheren Werke 'Rußland' umgearbeitet.

Hettner hat der Versuchung widerstanden, die Neubearbeitung nach Maßgabe seiner Kriegsschrift 'Englands Weltstellung und der Krieg' ganz allein unter dem Gesichtspunkte des brennenden politisch-geographischen Interesses darzustellen, und das ist dem Buche von großem Vorteil gewesen. Denn so bringt es nunmehr einerseits eine wissenschaftliche, anziehend, tief eindringend und doch allgemein verständlich geschriebene geographische Darstellung des Menschen und seiner Kultur im osteuropäischen Flachlande, anderseits berücksichtigt es in vollem Maße die besondere Forderung des Tages, die für den Krieg und für den kommenden Frieden nach eindringendem politischem Verständnis des russischen Reiches dringend heischt. Die rein anthropogeographischen Abschnitte bilden erweitert den ersten, 222 Seiten umfassenden Teil, dem sich von S. 225 bis 348 der zweite, völlig neu geschriebene Teil über die politische Stellung Rußlands anreiht.

Der erste Teil 'Das Osteuropäische Tiefland' stellt uns in der rühmlich bekannten Hettnerschen Art gründlich, scharf umrissen, voll Verständnis für die verschiedene Art der Menschen, zuweilen malerisch, stimmungsvoll und packend in umfassendem Bilde vor Augen: die Natur des Landes, seine geschichtliche Entwicklung und deren Ergebnisse, die verschiedenen Völker des buntscheckigen Staatengebildes, die Religionen, den Staat, die Besiedlung des Landes, die Bewegung und Verteilung der Bevölkerung, Dörfer und Städte, weiter den Verkehr zur See, auf den Flüssen und auf dem Lande, die Volkswirtschaft in ihrem allgemeinen Charakter wie getrennt nach den einzelnen Erwerbstätigkeiten, die materielle und geistige Kultur. Insbesondere wird der Leser durch Abschnitte wie den über die russische Volksseele, über die Religionen, den Überblick von dem wirtschaftlichen Zustand im Altertum bis zu dem jetzigen Gefüge des Wirtschaftslebens, das Bild der heutigen Lebensweise der höheren wie der niederen Volkskreise und der geistigen Kultur gefesselt und zu einem begründendem Urteil befähigt.

Was den zweiten, neuen Teil betrifft, so wendet dieser sich der Betrachtung des ganzen russischen Reiches, das im Osten, Südosten wie auch im Westen über das osteuropäische Tiefland hinausgreift, unter dem

Gesichtspunkte zu, daß er die große Zahl verschiedener Naturgebiete als staatliche Einheit uns vorführt. In trefflichem Überblick ziehen Entstehung und Wachstum, Wesen und Zusammensetzung des heutigen Bestandes sowohl nach räumlichen Verhältnissen wie nach dem verschiedenen inneren Charakter betrachtet an unserem Auge vorüber. So gewinnen wir eine gute Grundlage, die Bestrebungen und Richtlinien der äußeren Politik des russischen Reiches wie seinen inneren Zusammenhang, seine Größe und Macht wie seinen Kulturwert zu verstehen und sachlich zu beurteilen. Damit erschließt sich uns auch der Weg für die Beurteilung des großen politischen Problems der Gegenwart und der Zukunft, das in der Frage nach unserem Verhältnis zu Rußland besteht.

Eine wissenschaftliche politisch-geographische Würdigung des russischen Reiches fehlte uns meines Wissens vor dem Erscheinen von Hettners Arbeit. Diese hat aber zugleich den Vorzug, allgemeinverständlich und volkstümlich geschrieben zu sein. Sie hat bleibenden Wert und erhebt sich weit über die mancherlei derzeitigen Augenblickserscheinungen wie P. Rohrbachs 'Rußland und wir' (Stuttgart 1915) oder Axel Ripkes 'Koloß auf tönernen Füßen' (München, J. F. Lehmann, 1916) und zeigt viel wirkungsvoller, daß die Behauptung einer 'einheitlichen russischen Nation' eine Irreführung der öffentlichen Meinung ist.

3) Herbert Sehring, Meine M.-G.-K Kriegserlebnisse in Ostpreußen. München, C. H. Beck. 8. 189 S. Geb. 2,80 ℳ.

Flott und anschaulich, schlicht und anspruchslos gibt der Verfasser eine farbenvolle, an Wechsel reiche Erzählung, die mit der Schilderung des Abtransportes an die Front beginnt, manch packendes und ergreifendes Bild vom Schicksal der Siedlungen und Menschen in dem von russischen Scharen verheerten Ostpreußen entrollt, uns das Vorwärts und Rückwärts unseres Kampfes im ostpreußischen Grenzgebiet während des Herbstes 1914 miterleben, sowie an den Leiden und Freuden der von edelster Kameradschaft beseelten deutschen Krieger teilnehmen läßt.

4) Immanuel, Serbiens und Montenegros Untergang. Ein Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges. Mit 1 Übersichtskarte und 8 Zeichnungen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1916. 8. 73 S. Geh. 2 ℳ.

Der Verfasser weiß mit großer Klarheit die einzelnen Unternehmungen auseinanderzuhalten, so daß jede zu ihrer besonderen Darstellung gelangt, aber zugleich auch wider alle den Gesamterfolg liefernden Geschehnisse mit Kraft zusammenzufassen, so daß ein äußerst anschaulicher Überblick über den Siegeslauf der Armee Mackensens und der Bulgaren uns entgegentritt. Ebenfalls kommt die politische Bedeutung der Kämpfe in der Darstellung zu ihrem Rechte, nicht minder die Organisationskraft und allseitige Umsicht unserer Heeresleitung sowie die Tapferkeit und Ausdauer unserer Truppen. Elektrisierend wirkt die Schilderung, wie sich der Bewegungskrieg Schlag auf Schlag in kürzester Frist abwickelt.

Das Bild der Schwierigkeiten, die unseren Braven durch die breite und tiefe Wasserstraße der Donau und Save, durch hohe, unwegsame Gebirge, durch verschneite Täler und Höhen, grundlose Wege und zu

alledem noch von den Verteidigern entgegengetürmt wurden, entfesselt unsere hohe Bewunderung, daß es den Unseren möglich war, unter solchen Umständen zu siegen.

Der weiteste Leserkreis wird ein Gefallen an diesem Buche finden.

5) Hans Niemann, Die Befreiung Galiziens Mit 9 Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1916. 8. 72 S. Kart. 1,40 ℳ.

Niemanns fesselnde Schriften über Hindenburgs große Siege haben schnell zahlreiche Auflagen erlebt, und nun reiht der Verfasser eine Darstellung der Befreiung Galiziens an, die ihre Leser ebenfalls in großer Zahl finden wird. Ist das Heft doch eine hervorragende Erscheinung der volkstümlichen Kriegsliteratur.

Nach einer Einleitung wird der Verlust Galiziens nach anfänglichen Erfolgen der Österreicher und ihre vergeblichen Versuche zur Befreiung Galiziens auf 23 Seiten geschildert. Dann folgt auf 48 Seiten eine klare, packende, überzeugende Darstellung des Umschwunges in der Kriegslage, des Gesamtoperationsplanes und der Vorbereitungen zur Befreiung des fruchtbaren und reichen Landes, des Durchbruches bei Gorlice, der Kämpfe am San, der Widereroberung von Przemysl, der Schlacht bei Stryj und der Widereinnahme Lembergs. Diese Ereignisse muten uns so gigantisch an, daß wir ihre ganze Bedeutung heute wohl noch gar nicht voll würdigen können, obwohl sich überall zeigt, daß der Verfasser aus amtlichen, zuverlässigen Quellen geschöpft hat. Der innere und äußere Zusammenhang der einzelnen Unternehmungen wird ebenso klar ins Licht gesetzt wie die Bedeutung des riesigen Erfolges. Ob es aber schon möglich ist, den Lorbeer streng nach Verdienst unter die einzelnen Truppenkorps (preußisches Garde- und zehntes, sechstes und zehntes österreichisches Armeekorps) zu verteilen, erscheint dem Referenten doch fraglich.

Die Sprache ist knapp und klar, die Darstellung höchst fesselnd, die häufigen Vergleiche mit Schlachten früherer Kriege sind anregend und lehrreich.

6) Paul R. Krause, Die Türkei. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 469. Mit 2 Karten. Leipzig-Berlin, Teubner, 1916. 8. 136 S. Geb. 1,25 ℳ.

In der Einleitung hebt der Verfasser die Schwierigkeiten hervor, die dem Europäer gegenüberstehen, wenn er etwas Zusammenhängendes oder gar einigermaßen Erschöpfendes über den Orient schreiben will. In der Tat wird der Westländer bei dem Widerstreben der Natur des Orientalen, sich zu offenbaren und aus sich herauszugehen, sich nur äußerst schwer ein Bild von dem tiefen Wesensunterschiede der beiden Kulturen, der des Westens und der des Ostens, machen können.

Aber anderseits ist es auch schwierig, selbst bei gebildeten Deutschen mit Jahrhunderte alten Vorurteilen über die Türken aufzuräumen und neuzeitliche Kenntnisse über sie zu verbreiten. Diese Aufgabe hat sich der Verfasser, der jahrelang in der Türkei gelebt hat, in erster Linie gestellt und sich ehrlich und erfolgreich bemüht, auf knappem Raume Zuverlässiges über die türkischen Länder und die Eigenschaften ihrer Be-

wohner zu berichten. Er hat damit ein gerade in der Zeit unserer Bundesgenossenschaft mit den Türken wertvolles Werkchen geschaffen, aus dem wir uns schnell über die geographischen und Bevölkerungsverhältnisse, die Geschichte, Verfassung und Verwaltung, die bewaffnete Macht, das wirtschaftliche Leben, die materielle und geistige Kultur der Türkei, ihre Beziehungen zu anderen Ländern und zu Deutschland unterrichten können. Für eine neue Auflage möchte Referent anregen, die Tabellen dadurch übersichtlicher und vergleichsfähiger zu machen, daß überall die Wertangaben einheitlich in Markwährung und nicht zum Teil in türkischen Pfunden gegeben werden.

Hannover. A. Rohrmann.

---

1) Hans Meyer u. Walter Gerbing, Geographischer Bilderatlas aller Länder der Erde. Erster Teil. Deutschland, 250 Bilder, zusammengestellt und erläutert von Dr. W. Gerbing. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1913. VIII u. 145 S. 2,75 ℳ.

Das Buch ist der erste Teil eines im Erscheinen begriffenen größeren Werkes, das in 6—7 Teilen die ganze Erde in 1600—1700 Bildern umfassen soll. Die Verfasser wollen ihren Bilderatlas jedem einzelnen Schüler in die Hand gegeben wissen, um ihm durch immer widerholte Betrachtung die Landschaftsformen und Siedelungsbilder dauernd einzuprägen. Ob diese Art der Verwendung möglich sein wird, ist mir sehr zweifelhaft: welche Anstalt kann die Einführung eines solches Buches beantragen? Wir klagen schon über die übergroße Zahl und den Preis der jetzt im Gebrauch befindlichen Bücher. In den Bilderanhängen der Geographiebücher und in Wandbildern steht dem Lehrer doch auch genügend Material zur Verfügung, wenn es schon nicht so reichhaltig und planvoll geordnet ist. Wohl aber ist das Werk jedem Gebildeten sehr zu empfehlen, der sich mit geographischer Landschaftsbetrachtung vertraut machen will. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß neben der am höchsten zu bewertenden künstlerisch-ästhetischen Betrachtungsweise, zu der nur wenige begnadete Naturen gelangen können, die geographische die einzige umfassende ist, bei naturwissenschaftlicher, historischer, geologischer geht zu leicht der Blick auf das Ganze verloren. — Diesem Zwecke, kann man wohl sagen, dient das Werk in vortrefflicher Weise; ein erster Teil soll zum eigenen Beobachten der Natur anregen, er behandelt allgemein, mit ständigen Hinweis auf die Beispiele im zweiten Teil, die Landschaftsformen der Küsten und Inseln, des norddeutschen Flachlandes, der Mittelgebirge, der oberdeutschen Hochfläche und des Alpenvorlandes sowie die Siedelungsformen. Der zweite Teil enthält den eigentlichen Bilderatlas, jedes Bild wird durch den darunter stehenden Text besonders erläutert.

2) Otto Knörk, Wirtschafts- und Verkehrsatlas mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, für den Gebrauch an Gymnasien, Realanstalten, Fach- und Fortbildungsschulen. 15 Kartenblätter. 2. Auflage. Berlin W, Gea, Verlag m. b. H. Geb. 1,50 ℳ.

Der Gedanke ist gut, die Ausführung läßt viel zu wünschen übrig. Die allgemeinen Atlanten enthalten wenig Wirtschafts- und Verkehrskarten,

wo sie vorhanden sind, haben sie einen zu kleinen Maßstab und bringen vor allen Dingen zuviel auf einer Karte unter. So werden die Karten unübersichtlich und schrecken gleich beim ersten Anblicke ab. Diesen Mangel zeigt der vorliegende Atlas für die außerdeutschen Gebiete gleichfalls, dagegen ist für Deutschland eine Darstellung der wirtschaftlichen Zustände in 12 Karten gewählt, die sich freilich auch mit dem Maßstabe 1:10000000 begnügen müssen. Der Verfasser bemerkt im Vorwort, daß er vielfach das Fehlen mancher Produkte in manchen Landesteilen gerügt bekommen habe; er habe sich bemüht, berechtigten Wünschen zu entsprechen. Es bleibt aber noch viel auszusetzen. So ist das reiche Kalivorkommen des nördlichen Thüringen gänzlich unberücksichtigt geblieben; eine Industriekarte von Europa zeigt an 14 französischen Küstenplätzen Schiffswerften, an der deutschen 2 (Kiel und Danzig), an der russischen und italienischen gar keine. Sehr zu wünschen wäre es, wenn nicht nur die Verbreitung, sondern auch die Bedeutung der Industrien hervorgehoben wäre, vielleicht durch eine Abstufung der Farben, wie es der verdienstvolle Atlas von Lehmann und Scobel tut.

3) Gustav Rusch, Lehrbuch der Erdkunde für österreichische Mädchenlyzeen. 2. Teil. Mit 9 Schwarz- und Farbendrucktafeln, enthaltend 27 Abbildungen und 3 Abbildungen im Text. 3. Aufl. 1,80 K. 3. Teil. Mit 15 Schwarz- und Farbendrucktafeln, enthaltend 37 Abbildungen. 4. Aufl. 92 bzw. 82 Seiten. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1913. 1,80 K.

Die Vorzüge des kürzlich besprochenen ersten Teiles — klare und anschauliche Darstellung, sehr gute Abbildungen — zeichnen auch die vorliegenden Bändchen aus. Der zweite Teil führt uns nach einer Einleitung über Größe und Kugelgestalt der Erde in das Gebiet der alten Welt. Afrika und Asien werden behandelt, dann beginnt eine Übersicht über Europa, die die südlichen Halbinseln und die britischen Inseln zeigt, also der bei uns jetzt aufgegebene Lehrgang. Der dritte Teil bringt den Rest von Europa, dann Amerika und Australien, er schließt dann mit einem Abschnitte über die Jahreszeiten. Auf geologische Beziehung gehen die Bücher fast gar nicht ein.

4) Gustav Rusch, Lehrbuch der Geographie für österreichische Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Mit einem einleitenden Abschnitte über die Himmelskunde von Anton Wollensack. I. Teil für den 1. und 2. Jahrgang. Mit 49 Schwarz- und Farbendrucktafeln, enthaltend 139 Abbildungen und mit 13 Abbildungen und 12 Karten im Text. 6. Aufl. 306 S. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. Geb. 4,20 K.

Den künftigen Lehrern ist mit diesem Werke ein Lehrbuch in die Hand gegeben, zu dem man ihnen nur gratulieren kann. Mit wissenschaftlicher Gediegenheit verbindet es eine klare und schöne Darstellung, die durch die vorzüglichen Bilder und Karten bestens erläutert wird. Das Verfahren, die Bilder auf besonderem Papier herstellen zu lassen, auf dem sie ganz anders wirken können, verdiente weit mehr Nachfolge zu finden. Das Buch behandelt die Länderkunde der fünf Erdteile und

bringt vorher eine Einleitung über Himmelskunde und Grundbegriffe der physischen Erdkunde.

5) Willi Ule, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. Ausgabe A in 2 Teilen. 1. Teil: Für die unteren Klassen. Mit 88 Abbildungen und 4 farbigen Tafeln. 8. Aufl. 164 S. Leipzig, G. Freytag, 1913. Geb. 2,25 ℳ.

Es ist schade, daß die Bücher von Ule nicht die Verbreitung gefunden haben, die ihrem Werte entspricht. Ihr Vorzug ist der anregende Text, der den Schülern das Arbeiten erleichtert und angenehm macht. Wie der Verfasser meint, soll der lebendige Vortrag des Lehrers dadurch wirksam unterstützt werden, diesem Zwecke dienen auch die in den neuen Auflagen sehr reichlich verwendeten Abbildungen. Das Buch ist mehr als ein bloßes Lernbuch, die Natur der Länder ist als Ergebnis der dort wirksamen Einzelerscheinungen abgeleitet und schreitet in diesem Teile wirklich vom Besonderen zum Allgemeinen fort. Diese vorliegende achte Auflage weist wenig Änderungen auf, sie bringt die Ergebnisse neuerer statistischer Erhebungen und politischer Veränderungen, doch ist die Neugestaltung des Balkans noch nicht erwähnt.

6) H. A. Daniel, Lehrbuch der Geographie für die Oberstufe höherer Lehranstalten. 84. umgearb. Auflage (417.—421. Tausend) herausgegeben von R. Fritzsche. Mit 53 Figuren im Text und 58 Abbildungen. XII u. 468 u. 32 S. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1914. Geb. 3,40 ℳ.

Der Neubearbeitung des ‘Leitfadens’ ist nun die des Lehrbuches gefolgt. Das Lehrbuch wendet sich an Anstalten, an denen viel Erdkunde getrieben werden kann; außer für deren Oberstufe soll es aber auch dem Lehrer zur Vorbereitung und jedem für Erdkunde Interessierten als Hausbuch dienen. Der Vorzug der Danielschen Bücher, die leichte Verständlichkeit und doch stilistisch vollendete Fassung des Textes, ist erhalten geblieben, die Neubearbeitung geht überall genauer auf wirtschaftliche und klimatische Verhältnisse ein. Textskizzen, teils für geologische Zustände, teils für Verkehrslagen, ein reicher Anhang von Tabellen, die Lage, Größe, Klima, Welthandelsbeziehung der Länder u. a. vergleichen sowie ein Bilderanhang dienen zur Veranschaulichung des Gebotenen. Die Zahl der Bilder, die auf dem besseren Papier des Anhangs schön zur Geltung kommen, ist beschränkt, sie schildern fast ausschließlich menschliche Siedelungsformen.

7) Alfred Kirchhoff, Erdkunde für Schulen. II. Teil: Mittel- und Oberstufe. 18. verbesserte Auflage (86.—90. Tausend) herausgegeben von Felix Lampe. Mit 132 Textfiguren und einer Anhangstafel. VIII u. 448 S. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1914. Geb. 3,80 ℳ.

Die Namen des Verfassers und des Herausgebers bürgen für die Trefflichkeit des verbreiteten Buches, das in gedrängter Form einen erstaunlich reichen Stoff darbietet. Da nur wenige Schularten soviel Zeit haben, um eine solche Fülle des Gebotenen zu bewältigen, ist das Werk wohl nur für Realanstalten verwendbar. Die neue Auflage schließt sich

nach Form und Inhalt den früheren an, den inzwischen erfolgten wirtschaftlichen und politischen Veränderungen ist Rechnung getragen. Die Zahl der Umrißreichnungen ist stark vermehrt, um die Schüler in zeichnerischer Widergabe des Wesentlichen bei erdkundlichen Begriffen zu üben. Eine Bilderausstattung fehlt, doch hat die Verlagsbuchhandlung und der Herausgeber sich entschlossen, einen eigenen Bilderatlas zur Länderkunde zur Ergänzung neben das Lehrbuch zu stellen.

Bensberg. Stade †.

Von H. Luckenbachs wertvollem Bilderbuch Kunst und Altertum (München, Oldenbourg, 1916 2,80 M) liegt die kleine Ausgabe in zweiter Auflage vor. Die getroffene Auswahl ist ja so überlegt und so glücklich, daß wohl die kleine Ausgabe neben der mehrbändigen großen (4. Aufl. 1912) mindestens sich behaupten wird. Diese Bücher hat eine kundige und erfahrene Hand durchweg aus dem Vollen geschöpft, sie stehn unter den Anschauungsmitteln zum geschichtlichen Unterricht in allererster Reihe.

Richtigstellung

In der Anzeige unserer Neuauflage von Dittenberger Sylloge I[3] sagt P. Stengel in Jahrg. IV, S. 384: 'Pomtow meint n. 244 *A* not. 9, Dittenbergers Erklärung anfechtend, *μάγειρος* bedeute nicht Koch, sondern "Opferschlächter". Das ist nicht richtig,' usw. Als ich dies Monitum pflichtschuldig in die Addenda zu Syll. vol. II aufnehmen will, zeigt sich, daß Stengel die von ihm angegriffene Stelle nicht genau gelesen hat; sie lautete: '*μάγιροι τῶν ἱερείων* (hostiarum) non cum Bourgueto coqui sacerdotum intellegendi sunt . . ., neque cum Dittenbergero "coqui qui naopoeis in opere occupatis coenam coquant" (Syll.[2] 140, not. 23), sed haud dubie cultrarii vel lanii, qui victimas (*πρόβατα*) modo recensitas mactant. *μαγείρους* enim antiquitus cultrarios ("*Opferschlächter*") fuisse satis constat." Danach habe ich — mit Recht — behauptet, daß diese *μάγιροι τῶν ἱερείων* weder als Priesterköche noch für die Naopoioi-Mahlzeiten hier honoriert werden, sondern als 'Schlächter' der Eingangsopfer der Amphiktyonen bei jeder Pylaia (vgl. den Text Syll.[3] n. 244 *A* vs. 22ff.). Die Betonung dieses sakral-offiziellen Charakters war die Hauptsache. Dabei blieb es irrelevant, ob hier die *μάγιροι*, oder — wie Stengel dankenswert ausführt — der Priester selbst das eigentliche Töten der Opfertiere besorgte, denn dieser hatte bei der ganzen Prozedur viel weniger zu tun als jene, denen das Abhäuten, Zerteilen und Braten des Tieres zufiel. Da es aber weder im Lateinischen noch im Deutschen für diese Tätigkeit ein anderes Wort gibt, als Schlächter, bzw. cultrarius (lanius), so wüßte ich nicht, wie ich den *μάγιρος* anders hätte bezeichnen sollen; denn Opferschlächter, bzw. Schlächter bedeutet sowohl den, der tötet, als auch den, der das umständlichere Weitere besorgt. Vgl. Plato Euthyd. 301 *D*: *Τί δὲ* (*τίνα προσήκει*) *σφάττειν τε καὶ ἐκδέρειν καὶ . . . κατακόψαντα ἕψειν καὶ ὀπτᾶν; Μάγειρον, ἦν δ' ἐγώ.*

Berlin. H. Pomtow.

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

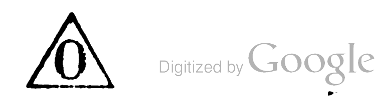
VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND
6. HEFT. JUNI

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES JUNIHEFTES

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Gottfried Wilhelm Leibniz

Eine Kaisergeburtstagsrede

von

Friedrich Poske.

Zum dritten Mal feiern wir den Geburtstag unsres Kaisers, während die Welt um uns von Kriegslärm widerhallt. Wohl sind unsre Waffen zu Lande und zu Wasser siegreich gewesen, und ungezählt sind die Taten der Tapferkeit und der Aufopferung, die unser Volk in West und Ost, in Nord und Süd vollführt hat; wohl hat unser Kaiser, nach beispiellosen Erfolgen, die Hand zum Frieden geboten — aber noch immer ist der Wahn der Feinde, uns zu Boden schmettern zu können, ungebrochen, und noch immer müssen wir gerüstet sein zum Kämpfen da draußen, zum Ausharren und Durchhalten drinnen im Lande.

Aber während Wahn und Haß den Geist unsrer Feinde umstrickt halten, hat bei uns von Anbeginn des Krieges ein ernstes Besinnen Platz gegriffen, eine gewissenhafte Prüfung, ob nicht doch etwa bei uns, in unserm eignen Wesen, der letzte Grund zu dem furchtbaren Weltkriege, der uns umtobt, zu suchen sei. Wir haben uns gefragt: Sind wir wirklich die Barbaren, für die unsre Feinde uns ausgeben? Sind wir nicht vielmehr das Volk der Dichter und Denker geblieben, als das wir von jeher von der Welt angesehen worden sind? Und wir haben uns sagen dürfen: Ja, wir sind noch das selbe friedliebende Volk wie vordem, aber es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Und wir haben aus all den Vorwürfen und Anfeindungen nur den Anlaß genommen, uns unsres eigensten Wesens, dem wir — nach einem wahren Wort unsres Kaisers — in mancher Hinsicht freilich untreu zu werden in Gefahr waren, von neuem bewußt zu werden.

Das Wesen eines Volkes gibt sich am reinsten und deutlichsten in seinen großen Männern kund, so das deutsche Wesen in seinen Dichtern und Denkern. Von unsern Dichtern, den Trägern und Verkündern des deutschen Idealismus, weiß jedes Kind schon etwas zu berichten; von den großen Denkern, die den Ruhm des deutschen Namens in aller Welt begründet haben, erfahren wir auf der Schule wenig oder nichts. Denn das Verständnis ihrer Werke setzt einen reifen Geist und ein entwickeltes

Denkvermögen voraus, wofür auf der Schule erst die Grundlagen geschaffen werden sollen.

Aber doch dürfen die Namen und der äußere Lebensgang dieser Großen unseres Volkes euch nicht ganz unbekannt bleiben. Darum will ich heute eines Mannes gedenken, seit dessen Tode am letzten 14. November gerade 200 Jahre verflossen waren. Dieser Mann ist Gottfried Wilhelm Leibniz. Den Namen habt ihr alle schon gehört, aber wohl zumeist in einem ganz andern Zusammenhange, als auf den es hier ankommt. Leibniz ist der erste bedeutende Philosoph, den die Deutschen hervorgebracht haben. Die Geschichte der deutschen Philosophie beginnt mit Leibniz. Was das besagen will, darauf komme ich nachher noch zurück. Leibniz war aber zugleich auch ein berühmter Jurist, ein großer Mathematiker und ein nicht minder großer Naturforscher, alles in allem also ein Mann von außerordentlichen Gaben, dem nur wenige bei andern Völkern zur Seite gestellt werden können.

Leibniz war im Jahre 1646, zwei Jahre vor Beendigung des dreißigjährigen Krieges, in Leipzig geboren. Jener Krieg war für uns Deutsche noch furchtbarer als der heutige, denn auf deutschem Boden hatten die Völker Europas ihre Kämpfe ausgefochten, bis in den niedergebrannten Dörfern und den ausgeraubten Städten nichts mehr zu plündern vorhanden war. Und auch nach dem Friedensschluß nahmen die Kämpfe kein Ende. In diese Zeit fällt die Jugend von Leibniz. Er verlor den Vater sehr früh und lernte in dessen hinterlassener Bibliothek die römischen und griechischen Schriftsteller kennen. Mit elf Jahren beherrschte er das Lateinische so gut, daß er einmal für einen Festvortrag an einem Vormittag 300 lateinische Hexameter niederschrieb und danach zum Erstaunen seiner Lehrer und Mitschüler vortrug. Mit so hoher Begabung verband sich bei ihm ein unermüdlicher Fleiß und ein nie rastender Schaffensdrang. Als er mit 15 Jahren die Universität bezog, trug er sich bereits mit logischen und theologischen Problemen, studierte aber hauptsächlich die Jurisprudenz, in der er bald hervorragende Schriften verfaßte. Noch heute gehört seine Grundlegung des Strafrechts zu den Quellen, aus denen unsere jungen Juristen Belehrung schöpfen. Er wendet sich späterhin besonders dem Staatsrecht und Fürstenrecht zu und wird für ganz Europa der sachkundige Berater und Gutachter in den zahlreichen verworrenen Streitigkeiten zwischen den damaligen Fürstenhäusern.

Mit 25 Jahren tritt er in die Dienste des Kurfürsten von Mainz Johann Philipp von Schönborn und nimmt bei diesem einflußreichen Staatsmann bald die Stelle eines Ratgebers in den großen politischen Angelegenheiten ein. Deutschland war damals wie heute andauernd von mächtigen Feinden bedroht, auf der einen Seite von dem französischen König Ludwig XIV., der von einer unersättlichen Gier nach Erweiterung seiner Macht erfüllt war, auf der andern von den Türken, deren Herrschaft sich über ganz

Ungarn bis etwa 100 km von den Toren Wiens erstreckte. Aber während heute den Feinden das festgeeinte machtvolle deutsche Reich in unlöslicher Waffengemeinschaft mit seinen Bundesgenossen gegenübersteht — war damals Deutschland ein loser Verband von 355 kleinen und kleinsten Staaten, dem Namen nach durch ein Kaisertum geeint, in Wahrheit in beständigem Hader untereinander begriffen.

Gegen dieses zersplitterte Deutschland richtete der französische Herrscher seine Eroberungsgelüste. In klarer Erkenntnis der drohenden Gefahr suchte Leibniz unablässig darauf hinzuwirken, daß eine Allianz der Reichsstände und ein stehendes Heer zur Verteidigung des Reiches geschaffen würde. Der kühne und großartige Plan kam auch zur Ausführung, wenigstens für einen Teil des Reichsgebiets, blieb aber bei der Zerfahrenheit der deutschen Zustände ohne dauernden Erfolg. Leibniz wird auf einer Rheinreise beim Anblick des herrlichen deutschen Stromes von trüben Vorahnungen bewegt. Er sinnt darüber nach, wie das Unheil zu verhüten wäre und entwirft den Plan, die Eroberungslust des französischen Königs auf Ägypten abzulenken. Er legt in zwei Denkschriften die Vorteile dar, die Frankreich davon haben würde, wenn es die Türken in Ägypten angriffe, und weist damit Frankreich auf den Weg hin, den es erst hundert Jahre später unter Napoleon beschritten hat. Er sagt: 'Wer Ägypten hat, kann dem ganzen Erdkreis unermeßlich schaden oder nützen; schaden, wenn er nach Art der Türken den Handel hemmte oder abschnitte; nützen, wenn er durch einen Kanal das Rote Meer mit dem Nil oder mit dem Mittelmeer verbände'. Die Folgezeit hat Leibnizens politischen Blick glänzend gerechtfertigt. In Erkenntnis dieser Bedeutung Ägyptens besetzten denn auch in unserer Zeit die Engländer Ägypten und drängten die Franzosen bald vollständig von der anfänglichen Mitherrschaft zurück.

Leibniz unternahm es im Auftrage seines Kurfürsten, dem französischen König in einer ihm gewährten Audienz seinen genialen Plan auseinanderzusetzen. Wäre es ihm gelungen, den König dafür zu gewinnen, wie ganz anders hätte sich das Geschick Europas und damit der gesamte Lauf der Weltgeschichte gestaltet! Aber Ludwig lehnte den Vorschlag ab, er zog die bequemeren und billigeren Lorbeeren vor, die ihm in dem Überfall des benachbarten Holland winkten, und schritt nachmals dazu, während des Friedens jene berüchtigten Raubzüge gegen deutsches Land auszuführen, durch die auch das Elsaß mit Straßburg in französischen Besitz geriet. Leibniz, der inzwischen in die Dienste des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg getreten war, empfand den Frieden zu Ryswick im Jahre 1697, der diesen Raub besiegelte, als eine Schmach für Deutschland und war namentlich vom Schmerz über den 'ewigen Verlust' Straßburgs tief ergriffen. Bei Beginn des dritten Raubkrieges hatte er dem deutschen Kaiser in Wien den Vorschlag einer 'geschwinden Kriegsverfassung', d. i. eine all-

gemeine Heeresaushebung, überreicht, die auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht beruhen sollte. 'Ich bin der Meinung' schreibt er, 'daß Jedermann, vom Fürsten bis zum Ackerknecht, geschickt zu machen ist, dem Vaterlande im Notfall Kriegsdienste zu leisten'. Als Vorbereitung hierzu habe eine militärische Jugenderziehung und körperliche Ertüchtigung durch Wandern und abhärtende Arbeiten voranzugehn. Damit tritt Leibniz neben Scharnhorst und Boyen in die Reihe der Begründer des so viel geschmähten und doch so unentbehrlichen deutschen Militarismus, der sich heute mehr als je und in alle Zukunft als die einzig sichere Gewähr eines dauernden Friedens erweist.

Ich habe nur einiges Wenige von der politischen Tätigkeit Leibnizens berührt. Zahlreich sind die Denkschriften, zahllos die Briefe und Gutachten, die er aus den verschiedensten Anlässen für Fürsten und Privatpersonen verfaßt hat. Um nur auf eines noch hinzuweisen: Als die Erhebung Kurbrandenburgs zum Königreich Preußen vorbereitet wurde, verfaßte er als gründlicher Kenner des Fürstenrechts im Auftrage des Kurfürsten, nachherigen Königs Friedrichs I., eine Denkschrift über die Prärogative der königlichen Stellung, die als Grundlage für die einzuschlagenden Maßnahmen diente. —

Ich habe von dem Denker Leibniz sprechen wollen — und habe doch bei seinen Leistungen als Staatsmann und Politiker verweilen müssen — zu nahe liegt uns heute dies Gebiet seiner Tätigkeit. Aber das ist gerade das Große an Leibniz, daß er nicht ein weltfremder Stubengelehrter war (wie man sich einen Philosophen gern vorstellt), sondern daß sich in ihm der Drang nach Erkenntnis mit einem nicht minder starken Drang zur Betätigung im Dienste seines Vaterlands und im Dienste der Christenheit, wie man damals sagte, der Menschheit, wie es heute heißt, verband. Besonders wandte er sein Denken religiösen Fragen zu. Wie überall faßte er auch hier die Sache gründlich an, indem er schon früh sein Nachdenken auf die Beweise für das Dasein Gottes richtete. Er wußte mit großem Scharfsinn darzutun, daß man zwar das Dasein Gottes nicht beweisen könne, daß aber auch alle vermeintlichen Vernunftgründe, die gegen sein Dasein vorgebracht worden waren, vor der Prüfung durch die Vernunft selbst nicht standhielten. Besonders wandte er sich gegen die Schriftsteller, die im Hinblick auf die mannigfachen in der Welt vorhandenen Übel das Dasein Gottes anzweifelten. Auch heute, unter dem Eindruck der furchtbaren Leiden, die der Krieg im Gefolge hat, drängt sich der Seele wohl die Frage auf: Wie ist es möglich, daß Gott solche Greuel zuläßt? Ist es denkbar, daß eine Welt, wo derartiges möglich ist, das Werk eines allwissenden, allmächtigen und allgütigen Gottes sein kann? Soll man nicht an der Güte Gottes, ja selbst an seinem Dasein irre werden? Leibniz hat solche Fragen andauernd erwogen und namentlich in Gesprächen mit der geistvollen Kurfürstin Sophie Charlotte, der

spätern ersten Königin von Preußen, wider und wider erörtert. Es wird berichtet, daß er während seines Aufenthaltes in Berlin oft mit der Kurfürstin die Gänge des Schloßgartens im benachbarten Lietzenburg durchwandelt habe, das heute nach der hohen Frau Charlottenburg heißt. Aus diesen Gesprächen und daran anknüpfenden Briefen ist ein Buch hervorgegangen, durch das Leibniz seiner königlichen Freundin und Schülerin nach ihrem Tode ein erhabenes Denkmal gesetzt hat. Es heißt Theodizee, d. i. Rechtfertigung Gottes, und enthält, wie sein vollständiger Titel ausspricht, Untersuchungen über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels in der Welt. Den Kern des Buches bildet die schon von den Griechen viel erörterte Frage πόθεν τὸ κακόν·, woher rührt das Böse in der Welt? Ich muß darauf verzichten auseinanderzusetzen, wie Leibniz diese Frage beantwortet hat. Ich will es nur durch ein Gleichnis klar zu machen suchen. Die Planeten bewegen sich am Fixsternhimmel in überaus verworrenen Bahnen, die jedem Gesetz zu spotten scheinen; und doch ist es dem großen Johannes Kepler, auch einem Deutschen, gelungen, diese Bahnen zu entwirren und Gesetze voller Schönheit und Harmonie zu entdecken, nach denen sich diese Himmelskörper bewegen. So schwebte auch Leibniz die Idee vor, daß im Lichte einer höheren Vernunft alle Gegensätze und alles Unrecht, aller Streit und alles Leid der Erde sich in eine universelle Harmonie, wie er es nennt, auflösen und verklären müsse. Er nennt diese Ordnung eine vom Schöpfer von Ewigkeit vorherbestimmte, eine 'prästabilierte Harmonie'. Ja, er hat mit großem Scharfsinn zu beweisen gesucht, daß die Welt, in der wir leben, unter allen möglichen Welten die denkbar beste sei, und daß auch Schmerz und Leid von dieser besten aller Welten nicht habe ferngehalten werden können! ...

Leibniz hat freilich den Wandel aller irdischen Dinge an sich selbst erfahren müssen, er hat seine letzten Lebensjahre in Einsamkeit und Verbitterung zugebracht, hat die Gunst seines herzoglichen Herrn verloren und ist nach Ausspruch eines Zeitgenossen wie ein Wegelagerer, ohne das Geleit all derer, die ihm so viel verdankten, zu Grabe getragen worden. Es bleibt eines der dunkelsten Geheimnisse des Weltlaufs, daß gerade solche Menschen, die das Gute in der Welt zu verwirklichen trachten und auf die Versöhnung der Gegensätze hinwirken, am meisten von dem Unverstand, der Mißgunst, ja der Feindschaft der Mächtigeren zu leiden haben.

Die Theodizee Leibnizens hat an ihrem Teil mitgewirkt zur Versöhnung von Glauben und Wissen, von Religion und Vernunft. Das Buch ist in den nächsten beiden Jahrhunderten unzählige Male neu gedruckt worden, ein Lieblingsbuch der gebildeten Katholiken und Protestanten. In französischer Sprache geschrieben, war es namentlich in Frankreich hochgeschätzt, ein Teil davon ist bis in neuere Zeit dort als Schulbuch in Gebrauch gewesen.

Der Grundgedanke der universellen Harmonie ist auch bei den nachfolgenden deutschen Denkern lebendig geblieben. So hat namentlich der Philosoph der Freiheitskriege, Johann Gottlieb Fichte, den Glauben an eine sittliche Weltordnung und an den Sieg der guten Sache verkündet, und auf ihn gestützt, 90 Jahre nach Leibnizens Tode, in den flammenden Reden an die deutsche Nation seine Volksgenossen zum Kampf gegen den fremden Eroberer, Napoleon, begeistert.

Leibniz begnügte sich aber nicht mit dem bloßen Gedanken der universellen Harmonie, er suchte sie auch, so viel an ihm lag, im Leben zu verwirklichen. Unter anderm trug er sich mit dem Plan einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Konfessionen. Er hat darüber namentlich mit katholischen Geistlichen lange Verhandlungen geführt, und als diese scheiterten, suchte er wenigstens, unter Mitwirkung der Königin Sophie Charlotte, eine Union der reformierten und der lutherischen Richtung innerhalb der evangelischen Kirche herbeizuführen. Auch dieser Plan freilich mißglückte, erst hundert Jahre nach seinem Tode wurde er durch einen Nachkommen Sophie Charlottes, den König Friedrich Wilhelm III., ins Werk gesetzt.

Leibnizens Philosophie war aber durch das Problem der Theodizee keineswegs erschöpft. Er erkannte das Wesen der Welt, der beseelten wie der unbeseelten, in dem vernunftgemäßen, zweckvollen Walten wirkender Kräfte, denen er einen eigenen Namen gab, und die auch in den einzelnen Menschen sich in verschiedenem Grade betätigen. So ist Leibniz der Philosoph der Aktivität geworden, wie ja sein ganzer Lebenslauf selbst ein Bild höchster Aktivität, rastloser Tätigkeit darbietet. Ihn kennzeichnet der Spruch, der an seinem Sarge zu lesen war:

Pars vitae quoties perditur, hora perit —
Ein Stück Lebens verliert — wer eine Stunde verlor!

Durch sein Leben und seine Philosophie ist er für uns alle vorbildlich geworden. Auch das Ideal deutschen Wesens ist ja nicht in tatloser Beschaulichkeit, auch nicht in gemeinem Genusse zu suchen, sondern in beständiger Tätigkeit, rastlosem Vorwärtsschreiten, unermüdlicher Arbeit für das als recht und gut Erkannte.

Ich habe schon erwähnt, daß Leibniz auch einer der berühmtesten Mathematiker seines Jahrhunderts gewesen ist. Dies kann nicht wundernehmen, da ja Mathematik und Philosophie seit den Zeiten des Pythagoras und des Platon in engem Zusammenhang stehen. Aber auch Leibnizens eigenstes Studium, die Jurisprudenz, hat zur Mathematik mehr Beziehung, als man gemeiniglich annimmt. Leibniz selbst hat einmal den Ausspruch getan, daß Rechtswissenschaft und Mathematik miteinander nahe verwandt seien. Dies mag denen unter euch, die sich künftig einmal juristischen Studien widmen wollen, ein Anlaß sein, der Mathematik besondere Sorgfalt zuzuwenden. Beruht doch das Wesen

beider auf zusammenhängendem, folgerichtigem Denken in klaren und bestimmten Begriffen!

Der Ruhm Leibnizens auf mathematischem Gebiet stützt sich zuallermeist auf eine Erfindung ganz außerordentlicher Art, die der sogenannten Infinitesimalrechnung oder Differentialrechnung, der Rechnung mit den verschwindend kleinen Größen. Ich will nicht einmal den Grundgedanken dieser Rechnung hier erläutern, dies gehört in eine Lehrstunde der obersten Klasse. Aber ich hebe hervor, daß, wie jeder Kenner der Mathematik weiß, der größte Teil der mathematischen Entdeckungen in den letzten zwei Jahrhunderten auf diesem Fundament aufgebaut ist. Allerdings gab es einen Mitbewerber um den Ruhm der Erfindung, das war der englische Mathematiker und Naturforscher Newton. Noch zu Lebzeiten Leibnizens haben englische Schriftsteller ihm die Ehre der unabhängigen Erfindung zu entreißen gesucht. Schon damals zeigte sich auf einem so neutralen Gebiet, wie die Wissenschaft es sein sollte, die Nationaleitelkeit und die — Unwahrhaftigkeit der Engländer aufs deutlichste. Über eine Angriffsschrift, die von der vornehmsten wissenschaftlichen Gesellschaft, der Royal Society, ausging, urteilt lange vor den Erfahrungen des jetzigen Weltkrieges ein Geschichtsschreiber der Mathematik, es sei 'eine Anklageschrift, so fein, so schlau, so giftig, wie wohl kaum je eine zweite abgefaßt worden sei'. Unparteiische französische Schriftsteller haben bald nach dem Tode Leibnizens und auch späterhin sein Verdienst zugestanden. In seinem eigenen Vaterlande aber hat Leibniz erst nach mehr als $1^1/_2$ Jahrhunderten die ihm gebührende Anerkennung gefunden — eins der vielen beschämenden Zeugnisse dafür, wie wenig früher Deutschland seine großen Männer zu würdigen wußte. Wir haben Grund zu hoffen, daß es mit einer so geringen Schätzung des eigenen Wertes bei uns für alle Zukunft vorbei ist!

Von seinen sonstigen mathematischen Leistungen wäre noch viel zu sagen; ich erwähne nur die nach ihm benannte Leibnizsche Reihe zur Berechnung der Zahl π. Auch die Jüngeren unter euch dürfen sich merken, daß der Punkt als Zeichen der Multiplikation und der Doppelpunkt als Zeichen der Division von Leibniz herrühren. Er ist endlich auch der Erfinder einer Rechenmaschine, deren Modell noch in Hannover aufbewahrt wird, und deren Prinzip den heute im praktischen Leben gebrauchten Rechenmaschinen zugrunde liegt.

Daß ein so großer Mathematiker auch der Naturforschung nicht fern gestanden hat, ist fast selbstverständlich; aber es muß Bewunderung erwecken, daß er auch auf diesem Gebiet schöpferisch gewesen ist. Denn er hat eine Messung der sogenannten lebendigen Kräfte aufgefunden, die den Grundgedanken des erst im 19. Jahrhundert klar erkannten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft enthält. Er ist der erste, der den elektrischen Funken an der sehr mangelhaften ersten Elektrisiermaschine Otto von

Guerickes beobachtet hat; er hat sinnreiche Erfindungen zur Bewältigung der Grubenwässer in den Bergwerken des Harzes gemacht; er hat die Konstruktion einer Heißluftmaschine ersonnen; er hat zuerst die Idee des Aneroidbarometers ausgesprochen. Er war überhaupt ein Förderer der Experimentierkunst und hat namentlich Papin, einen der Erfinder der Dampfmaschine, mit Rat und Tat unterstützt. Er ist somit einer der Ahnherrn unsrer deutschen Technik, die im heutigen Weltkriege so große Wunder vollbringt. In dem Ehrensaal des deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaften und der Technik in München ist heute sein Bildnis aufgestellt. Darunter befindet sich folgende Inschrift: Gottfried Wilhelm Leibniz — der universellste und vielseitigste Gelehrte der deutschen Nation — der Schöpfer der Analysis des Unendlichen — bahnbrechend auf vielen Gebieten der Naturkunde und der Volkswirtschaft — verdienstvoll als Staatsmann, Historiker und Philosoph — unermüdlich tätig für die Organisation wissenschaftlicher Arbeit und für die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Nachdem wir so die Leistungen Leibnizens in den einzelnen Wissenschaften uns vergegenwärtigt haben, müssen wir auch noch dessen gedenken, was er für den gesamten geistigen Fortschritt getan hat. Hier steht an erster Stelle die Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften, zu der er den König Friedrich I. veranlaßt hat in der ausgesprochenen Absicht, damit zugleich den Ruhm und das Ansehen der preußischen Krone zu vermehren. Er hatte erkannt, daß die Vereinigung und das Zusammenwirken der Gelehrten verschiedener Richtung erforderlich sei, damit Deutschland befähigt werde, einen würdigen Platz neben den andern zivilisierten Nationen einzunehmen, von denen Frankreich und England derartige Einrichtungen bereits besaßen. So wurde denn am 11. Juli 1700 die Akademie gegründet, und am folgenden Tage Leibniz zu ihrem ersten Präsidenten ernannt, von dem nachmals Friedrich der Große gesagt hat, daß er für sich allein eine ganze Akademie dargestellt habe. Noch bis auf den heutigen Tag feiert die Akademie, der die ersten Gelehrten aller Wissenschaften angehören, alljährlich am Gründungstage, dem Leibniztage, das Gedächtnis ihres Stifters.

Unter den Aufgaben der Akademie stand die Pflege der Naturwissenschaften im Vordergrunde, daneben wurde ihr aber auf den Wunsch des Königs und unter lebhafter Zustimmung Leibnizens die Förderung der Geschichtsschreibung und die Erforschung der deutschen Sprache zugewiesen. Beides lag auch Leibniz durchaus am Herzen. Er hat die letzten Jahre seines Lebens im Auftrage seines Herzogs an die Abfassung der Geschichte des welfischen Fürstenhauses gesetzt, die er in ganz moderner Weise auf Grund eingehender Quellenstudien in den Archiven deutscher Städte und Regierungen betrieb. Was die Pflege der deutschen Sprachkunde durch die Akademie angeht,

so kam diese bald in Vergessenheit; erst vor wenig Jahren hat unser Kaiser das Vermächtnis Leibnizens verwirklicht.

Es kann zunächst Befremden erregen, zu hören, daß Leibniz die meisten seiner Schriften, namentlich die philosophischen und die mathematischen, in französischer und lateinischer Sprache geschrieben hat. Er konnte nicht anders, weil dies das einzige Mittel war, mit der Gesamtheit der Gelehrten seiner Zeit, die hauptsächlich in Frankreich und England ihren Wohnsitz hatten, in Verbindung zu treten; wie er denn auch mehrere Jahre in Paris zugebracht hat, um durch den Verkehr mit den dort lebenden Forschern seine wissenschaftliche Ausbildung zu vollenden. Immerhin hat er auch eine größere Anzahl deutscher Schriften verfaßt, nur blieben diese leider fast sämtlich in weiteren Kreisen unbekannt; es war dem 19. Jahrhundert vorbehalten, sie wider zu entdecken, und eben jetzt beginnt eine Ausgabe dieser deutschen Schriften zu erscheinen, aus der wir von neuem ersehen können, wie echt deutsch gesinnt dieser große Mann gewesen ist, und von welcher Liebe auch zur deutschen Sprache er erfüllt war. Er hat sich von Jugend auf der Bewegung angeschlossen, die gegen die Bevorzugung des Französischen bei den Gebildeten unseres Volkes gerichtet war. Schon als Zwanzigjähriger tritt er für einen stärkeren Gebrauch der deutschen Sprache in der Rechtspflege und der Rechtswissenschaft ein; und er verlangt auch, daß die deutsche Sprache in die Verhandlungen der Naturforscher eingeführt werde, damit deren Errungenschaften rasch zum Gemeingut des Volkes werden könnten; ja er stellt die unerhörte Behauptung auf, daß die deutsche Sprache unter allen europäischen Sprachen am meisten geeignet für die Philosophie sei. Die Folgezeit hat diese Behauptung aufs glänzendste bestätigt, man kann sagen, daß heute das Deutsche die Sprache der Philosophie ist, wie es im Altertum das Griechische war. Leibniz sagt: 'Das Deutsche ist überaus reich und allseitig ausgestattet mit Ausdrücken für das Wirkliche, zum Neid aller anderen Völker. Dagegen um bloße Hirngespinste auszudrücken ist das Deutsche wohl am wenigsten geeignet, jedenfalls weit weniger als das Italienische, Französische und andere Ableger der lateinischen Sprache.' — Und welch ein Vertrauen auf die schöpferische Kraft der deutschen Sprache tönt uns entgegen, wenn er schreibt: 'Es gibt schlechthin nichts, was mit Ausdrücken der Volkssprache nicht deutlich gemacht werden könnte; wenn aber irgend Ausdrücke der Volkssprache zu Gebote stehen, die zugleich knapp und treffend sind, so soll man sich der (fremdsprachlichen) Fachausdrücke enthalten.'

Von der Schönheit unserer Sprache aber weiß er im Hinblick auf Luthers Bibelübersetzung zu rühmen: 'Daß die heilige Schrift in irgend einer Sprache der Welt besser als im Deutsch lauten könne, kann ich mir gar nicht einbilden. So oft ich auch die Offenbarung im Deutschen lese, werde ich noch weit mehr entzückt, als wenn ich den Virgil selbst lese, der doch mein Leib-

buch ist; und ich finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen, prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine rechte heroische und wenn ich so sagen darf, virgilianische Majestät.'

Über die schmachvolle Durchsetzung unserer Sprache mit fremdländischem Wesen dagegen klagt er: 'Seitdem deutsche Kriegsheere fremden Befehlshabern gegen ihr Vaterland zu Gebote gestanden, und der deutsche Stil den Ausländern aufgeopfert worden, von der Zeit an hat auch unsere Sprache das Zeichen unserer angehenden Dienstbarkeit tragen müssen. Gott wende diese Ahndung in Gnaden ab, damit ja nicht, nachdem die deutsche Sprache zugrunde gerichtet, es auch um die deutsche Freiheit geschehen sein möge.' Solche mannhaften Worte schrieb Leibniz in dem Aufsatze 'Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben.'

Hier auf dem Gebiet der Sprache tritt es besonders deutlich hervor, daß Leibniz einer der großen Erzieher unsres Volkes gewesen ist — ein Erzieher zu echt vaterländischer Gesinnung und zur Pflege echt deutschen Geistes. Er war auch ein Erzieher zu dem uns eigenen Idealismus, der eine Sache nicht um des Gewinnes oder Vorteils willen, sondern um ihrer selbst willen tut. Und er war endlich ein Erzieher unsres Volkes zu der Kraft wahrhaften Gottvertrauens und zu dem Bewußtsein seiner göttlichen Sendung. Er war überzeugt, daß das deutsche Volk noch zu Großem in der Welt berufen sei, und zeigte ihm, mitten in dem Elend und den Demütigungen jener Zeit, das Bild einer besseren Zukunft.

Heut ist sein Geist von neuem unter uns lebendig. Auch er gehört zu den großen Toten, deren Geister im Sturmwind des Weltenbrandes vor uns herschreiten. Auch er ein Heros — ein Unsterblicher, der mit seiner Denkfreudigkeit und seinem Lebensmut uns voranleuchtet.

Wer sein Vertrauen in die Kraft der sittlichen Mächte teilt, dem ist von Anbeginn des Krieges an nicht bange gewesen vor dem Dräuen der Feinde und ihrer Übermacht, dem ist kein Zweifel daran möglich, daß die gute und gerechte Sache doch endlich den Sieg davontragen wird.

MITTEILUNGEN

Vivere non necesse, docere necesse!

So schrieb um Weihnachten Karl Fuhr, als der Arzt ihm dringend riet, einmal auszuspannen. Aber Karl Fuhr spannte nicht aus; er machte, bis auf die Korrektur der letzten Druckbogen, seine Lysiasausgabe fertig, redigierte auf Vorrat noch fünf Nummern seiner Wochenschrift, legte sich hin und starb. *Have, pia anima!*

Der neue Lehrplan für den Religionsunterricht

Unser 'Sokrates' hat die Genugtuung, an einem anerkanntermaßen besonders schwachen Punkt unsres höheren Schulwesens, im Religionsunterricht, einen Fortschritt verzeichnen zu können im Sinne eines im ersten Jahrgang erschienenen Aufsatzes von Hans Richert.

'Der alte Lehrplan hat völlig versagt', hieß es da (S. 187) ganz unverblümt. Die Hauptangriffspunkte waren erstens: sechsmalige Wiederholung des Lebens Jesu mit dem Ergebnis (nach Harnack) 'unzureichende Kenntnis der Person Jesu'!, zweitens: künstliche Konservierung einer (auch von den sog. Positiven) überwundenen Theologie.

Dies wird nun — vielleicht, denn es hängt an der Person des Lehrers, aber kann doch nun ohne Hemmung durch einen veralteten Lehrplan anders werden.

Der neue Plan unterscheidet drei Stufen.

1. Unterstufe, VI. V: Lebensbilder aus der biblischen Geschichte des Alten und Neuen Testaments nach einem biblischen Geschichtenbuche. Es ist ja nicht auszusagen, wie unpsychologisch und aller gesunden Pädagogik ins Gesicht schlagend, es ist, den Sextanern die Lektüre selbst der Voelker-Strackischen Schulbibel zuzumuten. Daß man Luthers Erklärungen zu den zehn Geboten auswendig lernen läßt, ist wohl zu billigen; hat doch Luther für die Verbote überall positive Gebote hergestellt, und das in seiner herzlichen Sprache: aus 'Vater und Mutter ehren, auf daß es dirs wohlgehe' hat er gemacht 'sie lieb und wert halten' u. dgl. Aus 'nicht töten' 'helfen und fördern in allen Leibesnöten'; er hätte auch hinzufügen können 'in Seelennöten, in Herzeleid', oder wie über dem Eingang jeder Schulklasse stehen könnte: 'du sollst nicht töten, sondern lebendig machen'. Dies und ähnliches mag ja der Lehrer dann im Sinne Luthers selber hinzufügen, wenn er selber kein Geisttöter sein will. Aber im Prinzip ist es doch ein Zopf, und wird im zweiten und dritten Hauptstück zur Qual, wo nicht zur Ge-

wissensqual, neben dem klassischen Text auch noch die Scholien zu kanonisieren, mit der Kehrzeile 'Das ist gewißlich wahr', wofür es doch mindestens heißen müßte, 'das hat man einmal für gewißlich wahr gehalten'.

In IV schließt die Unterstufe ab mit Oster- und Pfingstgeschichte, etwas Bibelkunde und Lebensbildern von der Zeit der Christenverfolgungen bis zur Gegenwart, mit besondrer Rücksicht auf die engere Heimat.

2. Die Mittelstufe (U III—U II) beginnt mit der Geschichte Israels und Judas, gipfelt in Mittelalter und Reformationsgeschichte und führt bis zum 19. Jahrhundert, immer mit Rücksicht auf die Heimat.

3. Ein ganz neuer Geist weht auf der Oberstufe, unter der Überschrift: 'Tiefere Erfassung des Christentums und seiner Aufgabe für die Gegenwart'. Hier wird nun gründlich Ernst gemacht mit der Forderung, den Religionsunterricht in steter Fühlung zu halten mit dem Geistesleben der Gegenwart und dem Seelenleben der Schüler. Jetzt können in O II die alten Bekenntnisse ruhig in geschichtlichem Sinne besprochen werden, in U I kann die mittelalterliche Frömmigkeit zu ihrem Rechte kommen mit ihrem Einfluß auf Kunst, Wissenschaft und Leben, und in O I dann 'Ausblicke auf die wichtigsten außerkirchlichen Gemeinschaften, sowie auf die Lehren der wichtigsten außerchristlichen Religionen, und fortgehende Auseinandersetzung des christlichen Glaubens und der auf ihm beruhenden sittlichen Grundsätze mit den Problemen der modernen Weltanschauungen, Erörterung des Verhältnisses der religiösen Wahrheit zur Kunst, Literatur, Philosophie und Naturwissenschaft'.

Höchlich zu billigen ist Lektüre und Besprechung einiger Schriften Luthers und sonstiger bedeutender Quellenschriften, wie sie jetzt ja überall auf das bequemste zugänglich gemacht werden.

Als eine selbstverständliche Folge des neuen Lehrplans ist zu erhoffen Beseitigung des Religionsexamens aus der Reifeprüfung, wie das schon vor 30 Jahren der alte Ludwig Wiese gefordert hat. Wenn irgendwo, so ist im Religionsunterricht der obersten Klasse freie Aussprache zwischen Lehrer und Schüler das gegebene Verfahren. Die Schüler mögen Vorträge halten und freiwillige Arbeiten einreichen, über beides dann, unter fördernder und leise hemmender Leitung des Lehrers, die Kritik der scharf protokollierenden Mitschüler ergehen lassen. Dann wird Religion aufhören, ein 'Fach' zu sein, geschweige dann ein 'Nebenfach'. Die Leistungen der Schüler mit einer einfachen Schulzensur, wie 'genügend' oder 'mangelhaft', zu prädizieren wird lächerlich erscheinen, wohl aber Gelegenheit gegeben sein zu einer Charakteristik des Schülers, wie kaum bei einem andern Lehrgut.

Eine überaus feine Wendung steht am Schluß noch in einer Anmerkung. Es gelte, im kirchengeschichtlichen Unterricht, die Jugend für die großen christlichen Persönlichkeiten zu begeistern und die christlichen Kirchen der Gegenwart nach Lehre und Lebensgestaltung verständlich zu machen und zu einer gerechten Beurteilung ihrer Eigenart anzuleiten. 'Je sorgfältiger dies geschieht, um so freier kann sich die Glaubens- und Sittenlehre auf die entscheidenden Hauptpunkte beschränken'.

Weiterbildung der Oberlehrer

Wenn einer nicht zum Lehrer geboren ist und dennoch — Gott weiß warum? — Lehrer wird, so soll ihm nach dem neuesten Feldruf der 'Professor der Pädagogik' helfen; und es ist gewiß nicht zu verachten, wenn der Staat sich auch hier einer Förderung der Hilfsbedürftigen annimmt. Wenn aber einem, der etwas gelernt hat, und den nun in dem Augenblick, da er vor die leuchtenden Augen der Jugend hintritt, ein pädagogischer Enthusiasmus ergreift, im Laufe der Tretmühlenfarbeit mit dem philologischen auch der pädagogische Spiritius zu verliegen droht, so mag schon bloße Beseitigung von Hindernissen manches Unheil abwenden.

Daß von den Altphilologen am Gymnasium bisher wohl noch immer am meisten wissenschaftlich produziert wird, soll nach Johannes Speck[1]) daran liegen, daß sie am meisten über freie Zeit verfügten! Nein, die Sache fordert es mehr als anderswo, und der Reiz ist stärker, und Lust und Liebe wohl auch. Doch das soll uns nicht entzweien. Auch gegen die Hebung des deutschen Unterrichts hat in Deutschland kein Mensch etwas einzuwenden, geschweige denn die Verehrer griechischer Musen und griechischer Charis, nur gegen den Fanatismus völkischer Ignoranten und wohlfeil schwärmender Romantiker müssen wir Einspruch erheben.

Eine Fülle treffender Bemerkungen bietet der letzte Abschnitt des gedankenreichen Buches, über 'Zeit und Mittel der Weiterbildung'. Endlich einmal nimmt sich wider einer des Obergymnasiums an, das in neuerer Zeit in dem selben Maße sich von der Universität entfernt hat, als es — oft notgedrungen — dem Elementarunterricht sich annäherte. Herausgehoben sei noch ein Satz, der, ganz im Sinne der Lambeckschen Bestrebungen, nicht so sehr 'Unterricht in der Philosophie' fordert, als 'Philosophie im Unterricht'!

Wir werden nach dem Kriege mit viel Lehrerersatz arbeiten müssen: möchte doch alles geschehn, um die noch nicht Versauerten und Verbrauchten jung und strebsam zu erhalten!

Alldeutsches[2])

Es ist erfreulich, daß die Schriftenreihe des 'Tages der Deutschen' beginnt mit der Entlarvung eines der undeutschesten Züge, die in dem letzten Jahrzehnt das Antlitz des wirklichen Deutschen entstellt haben. Schon der Name 'Alldeutsch' ist eine Ausländerei, Entlehnung aus dem Panslavismus, während die Sinnesart französischen Ursprungs ist, von Franzosen bessern Geschmacks in der Lustspielfigur des Mr. Chauvin, ohne dauernden Erfolg freilich, verspottet.

---

[1]) Johannes Speck, Die wissenschaftliche und pädagogische Weiterbildung der akademisch gebildeten Lehrer. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 143 S. 8. 2,80 (3,40) ℳ.

[2]) Otto Baumgarten, Das Echo der Alldeutschen Bewegung in Amerika (= Der Tag der Deutschen, Schriftenreihe hersg. von Martin Wenck, Heft 1). Jena o. J., Eugen Diederichs. 33 S. 80 ₰.

Otto Baumgarten hat grade in der Zeit kritiklos panegyrisch gehaltener Leitartikel und Vorträge und leider auch Abiturientenansprachen, eines Rückschlags gegen die überwiegende Krittelei früherer Zeiten, gut daran getan, dem Deutschen einmal einen Spiegel vorzuhalten, damit er sehe, wie sich sein fast amerikanisch überlautes Gebahren in den Augen nicht bloß feindseliger Kriegshetzer, sondern anständiger, noch von dem Hauche vormärzlicher Deutschheit getragener Blätter wie der Newyorker Staatszeitung, ausnimmt. Man muß bei ihm nachlesen, was für Töne bei uns sogar Geistliche auf der Kanzel angeschlagen haben, um zu verstehn, mit wie gutem Grunde wir in der Welt als schlecht erzogen und roh verrufen sind.

Wir verzichten hier auf Proben, die uns die Schamröte ins Gesicht treiben müßten. Sind wir doch auch in der Selbstkritik oft ebenso unklug gewesen, durch plumpe Verallgemeinerungen, wie das eine Zeit lang bei uns beliebte Poltern gegen den 'Militarismus', dem Feinde die Schlagworte selber zu liefern. Was Wunder, wenn ein hochangesehner Oxforder Gelehrter von den Deutschen sagt, 'ein braves, aber dummes Volk'!

Das alles sind ja nur Auswüchse an unserm eigensten Wesen, den leitenden Schichten meist noch fremd, aber die lange Dauer des Krieges hat diese wie andre Wucherungen scheint es nur üppiger hervorschießen lassen. Nach dem Kriege wird es viel zu tun geben, bis wir wider ganz zu uns selber kommen, zum schlichten Dienst an der Sache um der Sache willen und zur redlichen Arbeit an uns selber.

Der Ackermann und der Tod[1])

Ein deutscher Humanist des Jahres 1400, der gedankenreich und sprachgewaltig nach dem jähen Verlust seiner jungen Frau einen Prosadialog dichtet über den Tod und das Leben, über gute und böse Frauen, mag den meisten, auch unter den Germanisten, vom Fach eine Entdeckung sein. Konrad Burdach wird sie verdankt, der in seiner 'Deutchen Renaissance'[2]), dem vierten Vortrage der 'Deutschen Abende' vorigen Winters, den Dichter Johannes aus Saaz in Böhmen ein wohlverdientes Loblied gesungen hat. Eine kritische Ausgabe, von ihm und Alois Bernt besorgt, wird demnächt bei Weidmann erscheinen. Inzwischen hat im Inselverlag Bernt, mit einer Vorrede und knappen Anmerkungen, das interessante Schriftchen in unser heutiges Deutsch übertragen, hie und da unter Beibehaltung auch älterer, nur halb verschollner Ausdrücke, wie 'Rechnung und Reitung', 'schmollen und spinnen', 'verzollen und vermauten'. Vielleicht hätt er darin noch weiter gehn können. Das auch in der Gestalt des 'Ackermanns' dem Dichter wohl durch englische Vorbilder vermittelte Bild 'von der Vogelfeder nehm ich meinen Pflug' (d.h. vom Schriftstellern ernähr ich mich) ist nicht ganz glücklich herausgekommen. Das Büchlein wird sich in der breiten Leserwelt bald Freunde erwerben. Der Ausgabe sehen wir mit großer Spannung entgegen.

Ernst Troeltsch, Deutsche Zukunft. Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte, 19. Bdch. Berlin, S. Fischer, 1916. 112 S. 1 ℳ.

Wie alles, was aus dem Munde unsres Berliner Religionshistorikers und Kulturphilosophen kommt, temperamentvoll und gehaltreich. 'Der Deutsche

---

[1]) Der Ackermann und der Tod, ein Streit- und Trostgespräch aus dem Jahre 1400 von Johannes von Saaz. Leipzig, Inselverlag Nr. 198. 56 S. 8.
[2]) Deutche Renaissance, Berlin 1916, S. 41.



ist zum Denker der Arbeit geworden und seine Freiheit ist gewollte Disziplin, Förderung und Entfaltung des eignen Selbst in einem Ganzen und für ein Ganzes'. 'Der deutsche Humanismus (verglichen mit den französischen und englischen Ideen von Humanität, Fortschritt und Zivilisation) ist im Grunde nur die Übernahme des Ideals der individuellen Geistesfreiheit und Beweglichkeit aus der Antike'. 'Der deutsche Freiheitsgedanke enthält neben der freien Einordnung zugleich das Recht der geistigen Individualität und ihre gegenseitige Hochschätzung'. Neben dies ganze Kapitel von der Freiheit, und dann vollends neben das zweite über Privatmoral und Staatsmoral gehalten, erscheinen die Reden und Noten des amerikanischen Professors auf dem Präsidentenstuhl wie Schüleraufsätze.

Rudolf Borchardt, Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr. Rede am 5. Dezember 1914. Heidelberg, Rich. Weißbach, 1915. 54 S.

Eine schwungvolle, für manchen Geschmack freilich, in ihrem überschäumenden Stil, schwer genießbare Rede, die sich ebenso leidenschaftlich gegen Pfahlbürgertum, Purismus und Rassendünkel wendet, als gegen 'die feilen und hürerischen Mitläufer, namentlich der Großstädte, mit der westeuropäischen Zivilisation'.

Die deutschen Hochschulen an ihre Bürger im Felde[1])

'Eine schönere Zukunft als sie dem Geschlecht der Befreiungskriege beschieden war' wünscht der Chef des Stellvertretenden Generalstabs. 'Die Ideale sind dazu bestimmt, den von den Kämpfen des Lebens ermatteten Geist zu erquicken und die Not der Wirklichkeit durch die Vollkommenheit der inneren Schöpfung auszugleichen', meint der Rektor der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin, Schillerischen Anklangs, aber doch eigen ausgedrückt. Harmloser wünscht der Rektor der Breslauer Universität, daß unsern Studenten der Frohsinn erhalten bliebe. 'Denn die fröhlichen Herzen unsrer Jugend müssen dazu helfen, vieles Leid zu verwinden'.

Alle diese Grüße nacheinander gelesen wirken ungefähr wie die Verlesung von Glückwunschtelegrammen bei einem Hochzeitsmahl. Der Hauptwert liegt wohl in dem prächtigen Faksimiledruck der einen Graphologen gewiß unterhaltenden Handschriften.

[1]) Deutsche Zukunft, Grüße der deutschen Hochschulen an ihre Bürger im Felde auf das Jahr 1917. Berlin, Furche-Verlag. 63 S.

20 Heimatlieder im Felde für zweistimmigen und mehrstimmigen Männerchor in einfachster Weise gesetzt von B. Röthig. Berlin o. J., Furche-Verlag.

Viel gesungene, hübsch gewählte Lieder, ansprechend gesetzt, in zuverlässigen Texten, leider jede Seite bedeckt oder umrahmt von Scherenschnitten abschreckender Häßlichkeit (kubistisch?).

Die Dome von Mainz und Worms von Oskar Döring, mit 87 Abb. 1.—20. Tausend. München, Karlstr. 33 (= Die Kunst dem Volke Nr. 29). 40 S. Royal-Format. 1 ℳ (4 Hefte 3,60 ℳ).

Gut gewählte, hervorragend gelungene Bilder der beiden eng zusammenhängenden Dome, für einen Spottpreis. Der Text ist diesmal populär im schlechtesten Sinn: oberflächlich, unklar, man lese nur die erste Seite mit seinen verworrenen Bemerkungen über den romanischen Stil, und phrasenhaft.

△

An die Historiker Deutschlands

Die Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung E V., deren allgemeine Ziele aus den beiliegenden Drucksachen ersichtlich sind, und die bereits vielfach erfolgreich in die Öffentlichkeit getreten ist, rechnet zu ihren wichtigsten Aufgaben eine Aufklärung in Wort und Schrift über den politischen, wirtschaftlichen und geistigen Entwicklungsgang der Staaten und Völker unserer Verbündeten, zunächst insbesondere Österreichs und Ungarns.

Zur Lösung dieser Aufgabe sind in erster Linie die Geschichtsforscher und Geschichtslehrer berufen. An sie alle wendet sich der Historiker-Ausschuß der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung E. V. mit der Bitte um ihre Mitwirkung.

Als Mittel zur Erreichung des erstrebten Zwecks wird zuvörderst eine auf die politische und kulturelle Eigenart näher eingehende Behandlung des Werdegangs der Österreichisch-Ungarischen Monarchie in den Vorlesungen unserer Hochschulen und im Unterricht unserer höheren Lehranstalten ins Auge gefaßt. Sodann soll Anregung zu zweckdienlichen Vorträgen auf den Tagungen der Vereinigungen gegeben werden, zu denen reichsdeutsche sowie österreichische und ungarische Mitglieder gehören: Historikertag, Philologentag, Gesamtverein deutscher Geschichts- und Altertumsvereine, Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Verband deutscher Geschichtslehrer usw. Sehr großes Gewicht muß zudem auf die Förderung der gehegten Absichten durch die Fach- und Schulliteratur gelegt werden. Für eine entsprechende, über Deutschland belehrende Tätigkeit auf Seiten Österreichs und Ungarns bürgen die der Reichsdeutschen gleichartigen dortigen Waffenbrüderlichen Organisationen.

Wir erhoffen von einem auf alles dies gerichteten Zusammenwirken zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn eine fruchtbare Pflege des gegenseitigen Verständnisses und Sicheinlebens, die dazu beitragen wird, unserem in heißem gemeinsamen Kampf erprobten Bunde einen unlösbaren Halt für alle Zeit zu gewährleisten.

Zur Verfolgung dieses Zieles bedarf es der tätigen Mitwirkung aller deutschen Historiker. Leihen Sie uns hierzu Ihre wertvolle Unterstützung! Diese Bitte ergeht zugleich an die Vereinigungen der Historiker, deren jede, zufolge § 5 und 6 unserer Satzungen, körperschaftliches Mitglied werden kann.

Beitrittserklärungen und alle anderen Zuschriften werden an die Geschäftsstelle der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung E. V., Berlin W 35, Potsd. Str. 24, Historiker-Ausschuß, erbeten.

Dr. C. Rethwisch, Vorsitzender. Dr. Amsel, Vorstandsmitglied.
Dr. Bonwetsch, Schriftführer.

Dr. Fritz Arnheim. Dr. Georg v. Below. Dr. Karl Brandi.
Dr. Paul Bailleu. Dr. Albert Brackmann. Dr. Wilhelm Busch.
Dr. Anton Chroust. Dr. Richard Fester. Dr. Fritz Friedrich.
Dr. Walter Goetz. Dr. Hans Güldner. Dr. Bruno Gumlich.
Dr. Otto Hoetzsch. Dr. Adolf v. Harnack. Dr. Theodor Ilgen.
Dr. Rudolf Kötzschke. Dr. Erich Marcks. Dr. Friedrich Meinecke.
Dr. Aloys Meister. Dr. Eduard Meyer. Dr. Friedrich Neubauer.
Dr. Karl Obser. Dr. Hermann Oncken. Dr. Eugen v. Schneider.
Dr. Aloys Schulte. Dr. Paul Schwartz. Dr. Georg Steinhausen.
Dr. Karl Weller. Dr. Georg Wolfram.

ANZEIGEN

G. W. Leibniz Deutsche Schriften. 1. Band: Muttersprache und völkische Gesinnung. Herausgegeben von Dr. Walther Schmied-Kowarzik in Wien. Der Philosophischen Bibliothek Bd. 161. Leipzig, Felix Meiner, 1916. Geh. 2 ℳ, geb. 2,60 ℳ.

Der zweihundertjährige Todestag Leibnizens, der 14. November 1916, würde in Friedenszeiten voraussichtlich eine Siegesfeier der Internationalität der Wissenschaften bedeutet haben. Denn die seit 1899 bestehende internationale Vereinigung von 17 Akademien hatte sich als erste Aufgabe gestellt, eine vollständige Ausgabe der Werke Leibnizens herauszugeben. Jetzt, da jener Gedenktag mitten in den großen Krieg fällt, den Deutschland für die Erhaltung seiner staatlichen wie seiner kulturellen Einheit führt, wird Leibniz in erster Linie als einer der großen Führer und Begründer eben dieser deutschen Geisteskultur gefeiert. Darum kommt auch gerade seinen Deutschen Schriften, die nur einen sehr kleinen Teil seiner gesamten Schriftstellerei ausmachen, eine ganz besondere Bedeutung zu. Deutscher Geist ist es völlig unverkennbar, der in seiner Philosophie zum Ausdruck kommt, ja in seiner gesamten vielverzweigten wissenschaftlichen und politischen Wirksamkeit: mit Leibniz ertönt nach Goethes treffendem Wort in der großen Fuge, die die Geschichte der Wissenschaften darstellt, die Stimme des deutschen Volkes mit Urgewalt, daß ihr Ton nicht wider verhallt ist. Aber dann ist es auch gerade das 'Völkische' im besonderen Sinn, für das Leibniz in einer Zeit sehr undeutschen Gebahrens in allen maßgebenden Schichten tapfer eingetreten ist und dem er Mut gemacht hat, sich zu entfalten und zur Geltung zu bringen. Der hervorstechendste Zug an Leibnizens Gesamtleistung ist sein unbeirrbarer Wirklichkeitssinn, und eben der kommt auf dem Gebiet des Völkischen zu wünschenswertester Wirkung. Das ist denn auch der Haupteindruck, der wesentlichste Gewinn, den man der Verarbeitung der Gedanken dieses ersten Bandes seiner Deutschen Schriften verdankt. Ob man die 'Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben' liest oder die 'Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache', ob die Ausführungen über 'Eine deutschliebende Genossenschaft' und die Denkschrift von der Aufrichtung einer Akademie in Deutschland oder die Schriften zur Gründung der Berliner Wissenschaftsakademie, immer spricht daraus nicht nur der vaterländisch gesinnte Deutsche, der die niedrige Geltung seines Volkes im Geistesrate der Völker wie eine persönliche Schmach empfindet — wie wenige etwa außerhalb des Kreises des Allgemeinen Deutschen

Sprachvereins haben diesen Zug an Leibniz schon vor dem Kriege so beachtet, wie er es verdiente? — sondern jene Schriften zeigen auch den Philosophen im Besitz der vollen Kenntnis jener Mittel und Wege, die unserem Volke die ihm gebührende Achtung verschaffen können. Das tritt nicht nur in jenen deutschen, und zwar in einem vorbildlichen Deutsch geschriebenen Schriften klar zutage, sondern auch in den im Anhang gegebenen Stücken aus der Abhandlung über die beste Vortragsweise des Philosophen und aus der Erörterung über die Förderung der angewandten Naturwissenschaft, die beide lateinisch geschrieben sind und hier in deutscher Übersetzung erscheinen. Aus den ebenfalls mit abgedruckten deutschen Gedichten Leibnizens spricht allerdings nur die wertvolle deutsche Gesinnung, 'Dichtung' sind sie nicht.

Im Mittelpunkt steht bei Leibniz überall die Sorge um die Pflege der deutschen Sprache, dieser Scheide, in der das Messer des Geistes steckt. Was er da über das richtige Maß bei der Reinigung von Fremdwörtern sagt, wie er überall auf den Hauptzweck, die Verständlichkeit der mitgeteilten Gedanken, hinweist, ist heute wider besonders zeitgemäß. Seine Gedanken über zweckmäßige Sammlung der überreichen Schätze des deutschen Sprachguts sind auch durch das Grimmsche Wörterbuch noch nicht voll verwirklicht worden. Von seiner Anleitung, aus der Sprache selbst auf die tatsächliche Sonderart des Volkes zu schließen und die entdeckten Züge dann weiter auszubilden im eigentlichen Leben des Volkes, kann noch recht viel gelernt werden. Zu diesen Grundzügen deutschen Wesens, die er dann auch in unsern geschichtlichen Erlebnissen gut nachzuweisen vermag, gehört ganz besonders auch die sträfliche Sorglosigkeit des deutschen Kraftgefühls. Diese deutsche Unbekümmertheit um die Folgen versäumter Gelegenheiten ist ihm eine seuchenartige Geisteskrankheit, von der nur der Umsturz aller Verhältnisse die Menschen heilen könne.

Nicht wenige Stücke des vorliegenden Bandes sind für den Unterricht unmittelbar nutzbar zu machen, alle bieten jedem Lehrer, welches Faches immer, die fruchtbarste Anregung. Die Einleitung des Herausgebers unterrichtet recht gut über die Umstände, die der Entstehung der einzelnen Schriften zugrunde liegen, gibt ein anschauliches Bild von Leibnizens Verdienst um die völkische deutsche Kultur und legt die Grundsätze der Sprachbehandlung der Schriften selbst dar; diese weicht mit Recht um der Gemeinverständlichkeit willen von der Buchstabentreue hin und wider ab. Sachliche und sprachliche Anmerkungen dienen dem Verständnis im einzelnen in willkommener Weise. Das Buch gehört in jede Gymnasialbibliothek.

Spandau. P. Lorentz.

Leopold Ziegler, Der deutsche Mensch. (Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte, Bd. 8.) Neue veränderte Ausgabe. Berlin, S. Fischer, 1916. 203 S. 1 ℳ.

Vom Dezember 1915 stammt das Vorwort zu diesem veränderten Neudruck, aber es scheint nicht, daß das Schriftchen schon so bekannt geworden ist, wie sein Inhalt verdient. Der Verfasser nennt es ein un-

politisches Büchlein, ich möchte es vielmehr ein überpolitisches nennen; es erhebt sich über die politischen Fragen, die heut uns alle bewegen, zu der Betrachtung der geistigen Potenzen, von denen letztlich alles politische Geschehen bestimmt wird. Gleichsam präludierend wird erörtert, inwieweit der Haß im Leben der Völker eine Rolle spielt und inwiefern er auch bei uns Deutschen nicht ganz ausgeschaltet werden darf; dann wird der Unterschied zwischen französischem und deutschem Geiste fein und scharf an einer Fülle von Beispielen aus Literatur und Geschichte dargelegt; es wird gezeigt, wie das deutsche Kleinleben von ehemals mit dem Zug des neuen Deutschlands ins Große und Weite doch letzten Endes zusammenstimmt; das Schlußkapitel weiß den Tod, auch den des Kriegers, von einem höheren Standpunkt zu rechtfertigen und damit auch dem Leben etwas von seinem Sinn abzugewinnen.

Der Verfasser lebt in Eßlingen. Wohl uns, daß es noch heute im deutschen Vaterlande Winkel gibt, wo soviel Weltverständnis und Lebensweisheit zu Hause ist.

Berlin-Dahlem. F. Poske.

---

1) S. Marck, Deutsche Staatsgesinnung. München, C. H. Beck, 1916. 72 S. 8.
2) B. Bauch, Vom Begriff der Nation. Berlin, Reuther & Reichardt, 1916. 32 S. 8. 80 ℛ𝓅.
3) H. Kania, Staatsbürgerkunde. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. VIII u. 84 S. 8. Kart. 1 ℳ.

Wie oft und von wie vielen wird namentlich seit August 1914 wider und wider nachgedacht über den vom Worte 'Nation' bezeichneten Begriff und über das Verhältnis der einzelnen und der ganzen Nation zum Vaterlande und zum Staate! Wie schwer wird oft der Gegensatz zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Idee und Wirklichkeit empfunden! Da sind die beiden zuerst genannten Schriften sicherlich nicht wenigen willkommen, um sich zu erneutem Nachdenken über Staatsauffassung und Nationalität anregen zu lassen, und die Besinnung wird auch ein Stück Selbstbesinnung sein können.

Marck behandelt seinen Stoff in fünf Abschnitten: Staatsgesinnung und Volksgeist (bis S. 10), Deutscher Staatsidealismus (bis S. 35), Die Totalität des Staates (bis S. 50), Staatspersönlichkeit (bis S. 61), Staat und Geschichte. Er sucht nachzuweisen, daß die wahre Idee der Freiheit, dieses Lieblingsgeschöpf des deutschen Geistes, in dem deutschen Staatsgedanken allein verkörpert ist, und daß uns 'das tiefe Mißverstehen der äußeren formalen Zivilisation gegen (?) die inhaltliche, die ganze Seele fordernde, mit Urkraft und Lebenssteigerung gepaarte Kultur den Namen "Barbaren" eingetragen hat.' Eudaimonismus und Idealismus stehen sich im Weltkriege gegenüber; denn die 'eudaimonistische Freiheit vom Staate spielt in den Köpfen der Feinde deutscher Staatsgesinnung unbewußt eine große Rolle', dagegen ist die deutsche Staatsgesinnung in der Tat 'der idealistisch verstandene Sozialismus'. Hat ein Volk einen Krieg gewollt? Auf diese häufig gestellte Frage antwortet Marck: 'Gerade in den entscheidenden Augenblicken der Geschichte aber ist der Staatswille eine über Regierung und Volk stehende selbständige Macht. So wenig ist er dem

bewußten Wollen einzelner gleich, daß er sich nur in einem einzigen, ja in keinem Lebenden überhaupt zu verkörpern braucht. Bismarck, der gegen die ungeheure Mehrheit des preußischen Volkes den Krieg von 1866 unternimmt, ist der verkörperte Machtwille des preußischen Staates, und er wäre in dem Kriege von 1870 auch im vollsten Einklang mit dem Willen der deutschen Nation gewesen, wenn er nicht "das Volk" hinter sich gehabt hätte.' Der Verfasser hegt das Vertrauen, daß 'die Entfaltung der staatlichen Lebenskraft und Macht auch seiner nationalen Idee dient, daß hinter den geschichtlich führenden Völkern auch die stärkste sittlich-nationale Idee steht, und daß ein Sieg der deutschen Macht den Sieg des "deutschen Gedankens in der Welt" bedeutet.' 'Tut Eure Furcht ab, Ihr europäischen Nationen', so schließt die Schrift, 'vor der deutschen Strenge und Kraft! Deutschland wird für Europa das selbe werden, was Preußen für Deutschland war: der Führer, Erzieher und kraftvolle Schirmer. Heute lautet für Europa die Alternative: Deutschland oder England, wie sie einst für Deutschland: Preußen oder Österreich hieß. Und widerum wird die Entscheidung zugunsten des jüngeren und härteren Volkes fallen.'

Wie den drei großen Denkern des deutschen Idealismus Kant, Fichte und Hegel die Idee des deutschen Nationalstaates schrittweise zum Bewußtsein kommt, legt Marck kurz dar; über den Begriff der Nation aber findet man nicht bei ihm, sondern in der zweiten Schrift — einem zu Jena in der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft gehaltenen Vortrage — die nötige Aufklärung. Denn mit Unrecht weist Marck (S. 36 f.), obschon er sich ganz auf Hegel einzustellen sucht, gerade dem Begriff der Nation eine so untergeordnete Rolle an, als sei schon der Versuch, den Begriff zu begreifen, ein törichtes Unterfangen. Demgegenüber legt Bauch dar, daß der deutsche Idealismus den Unterschied zwischen Begriff und Idee niemals zu einer 'Trennung' hat auseinanderklaffen lassen, am wenigsten der Idealismus Hegels, sondern daß er im Gegenteil die positive Beziehung von Begriff und Idee erkennt und erkennen gelehrt hat. Bauch sagt mit Fichte: 'Die Vaterlandsliebe umfaßt die Nation als Hülle des Ewigen', weil sie in der Nation eine unersetzliche, unwiderholbare und unwiderbringliche Darstellung der Menschheit selber, des Göttlichen in der Menschheit, ergreift; je stärker also eine Nation in ihrem eigenen nationalen Kulturkreise wirkt, um so tiefer wird sie ungewollt und ungekünstelt auf die ganze Kulturarbeit der Menschheit wirken und zwar schließlich auch ohne alle kosmopolitische Verschwommenheit.

Im Unterschied von diesen beiden Schriften, namentlich der zweiten, ist Kanias Staatsbürgerkunde ausschließlich für den Gebrauch beim Unterrichte bestimmt. In neun Abschnitte hat der Verfasser den umfangreichen Stoff gegliedert: Staatsverfassung (bis S. 16), Staatsverwaltung (bis S. 19), Selbstverwaltung (bis S. 23), Heer und Flotte (bis S. 29), Rechtswesen (bis S. 34), Kirche und Staat, Unterrichtswesen (bis S. 40), Wirtschaftsleben und Finanzen (bis S. 60), Sozialpolitik (bis S. 69), Die Kolonien und das Deutschtum im Auslande. Die Eigenart des Büchleins neben so unendlich vielen ähnlichen besteht erstens in den vergleichenden Übersichten über die Entwicklung der Grundlagen und Aufgaben des Staates, die zugleich eine systematische Darstellung des gesamten Staatslebens

mit besonderer Rücksicht auf Brandenburg-Preußen-Deutschland bieten, zweitens darin, daß durch Zahlen am Rande ohne weiteren Zusatz auf die Behandlung des betreffenden Gegenstandes in dem Lehrbuch der Geschichte von Schenk-Koch Teil VII (Altertum), VIII (Mittelalter), IX (Neuzeit) verwiesen wird, während Zahlen mit vorausgesetztem 'Qu.' auf die betreffenden Hefte der 'Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht, herausgegeben von Lambeck, Kurtze und Rühlmann' hinweisen, und zwar auf die der ersten Reihe wie der zweiten. Unter Berufung auf den Ministerialerlaß vom 2. September 1915, der so viele Köpfe in Erregung und so viele Federn in Bewegung versetzt hat, will Kania die Durch- und Überblicke bei der Zusammendrängung des Stoffs und dadurch die Vorbereitung für die Reifeprüfung erleichtern, bei der die Schüler zeigen sollen, ob sie sich mit der vergleichenden Geschichtsbetrachtung vertraut gemacht haben, und 'ob sie imstande sind, den inneren Zusammenhang größerer Zeitabschnitte zu erkennen'.

Für solche Leser, die alle am Rande angeführten Stellen nachlesen, ist das Büchlein unzweifelhaft wertvoll. Wann aber wird zum regelmäßigen Heranziehen von Quellenstellen dem Geschichtsunterrichte die nötige Zeit durch Lehrplanänderung gegeben werden? Was die Hinweise auf das Lehrbuch betrifft, so drängt sich das Bedenken auf: müssen oder können die Oberprimaner, die sich in ihr Lehrbuch einigermaßen eingelebt haben, manche Zusammenstellungen nicht selbst machen? Wird also nicht ihre Selbsttätigkeit durch dies Hilfsmittel wie durch so viele andere gehemmt? Nur für einige Abschnitte, bei denen es am Rande von Hinweisen auf das obengenannte Lehrbuch wimmelt, kann dieses Bedenken gelten; an anderen Stellen finden sich überhaupt keine Anführungen am Rande, z. B. S. 12 bei den Parteien, S. 54—60 beim Wirtschaftsleben und S. 67 ff. bei der Sozialpolitik. Da bietet der Verfasser viel mehr, als gemäß dem angeführten Ministerialerlasse ein Lehrbuch enthalten soll, sein Hilfsmittel weist also eine Ungleichmäßigkeit auf. Auch die Scheidung zwischen gewöhnlichem und kleinem Druck kann ich nicht immer als berechtigt anerkennen; bei der Schilderung der kolonialen Tätigkeit z. B. S. 72 f. sind bei Frankreich, Rußland, Belgien, Italien, Amerika und Japan die gewöhnlichen Lettern verwendet, einzig und allein bei England, dem Herren des Welthandels, die kleinen! Ebensowenig verstehe ich, weshalb nur S. 5 vor dem Kleingedruckten sich das Wort 'Bemerkung' findet. Bei einem so vielseitigen Stoffe nimmt selbstverständlich der eine an dieser, der andere an jener Einzelheit inhaltlich oder sprachlich Anstoß; ich führe nur folgendes an: S. 11 wird über den Ursprung der Parteien ungenau gehandelt. S. 19 bleibt der Unterschied zwischen 'bureaumäßig' und 'nach alter preußischer Sitte' den meisten Lesern dunkel. Warum wird S. 19 nur beim Reichsmarineamte der Zusatz gemacht 'unter Verantwortlichkeit des Reichskanzlers'? Diese ist doch selbstverständlich! S. 52 findet sich über List viel zu wenig; denn am Rande steht kein Hinweis. S. 58 oben ist die Erklärung des Begriffs 'Kredit' nicht einwandfrei; die des Begriffs 'Industrie' mußte schon S. 48 gegeben werden, nicht erst S. 60; ebenso war die Internationale schon S. 13, nicht erst S. 65 zu erwähnen. Man vermißt S. 6 die

Schweiz, Holland und die skandinavischen Monarchien, S. 8 die außerpreußischen Einzelstaaten, S. 16 die Beamtenbelohnung und S. 66 die Revisionisten. S. 45 fehlt 'auf', S. 50 muß 'Verkauf' fehlen, S. 59 steht Geld statt Gold, S. 60 einer statt eines und S. 66 Dunker statt Duncker.

Görlitz. E. Stutzer.

---

1) Karl Sapper, Der Werdegang des Protestantismus in vier Jahrhunderten. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, 1917.

'Die vorliegende Schrift will' nach dem Vorwort 'den inneren Entwicklungsgang des Protestantismus in den vier Jahrhunderten seines Bestehens schildern. Ihr Ziel ist einerseits die Darstellung der theoretischen Auffassung vom Christentum, die dem Protestantismus eigentümlich ist, andererseits die Schilderung der religiös-sittlichen Lebensäußerungen, die als die praktische Seite des Protestantismus gelten können'.

In zehn Kapiteln läßt *Sapper* den 'Werdegang des Protestantismus' in den vier Jahrhunderten seines Bestehens an seinem Leser vorüberziehen.

Kapitel 1, 'das Luthertum', beginnt mit der inneren Entwicklung des Reformators im Kloster, dann folgt die Bedeutung der Rechtfertigungslehre als Überwindung des juristischen und mönchischen Elementes im Katholizismus, wie des magisch-sakramentalen und des hierarchisch-politischen Elementes im Katholizismus, darauf die Darstellung von Luthers ursprünglicher Stellung zu den religiösen Grundfragen, vor allen zu Schriftverständnis, Toleranz und Ethik, nunmehr die Wandlung in Luthers Haltung seit 1525 mit Grundangabe für diese rückläufige Bewegung, die sich namentlich in der nachmaligen Stellung zum Bibelbuchstaben, zum Sakrament, zur 'reinen Lehre' wie in der Unduldsamkeit gegen Ketzerei und Irrlehre bekundet. Nach einer Darlegung der späteren praktisch-seelsorgerlichen Tätigkeit Luthers und einem Gesamturteil über seine Persönlichkeit schließt dies Kapitel mit der Skizzierung der Grundlagen des Luthertums, Lehre, Sakrament, Landeskirchentum, und einem Einblick in die altlutherische Frömmigkeit und Sittlichkeit.

Das zweite Kapitel schildert den 'Humanismus und die Anfänge der Schweizer Reformation', Kapitel 3 den 'Kalvinismus', Kapitel 4 'Täufertum, Spiritualismus und Independentismus'. Mit Kapitel 5 beginnt gewissermaßen der zweite Hauptteil des Werkes: 'Entstehung und Wesen des Neuprotestantismus', der dann im Kapitel 6 'Quäkertum und Deismus in England', Kapitel 7 'Pietismus', Kapitel 8 'Rationalismus', Kapitel 9 'Die theologische Entwicklung des Protestantismus seit Kant' und Kapitel 10 'Protestantische Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert' durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein verfolgt wird.

Ein beachtenswertes Werk, das man mit großem Gewinn lesen wird. Es scheint wohl geeignet zu sein, 'innerhalb des Protestantismus die Liebe und das Vertrauen zu unserer Sache zu wecken und zu stärken, und außerhalb der Kirchen der Reformation gegenüber vielen falschen und schiefen Auffassungen und Urteilen zu einer richtigeren, gerechteren Beurteilung des Protestantismus beizutragen' (S. IV Vorwort).

Freilich würde dies Ziel, das *Sapper* sich mit seiner neuesten Arbeit gesteckt hat, vielleicht noch eher erreicht werden, wenn er Luthers Persönlichkeit noch mehr herausgemeißelt hätte. Dazu hätte schon der Zeitpunkt seiner Veröffentlichung Anlaß gegeben: 'Zum 400. Gedenktage der Reformation' lautet der Vordruck auf feuerrotem Zettel, den die Verlagsbuchhandlung dem Werke mitgegeben hat. Also doch wohl zur 400. Widerkehr des 31. Oktober 1517, des Tages von Wittenberg mit seinem Thesenanschlag. Der aber war die Tat Luthers! Und wenn es auch gewiß richtig ist, was Sapper (S. 1) erklärt: 'Die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts ist nicht schlechthin das Werk Luthers', dann ist es andererseits ganz gewiß ebenso richtig, wenn gesagt worden ist: 'Mit Luther steht und fällt die Reformation'.

Auch der Neuprotestantismus, mit dem *Sapper*, wie gesagt, die beiden letzten Jahrhunderte des Protestantismus geradezu den ersten beiden Jahrhunderten der Kirchen der Reformation gegenüberstellt, steht doch auf Luthers Schultern. Er ist der überragende Glaubensheld des gesamten Protestantismus, des alten wie des neuen.

Und noch ein Zweites würden wir gern schärfer herausgearbeitet gesehen haben: 'Luther war nur in Deutschland möglich'. Auch *Sapper* spricht in dem angezogenen Zitat von der 'deutschen' Reformation (S. 1) oder von dem 'Geist der deutschen Mystiker' wie dem 'Geist echt deutscher Innerlichkeit, Freiheit und Gemütstiefe' (S. 3f.) oder von Luther, 'der als echter Deutscher sich am Glück der Familie, an der Schönheit der Natur und allen Gottesgaben harmlos gefreut hat' (S. 117) — aber was wir mit dem Satz meinen: 'Luther war nur in Deutschland möglich', das ist denn doch noch etwas ganz anderes. Gestreift wird dieser Gedanke von Sapper, wenn er sagt: 'Mann darf es wohl als eine Tat des deutschen Geistes und Gemütes bezeichnen, daß Luther den ersten Anlauf zur Überwindung dieser jüdisch-römischen Denkweise nahm' (S. 6). Warum bloß 'wohl'? Nein, die Tiefgründigkeit, dies, daß Luther sich mit der mönchischen Frömmigkeit nicht begnügte, dies, daß er sich mit einer Reihe frommer Übungen und guter Werke nicht zufrieden geben, sondern Gewißheit haben will und nicht Ruhe finden kann für seine Seele, bis er wie Paulus gewiß ist, daß nichts, auch die Sünde nicht, ihn scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist — dies war deutsch.

Mehrfach bespricht *Sapper* das Dogma der Verbalinspiration (z. B. S. 25). Aber die überzeugende und darum vernichtende Kritik an diesem Lehrsatz, die beispielsweise auch der von *Sapper* erwähnte *J. Kaftan* bietet, wird von ihm außer acht gelassen. Und doch ist es ohne weiteres einleuchtend, 'daß ein inspiriertes Wort eine inspirierte Auslegung verlangt. Eine Urkunde für göttlich inspiriert erklären, setzt ihr daher zwar dem Anschein nach die höchste Ehrenkrone auf, heißt aber in Wahrheit sie zugunsten der Instanz abdanken, welcher die Auslegung zufällt'. (*J. Kaftan*, 'Dogmatik' 1901 3/4 S. 50).

Beim 'Luthertum' (Kap. 1) stellt *Sapper* fest, daß das Sündenbewußtsein nach Luthers Tode vielfach verblaßte. So heißt es bei der

Stellung des *Flacius* zu den guten Werken: 'Wo dann das tiefe Sündenbewußtsein fehlte, kam es auch nicht zu dem echten Heilsglauben der Reformatoren; der Glaube war dann nur noch die Zustimmung zu den Lehren der Kirche'. Warum verblaßt wohl das tiefe Sündenbewußtsein vielfach, und zwar je weiter der Tag von Wittenberg zurücklag, um so mehr? Diese Frage übersieht *Sapper* und damit entgeht ihm ein Gesichtspunkt von nicht leicht zu überschätzender Bedeutung: Das Beseligende der Rechtfertigungslehre kann genau genommen nur der nachempfinden, der wie Luther durch den Katholizismus, durch die mönchische Frömmigkeit hindurch gegangen ist. Für jeden geborenen Protestanten besteht dagegen die Gefahr, daß er das Gut, das er mit der Rechtfertigung besitzt, unterschätzt und damit auch nicht den Antrieb zur Sittlichkeit aus der Rechtfertigung entnimmt, wie es sich für Luther wie von selbst aus dieser Glaubenserfahrung ergab. Man vergleiche nur die auch von *Sapper* (S. 20) zitierte Stelle in seiner Vorrede zum Römerbrief: 'Der Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott und tötet den alten Adam, machet uns ganz andere Menschen von Herzen, Mut, Sinn und allen Kräften und bringet den heiligen Geist mit sich. O, es ist ein lebendig, geschäftig, tätig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fragt nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie getan und ist immer im Tun'. *Sapper* sagt zu dieser Stelle treffend: 'Es ist aber die hohe Freudigkeit, welche den Christen, der Gottes Gnade erfahren hat, zum Tun des Guten treibt. Kein Zwang, kein Gesetzesjoch, keine Furcht vor Strafe, auch kein Gedanke an Lohn soll den Gläubigen zum Guten treiben. Gott hat ihn unendlich reich und glücklich gemacht; da der Mensch aber Gott nichts geben kann, und es ihn dort unwiderstehlich drängt, Gott zu danken, so erweist er dem Nächsten aus Dank gegen Gott Liebe, wo immer er kann. Das braucht man dem Gläubigen so wenig zu gebieten, als man der Sonne gebieten muß, daß sie scheine' (S. 21). So Luther, so alle die anderen Männer der Reformation, die wie er aus dem Katholizismus kamen. Für die Nachgeborenen aber schwindet leicht das Gefühl für die Größe der Gabe, die die Rechtfertigung für einen Luther bedeutete; damit fällt, wie gesagt, der wichtigste Antrieb zur Sittlichkeit fort. Kein Geringerer als Luther selbst sah diese Gefahr der sittlichen Laxheit und sucht sie zu bekämpfen, genau wie einst Paulus, der sich bei seinen Heidenchristen derselben Schwierigkeit gegenübersah: denn beide, der Heidenchrist wie der geborene Protestant, sind ja im 'Stande der Gnade', ehe es zu tiefem Sündenbewußtsein kam.

Befremdlich ist die Schilderung des 'Kalvinismus' (Kap. 3), die gleich mit dem Satze beginnt, daß Joh. Kalvin 'den beiden anderen (gemeint sind Luther und Zwingli) "mindestens" ebenbürtiger Führer war' (S. 61). Solche Werturteile — es finden sich noch mehrere in *Sappers* Werk — sind nie unbedenklich; in diesem Falle aber wird die geschichtliche Wahrheit geradezu auf den Kopf gestellt: Kalvin ist und bleibt ein Epigone der Reformation: er war ein Menschenalter jünger als Luther und von Luther, Melanchthon, Zwingli und Butzer abhängig, wie selbst

von gegnerischer, d. h. katholischer Seite unumwunden zugegeben worden ist. Viel näher kommt man der geschichtlichen Wahrheit, wenn man sagt: 'Kalvin ist der Romane, Luther der Germane'. Schon daraus ergibt sich, daß Kalvin auf keinen Fall '"mindestens" ebenbürtiger Führer' war. Und vollends: wenn zum Wesen der Religion das Gefühl, die Gemütstiefe und Innerlichkeit gehört, dann kann darüber kein Streit sein, daß Kalvin einem Luther gegenüber kein ebenbürtiger Führer auf religiösem Gebiete war. 'Die religiöse Zentralidee des Luthertums war die Rechtfertigung ohne des Gesetzes Werke allein aus dem Glauben', also das von Luther im Gebetskampf im Kloster errungene 'sola fide', und nach dieser Zentralidee ist 'die Religion etwas ganz Innerliches', nämlich die durch den Glauben vermittelte Erfahrung der Sündenvergebung. Hat Luther auch 'das römische System nur teilweise sehr durchgreifend umgestaltet, im ganzen nur soweit, wie es nötig schien, um die neuen religiösen Errungenschaften sicher zu stellen' — so doch alles dies 'von seiner religiösen Grundposition aus'. Demgegenüber ist es geschichtlich unhaltbar, wenn *Sapper* behauptet, 'daß der Kalvinismus gegenüber dem Katholizismus eine Verinnerlichung, Vergeistigung, Vertiefung der Religion bedeutet, wie sie das Luthertum nicht in dem selben Maße erreicht hat' (S. 69). Luther war ganz gewiß 'kein konsequenter und systematischer Denker, dazu im Grunde eine höchst konservative Natur' — Kalvin ein Mann, der 'die theologischen Probleme verstandesscharf und furchtlos bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgte und mit starrem, unbeugsamen Willen das Leben der Menschen nach seinem Wesen formte und die Gestalt des Protestantismus begründete, in der der Gegensatz zur katholischen Kirche am prinzipiellsten und reinsten zum Ausdruck kam' (E. Heußi, 'Kompendium der Kirchengeschichte 1909 1 § 122 S. 350 und § 125 S. 362f.). Ja, wir gehen noch weiter: wer Kalvin sieht, wie er vollkommen überzeugt ist, im Kampf für die Ehre Gottes so handeln zu müssen, wie er z. B. Michael Servet gegenüber gehandelt hat, der fühlt sich an den Kampf des Elia und sein Opfer auf dem Karmel erinnert, wie denn überhaupt Kalvin etwas von der herben Größe alttestamentlicher Propheten besitzt. Aber der religiöse Heros, der Mann, der die Religion 'verinnerlichte', 'vergeistigte' und 'vertiefte', das war nicht der Epigone Kalvin, sondern der große deutsche Reformator Dr. Martin Luther. Kalvin ist ohne Luther undenkbar, aber Luther bedurfte nicht erst eines Kalvin, um die römischen Fesseln zu sprengen.

Bei dem Kapitel 4 'Täufertum, Spiritualismus, Independentismus' hätte schärfer darauf hingewiesen werden müssen, woher die schwarmgeistige Bewegung stammt und welches ihr Grundfehler ist: sie ist die ungeschichtliche Widerholung des unwiderholbaren, urchristlichen ekstatisch-pneumatischen Elementes, das die sich konsolidierende 'Kirche' ausgeschieden hatte, das sich aber in religiös-bewegten Zeiten stets wider hervorwagt.

Sehr feinsinnig ist der Abschnitt: Luthers Geist 'zweier Zeiten Schlachtgebiet' (S. 36f.) und namentlich Kapitel 5: 'Entstehung und Wesen des Neuprotestantismus'. Wie aber Luther Kalvin gegenüber (Kap. 1 und 3) schlecht wegkommt, so A. H. Francke (nicht Fran*k*e) gegenüber Spener

und Zinzendorf. Uns wenigstens scheint man einem Manne wie A. H. Francke nicht damit gerecht zu werden, daß man in ihm weiter nichts sieht als einen 'Vertreter des engherzigen, kleinlichen Halleschen Pietismus' (S. 170). Wo bleibt bei dieser Einschätzung das glutvolle religiöse Gefühlsleben A. H. Franckes, das viel intensiver war als das eines Spener? Auch hätte gezeigt werden müssen, inwiefern der Hallesche Pietismus 'engherzig' und 'kleinlich' war. Gewiß, er war einseitig, insofern er nur eine Art christlicher Frömmigkeit gelten lassen wollte, und wurde engherzig und kleinlich, weil er sich aus Abscheu vor der Sünde von der 'Welt' zurückzog. Aber gerade diese Einseitigkeit ist doch wider seine Größe und seine Stärke. Und die unleugbaren Verdienste des Pietismus hätte *Sapper* vollends ohne Mühe noch stärker betonen können: Der Pietismus hat, um mit *G. Rothstein*: 'Kirchengeschichte' 1912 zu sprechen, 'der grundlegenden Erkenntnis neue Bahn gebrochen, daß Religion nicht Wissen, sondern Leben in Gemeinschaft mit Gott ist und im Fühlen ihren eigentlichen Sitz hat'. Und er war es widerum, 'der Ernst mit der Erkenntnis machte, daß die Religion als Leben in Gott zugleich ein Leben für die Menschen sein muß'. Diese tatsächlichen Leistungen des Pietismus auf den Gebieten, die man heute als 'innere' und als 'äußere' Mission zu bezeichnen pflegt, nötigen uns Bewunderung ab und lassen unerquickliche Begleiterscheinungen zurücktreten (a. a. O. S. 83 f.).

Zu den Kapiteln 8 und 9: 'Rationalismus' und 'Die theologische Entwicklung des Protestantismus seit Kant' ist nur hinzuzufügen, was oben bereits allgemein von der Behandlung des 'Neuprotestantismus' gesagt war, daß die Beziehung zur Reformation mit einigen kräftigen Linien hätte dargetan werden müssen. Gerade diesen Nachweis, daß Luther und sein Werk nicht bloß von historischem Interesse, sondern von praktischer Bedeutung für die religiösen und kirchlichen Nöte und Fragen auch unserer Gegenwart ist, hätte eine solche Jubiläumsfestschrift, wie es *Sappers* Arbeit sein will, unseres Erachtens nicht nur andeuten dürfen, sondern so recht eigentlich in den Mittelpunkt der Erörterung rücken müssen. Und doch bleibt *Sappers* Werk eine beachtenswerte Darstellung, wenn auch der Jubiläumszweck zu kurz gekommen ist. Zumal was er über die rationalistische Theologie sagt (S. 198 ff.), über Frömmigkeit und Moral (S. 204 ff.) oder über Lessings Rationalismus (S. 208 ff.) oder über Kant (S. 216 ff.) sagt, und dann wider über Hegel (S. 228 ff.), Goethe (S. 244), Schleiermacher (S. 250 ff.), Ritschl (S. 267), Tröltsch und die religionsgeschichtliche Schule (S. 280), Eucken (S. 294 f.), die Biblizisten (S. 313) und die moderne Position (S. 314 ff.) — wir begrüßen es, daß das alles für die 'Laien' vorgetragen wird, wenn es auch dem Theologen kaum neue Gesichtspunkte bietet. Ob freilich dieser 'Werdegang des Protestantismus' in den Kreisen Verbreitung finden wird, denen wir ihn am herzlichsten wünschten, bei jenen zahllosen Gebildeten, die die letzte Religionsstunde als Abschiedsstunde von der Religion ansehen, wie in jenen anderen Kreisen, die *Th. Brieger* mit dem Namen 'Laienorthodoxie' zu bezeichnen pflegte, das ist doch fraglich. Für die ersten hätten Linien, die von Luther zu uns hinführen, stärker gezeichnet werden, für die zweiten hätten die mancherlei abfälligen Urteile wie 'Fanatiker' usw. fehlen müssen.

Im zehnten Kapitel gibt *Sapper* einen Abriß 'protestantischer Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert'. Unter anderm spricht er da von der 'nationalen Religion', dem 'deutschen Christentum', als deren Hauptvertreter er *de Lagarde, Bonus* und auch *Jatho* behandelt, um dieser 'deutschen Frömmigkeit' die Bezeichnung als 'christliche' Frömmigkeit abzusprechen (S. 341—349). So recht er damit auch haben wird; das Gefühl wird auch *Sapper* teilen, das uns immer wider beschleicht, wenn wir beispielsweise den 'Heliand' lesen, das Gefühl des Bedauerns, daß es dem deutschen Geist noch nicht gegeben war, sein Christentum, seine Art, fromm und frei zu sein, zu finden. Luther macht den Anfang, aber der 'Werdegang des Protestantismus' ist noch nicht zum Abschluß gekommen. Ob die 'Kriegsfrömmigkeit uns weiter bringt? *Sapper* widmet ihr eine lange Erörterung (S. 378 ff.), doch können wir uns nicht des Eindruckes erwehren, daß seine Feldpostproben aus Feldpostbriefen von Theologen stammen, die als *ecclesia militans* an dem Kampf für Deutschlands Größe und Unabhängigkeit teilnehmen oder gar als Feldprediger hinter der Front wirken. — An der Front, im vordersten Schützengraben habe ich keinen 'Prediger im Waffenrock' getroffen, so schön Sapper das auch S. 390 beschreibt. Da gehört auch schwerlich der Divisionspfarrer hin! — Wenn aber die draußen und die Trauernden 'die berufenen Richter in der Frage' sind, 'ob die Kirche ihre Pflicht in diesem Kriege getan hat und noch tut' (S. 391), dann kann auch nach unseren Beobachtungen die Kirche voll Vertrauen des Urteils warten. Unsere Feldgrauen drängen sich zu den kirchlichen Feiern, den Gottesdiensten wie dem heiligen Abendmahl. Und die Kirche scheint uns mit Recht vorsichtig in der Auswahl der Feldprediger zu sein und möglichst tüchtige Männer hinauszusenden. Dennoch ist die Kriegsfrömmigkeit draußen wie drinnen zum guten Teil doch mehr alttestamentlich und nicht spezifisch christlich orientiert. Haben aber auch weite Kreise sich durch den Ernst und die Schwere dieser furchtbar erhabenen Kriegszeit zu Gott zurückgefunden, so stehen auf der anderen Seite ebenso entschlossen viele von denen, die schon vor dem gewaltigen Völkerringen der Religion entfremdet waren, und sehen nur Zufall und blindes Schicksal in dem Geschehen um sie her. Und 'brutale Erwerbsgier' (S. 388) nur 'im englischen Volk' und nicht auch bei vielen Deutschen und ganz gewiß nicht bloß bei den Juden in Deutschland, sondern ebenso ausgeprägt bei vielen christlichen Kaufleuten und Landwirten zu finden, das ist heutigentages doch befremdlich, wo so manches über den 'Kriegswucher' auch schon vor der Veröffentlichung der Behörde über den 'Kettenhandel' bekannt geworden war. Das sind die Kehrseiten, die man bei der Darstellung des religiös-sittlichen Lebens der Gegenwart nicht übersehen darf; auch das berüchtigte Etappenleben gehört hierher.

Das Werk ist keine ganz leichte Lektüre und für 'Laien' stellenweise reichlich hoch.

2) Theodor Brieger †, Martin Luther und wir. Herausgegeben von Bernhard Beß. Gotha, Fr. A. Perthes A.-G., 1916.

Eine wundervolle Jubiläumsgabe, die es jedem dank der sorgfältigen Auszüge aus Luthers Schriften, die als Belegstellen sich im Anhang finden,

ermöglicht, unter der warmherzigen Führung eines Forschers von der Bedeutung unseres nun auch schon vollendeten Th. Brieger sich schnell und doch eingehend mit Luthers reformatorischem Christentum wider vertraut zu machen. Wie nötig diese Rückkehr zu Luthers Christentum aber tut, das fühlt wohl jeder, der *sine ira et studio* Briegers Ausführungen und die Belege aus Luthers Schriften auf sich wirken läßt.

Treffend skizziert Brieger im ersten Abschnitt die gegenwärtige Lage des Protestantismus: 'Die Niederungen unseres Volkes beherrscht vom Materialismus', 'Die Religion der Gebildeten der Kirche entfremdet', 'Die kirchlichen Kreise oft von krankhafter, im letzten Grunde unevangelischer Kirchlichkeit' (S. 3 und 4). Die gebildeten Verächter aber wie die Überkirchlichen, so entgegengesezte Erscheinungen sie auch sind, haben sich doch beide aus ein und dem selben Untergrund erhoben, aus ein und dem selben Fehler: dem Intellektualismus (S. 4 und 5). 'Die Entstehung und Entfaltung dieses Fehlers, sein Bankerott und seine Wideraufnahme, endlich seine neue Bekämpfung bilden den Hauptinhalt des Entwicklungsprozesses des Protestantismus' (S. 5). 'Als eine Folge dieses Fehlers haben wir den verkehrten Unterricht in der Religion zu betrachten, unter dem . . . die beiden letzten Generationen zu leiden gehabt haben und auch das jetzt heranwachsende Geschlecht vielfach noch leidet' (S. 5).

Beherzigenswert ist auch, was Brieger über den 'Unterschied von Religion und Theologie' (S. 6 ff.) sagt, sowie darüber, warum 'Luthers Theologie keine durchaus zutreffende Widergabe seines Christentums' sein konnte (ebenda). Und die Folgerung? Es darf niemals auf den 'ganzen Luther' ankommen; vielmehr ist zu unterscheiden: 'wo spricht der Herold des Evangeliums, der selbstgewisse Held des Glaubens? und wo hinwiderum haben wir es mit den Überbleibseln des Mittelalters in Luther zu tun? oder wenigstens mit den Unzulänglichkeiten seiner Ausdrucksmittel?' (S. 8).

Brieger läßt im folgenden seine Leser die Seelennöte unseres Luther geradezu miterleben durch die Art, wie er den Glauben des Reformators 'in seinem Werden' schildert — alles, wie gesagt, an der Hand von Luthers eigenen Aufzeichnungen, die der Reformationshistoriker aus seinen gelegentlichen Äußerungen verständnisvoll zusammengetragen hat.

In dem Abschnitt 'Der Glaube als Vertrauen' wird zunächst der katholische und der evangelische Glaube gegenübergestellt und hervorgehoben, wie der erste 'den Menschen Zeit seines Lebens gängelt und wie einen Unmündigen unselbständig hält und damit das Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit, für das Heil der Seele zu sorgen, einschläfert, ja zuletzt ertötet' (S. 16), während der letzte den Menschen 'religiös auf eigene Füße' stellt, das Joch der einst dem Christen aufgenötigten Unmündigkeit abschüttelt, verwandelt in ein anderes, das er gern und willig trägt; denn es ist sein hohes Vorrecht und seine Pflicht zugleich, das Recht und die Pflicht einer Selbstverantwortlichkeit, die ihm keine Macht der Welt abnehmen können' (ebenda). Dann folgt an der Hand des 'Sermon von guten Werken' die Umschreibung des Glaubens als Vertrauen, als 'Zuversicht, die ihren Höhepunkt, doch nur bei wenigen Menschen und in seltenen und ganz außerordentlichen Fällen, zu erreichen

hat in den schweren Kämpfen der Seele, da Gott mit Tod und Verdammnis zu drohen scheint.' Offenbar hat Luther sein eigenes Erlebnis im Kloster im Auge. 'Um so wertvoller ist der Hinweis auf die außerordentliche Seltenheit derartiger Vorgänge. Denn er ist ein Zeugnis für die Klarheit und Nüchternheit des Reformators, der nicht daran denkt, den Weg, auf dem er selber zu Gott gelangt ist, als für alle gegeben hinzustellen' (S. 18). Wie anders und unevangelisch stehen demgegenüber doch gewisse Richtungen des Protestantismus und namentlich fast alle protestantischen Sekten, die, was bei einzelnen Frommen Erlebnis war, verallgemeinern und bei allen Mitgliedern nun erzwingen wollen!

Dieser Glaube Luthers ist 'seiner selbst gewiß', ist 'Gottes Geschenk', 'kein eitler Menschenwahn'. 'Auch dieser Satz muß stets auf das Sorgsamste im Interesse des Protestantismus im Auge behalten werden.' 'Gar manches Mal hat sich ja im Laufe der Geschichte der reformatorischen Kirchen als Glaube gegeben, was doch nur menschliche Annahme war, was daher niemals die Selbstgewißheit in sich tragen konnte' (S. 19).

Hier hätten wir um der Leser willen, die wir der Schrift Briegers so zahlreich wie nur möglich wünschen, gern einige Beispiele gesehen. Die selbe Anmerkung drängt sich uns bei der Besprechung des 'Glaubens der Sophisten' auf, da einer es dem anderen nachsagt: 'ich glaube, daß ein Gott sei, daß Christus für mich geboren, gestorben und auferstanden sei'. 'Mit allen diesen Sätzen spricht Luther eine elementare Wahrheit des evangelischen Christentums aus, eine solche, die gleichwohl auch heute noch wider sichergestellt werden muß' (S. 20). Auch hier vermissen wir Beispiele. Wenn wir wirklich aus Luthers reformatorischem Christentum lernen wollen — und welcher evangelische Christ, dem Religion und Kirche am Herzen liegen, wollte das zumal für das Jubiläumsjahr 1917 nicht aus tiefster Seele für uns alle wünschen?! — dann kann nur eins uns helfen: rücksichtslose und rückhaltlose Offenheit. Mit bloßen Andeutungen, bei denen sich jeder sein Teil denken kann oder nicht, ist da nichts getan.

Meisterhaft wird aus dem 'Glauben als Vertrauen' 'das Losungswort einer ganz neuen Weltanschauung', der 'Satz von der Rechtfertigung aus Glauben, ohne jegliches menschliche Verdienst' entwickelt und gezeigt, wie dieser Satz seine 'polemische Zuspitzung' erhielt, die aber 'an und für sich keine Notwendigkeit für Luther war' (S. 20 f.). — Das nächste: 'Der Glaube Luthers als neues Leben' (S. 21—24) ist vielleicht reichlich theologisch dargestellt und darum für den 'Laien' nicht ganz leicht verständlich. Um so klarer ist der übrige Inhalt dieses Abschnittes mit seinem Nachweis, daß 'Luthers Glaube seiner Art nach frei ist von allen menschlichen Autoritäten' (S. 24), daß aber bereits 'Melanchthon die Annahme von göttlichen Wahrheiten für einen Anfang und eine Vorstufe des Heilsglaubens' angesprochen hat (S. 26), und zwar im Unterschied von Luther, dem 'Gottvertrauen und Gotteserkenntnis zusammenfallen' (S. 27). Den Beschluß macht der Nachweis der 'Selbstgewißheit des aus dem Worte Gottes geborenen, auf ihm fußenden Glaubens' (S. 29)

sowie die 'Gebundenheit Luthers in Gott und souveräne Erhabenheit über jede menschliche Autorität' (S. 30).

Alles folgende ist sozusagen Einzelausführung dieser Grundposition Luthers. Aus ihr ergibt sich seine 'Stellung zum Dogma', aus ihr die Unterscheidung von 'Wort Gottes und Heiliger Schrift', aus ihr seine 'Stellung zum Kanon' wie zur 'Inspiration' und zur 'Kirche'. Alle diese Darlegungen sind feinsinnig und tief durchdacht und reich mit Worten aus Luthers Schriften belegt.

So ist in Briegers Schrift fraglos 'das reformatorische Christentum Luthers seinen Kernpunkten nach dargestellt', wie es der Untertitel verheißt und wir danken Beß die Herausgabe dieser nachgelassenen Arbeit des erprobten Reformationshistorikers, der wie wenige geeignet war, Luthers Frömmigkeit zu skizzieren. Der Haupttitel aber heißt: 'Martin Luther und wir'. Und da hätten wir doch manches weit schärfer ausgeführt gewünscht, zumal gerade das liebevolle Sichversenken in Luthers Frömmigkeit, zu der diese Schrift anspornt, und die hingebende Wärme, mit der Luthers reformatorisches Christentum dargestellt worden ist, wie eingangs gesagt, wie von selbst das Gefühl weckt für die Notwendigkeit der Rückkehr zu Luther.

Da genügen nicht gelegentliche Hinweise wie der oben zitierte: 'eine elementare Wahrheit, die auch heute noch wider sichergestellt werden muß' (S. 20), oder 'eine selbst heute noch nicht völlig überwundene Vorstellung', nämlich die Annahme der göttlichen Wahrheiten als Anfang und Vorstufe des Glaubens (S. 26), oder 'Luthers prinzipielle Stellung zum Dogma war ein ungeheurer Fortschritt in der Entwicklung des Christentums, von so einschneidender Bedeutung, daß bis auf den heutigen Tag es manchen Evangelischen schwer wird, ihn in allen seinen Konsequenzen zu durchschauen' (S. 33), oder 'wir heute sehen dies Erzeugnis des hellenistischen Geistes im hellen Licht der Geschichte vor unseren Augen' (S. 38), wobei übrigens getrost hinzugefügt werden konnte, daß, was hier vom trinitarischen und christologischen Dogma über seine zeitliche Bedingtheit gesagt ist, *mutatis mutandis* auch von den römischen Dogmen dem anthropologischen (Erbsündenlehre) und dem soteriologilogischen (Satisfaktionstheorie) gilt: wie jenes die Verschmelzung von Griechentum und Christentum darstellt, so dieses die Vermählung des römischen Geistes mit dem Christentume. Oder in dem selben Zusammenhange heißt es: 'Wir müssen daher geschichtliche Kritik an diesem Dogma üben, ich betone: geschichtliche Kritik, die als solche niemals Verurteilung, sondern Würdigung im großen Zusammenhang der Entwicklung ist. Aber eben diese geschichtliche Würdigung macht es uns doch unmöglich, unsere religiösen Gedanken in jenes Dogma hineinzulegen, es als zutreffenden Ausdruck unseres evangelischen Glaubens zu betrachten. Noch heute hat Luther die Aufgabe hinterlassen, wie er über alle Lehre zu urteilen, sie zu prüfen wie er am Gewissen und an dem Worte Gottes' (S. 38). Oder bei Besprechung von 'Luthers Urteilen über die Bibel', die auch heute noch manchen so bedenklich vorkommen, daß in ihren Augen eine Erinnerung an sie ein Akt der Imspietät wäre. Man hat auf dieser Seite nicht so ganz unrecht: es sind in der Tat 'gefähr-

liche' Urteile, gefährlich für die in diesen Kreisen herrschende Auffassung des evangelischen Christentums, gefährlich für die ganze heutige Gemeindeorthodoxie, gefährlich für die landläufige Auffassung von der Bibel, wie sie in kirchlichen und unkirchlichen Kreisen gleichweit verbreitet ist' (S. 46). Oder schließlich: Luthers 'rein religiöser Kirchenbegriff verliert dadurch nicht an Bedeuturg, daß er für seine Erben eine dogmatische Aufgabe in sich schließt' (S. 76). Was mit dieser 'dogmatischen Aufgabe' gemeint ist und was da zu leisten sein wird, war auszuführen. Vollends das Schlußkapitel: 'Der Glaube Luthers als Vermächtnis und Aufgabe' mußte genauere Angaben bringen, wenn denn einmal, vielleicht um die Geschlossenheit der Darstellung von Luthers reformatorischem Christentum nicht durch Ausblicke auf die Gegenwart zu sehr zu stören, im Verlauf dieser Darstellung auf solches nähere Eingehen auf die heutige Zeit verzichtet werden sollte. Richtig heißt es da, daß 'der gewaltige Luther auch unserem Jahrhundert, ja worauf sichere Anzeichen hindeuten, noch so manchem der kommenden etwas zu sagen hat' (S. 78). Aber was?, das ist die Frage, die nach dem Titel: 'Martin Luther und wir' eine Beantwortung erhoffen ließ. Und wider besteht der Satz zurecht: 'Es ist eine Tatsache, die klar vor dem Auge eines jeden Kenners der inneren Entwicklung des Protestantismus steht: heute, nach vierhundert Jahren, ist das große Erbe erst zum kleinsten Teil angetreten', aber wider vermissen wir Aufschluß darüber, was denn nun das Nächste von dem Erbe Luthers ist, das der Protestantismus erwerben muß, um es zu besitzen.

Naumburg a. S. Hermann Reichard.

Engelbert Drerup, Das fünfte Buch der Ilias. Grundlagen einer homerischen Poetik. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1913. VIII u. 451 S. 8. 7,40 ℳ.

Wir erhalten hier, wenn auch zunächst nur für einen der homerischen Gesänge, einen Kommentar, der darauf ausgeht, uns die künstlerischen Absichten des Dichters und die Mittel, mit denen er auf seine Hörer bzw. Leser zu wirken verstanden hat, vor Augen zu führen. Vor allem werden also Aufbau, Gliederung und Motivierung der Handlung, Charakteristik der handelnden Personen, daneben, wenn auch nicht so ausführlich, die Technik der sprachlichen Kunstmittel klargelegt. Dabei finden wir viel Förderndes und Treffendes, auch längst Bekanntes, darunter gute Beobachtungen aus der antiken Scholienliteratur. So gibt uns das Buch entschieden eine gute und nicht selten bisher Gebotenes vertiefende Erläuterung zum E. Vor allem findet auch der Lehrer reiches Material, die Kunst des Dichters seinen Schülern näher zu bringen, und wenn er die gebotenen Anregungen und Winke auch auf andere Bücher Homers zu übertragen versteht, wird ihm Drerups Kommentar zum trefflichen Hilfsmittel zur Befruchtung und Belebung seines Unterrichtes werden.

Aber damit ist die Bedeutung des Buches nicht erschöpft; denn sein Verfasser will in ihm zugleich Grundzüge einer homerischen Poetik geben. Daß seine Betrachtungen, die im wesentlichen auf den aus dem einen Gesange abgeleiteten Beobachtungen beruhen, durchaus Abschließen-

des brächten, behauptet er selbst nicht, aber Grundlagen und Richtlinien sollen es doch für die ganze Ilias sein. So zeigt er uns den schematischen, fast geometrischen Aufbau mit dem Prinzip dreiteiliger Gliederung, dem geometrischen Stile vergleichbar, und das erstaunliche Geschick des Dichters, mit Augenblicksmotivierungen zu arbeiten, die er sofort wider fallen läßt, wenn sie ihren Zweck erfüllt haben. Des weiteren werden z. B. behandelt das Prinzip des Kontrastes sowohl im Charakter der Gegenspieler wie in den aufeinanderfolgenden Szenen, die Gleichnisse, auch in ihrer Eigenschaft als Mittel, die Gliederung hervortreten zu lassen, die psychologische Vertiefung der Handlung, die Widersprüche als begründet im Gang der Handlung oder in der Gestaltung der einzelnen Charaktere. Interessant ist, daß eine Anzahl der von Olrik Ztschr. f. deutsches Altertum 1909 S. 1 aufgestellten Gesetze sich auch bei Homer gut zu bewähren scheinen. Des weiteren wird aufmerksam gemacht, wie sehr erst durch einen geschickten Vortrag die Kunst des Dichters zur Geltung kommt, und wie sehr sie eben auch den Bedürfnissen des Vortrags entgegenkommt. Doch erstirbt Drerup nicht in blinder Bewunderung vor dem Dichter. Besonders zwei Unbehilflichkeiten seiner Technik werden offen zugegeben: das mangelnde Geschick in der Schilderung gleichzeitiger Ereignisse und die Widerholung zahlloser formelhafter Verse und Versgruppen. Diese unter gewissenhafter Benutzung der früheren Arbeiten geführten Untersuchungen bieten viel wertvolles Material, auch als Werkzeug für stilanalytische Betrachtungen, und fördern auch da, wo man nicht ohne weiteres dem Ergebnis beipflichtet.

Prinzipiell am wichtigsten aber ist, daß die in der ganzen Dichtung gleichzeitig zutage tretende hochentwickelte poetische Technik Drerup dazu gedrängt hat, in der ganzen Ilias das Werk eines Dichters zu sehen, und zwar eines, 'der von seinen poetischen Absichten mehr wußte und sicherlich auch als Dichter mehr konnte, als selbst der anmaßendste Kritiker.' Er geht soweit, von der homerischen Dichtung nicht leicht einen Vers zu opfern, sofern nicht direkte oder indirekte Überlieferung uns eine feste Basis der Kritik gibt. Lebhaft zu bedauern ist es, daß er bei diesem Standpunkt es unterlassen hat, uns auseinanderzusetzen, wie er sich des Dichters Verhältnis zu seinen Quellen denkt; denn das ist doch zu seiner und seiner Kunst Beurteilung von großem Werte, vor allem bei den Augenblicksmotivierungen und bei den Widersprüchen, die sich dann doch eben erst alle heben lassen. Auch deshalb ist das Fehlen dieser Partie schmerzlich, weil man nach der einleitenden, zum Teil recht Beachtliches bietenden Kritik der Homerforschung der letzten Jahre eben gern mehr von des Verfassers eigenem Standpunkt gehört hätte.

Bei der großen Rolle, die die Götterszenen in E spielen, ist es nur natürlich, daß ein besonderes Kapitel 'Homer und die griechische Religion' überschrieben ist. Nach Drerup sind die Götterszenen der Ilias durchgehends als komische Kontrasthandlungen zu den heroischen Kampfszenen gedacht. Sie entspringen rein künstlerischen Erwägungen und Bedürfnissen, und die Götterburleske des homerischen Epos kann nicht ernst gemeint sein. Zur Erklärung dieser eigenartigen Stellung werden als Parallele die mittelalterlichen Misterien herangezogen, ein Vergleich,

der sich vielleicht bei weiterem Durcharbeiten noch fruchtbarer erweisen kann. Indes ist in dieser Frage das letzte Wort noch nicht gesprochen. Es bleibt noch zu untersuchen, ob in allen Büchern die Götterszenen wirklich einheitlichen Charakter haben.

Beachtung verdient auch die Definition der Rhapsodie, die natürlich nicht mit unserer Bucheinteilung zusammenzufallen braucht, als eine in sich geschlossene dramatische Teilhandlung, die in sich zu einer Peripetie geführt wird. Am Ende des Buches wird der Versuch gemacht, die Ilias in 18, die Odyssee in 15 solcher Rhapsodien zu teilen, von denen keine mehr als etwa zwei Stunden Vortragszeit beansprucht, eine Zeit, für die gerade das Fassungsvermögen der Hörer und die Kraft des Vortragenden noch ausreicht: Betrachtungen, die für die Frage des Vortrags der homerischen Epen im Altertum von Wert sind, aber auch bei modernen Versuchen, Homer vor Hörern lebendig werden zu lassen, von praktischem Nutzen sein können.

Gießen. G. Lehnert.

Johannes Vahlen, Beiträge zu Aristoteles Poetik. Neudruck besorgt von Hermann Schöne Leipzig-Berlin, Druck und Verlag B. G. Teubner, 1914. VIII u. 362 S. 8. 8 ℳ (geb. 10 ℳ).

Zu ausführlicheren Erörterungen gibt dieser Widerabdruck der längst vergriffenen 'Beiträge', die auch heute nach fünfzig Jahren nicht veraltet sind und ähnlich wie die Platonischen Studien von Bonitz noch immer vorbildlich zu wirken vermögen, keinen Anlaß. Dem Herausgeber gebührt für die sorgfältige Überwachung voller Dank. Dadurch, daß die Anmerkungen am Schlusse vereinigt sind, tritt die einheitliche Geschlossenheit der im Text durchgeführten erklärenden Paraphrase noch deutlicher hervor. Die Zusammenstellung der Aristotelesarbeiten Vahlens und die Verzeichnisse der Namen neuerer Gelehrter und der besprochenen Stellen klassischer Autoren sind willkommene Beigaben; ein griechisches Wortverzeichnis wird durch den Index zur Ausgabe der Poetik ersetzt, wenn man es auch hier ungern vermißt. Daß Vahlen selbst zu der beabsichtigten Neubearbeitung nicht gekommen ist, 'mag' man mit dem Herausgeber bedauern; wenn ich aber seinen vorsichtig gewählten Ausdruck richtig verstehe, so sieht er in dem unveränderten Abdruck nichts, was an sich zu bedauern wäre, und auch ich tue es nicht, am allerwenigsten im Interesse der Studierenden, denen diese wahrhaft meisterliche Leistung nun wider in ihrer ursprünglichen Frische leichter zugänglich gemacht ist. Haben doch auch die Naturwissenschaften gerade in neuerer Zeit ihre 'Klassiker' mit gutem Erfolge in der alten echten Form wider erstehen lassen.

Graz. Heinrich Schenkl.

J. Tolkiehn, Philologische Streifzüge. Leipzig, Dieterich, 1916. 8. 44 S.

Das vorliegende Schriftchen stellt den Beitrag des Verfassers zu einer Festschrift für das goldene Doktorjubiläum A. Ludwichs dar, deren Erscheinen der Krieg verhindert hat. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Grammatiker Nikias, dessen Fragmente zuletzt Berndt Berl. phil.

Woch. 1910 Sp. 508, 540 gesammelt hatte; Tolkiehn vermehrt diese Sammlung durch Schol. Gen. Il. XXI 446 und Schol. Od. XXIII 218, wo hinter einer moralisierenden Umdeutung des Mythos vom Helenaraube zu stehen scheint ἡ ἱστορία παρὰ Νικίᾳ καὶ Πρωτέᾳ (der Text ist nicht sicher). Aber der Inhalt dieser Stelle paßt nicht recht zu dem Aristarcheer Nikias, und Tolkiehn ist es meines Erachtens nicht gelungen, sie ihm mit Wahrscheinlichkeit zuzuweisen. Auch die Durchmusterung der übrigen Schriftsteller des Namens ergibt nichts rechtes; am auffallendsten ist der von Eustath. zu Dionys. 175 für die Herkunft der Namen Europa, Asien und Libyen zitierte Νικίας τις. Die Identität des Aristarcheers mit Curtius Nicias, dem Verfasser einer Schrift über Lucilius und Freunde des Cicero, nimmt auch Tolkiehn an und zieht den mehrfach von Consentius genannten Nicias hierher: wenn er freilich aus dem Vorkommen des Namens Cicero u. ä. in Beispielen den Schluß zieht, Nicias habe eine Ars geschrieben und darin den Namen Ciceros und anderer Zeitgenossen als Beispiel benutzt, und diese Ars sei eine (mittelbare) Quelle des Consentius gewesen, so ruht diese Hypothese doch auf einem zu schmalen Fundament. Was er über die Sitte der Grammatiker bemerkt, für ihren Unterricht ein Handbuch zusammenzustellen, ist anregend und beachtenswert. — Endlich bespricht Tolkiehn das Exzerpt ἐκ τῶν Αἰλίου Ἡρωδιανοῦ σχηματισμῶν Ὁμηρικῶν κατὰ στοιχεῖον (Nr. 53 bei H. Schultz P.-W. VIII 973) und wendet sich mit guten Gründen gegen neuere Versuche, echten Herodian darin zu finden.

Breslau. W. Kroll.

Otto Crusius, Der griechische Gedanke im Zeitalter der Freiheitskriege. Vortrag im Wiener Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums. 191 S. Wien und Leipzig, Fromme. Sonderdruck aus den Mitteilungen des Vereins. 24 S.

'Mag jetzt alles ins Ungeheure und Ungeheuerliche gesteigert sein, im Grunde sind es dieselben Lebensmächte, die miteinander ringen', sagt Crusius S. 5. Gern sähe man gerade diesen Gedanken von einem Mann wie Crusius näher ausgeführt. Als diese großen 'Lebens- und Geistesmächte' nennt er Volkstum, Christentum, Antike. Inwiefern diese 'miteinander ringen', wird nicht klar. — Seit dem Weltkrieg scheiden wir deutschen Freunde der Antike, sehr feinfühlig zwischen Römertum und Griechentum, so auch Crusius, obwohl sich in seinem Vortrag, dem gestellten Thema zum Trotz, öfter auch das Römertum eindrängt, und wieweit im Zeitalter der Freiheitskriege wirklich Cicero und Horaz durch Homer, Sophokles und Platon abgelöst worden sind und diese eine lebendige Kraft im Leben der Besten unseres Volkes geworden sind, den Beweis bleibt Crusius schuldig. Er spricht zunächst über Wilhelm v. Humboldts Stellung zu den Griechen als den 'Führern zur Ursprünglichkeit', dann kennzeichnet er noch vier Gelehrte: Boeckh als Sammler griechischer Inschriften (seit 1815) und Verfasser des athenischen 'Staatshaushalts' (1817), Niebuhr als Herausgeber demosthenischer Reden und Fichtes in 'antiker Weisheit' wurzelnder Reden an die deutsche Nation sowie Otfried Müllers Stammgeschichte (1825); dann streift er die Dichter

Heinse und Hölderlin, nennt Voß und preist Heinrich v. Kleist als Griechen in seiner 'Penthesileia' und seinem angeblich nach dem Vorbild des sophokleischen Ödipus gedichteten Robert Guiskard. 'Auch in dem Satirdrama dazu, dem Zerbrochenen Krug, klingt das Ödipusmotiv nach: der schuldige Richter, der gezwungen wird, sich selbst zu entlarven.' Ein hübscher Gedanke! Ob aber Kleists 'Griechentum' damit nicht zu hoch eingeschätzt wird? — Dann bespricht Crusius noch die beiden großen Erzieher unseres Volkes, Arndt und Jahn. Daß hierbei ein deutscher Universitätslehrer vor deutschen Jugenderziehern, vor Freunden des humanistischen Gymnasiums, fünfviertel Seiten aus Arndts 'Geist der Zeit', einen Hymnus auf die alten Griechen, zitieren darf, ist kein gutes Zeichen für unsere nationale Bildung; aber Crusius klagt selber S. 14: 'Wie wenig ist Arndt bekannt, wer hat die lange Reihe seiner herrlichen Prosaschriften auch nur durchflogen! Diese Schriften, die . . . immer noch drohend vor uns stehen.' — Einen 'Schmarotzerauswuchs der Antike' nennt Crusius die 'demokratisch-republikanische Phrase'. Ganz so einfach scheint mir die Sache nicht zu sein; es bedarf doch noch sehr im einzelnen wissenschaftlicher Untersuchungen, wo in der Antike, auch im Leben der Hellenen, der 'gesunde Bürgersinn' aufhörte und die 'demokratisch-republikanische Phrase' anfing, ferner inwiefern selbst die Phrase befreiend und fördernd im Leben der Deutschen, zumal in der Dichtkunst und Geschichtschreibung, gewirkt hat. — Den 'Griechischen Gedanken' in Bau- und Bildhauerkunst, Malerei, Kunstgewerbe und Musik streift Crusius nur und bezeichnet schließlich als 'größte Segenserbschaft', die wir dem Hellenentum verdanken, den 'Gedanken von der interesselosen Wissenschaft und Kunst, von der Erforschung des Wahren, der Pflege des Schönen um seiner selbst willen'. — Aber das rühmen wir doch schon als etwas Urdeutsches! 'Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen treiben.'

Daß Crusius' Vortrag reich an feinen Einzelgedanken und Zusammenhänge ist, bedarf keiner besonderen Versicherung; aber für die Schilderung des 'Griechischen Gedankens im Zeitalter der Freiheitskriege' verlange ich doch mehr von den bestellten Priestern am Heiligtum der Antike. Möglich, daß unsern Altphilologen, selbst einem vielseitigen Gelehrten wie Crusius, doch von Schule und Studium her die hierzu nötigen Sonderkenntnisse fehlen. Jedenfalls muß ein derartiger Vortrag vor Freunden des humanistischen Gymnasiums sachlich zwingende Werbekraft haben bei den Gleichgültigen und Feinden des humanistischen Gymnasiums. Diese zwingende Kraft vermisse ich.

Stettin. Gustav Eskuche †.

Johannes Brock, Die Vorgeschichte der Schleswig-Holsteinischen Erhebung von 1848. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1916. X u. 216 S. 8. Preis 6 ℳ.

Eine reife erste Frucht sorgfältigster Studien liegt in diesem schönen Buche vor, leider zugleich die letzte; denn als eines der schmerzlichsten Opfer des Krieges ist der jugendliche Verfasser im September 1915 in Kurland gefallen. Das Werk des Schülers hat jetzt Max Lehmann ver-

öffentlicht; in der Vorrede widmet er ihm warm empfundene Worte der Erinnerung; in seinem Buche selber hat sich der allzu früh der Wissenschaft entrissene Forscher ein bleibendes Ehrenmal gesetzt.

Der reiche Inhalt baut sich in neun Kapiteln auf, die in sich wider übersichtlich gegliedert sind: 1. Einleitung. Die Grundlagen des politischen Lebens in Schleswig-Holstein zu Beginn des 19. Jahrhunderts. 2. Der erste Kampf um die Landesrechte (etwa 1815 bis 1823). 3. Die Ständeverfassung (bis 1834). 4. Die politischen und sozialen Probleme vor der ersten Tagung der Stände (etwa 1831 bis 1835). 5. Die ersten Jahre des politischen Lebens unter der Ständeverfassung (1836 bis 1841). 6. Beginnender Umschwung der politischen Entwicklung infolge des hervortretenden nationalen Gegensatzes (1842 bis 1844). 7. Die entscheidende Verschärfung des nationalen Gegensatzes (1844 bis 1846). 8. Der offene Brief und der Bruch zwischen Regierung und Ständen (1846). 9. Am Vorabend der Revolution. Innere Auflösung der alten Verhältnisse (1847). — Von Anbeginn an fesselt der Verfasser durch die lebendige Anschauung, die er, obwohl nicht im Lande selber heimisch, von seiner geographischen Eigenart, dem innersten Wesen seiner Bewohner, von den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen und vor allem von den führenden Männern gewonnen hat. Eben weil er seinen Gegenstand auch zeitlich aus einer gewissen Ferne betrachten konnte, so war ihm die Unbefangenheit des Urteils gesichert, ohne daß er doch die warme Zuneigung zu diesem in schweren Kämpfen sich emporringenden Volke jemals verleugnete. Der geschulte Historiker bringt die vielfach vorbildliche Sonderentwicklung dieses einzelnen deutschen Stammes überall in deutlichen Zusammenhang mit der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung und erhebt so seine Darstellung weit über den engen Kreis der Aufgabe, die er sich zunächst gestellt hat. Indem er eindrucksvoll schildert, wie allmählich die politische Bewegung anwächst, wie das Verständnis der beherrschenden Fragen immer tiefer wird, tritt zugleich klar hervor, was er selber im Anschluß an Dahlmanns Gedanken ausspricht: 'der alte schleswig-holsteinische Staatsgedanke vermählte sich mit der neuerwachten Idee der deutschen Einheit und gewann damit seine höchste Rechtfertigung und seine höchste Kraft' (S. 205).

Dem in edler Sprache geschriebenen Buche wird ein dauernder Platz in der geschichtlichen Literatur gesichert sein. Nur eines wäre noch zu wünschen gewesen: ein Sach- und Namenverzeichnis, das es dem Leser erleichterte, sich auch da mühelos zurechtzufinden, wo die Sache selber die Darstellung verwickelter machen mußte.

Magdeburg. Anton Funck.

---

1) 20 Monate Krieg. Volkstümliche Darstellung des Weltkrieges vom August 1914 bis März 1916 von Oberst Fr. Immanuel. Berlin, Siegfried Mittler. 186 S. Mit 5 Karten und 34 Zeichnungen. 3 M.

Dies Buch ist, wie der Titel angibt, zugleich die zehnte, vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage des Werkes 'Ein Jahr Krieg'. Schon diese Tatsache zeigt, daß das Buch einem allgemeinen Bedürfnis entspricht. Je länger der Krieg dauert, um so schwieriger ist es für den

militärischen Laien, die Übersicht über die Vorgänge auf dem Welt- und Kriegstheater zu behalten. Da bietet sich hier ein sachkundiger Führer, der wie der Erfolg zeigt, sehr willkommen ist. Die Darstellung ist, wie es sich gehört, ohne leeres Pathos, aber doch von starker Siegeszuversicht getragen, klar und sachlich, hauptsächlich auf die militärischen Operationen sich beschränkend, in der Art, wie wir sie auch durch die 'Kriegsgeschichtlichen Beiträge aus dem Großen Hauptquartier' gewohnt sind. Eine Reihe in den Text eingestreuter Zeichnungen und Pläne erleichtert die Übersicht. Den Schluß bildet eine Zeittafel der Hauptereignisse auf allen Kriegsplätzen und ein Rückblick. Der schließt mit mit den Worten: 'Belgien, Nordfrankreich, Polen, Litauen, Kurland sind in unserem Besitz. Auf dem Meere bedroht unsere Unterseebotflotte die Verkehrswege des Feindes und fügt ihnen täglich Verluste zu. Englands Kriegsflotte wagt keine Entscheidung.'

Zu dieser in vollem Maße günstigen Gesamtlage auf allen Karten tritt die Wahrheit, daß der wirtschaftliche Zustand des deutschen Reiches trotz des Krieges ein durchaus gesunder, seine Gestaltungskraft eine vollendete, sein Vorrat an Kämpfern ein überreicher ist. Bei uns und unsern Verbündeten lebt der ungebrochene, nicht zu bändigende Wille, nicht nur durchzuhalten, sondern auch zu siegen. So dürfen wir in Ruhe und mit dem Gefühl der Sicherheit in die Zukunft blicken, wie wir auf die Taten und Siege, auf den Glanz und den Ruhm der Kriegszeit von 20 Monaten mit berechtigter Genugtuung zurückblicken.' — Diese Worte wurden geschrieben im März 1916. Seitdem hat sich mancherlei ereignet. Die englische Flotte hat eine Entscheidung gesucht am Skagerrak — mit negativem Erfolge, dafür ist den Türken Bagdad verloren gegangen. Rumänien ist bezwungen, doch haben die Kriegserklärungen Amerikas nunmehr den 'Weltkrieg' besiegelt. Was sonst die Zukunft bringt, wissen wir nicht, der Druck Englands auf die Neutralen, um sie durch wirtschaftliche Not in ihr Lager hinüberzuzwingen, wird immer stärker, der Bruch jedes Völkerrechts wird immer offener, rücksichtsloser, brutaler. Gleichwohl bestehen jene Worte mit ihrer Siegeszuversicht auch heute zu vollem Recht.

2) Aus der Geschichte der Völker. Aus Geschichtswerken alter und neuer Zeit zusammengestellt von Max Förderreuther und Friedrich Würth. Jos. Köselsche Buchhandlung. Kempten und München. Band I: Das Altertum, 560 S. und 177 Bilder, geb. 7,20 ℳ. Band II: Das Mittelalter, 620 S. und 182 Bilder, geb. 7,20 ℳ. Band III: Die Neuzeit, 1. Hälfte, 416 S. und 135 Bilder, geb. 6 ℳ.

Solch ein Sammelwerk gut herzustellen, dazu gehört Fleiß, Belesenheit, Umsicht, Urteil und Geschmack. Das Werk hat jahrelange Arbeit erfordert. Der erste Band ist schon 1909 erschienen, der zweite 1911, den dritten Band, die Neuzeit, haben die Verfasser mit Recht geteilt, jetzt liegt zunächst die erste Hälfte vor. Daß es so lange gedauert hat, kann niemand wundern, auch der Krieg ist hindernd dazwischengetreten, aber ohnehin — die Arbeit ist nicht gering. Es sind nicht eigene Aufsätze, sondern die Verfasser haben den besten Erzählern alter und neuer Zeit — letztere haben durchweg in dankenswerter Liberalität

ihre Einwilligung dazu gegeben — das Wort erteilt und dadurch in sehr erfreulicher und dankenswerter Weise die Geschichte belebt. Das Werk soll in erster Linie dem Geschichtslehrer dienen; in der Tat, ich habe es durchgeprobt, erweist es sich dazu in hervorragendem Maße als geeignet. Auch wer den Unterricht schon jahrelang gegeben hat, freut sich doch, die besten Autoren und Darstellungen zu gelegentlicher Benutzung so gut zur Hand zu haben. Auch für Schülerbibliotheken, für Schülervorträge und eigene Arbeiten der Schüler eignet es sich vorzüglich, es bietet reichen, vielseitigen Stoff. Das Politische, das sich in jedem Lehrbuch findet, tritt absichtlich mehr zurück, es ist mehr Kultur-, Sitten- und Kunstgeschichte; das eigentliche Leben der Völker, privates und öffentliches, erschließt sich auch an der Hand von Plänen und Abbildungen vor unserem Blicke, eine Fülle glänzender Charakterbilder bringt uns die Helden der Menschheit nahe.

Nach einem verhältnismäßig kurzen Abschnitt über die alten Kulturvölker — dies möchte man wohl noch erweitert wünschen, denn immer neue Erkenntnisse erschließen sich in der Archäologie dem Spaten und der Forschung, doch ist hier freilich alles noch im Fluß und Beschränkung aus Gründen des Raumes geboten — wird das Leben der Griechen auf etwa 200 Seiten nach allen Richtungen behandelt. Nicht nur die neuesten Forscher kommen zu Wort, sondern auch Schoemann, Kurtius, Duncker und von den alten Herodot und Thukydides. Das Leben der Römer führt uns in buntem Wechsel der Szenen bis zu Konstantin und den Einbruch der Germanen.

Der zweite Band bringt das Mittelalter. Dieses bietet mit seinem reich entwickelten und fest geschlossenem Genossenschafts- und Gemeinschaftsleben in Zunft und Gilde, in Hanse und Fehme, in Stadt und Burg einen reichen kulturhistorischen Stoff. Die Verfasser folgen hier mehr dem geschichtlichen Werdegang: I. Die Urzeit. II. Die Völkerwanderung. III. Das Frankenreich. IV. Die Gründung des Deutschen Reiches. V. Die Hohenstaufenzeit. Es folgen zwei besonders ertragreiche Kapitel: VI. Personen und Ereignisse. VII. Kulturverhältnisse des ausgehenden Mittelalters.

Band III: Die Neuzeit, erste Hälfte. Die Aufgabe erschwert sich natürlich immer mehr, schon weil der Stoff unendlich anwächst. Die vorliegende erste Hälfte umfaßt das sechzehnte bis achtzehnte Jahrhundert und findet ihren Abschluß mit Karl XII. und Peter dem Großen. Zu der Schwierigkeit des Stoffes kommt noch eine zweite: die konfessionelle, ja religiöse Spaltung der Völker, die eine objektive, sachliche und doch nicht farblose Behandlung erschwert. Die Verfasser haben hier mit gutem Takt den rechten Weg gefunden und ohne konfessionelle Enge und Einseitigkeit die bewährtesten Autoren aus beiden Lagern zu Worte kommen lassen. Von besonderem Interesse dürften die ersten beiden Kapitel sein: I. Entdeckungen und Welthandel. II. Renaissance und Humanismus. Hier findet besonders die Kunst eingehende Berücksichtigung, Raphael, Albrecht Dürer und Rubens werden in eigenen Abschnitten behandelt — wunderbar ist übrigens, daß Rembrandts großes Malergenie so gut wie ganz übergangen wird. Doch wird gewiß jeder

noch seine besonderen Wünsche haben, es ist auch zu erwarten, daß die Verfasser bei einer zu erhoffenden neuen Auflage solchen Wünschen Rechnung tragen und noch vorhandene Lücken ausfüllen werden.

Wir geben dem Buche ein herzliches Glückauf! auf den Weg. Möchte sich der Wunsch der Verfasser und Verleger erfüllen, daß es in recht vielen deutschen Häusern Heimatsrecht gewinnt, es könnte wesentlich dazu beitragen, den geschichtlichen Sinn zu fördern, und so nicht nur geschichtlicher, sondern auch der allgemein menschlichen Bildung dienen und damit, daß es den Blick erweitert über das eigene Schicksal hinaus, diesem persönlichen Leben mehr Inhalt, Reichtum und Tiefe verleihen.

3) Schwedische Stimmen zum Weltkrieg. Übersetzt von Fr. Stieve. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. 203 S. Geh. 2,40 ℳ.

Der jetzige Weltkrieg bedeutet eine Schicksalsstunde, nicht nur für die großen, in den Kampf verstrickten Weltreiche, sondern auch für die kleinen, die neutralen Staaten, die sich gegenüber dem wirtschaftlichen Druck, wie er besonders von England ausgeübt wird durch Entziehung wichtiger Nahrungs- und Gebrauchsmittel, nur schwer erhalten können und notwendig den Anschluß an größere Mächte werden suchen müssen.

Unter diesen Völkern spielt Schweden eine besondere Rolle. Einst, zur Zeit Gustav Adolfs, die erste, die gebietende Vormacht Europas und Vorkämpfer des Protestantismus, ist es teils infolge des kriegerischen, die Grenzen von Schwedens Können überschreitenden Ehrgeizes seiner Könige, teils durch innere Parteikämpfe, die Widersetzlichkeit des selbstbewußten, trotzigen Adels immer mehr von früherer Größe herabgeglitten. Der Starrsinn Karls XII. bringt den Verlust der Ostseeprovinzen und von Vorpommern, der Krieg mit Rußland 1809 endet mit der Absetzung Gustavs IV. und dem Verlust von Finnland und der Aalandsinseln, und der durch die Union mit Norwegen (1815) erhoffte Aufschwung tritt nicht ein, vielmehr zerbricht die Union durch Norwegens 'unblutige Revolution' 1909. Immer mehr dringt Rußland nach Westen vor — auf Kosten Schwedens; die vertragswidrige Befestigung der Aalandsinseln bedeutet eine ganz direkte Bedrohung: Rußland möchte die Ostsee zu einem russischen Binnenmeer machen. So scheint jetzt das unglückliche, von Parteien zerrissene Land zu einem völlig unpolitischem, ohnmächtigem Dasein verurteilt. Viele sind es dort, die in trüber Resignation sich darüber hinwegzutäuschen suchen durch ästhetischen, literarischen und sonstigen Genuß, ganz wie die Deutschen des 18. Jahrhunderts in der klassischen Geistesblüte Ersatz fanden für ihre politische Ohnmacht, bis der Schleier plötzlich zerriß und die deutsche Herrlichkeit unter den Schlägen Napoleons erbarmungslos und schmählich zusammenbrach. Wie ferner für Preußen die Jahre 1795—1805, so bedeutet und bewirkt auch der heutige Krieg für Schweden einen großen wirtschaftlichen Aufschwung oder vielmehr große Handelsgewinne auf gewissen Gebieten. Fraglos sind auch in dem Volk von früher her starke französische Sympathien — der Schwede nennt sich gern als Träger der Bildung und des Geschmacks 'der Franzose des Nordens' — und die starke

Demokratie sieht in Frankreichs Parlamentarismus noch immer Ideal und Vorbild, auch zeitigt wohl der gegenwärtige Aufschwung die Wahnidee, Schweden sei berufen nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell die Verbindung der nordischen Mächte, von Rußland, England usw. darzustellen. Das ist eitel Täuschung. 'Ein Volk, das seine Selbständigkeit nicht behaupten kann', so rief einst Fichte den Deutschen zu, 'verdient auch seine Sprache zu verlieren.' Es wäre ein schlimmes Zeichen für Schweden, wenn diese Stimmung die des gesamten Volkes wäre, wenn das Gefühl für nationale Ehre und Größe, der politische Instinkt, so völlig erstorben oder hinter wirtschaftlichen, ästhetischen, Kulturinteressen oder gar denen behaglichen Genießens zurückgetreten wäre, daß es das Schmachvolle solcher Lage gar nicht empfindet. Dann wäre das Los verdient! Unmöglich ist es doch, daß das ganze, stolze schwedische Volk, das Volk Gustav Wasas und Gustav Adolfs, das von edlem kriegerischem Ehrgeiz durchglüht war und auf ruhmreiche Tage kriegerischen Ruhms zurückblicken kann, mit solchem Phäakendasein sich begnügen, damit zufrieden sein sollte. Auch zeigen die Bücher von Sven Hedin, von Kjellén, von Steffen und anderen, daß keineswegs in dem alten Heldenvolk das politische Interesse und der große Sinn völlig erloschen ist.

Diesen Funken, der unter der Asche glimmt, möchte unser tapferes Buch zur hellen, lichten Flamme anfachen. In ihm führt die schwedische Jugend, der edler Ehrgeiz und Vaterlandsliebe die Seele weiten, das Wort.

1. Die träge politische Indolenz ist unwürdig und führt notwendig zur Ohnmacht. 2. Die natürliche Stellung Schwedens ist auf der Seite der Zentralmächte. — Was hat Frankreich für ein Interesse an Schweden? Was hat England je für Schweden getan? Es hat es in allen kritischen Lagen immer im Stich gelassen. Rußland drängt mit Notwendigkeit nach dem Meere, seine europäische Großmachtstellung ist schwedischer Besitz — gewesen! Auch jetzt, je länger je mehr, bedroht es Schwedens Macht und Selbständigkeit (siehe Finnland und die Aalandsinseln). Dagegen weisen sowohl völkische wie wirtschaftliche und vor allen Dingen politische Interessen auf Deutschland. Es ist das selbe Blut, es ist die selbe Religion, es ist zum Teil gemeinsame Geschichte: sie sind doch unsere germanischen Brüder, Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein. Was hat Schweden von Deutschland zu fürchten? Nichts. Wo kann es Schutz finden gegen russische Ausdehnungsgelüste, gegen das Vordringen der moskowitisch-slawischen 'Kultur' und ihren Segen? Nur im Anschluß an Deutschland und die Mittemächte, deren Sieg ist auch Schwedens Lebensfrage; mit Schwedens Beitritt wird der starke Block noch gefestigt durch schwedischen Granit, und Schweden kann wider eine große, des alten Heldenvolks würdige politische Macht und Kulturaufgabe gewinnen.

Das sind die Gedanken, die das Buch dem schwedischen Volke in die Seele hämmern möchte. Sie sind so einleuchtend, eigentlich so selbstverständlich, daß Schwedens jetzige Stellung nur schwer zu verstehen ist, nicht anders als durch wirtschaftlichen Druck, Furcht vor einem Siege der 'Entente' und ganz ungerechtfertigte Sympathien oder

Antipathien, die bei politischen Fragen erwachsener, denkender Völker nicht ausschlaggebend ins Gewicht fallen sollten.

Es scheint auch, daß die Worte des Buches in dem Herzen des schwedischen Volkes gezündet haben: es hat in kürzester Zeit sechs Auflagen erlebt. Wünschen wir ihm von Herzen weiteren Erfolg, nicht bloß buchhändlerischen, sondern auch politischen. Es enthält mannhafte, eindringliche Worte, getragen von sittlichem Ernst, von dem Geist der Vaterlandsliebe und dem Bewußtsein von der Verantwortung und der Bedeutung der Stunde. S. 201: 'Letzten Grunds handelt es sich nicht einmal um den politischen und materiellen Gewinn — es gilt für ein Volk wie für den einzelnen, seine Pflicht zu tun und die Folgen auf sich zu nehmen. Dies ist das einzige Mittel, um sich die Achtung vor sich selbst und das Recht zum Leben zu bewahren, zu einem Leben, das etwas anderes bedeutet als nur das Vegetieren des Körpers. Wir müssen unser Schicksal selbst lenken. Unsere Passivität ruft der Welt zu: Hier ist ein Volk, das nichts will und sein Geschick aus den Händen anderer entgegennimmt.' S. 203: 'Wir tragen die Verantwortung für die Sicherheit und zukünftige Freiheit der schwedischen Kultur, und wir sind es unserem Vaterlande schuldig — jetzt, wie in vergangenen Tagen — dies mit unserem Blute zu besiegeln, wenn die Not es verlangt. Es war der Zweck dieser Arbeit, diese Verantwortung in klares Licht zu stellen. Und wir hoffen, daß ihr Aufruf durch die Gleichgültigkeit, den Tand und den Leichtsinn, die das Äußere unseres Staates beherrschen, in die Tiefe des Volksgewissens hinabdringen wird. Dort schlummern die Kräfte, die früher in schweren Zeiten bewiesen haben, daß sie fähig sind, das Reich zu retten und zum Sieg zu führen — sie sollen wider zur Tat erwachen, wenn Schwedens König und Schwedens Vertrauensmänner rufen.'

Es ist verdienstlich, daß Thieme eine deutsche Übersetzung gefertigt und erfreulich, daß Teubner sie herausgegeben hat. Das Buch wird sicher auch in Deutschland Leser und Freunde finden und Verständnis für Schwedens Art und seine Aufgaben fördern. Es gliedert sich in folgende Teile: I. Das Vorspiel, S. 1—19. II. Schwedens Aufgabe, S. 19—28. III. Die Linien unserer außerpolitischen Beziehungen: a) Schweden und die Westmächte, S. 31—47, b) Deutschland und Schwedens Lebensinteressen, S. 47—93. IV. Der Weltkrieg als Kulturkampf, S. 93—131: a) die Westmächte, b) Deutschland. V. Schweden vor der Wahl, S. 131—203.

4) A. Holdschmidt, Unter dem brandenburgisch-preußischen Adler. Paderborn, F. Schöningh. 180 S. Geb. 2 ℳ.

Dies Bändchen bildet den ersten Teil eines Werkes, das auf drei Bände berechnet unter dem Titel 'Deutschland, Deutschland über alles!' bis in die unmittelbare Gegenwart führen soll. Der vorliegende Band reicht von 1640—1813. Verfasser bezweckt, durch Einzelbilder das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung unseres Staates zu fördern und das Interesse zu beleben. Der Gedanke ist gut und auch die Aus-

führung. Es sind 28 Erzählungen, beginnend mit der Schwedenzeit. Den Beschluß bilden Theodor Körner und Eleonore Prohaska. Verfasser hat sich gut umgesehen und alte Quellen, Erzählungen, Tagebücher usw. zu Rate gezogen, er besitzt augenscheinlich ein gutes Erzählertalent, die Einzelbilder sind lebendig, anschaulich und anregend, sie werden gewiß von Schülern mit Interesse und Spannung gelesen werden. Das Buch kann bestens empfohlen werden.

Stettin. Paul Meinhold.

Ganter und Rudio, Die Elemente der analytischen Geometrie der Ebene 8. Auf., des Raumes 5. Aufl. Leipzig, Teubner, 1913. 191 u. 194 S. Je 3 *M*.

Das zweite Buch ist unverändert abgedruckt worden, in dem ersten ist der den Richtungskoeffizienten betreffende Paragraph und damit Zusammenhängendes umgearbeitet worden. Es hätte vielleicht mancher gern gesehen, wenn auch die übrigen Abteilungen der grundlegenden Formeln und Beziehungen etwas strenger gestaltet worden wären. Das läßt sich bekanntlich mit entsprechend einfacheren Mitteln ebenso ausführen wie in dem zweiten Buche und gewährt dem gewissenhaften Anfänger mehr Befriedigung, als wenn er alle möglichen Lagen einer Figur zum Koordinatensystem aufsuchen und prüfen soll. Was sich geometrisch einfach und ohne Rechnung einsehen läßt, wird besser auch so dargestellt. Das gilt z. B. von den Symmetrieeigenschaften und der ersten Orientierung über den Verlauf der Kurve bei den Kegelschnitten, und wenn sich die rechnerische Ableitung der Polarentheorie der Kugel auch durch die Rücksicht auf das Ellipsoid rechtfertigt, wäre doch der Hinweis angebracht, daß sie sich leicht ohne alle Rechnung aus der des Kreises ergibt. Die Darstellung im § 72 des ersten Buches erscheint nicht klar genug. Um die Schnittfigur eines Kreiskegels mit einer Ebene zu beurteilen, legt man einfach eine parallele Hilfsebene durch die Spitze, und dann kommt es nur darauf an, ob sie den Kegel durchsetzt, nicht durchsetzt oder eine Tangentialebene ist. Erwünscht wäre wohl im ersten Buche eine kurze Behandlung der allgemeinen Gleichung zweiten Grades und ein Eingehen auf die Abbildung der Zahlenreihe auf die gerade Linie, denn so selbstverständlich ist es dem Anfänger doch wohl nicht, daß jedem Punkt der Geraden eine Zahl zugeordnet werden kann und umgekehrt. Im übrigen seien die Bücher weiterhin dem Anfänger zum Selbststudium und dem Lehrer zur Verwertung im Unterricht bestens empfohlen.

Breslau. R. Pyrkosch.

---

1) H. Miehe, Allgemeine Biologie. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1915 (Aus Natur und Geisteswelt 130. Bd.). 144 S. Geb. 1,25 *M*.

Die kleine Schrift des Leipziger Botanikers kann als eine vortreffliche Einführung in das Verständnis der biologischen Probleme und Forschungswege bestens empfohlen werden. Ausgehend von der Frage nach dem Wesen des Lebens, behandelt der Verfasser in gemeinver-

ständlicher Weise das Protoplasma, die Zelle, die Gewebe, die einfachsten Lebewesen, die verschiedenen Formen der Ernährung und Atmung, das Sinnesleben der Organismen — wobei auch die durch Haberlandt und seine Schüler neuerdings aufgerollte Frage nach den Sinnesorganen der Pflanzen erörtert wird —, die allgemeinen Lebensbedingungen, Lebensdauer und Tod, die verschiedenen Arten der Fortpflanzung, die Entwicklung des Individuums, den Begriff der Verwandtschaft der Organismen, die Grundgedanken der Abstammungslehre, die Entstehung des Lebens, die der Lebewelt in der Zukunft etwa drohenden Gefahren und die Wechselbeziehungen der Lebewesen untereinander. In der durch eine Anzahl von Abbildungen unterstützten Darstellung sind mir nur ganz wenige Stellen aufgefallen, die zu Mißverständnissen Anlaß geben könnten, so sind z. B. nicht alle Eiweißstoffe phosphorhaltig; auf Seite 36 wird das Wort Enzym ohne Erklärung eingeführt, während vorher nur von Fermenten die Rede war; von 'Instinkten' der Spermatozoen zu sprechen, ist wohl etwas gewagt, auch ist nach meiner Empfindung die Ausdrucksweise hier und da etwas zu teleologisch, wie z. B. in dem Satz: 'damit wirklich die Sexualzellen vermischt werden, ist in ihrer Struktur ein besonderes Hemmnis gebildet' u. dgl. m., doch sei dabei ausdrücklich erwähnt, daß der Verfasser am Anfang der Schrift (S. 4) seine Stellung zur Zweckmäßigkeitsfrage näher darlegt. Endlich sei erwähnt, daß die Mutationslehre wohl nicht, wie Miehe (S. 123) sagt, einen mystischen Fortbildungstrieb, sondern nur eine durch die Struktur gegebene Fortbildungsmöglichkeit voraussetzt. Es erhellt wohl ohne weiteres, daß diese wenigen Bemerkungen in keiner Weise den Wert der Schrift als einer recht guten und klaren Einführung in das Arbeitsgebiet des Verfassers herabsetzen können.

2) E. Haase, Die Erdrinde. Einführung in die Geologie. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1913. 256 S. m. 7 Tafeln. 8. 3,20 ℳ.

Der Verfasser gibt, nach einem kurzen einleitenden Abschnitt über die Zusammensetzung der Erdrinde, wie sie sich dem Beobachter an Aufschlüssen zeigt, eine Übersicht über die Formationen und fügt in diese, in historischer Folge gehaltene Darstellung in geschickter und origineller Weise das wichtigste aus der dynamischen und petrographischen Geologie ein. So werden z. B. Granit und kristallinische Schiefer beim Archaikum, Grauwacke, Tonschiefer beim Kambrium und Silur, Porphyr, Melaphyr, Diabas bei der Dyas, Basalt und Trachyt beim Tertiär behandelt usw. In ähnlicher Weise gibt schon das Archaikum Gelegenheit zur Erörterung der Verwitterungsvorgänge, das Paläozoikum zur Behandlung der transportierenden Tätigkeit des Wassers, das Karbon zur Behandlung des Verkohlungsprozesses und der Schichtenfaltung usf. Auch die Tier- und Pflanzenwelt findet bei jeder Formation entsprechende Berücksichtigung. Die reichlichen Abbildungen berücksichtigen außer den organischen Resten, deren Darstellungen zum Teil auch Rekonstruktionen beigefügt sind, vor allem auch geologisch wichtige Punkte namentlich Deutschlands. Die Textabbildungen gefallen mir besser als die farbigen Tafeln. Ein ganz guter Gedanke des Verfassers war es,

dem Buch als Anhang eine Anzahl geographischer und geologischer Schilderungen anzufügen, die bekannten Werken namhafter Geologen entnommen sind, und die zur Belebung des Interesses beitragen dürften. Das anregend geschriebene Buch wird seinen Zweck, Interesse für geologische Fragen und insbesondere für die Geologie der Heimat zu erwecken, durchaus erreichen und kann bestens empfohlen werden.

Allerdings muß demgegenüber ein Nachteil der Darstellung hervorgehoben werden, das ist die etwas dogmatische Form, in der der Verfasser die Vorgänge der vergangenen Perioden schildert. Es tritt äußerlich zu wenig zutage, daß es sich dabei doch nicht um Tatsachen, sondern um Schlüsse handelt, die aus den Beobachtungen gezogen werden und doch immerhin hypothetischen Charakter haben. Grade in einem Buch, das an die Laien sich wendet, sollte das nicht außer acht gelassen werden. Auch hätte wohl an einigen Stellen darauf hingewiesen werden können, daß die betreffenden Befunde — ich denke z. B. an das Staßfurter Salzlager — von andern Geologen etwas anders gedeutet werden. Auch auf ein paar Ungenauigkeiten, die aber die Brauchbarkeit des Buches nicht beeinträchtigen, sei hingewiesen: die Farne tragen nicht Fruchthäufchen sondern Sporenhäufchen; die Vorgänge der Verkohlung mit Erhaltung der organischen Struktur und des Verfaulens sind (S. 43 bis 45) nicht klar auseinander gehalten; der Satz: 'die Kryptogamen erreichen Riesengröße', ist in dieser Form mißverständlich; S. 113 sind die Zykaden versehentlich Sagopalmen (statt Sagobäume) genannt, die Sagopalmen sind bekanntlich echte Palmen; die Kreide besteht nicht 'völlig' aus Foraminiferenschalen; S. 121 ist — vielleicht ein Druckfehler — von 'Schleimfüßchen' — statt 'Scheinfüßchen' — der Rhizopoden die Rede.

3) G. Schwantes, Aus Deutschlands Urzeit. Leipzig, Quelle & Meyer. 205 S. 8. Geb. 1,80 ℳ.

Das gewandt und fesselnd geschriebene, mit zahlreichen guten Abbildungen ausgestattete kleine Buch, das einen Band der von Höller und Ulmer herausgegebenen 'Naturwissenschaftlichen Bibliothek' bildet, wird zweifellos das Interesse an den hier behandelten Fragen lebhaft anregen. Der Verfasser sucht seinen Lesern von den geologischen Wandlungen, die unsere Heimat von der Eiszeit bis zur Gegenwart erfuhr, von den Veränderungen der Tier- und Pflanzenwelt und vor allem von dem, was wir über die älteste menschliche Bevölkerung unseres Landes wissen, ein möglichst anschauliches Bild zu geben. Daß dabei die Darstellung sich nicht auf die in Deutschland gemachten Funde beschränken konnte, daß namentlich auch die in Frankreich, Kroatien und Belgien entdeckten wichtigen Menschenreste Erwähnung finden mußten, bedarf nicht der besonderen Erwähnung. In lebendiger Weise hat Schwantes das Material, das Skelettfunde, Spuren menschlicher Arbeit und Kunstfertigkeit und — für die spätere Zeit — vergleichende Sprachforschung geliefert haben, dem Leser vorgeführt. Dabei hat natürlich die Literatur vielfache Benutzung gefunden, so hat sich Schwantes bei der Schilderung des

menschlichen Lebens in der früheren Steppenzeit an Oskar Fraas, bei der Besprechung der ersten Kunsterzeugnisse an Vetworn angelehnt usw. Inwieweit alle Angaben des Buches auf sicherer wissenschaftlicher Grundlage beruhen, darüber muß ich mir, als Nichtfachmann auf dem Gebiet der Urgeschichte, ein Urteil versagen. Was die Darstellungsform angeht, so ist sie mir im ganzen etwas zu apodiktisch. Namentlich in den ersten, die ältesten Spuren menschlicher Kultur behandelnden Kapiteln, wäre meines Erachtens eine schärfere Scheidung des Tatsächlichen von dem hypothetisch Erschlossenen wünschenswert gewesen. Dem aufmerksam und denkend den Ausführungen folgenden Leser wird sich jedoch diese Grenzlinie immerhin ergeben. Da im Schulunterricht die Urgeschichte, wie die Verhältnisse zurzeit liegen, eine eingehende Behandlung nicht erfährt, so dürfte das kleine, inhaltreiche und anregende Buch für die Schülerbibliothek der oberen Klassen wohl geeignet sein.

4) P. Kammerer, Allgemeine Biologie. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1915. 351 S. und 4 Tafeln. 8. Geb. 6 ℳ.

Das gefällig ausgestattete und gewandt geschriebene Buch, das, den 11. Band des Sammelwerks 'Das Weltbild der Gegenwart' bildet, will dem Leser ein Bild der allgemeinen Biologie geben und behandelt demnach, wie der Verfasser einleitend darlegt, die aller lebenden Substanz zukommenden Eigenschaften und Tätigkeiten, in der Weise, daß zunächst die Fragen der Urzeugung, dann der Reihe nach Leben und Tod, Reizbarkeit, Bewegbarkeit, Stoffwechsel, Wachstum, Entwicklung, Zeugung und Vermehrung, Vererbung und Abstammung zur Erörterung gelangen. In Weltanschauungsfragen legt der Verfasser sich Zurückhaltung auf, da eine einzelne Wissenschaft immer nur ein spezielles Weltbild liefern, und erst durch ordnende Zusammenfassung aller von den Einzelwissenschaften begründeter Weltbilder eine Weltanschauung entstehen könne. Die Frage 'Vitalismus oder Mechanismus' hält er für noch nicht endgültig entscheidbar, neigt aber persönlich der Annahme einer besonderen Energieform zu, die er als 'Formenergie' bezeichnet, und nicht nur auf die formbildenden Vorgänge im lebenden Organismus beschränkt, sondern auch z. B. bei der Kristallbildung wirksam denkt. Auch in bezug auf die Urzeugung hält Kammerer die Akten noch nicht für geschlossen.

Auf die Behandlung der einzelnen zur Erörterung kommenden Fragen kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden. Mit der Auswahl des besprochenen wird man sich im ganzen einverstanden erklären, wenngleich an einzelnen Stellen doch wohl eine etwas reichere Zahl von erläuternden Beispielen erwünscht gewesen wäre. Meiner Empfindung nach setzt Kammerer in diesem, für weitere, nicht fachmännisch gebildete Leserkreise bestimmten Buch in bezug auf zoologische und botanische Artkenntnis, hier und da auch in bezug auf anatomische Fachausdrücke, an manchen Stellen zu viel voraus. Der Wunsch, die Probleme möglichst weit analytisch zu verfolgen und ihre Lösung kausal zu begründen, dabei aber doch die Erörterung auf knappen Raum zu beschränken, führt in manchen Abschnitten zu einer zu großen

Kürze, die dem auf diesen Gebieten nicht heimischen Leser nicht zu völlig klarem Verständnis führen dürfte. Dies gilt z. B. von der Übersicht über die Bewegungsorgane der Wirbeltiere, die Frage der Kernplasmarelation, der Mesodermbildung, die morphologischen Wahrscheinlichkeitsgründe für die Entwicklungslehre u. a. Andererseits ist an manchen Stellen tatsächliches und hypothetisches nicht scharf genug gesondert, die Darstellung klingt bestimmter, als der derzeitige Stand der Wissenschaft es rechtfertigt, so z. B. in dem einleitenden Bilde der kosmischen Entwicklung, in der Darstellung der ersten Vorgänge bei der pflanzlichen Assimilation, der Hormone u. a. Diesen Ausstellungnn gegenüber sei hervorgehoben, daß einige Abschnitte, so z. B. über die Geschlechtlichkeit, über die Mendelschen Regeln, überhaupt der größte Teil des Vererbungskapitels, recht gut gelungen sind. Einzelne stehengebliebene Versehen, wie 'Gelen' statt 'Gele' (S. 31), die Bezeichnung der Zellulose als Holzstoff (S. 33) u. a. m. stören nicht besonders. Daß Kammerer in noch streitigen Fragen, wie z. B. bei der Vererbung erworbener Eigenschaften, bei der Abschätzung der Bedeutung der Selektionswirkungen, seinen eigenen Standpunkt vertritt, ist selbstverständlich, auch läßt er die Gegenpartei allenthalben zu Worte kommen, wenn auch die Art, wie er z. B. über Weismann und Johannsen spricht, dem Leser kein zutreffendes Urteil über die wissenschaftliche Bedeutung dieser Forscher geben dürfte.

Die Literaturverzeichnisse, die den einzelnen Abschnitten beigegeben sind, machen nicht den Anspruch darauf, vollständig zu sein. Der Verfasser hat hier, wie auch sonst, wie er in der Vorrede ausführt, sich im wesentlichen auf sein Gedächtnis verlassen, da er durch die ständige Erwartung, zum Kriegsdienst einberufen zu werden, in der Zeit beschränkt war. So ist es erklärlich, daß das Verzeichnis manche, sonst schwer verständliche Lücken aufweist. Bedenklicher aber ist die Art, wie Kammerer bei einzelnen der zitierten Schriften seiner Mißbilligung des Inhalts Ausdruck gibt, so durch den Zusatz (Fromm!) bei Reinkes Philosophie der Botanik, oder die Bemerkung, daß Wasmanns 'moderne Biologie' 'die Druckerlaubnis eines geistlichen Würdenträgers' besitze. Das ist kein wissenschaftliches Verfahren, einen Gegner zu bekämpfen.

Die bildliche Ausstattung des Buches ist recht gut.

Berlin-Dahlem. R. v. Hanstein.

Hoppe, J., Analytische Chemie I, Qualitative Analyse. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Mit 7 Tabellen. 147 S. Leipzig, Sammlung Göschen. Geb. 90 𝔓𝔣.

Das bewährte Buch hat insofern eine Umarbeitung erfahren, als die theoretischen Kapitel über Ionenlehre und Massenwirkung fortgelassen und dafür die praktischen Methoden ausführlicher und gründlicher durchgearbeitet wurden. Das Buch gibt klare und leichtverständliche Anweisungen und Winke, die auch im praktischen Unterricht der höheren Lehranstalten verwertet werden können. Das Buch sei daher auch in der umgearbeiteten Form der Beachtung von neuem empfohlen.

Berlin. Otto Ohmann.



Entgegnung auf die Rezension von Ernst Aßmann über Tennes Kriegsschiffe der alten Griechen und Römer. Seite 574

Der Rezensent und der Verfasser der oben benannten Schrift stehen einander mit divergierenden Grundanschauungen derart gegenüber, daß nicht anzunehmen ist, über wesentliche Punkte des zu betrachtenden Gegenstandes ein Einverständnis zu erreichen. Mit Recht nennt der Rezensent mich 'keinen Kompilator' und kommt schließlich auf den Standpunkt, daß mein Buch seine (unsere) Sachkenntnis nicht fördern dürfte. Das habe ich mit meiner Schrift auch nicht beabsichtigt. Ich wollte nur durch ein Labyrinth von technischen Unmöglichkeiten einen gangbaren Weg bahnen, um damit insbesondere bei Philologen anzuregen, sich für die unter Zweifeln und Verirrungen ruhend belassene Sache erneut zu interessieren. In solchem Sinne verweise ich die Aufforderung des Rezensenten Dr. med. Aßmann, mich mit dem scheinbaren 'Widerspruch einer antiken Schriftstelle': '*sexdecim versus remorum*', Liv. 33, 30, in Hinsicht auf mein dreireihiges Rudersystem auseinanderzusetzen, an jene zuständigen Stellen, aber, der Anregung des Rezensenten folgend, will ich doch nicht unterlassen, meine Meinung darüber zu äußern. Die damit im Zusammenhang stehende Berichtigung des Rezensenten, das Admiralschiff des Antonius in der Schlacht bei Actium sei keine Hexere, sondern eine Dekere gewesen, übernehme ich dankend. Danach müssen die Ruderreihen auf dem gedachten Schiffe in mindestens zwei Abschnitte geteilt gewesen sein, mit je fünf Reihen von Ruderleuten ($2 \times 5 = 10$) und mitschiffs, dazwischen befand sich sehr wahrscheinlich ein, bei einem Königsschiff ganz unentbehrlicher, Mittelbau mit den nötigen Räumen der Hofhaltung. Das Fragment des Pränestereliefs und das Rudersystem meines Entwurfs passen auch dazu zweifellos: es besteht ein dazu passendes altes Relief mit zwei *versus remorum*. Die Venetianer hatten Galeeren mit nur einer Langreihe von Rudern und mehreren Ruderleuten an einem Griff. Diese waren zum teil in Gruppen und Reihenabschnitte eingeteilt. In den Zwischenräumen befanden sich bewaffnete Mannschaften und Geschütze. Eine solche Gruppierung innerhalb der ganzen Ruderreihen in mehrere Abschnitte mußte sich mit der römischen Seetaktik und der weiteren Ausbildung der Anwendung von Enterbrücken, Wurfmaschinen usw. seit der Zeit der römischen Vorherrschaft auf See entwickelt haben. Es ist daher als zweifellos anzusehen, daß bei römischen Breitseitenkampfschiffen die ganzen Ruderreihen mit den Rudermannschaften (*ordines*), so zu sagen, in mehrere Ruder-Zeilen mit Zwischenräumen eingeteilt gewesen sind, und daß Livius einen so gedachten Abschnitt der Ruderreihen einen *versus remorum* genannt hat. Hiernach ergibt sich folgende Anschauung, die durchaus nicht vor technischen Unmöglichkeiten hinfällig wird: 'In den antiken Ruderschiffen waren in der Regel ein bis drei Ruder-Rangreihen (*ordines*) und je nach der Bauart und Armierung eines Schiffes mehrere *versus remorum* oder Abteilungsreihen'. Wenn antike Überlieferungen etwa zu finden sind, die mit der obigen Auffassung nicht übereinstimmmen, so dürfte zu berücksichtigen sein, daß im Laufe der Jahrhunderte und des Wechsels der Schiffsarmierungen der gedachte Zählungsmodus sich mehrfach geändert haben kann und, daß in Hinsicht auf den Schiffbau die Möglichkeit einer Verwechselung der sich einander nahe stehenden Begriffe *ordo* und *versus* nicht als ausgeschlossen anzusehen ist.

Der Ausgangspunkt meiner Konstruktionen des attischen Rudersystems ist und bleibt hauptsächlich das Trierenrelief von der Akropolis in Athen und daneben noch in zweiter Linie das Relief einer liburnischen Bireme an der Trajanssäule. Letzteres dient mir nur als Beweis, daß man tatsächlich Schiffe von der Größe der attischen Trieren mit zwei auf Deck nebeneinander sitzenden Rudermännern mit je einem Ruder verwendet hat. Notwendig mußte bei einem solchen Rudersystem insbesondere bei einer Triere der Drehpunkt des innen befindlichen Ruders in dem Bereiche unter dem Sitzbrette des außen sitzenden Rudermannes sich befinden. Hiergegen aber richtet Aßmann seine Bedenken in bezug auf die Bewegungsmöglichkeit des

Ruders über dem Wasser, was er allerdings auf einer Ungenauigkeit der Rudererbildchen in meiner erheblich verkleinerten Übersichtszeichnung stützen kann. Nach einer mir vorliegenden Ruderzeichnung mit vergrößertem Maßverhältnis hat sich ergeben, daß die oben bezeichnete Ruderanordnung des Akropolisreliefs nicht nur verwendbar ist, sondern auch allen Anforderungen genügt, die man an einen Rudermechanismus zu stellen hat. Dazu ist noch besonders zu bemerken, daß an dem Rudergriff nur eine Niederbewegung von 20 bis 30 Zentimetern nötig ist, um das ganz eingetauchte Ruderblatt bis über Wasser zu heben, und das allein dazu an dem Körper des sitzenden Rudermannes eine Auf- oder Niederbewegung der Hände auf 50 Zentimeter Höhe, aber noch weit mehr bei fortgesetzter Bewegung über Wasser möglich ist. In Hinsicht auf meine Zeichnung der Hexere meint Aßmann, besonders eine Berührung des Rudergriffs mit dem Oberschenkel des Rudermanns zu erkennen. Er hat wohl nicht daran gedacht, daß die auf die Hälfte verkürzten Ruderbewegungen des zweiten Rudermannes mit den Oberschenkeln des selben gar nicht in Berührung kommen können. was in der Projektion nur so scheint, aber ich will damit nicht in Abrede stellen, daß diese kleinen Bildchen der Ruderer korrekturbedürftig sind.

Eine andere, anscheinend niederschlagende, aber durchaus irrige Behauptung des Rezensenten betrifft die für attische Trieren unweit Athens errichtet gewesenen Häuser der Schiffs-Hellinge, nach deren Überresten Dörpfeld eine Zeichnung maßstäblich angefertigt hat. Dahinein paßt eine Triere meiner Konstruktion auffallend gut und zweckentsprechend. Man muß aber wissen, daß diese Häuser überhaupt keine Scherwände enthielten. Außerdem muß man nach Dörpfelds Zeichnungen erkennen, daß zwischen der Wand eines auf der Helling liegenden Schiffes meiner Konstruktion und den Säulen des Gebäudes, unter der Galerie des Schiffes, ein Umgang von 1,2 m Breite und $2^1/_2$ m Höhe verblieb.

Das mir zu meiner Konstruktion der antiken Schiffe von dem Rezensenten Aßmann, unter einer unrichtigen Maßangabe, auch noch vorgehaltene Bedenken, die seitlich überstehende Schiffsgalerie (Prora von Samothrake) erhöhe die Gefahr des Kenterns, steht nicht vereinzelt. Es wird aber hinfällig in Hinsicht auf den uns völlig bekannten Bau der Galeeren sowie in Hinsicht auf die gegenwärtig verwendeten, auch auf Meeren fahrenden Raddampfschiffe, bei denen die überhängenden, balancierten Eisenmassen viel größer sind als die der antiken Schiffe. Die mobile Belastung durch Ruderleute bleibt in Schiffen der in Betracht zu nehmenden Größe immer verhältnismäßig klein, wenn das Gewicht des Schiffes und die Schwerpunktlage des selben dementsprechend richtig konstruiert sind.

Oldenburg i. Pr. Tenne, Ingenieur.

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

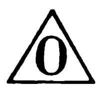
VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND
7/8. HEFT. JULI/AUGUST

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES JULI/AUGUSTHEFTES

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Losorakel bei Griechen und Römern

von

Ludwig Weniger.

I.

In einer 1914 im 'Sokrates' unter dem Titel θεῶν ἐν γούνασι veröffentlichten Abhandlung haben wir nachzuweisen versucht, daß jener wundersamen Ausdrucksweise des Dichters eine Erinnerung an vorgenommene Losung zugrunde liegt. In der vorliegenden Darstellung sollen die damals entwickelten Gedanken weiter verfolgt und über die Orakelgebung durch Lose bei den klassischen Völkern die bis jetzt bekannten Tatsachen zusammengestellt und erläutert werden.

Wir gehen dabei von den gottesdienstlichen Überlieferungen der größten aller Orakelanstalten des Altertums, das ist der in Delphi, aus. Wenn von Delphi die Rede ist, so verbindet man damit die Vorstellung von der begeisterten Frau, die, auf hohem Dreifuße sitzend, den bange lauschenden Fragern in kunstvollen Versen die Zukunft deutet. So ist es durch zuverlässige Zeugnisse überliefert und durch Bildwerke der alten Zeit bestätigt. Die schöne Tonschale aus Vulci im Berliner Museum zeigt in vollendeter Zeichnung die Orakelgöttin Themis, welche als Pythia auf dem Dreifuße thront und dem ehrerbietig harrenden Aigeus die erbetene Auskunft erteilt.

Die Delphische Weissagung hat eine lange Geschichte. Wir hören von allmählicher Entwicklung in uralter Zeit, von Formen, die mit dem Glauben wechseln und endlich, langsam absterbend, mit dem Eindringen des Christentums völlig erlöschen. Von jeher gebräuchlich für die Orakelgebung von Delphi ist der Ausdruck 'die Pythia nahm auf', ἀνεῖλεν ἡ Πυθία. Man hat erkannt, daß die merkwürdigen Worte ihre Erklärung finden, wenn man sich eine Form vorstellt, die dem Sinne wirklich entspricht. Diese Form kann nur darin bestanden haben, daß die Orakelfrau etwas aufgelesen hat, was vor ihr lag.

Der Glaube, daß man durch Lose das Schicksal erkunden kann, ist sehr alt und weitverbreitet unter den Bewohnern der Erde. Zu erfahren, was die Zukunft bringen wird, schien von jeher den Menschen so wertvoll, daß sie alles daransetzten, um solche Kunde zu erhalten, ohne zu bedenken, daß, wenn die Dinge

festgesetzt sind, eine Änderung nicht in menschlicher Macht liegt. Auch von dem ältesten aller Orakel Griechenlands, von Dodona, ist die Weissagung durch Lose bezeugt. Cicero erzählt, wie ein zahmer Affe des Molosserkönigs einmal über das Gefäß mit den heiligen Losen geraten sei und alle untereinander geworfen habe. Desgleichen finden sich in Olympia Spuren der Kleromantie.

Die Lose wurden in Gestalt kleiner Platten von Ton oder Erz hergestellt, auch wohl in Form von Stäbchen, die zusammengelegt und leicht wider geschieden werden konnten. Holz war besonders beliebt, weil es durch die Bäume, denen es entnommen war, noch etwas von den Kräften der Erdgottheit in sich enthielt. Zur Aufnahme diente in Delphi ursprünglich wohl der Schoß der prophetischen Frau. Später aber verwandte man ein geeignetes Gefäß dazu, in dem sie gemischt und geschüttelt werden konnten, wie es bei Homer (H 175) geschieht, wo die Helden den Helm des Agamemnon benutzten. Zu Anfang des zweiten Jahrtausends gab es in Griechenland weder Buchstabenschrift noch Ziffern. Doch konnte man jedes Los mit einem Zeichen versehen, dem eigene Bedeutung zukam, die dem Priester bekannt war. Es lag in ihrer Hand, eines oder mehrere ziehen zu lassen, um den Sinn zu erkennen oder durch vergleichenden Schluß zu ermitteln.

Ein Gerät, wie kaum ein anderes zur Verwahrung von Losen geeignet, war der Dreifuß. Die Ausgrabungen der Neuzeit lehren, wie beliebt dieses Gerät in der griechischen Vorzeit gewesen ist. Ursprünglich hergestellt, um zum Kochen über Feuer gesetzt zu werden, wurden die Dreifüße bald auch anders verwendet und finden sich in allen Größen und verschiedenen Formen als Weihgeschenk frommer Verehrer in den Heiligtümern der Vorzeit. In dem Gefüge von drei ehernen Stangen, die oben durch einen Ring zusammengehalten wurden, hing der Holmos, ein Kessel, je nach Bedürfnis von größerer und geringerer Tiefe, ganz geeignet, kleine Gegenstände aufzunehmen und zur Benutzung darzubieten. Der Gelehrsamkeit byzantinischer Forscher, des Suidas und der Kaiserin Eudokia, ist eine spärliche Kunde von dieser Form delphischer Orakelgebung zu verdanken. In Pytho, dem Heiligtume des Apollon, sei ein eherner Dreifuß aufgestellt gewesen, aus dem die Weissagung herausgeholt wurde (*ἐξεφέρετο*). Denn oben in dem Gestänge hing eine Schale, in der die mantischen Steinchen (*ψῆφοι*) lagen. Diese sprangen empor, wenn die Orakelsuchenden fragten, und die Pythia, des Gottes voll, sagte, was Apollon herausbrachte. Man versteht danach den später noch gebrauchten Ausdruck ‘der Orakelspruch fällt heraus’, *ἐκπίπτει χρησμός*. Wie es zuging, daß die Lostäfelchen emporsprangen, wird nicht berichtet. Vielleicht liegt nur eine Orakellegende vor, die sich in Übertreibung gefiel, oder man hatte eine Vorrichtung, die das Schütteln — wie es beim Helm Agamemnons geschah, aus dem das Los des Aias heraussprang — ersetzte. Durch vorher dargebrachtes Opfer, Anrufung der Gottheit und andere

Bräuche wird die Stimmung der gläubigen Laien vorbereitet gewesen sein.

Daß in Delphi Orakelgebung durch Lose gelegentlich auch später noch vorkam, beweist eine Geschichte, welche Plutarch erzählt, die sich gegen Ende des 6. Jahrhunderts zugetragen hat. Aleuas aus Larissa in Thessalien war ein wilder und übermütiger Jüngling, den sein Vater kurz hielt und streng behandelte. Dagegen nahm sich sein Oheim des Neffen freundlich an. Da geschah es, daß die Thessaler einen König wählen wollten. Mehrere Männer kamen in Betracht. Man schrieb ihre Namen auf Stimmsteine und sandte sie nach Delphi, damit der Gott den rechten aussuche. Nun hatte der Oheim heimlich hinter dem Rücken des Vaters einen für Aleuas hinzugetan. Und gerade diesen nahm die Pythia auf. Da nun der Vater versicherte, keinen Stimmstein für seinen Sohn beigelegt zu haben, und jeder annahm, es müsse ein Irrtum beim Aufzeichnen der Namen vorgekommen sein, sandte man nochmals nach Delphi und bat den Gott um Aufklärung. Und nun sprach die Pythia zur ausdrücklichen Bestätigung des ersten Bescheides:

'Grade den Rotkopf mein ich, den Archidike zum Sohn hat,'
τὸν πυρρόν τοι φημί, τὸν Ἀρχιδίκη τέκε παῖδα.

So wurde Aleuas König und hat sich als solcher bewährt. Ist in der Erzählung die Gottesentscheidung durch Losung auch in einem einzelnen Falle von auswärts nach Delphi übertragen worden, so bleibt immerhin bemerkenswert, daß die Pythia darauf einging. Man hat den Eindruck, daß die Fragenden dies auch erwarteten. Beides, weil die alte Tradition noch nicht erstorben war.

Die Orakelgebung durch Lose führt in die Anfänge des delphischen Heiligtumes zurück. In der Urzeit des zu so großem berufenen Gottesdienstes am Parnaß gab es noch keinen Tempel im späteren Sinne. Pausanias hat die Legende überliefert, welche von den ältesten Anlagen Kunde gibt. Der erste Tempel des Apollon sei aus Lorbeer hergestellt gewesen, eine Art Laube. Der zweite wurde von Bienen aus Wachs und Federn gebildet. Der dritte war ein ehernes Werk des Hephaistos, der vierte ein steinerner Bau des Trophonios und Agamedes. Die Lorbeerhütte deutet auf alten Haindienst, der mit der Erdgottheit zusammenhing, wie in Dodona und Olympia. Und das eherne Heiligtum des Hephaistos braucht man ebensowenig von der Hand zu weisen, wie die steinerne Schwelle der mythischen Baumeister. Im dunklen Gebüsche des Urwaldes, wo in ausgesparten Lichtungen Brandopfer auf bloßer Erde dargebracht wurden, danach in den Anlagen von Erz oder von Stein, wird der hohe Dreifuß aufgestellt gewesen sein, der die heiligen Lose barg. Die Orakelfrau, welche als Dienerin der Gaia oder Stellvertreterin von deren Tochter Themis galt, trat heran und nahm die Täfelchen auf, die im Holmos lagen, um selbst zu verkünden, was die eingeritzten

Zeichen besagten, oder sie dem dabeistehenden Propheten zu reichen, der aus seiner Kenntnis die Deutung gab. Als geraume Zeit später der Glaube an die emporsteigende Kraft des Erdspaltes aufkam und durchdrang, machte man den, durch Alter und Herkommen geheiligten, hohen Dreifuß zum Orakelsitze der Pythia. Ein anderes Gestühl wäre zweckmäßiger gewesen.

II.

Bei Philostratos ist ein Vers enthalten, der auf den Tempel von Wachs und Federn bezug hat:

'Wachs, ihr Bienen, bringet herbei und Federn ihr Vögel',
ξυμφέρετε πτέρα τ'οἰωνοὶ κηρόν τε μέλιτται.

Auch das Werk der Bienen und der Vögel ist nicht ohne Sinn. Deuten die Federn auf die althergebrachte Wahrsagung durch Vogelschau, so findet der Bau aus Wachs seinesgleichen in dem vielverbreiteten Glauben des christlichen Volkes im Mittelalter, daß Bienen über eine frevelhaft entwendete geweihte Hostie eine kleine Kapelle kunstvoll hergestellt hätten. Eine Biene findet sich auf Delphischen Münzen geprägt, und Pindar nennt die Pythia 'Biene von Delphi', Δελφὶς μέλιττα.

Mit den Spuren einstiger Orakelgebung durch Lose hängt die Überlieferung zusammen, welche von drei Flügelgestalten berichtet, denen diese Art der Weissagung recht eigentlich übertragen war, das sind die Thrien. (Vgl. meinen in kurzem erscheinenden Artikel 'Thrien' in Roschers M. Lexikon, wo die Belegstellen zu finden sind.)

In dem (homerischen) Hymnos auf Hermes spricht Apollon zu diesem, seinem Bruder, der noch ein Knabe war:

'Wesen gibt es, Thrien genannt, als Schwestern geboren,
Jungfrauen, die des Schmuckes geschwinder Fittiche froh sind,
Drei an Zahl. Auf dem Haupte mit weißem Mehle bestäubet,
Wohnen sie fern von der Welt dort unter der Schlucht des Parnassos,
Lehrerinnen der Wahrsagekunst, die einst bei den Rindern
Ich als Knabe betrieb; mein Vater ließ mich gewähren.
Danach fliegen von dort sie aus, erst die, dann die andre;
Honigwaben zehren sie auf und tun ihren Willen.
Wenn dann trunken sie sind vom Genusse des gelblichen Honigs,
Wollen sie, freundlich geneigt, die reine Wahrheit verkünden;
Bleibt ihnen aber versagt die süße Speise der Götter,
Alsdann sind sie bemüht, abseits vom Wege zu führen.
Diese will ich dir geben. Doch du überzeuge dich selber
Und erfreue dein Herz. Und weißt einen sterblichen Mann du,
Wird er oft deinen Spruch anhören, wenn es sich gut trifft.'

Daß die Thrienmantik nach Delphi gehört, bezeugt die Hausung unter der Schlucht des Parnassos; denn an einer solchen lag das pythische Heiligtum, wie die Ausgrabungen bestätigen. Wenn von



den drei Schwestern gesagt wird, daß ihr Haupt mit Mehl bestäubt ist, so sind sie dadurch als Greisinnen bezeichnet. Auch die Pythia war eine ältere Frau; auf einem bekannten Vasenbilde trägt sie schneeweißes Haar. Doch legt der Ausdruck (κατὰ δὲ κρατὸς πεπαλαγμέναι ἄλφιτα λευκά) auch den Vergleich mit Bienen nahe, deren Köpfe von weißem Blütenstaube bedeckt sind. An Bienen erinnern ferner die Fittiche und erinnert das Ausfliegen einer nach der andern, auch das Verzehren der Honigwaben. Durch Honiggenuß werden die Thrien begeistert. Honig hat berauschende Kraft. Aus Honig und Wasser ward Meth (μέθυ) bereitet, und man erfreute sich dessen zu einer Zeit, als es in Griechenland noch keinen Wein gab; μεθύειν heißt trunken sein. Nun wird auch verständlich, wenn die Thrien von Philochoros als Ernährerinnen Apollons bezeichnet werden. Honig gab man kleinen Kindern neben der Milch als erste Nahrung, und der Hymnos bezeichnet Honig als Speise der Götter.

θρῖον bedeutet ein Blatt, namentlich Feigen- oder Weinblatt, θριαί mantische Lose, gleich ψῆφοι. Danach sind die wahrsagenden Schwestern benannt. Nach dem ebenerwähnten Philochoros, der in der Mantik ebenso beschlagen war wie in der Geschichte von Attika, soll es Athene gewesen sein, welche die Wahrsagung durch Lose erfand. Zeus aber habe, weil er nicht wollte, daß die Sprüche Apollons beeinträchtigt würden, der Thrienmantik den Glauben genommen. Als nun die Menschen sich wider dem Delphischen Orakel zuwandten, sagte der Gott durch den Mund der Pythia:

'Thrienwerfer sind viel, doch wenig wahre Propheten',

was danach als Sprichwort im Volke leben blieb.

Eine andere Überlieferung bringt die Thrien mit dem Namen des Demos Thria und der thriasischen Ebene bei Eleusis in Verbindung. Die Thrien seien es gewesen, welche die prophetischen Steinchen erfanden. Sie boten sie der Athene an, aber die Göttin wollte nichts davon wissen und warf sie von sich und zwar in jene Ebene, die seitdem die thriasische heißt.

Die als 'Thrien' bezeichneten Steinchen waren, den prophetischen Jungfrauen entsprechend, drei an Zahl und wurden hingeworfen gleich Würfeln. Daher das angeführte Sprichwort:

πολλοὶ θριοβόλοι, παῦροι δέ τε μάντιες ἄνδρες,

welches in der, auch aus anderem Zusammenhange bekannten, Form besagen soll, daß die bequeme Art dieser Mantik zwar vielen zugänglich ist, aber ein großer Unterschied besteht zwischen solchen Wahrsagern und von göttlicher Weisheit erfüllten Propheten. Denn Thriobolie verlangt weder Kunst noch Wissen. Und wie man in Delphi diese ursprüngliche Art der Weissagung abgeschafft und sich auf höhere Stufe erhoben hat, so wollte auch die erhabene Göttin von Athen nichts damit zu schaffen haben.

Ihrem Wesen nach sind die Thrien Nymphen, Gestalten, den



drei Nornen der germanischen Mythe vergleichbar, auch den Moiren ähnlich, die ebenfalls gewöhnlich in Dreizahl erscheinen, aber weniger tiefgründig. Man darf sie als Vertreterinnen einer Art Kleinorakel für Bauern und Hirten bezeichnen, dem einfachen Verständnisse des gemeinen Mannes angepaßt. Die Ehrfurcht vor der heiligen Stätte, bei der sie ihre Hausung hatten, der Glaube an die geheimnisvollen Zeichen, die in die Lose geritzt waren, dargebrachte Opfer und feierliche Form der Verkündigung werden zusammengewirkt haben, um den Glauben des Volkes zu stärken.

Auch aus diesen Überlieferungen tut sich ein Einblick in die Urform der Delphischen Mantik auf.

III.

Thriobolie bedeutet etwas anderes als Lose'ziehen' — *ἀναιρεῖν, tollere.* Sie führt zu der Gestalt der Weissagung, welche durch das Hineinwerfen dazu geeigneter kleiner Dinge dem 'Zufall' oder, wie man meinte, einer höheren Fügung, Gelegenheit bot, das Kommende zu enthüllen. Unser Wort 'Würfel' ist von Werfen gebildet, aber es setzt an sich nicht den sechsseitigen Kubus voraus, den wir jetzt darunter verstehen. In Griechenland bediente man sich anfangs der Astragale, das sind Knöchel aus dem Hinterfuße von Tieren mit gespaltenem Huf, als Kälbern, Schafen, Ziegen, Rehen. Sie können nur auf vier Seiten fallen. Später wurden dann auch richtige Würfel, *κύβοι*, benutzt.

Pausanias berichtet von einem Orakel in der Grotte des Herakles zu Bura in Achaia. Die Wahrsagung geschah auf Grund einer Tafel. Wer den Gott befragen wollte, verrichtete ein Gebet vor seinem Bilde. Dabei griff er vier der zahlreich daliegenden Astragale heraus und warf sie auf einen Tisch. Auf jedem war ein Zahlwort geschrieben, und ihm entsprechend stand die Deutung auf der Tafel. Da das ganz unbedeutende Bura der delphischen Hafenstadt Kirrha gegenüber liegt, auf der andern Seite des korinthischen Meerbusens und nicht fern von der Küste, auch der nahe Dienst der Erdgöttin am sogenannten Gaios eine Verwandtschaft mit dem Heiligtum am Parnaß annehmen läßt, so wird man altpythischen Einfluß auch in der Orakelform vermuten dürfen.

Natürlich gab es auch Veranstaltungen ähnlicher Art, bei denen weder unmittelbarer noch mittelbarer Zusammenhang mit Delphi zu erkennen ist. Es leuchtet ein, daß vor allem das Getriebe der großen Städte, in denen Volk aus aller Welt sich zusammenfand, dem Gedeihen derartiger Auswüchse des Aberglaubens im Altertum ebenso günstig war, wie in der Neuzeit. Von Würfelorakeln in Skiron, einer kleinen Ortschaft zwischen Athen und Lakkiadai berichtet Theopomp. Wahrsager und leichtfertige Dirnen trieben ihr Wesen daselbst, und der Tempel der Athene Skiras scheint eine Art Mittelpunkt gebildet zu haben. In Korinth wird es nicht viel anders gewesen sein.

Die Einrichtung von Bura finden wir ganz ähnlich in den zahlreichen Würfelorakeln des südlichen Kleinasiens wider, das als ein Herd wüstes Aberglaubens in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeit bekannt ist. (Über Bura vgl. Abh. *θεῶν ἐν γ.* S. 16f. — Das Folgende beruht auf den Untersuchungen von Kaibel, Hermes X, 193ff., XXIII, 532ff. und Heinevetter, Würfel- und Buchstabenorakel in Griechenland und Kleinasien, Breslau 1912. Die Ergänzungen sind zweifelhaft.) Der Wurf mit Knöcheln oder Würfeln geschah gewöhnlich auf einem Brette, wie die Graupenhändler sie hatten, mit einem Rande versehen, der das Herabfallen der Körner verhinderte. Mit vier Astragalen lassen sich 35 Würfe erzielen, mit fünf aber 56. Die Hauptsache ist natürlich die Spruchliste, der Pinax, eine Tafel, auf der ebensoviel Sprüche verzeichnet standen, als Würfe möglich waren. Der Inhalt mußte den Vorgängen im menschlichen Leben angepaßt sein und doch nicht so bestimmt, daß die Erfüllung vielmals ausblieb. Anderseits leuchtet ein, daß bei allzugroßer Allgemeinheit das Ansehen verloren ging. Ein geschickt zusammengestellter Orakelkatalog besaß daher einen gewissen Wert und fand weite Verbreitung, wie heutigestags noch beim Volke ein gedrucktes Traumbuch. So erklärt es sich, daß, in Stein gehauen, eine Anzahl von Abschriften eines besonders beliebten Originales noch erhalten sind, die nur wenig voneinander abweichen. Einige hatte man zu freier Benutzung an öffentlichen Straßen aufgestellt. Wir kennen bis jetzt Orakelanstalten solcher Art in Phrygien, Pamphylien und Lydien aus dem zweiten Jahrhunderte n. Chr., und alle im wesentlichen gleich. Da diese Verzeichnisse einen deutlichen Einblick in das ganze Getriebe gewähren, lohnt es sich, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Voraus geht eine Überschrift in zwei Versen:

'Dies sind] . . . Sprüche des Pythischen Gottes Apollon
In fünf Würfel gefaßt . . .'

. . . χρησμοὶ Ἀπόλλωνος Πυθίου ἐν . . .
ἐν πέντ' ἀστραγάλοις τον ερα·ην . . .

Jeder der einzelnen Würfe trägt wider eine besondere Überschrift, die links seinen Zahlenwert, mitten die Summe des Ganzen, rechts den Namen einer Gottheit angibt, der dieser Wurf geheiligt ist. Sodann folgt ein Vers, welcher den Wurf beschreibt, endlich in drei Hexametern die Deutung. Wir geben als Probe das erste (nach der richtig gezählten Reihenfolge bei Heinevetter a. O. 4ff.) der 56 Orakel wider:

Α]Α[ΑΑΑ]   Ε   Διὸς Ὀ[λυ]μ[πί]ου
⟨πάντες ὁμοῦ χεῖοι, Φοίβου φωνῆς ἐπάκουσον⟩
Ζεὺς σωτὴρ] ἀγαθὴν βουλὴν σαῖσι [φ]ρεσὶ[δ]ώ[σ]ε⟨ι⟩
δώσε⟨ι⟩ δ' εὐφροσύνην [καὶ δώσει π]άνθ' [ὅσ' ἂν] εὔχ[η
ἀλ[λ]' Ἀφροδείτην εἱ[λάσ]κου καὶ [Μαιάδος] υἱόν.

Deutsch n. I: $5\,A = 5$. Des Olympischen Zeus.

⟨Lauter Einsen zugleich; vernimm die Stimme des Phoibos:⟩
'Zeus Soter] wird trefflichen Rat deinem Denken bescheren,
Guten Mut dir schenken und alles, was du begehrest;
Suche jedoch Aphroditens Gunst und des Sohnes der Maia'.

Als weitere Beispiele führen wir in deutscher Übertragung folgende an:

n. II. $4\,A + 1\,\Gamma = 7$. Der Athena Areia.

4mal 1 und 1mal 3; die Sieben bedeutet:
'Fliehst du Feindschaft und Haß, so wirst du zum Ziele gelangen
Heil dann spendet dir auch die eulenäugige Göttin,
Und ein freudiger Mut wird dein Herz anregen zum Handeln'.

n. VI. $3\,A + 1\,\Delta + 1\,\Gamma = 10$. Der Tyche Eudaimon.

Wenn aber 3 allein, eins 4 und 3 dann das fünfte,
'Dann laß ab vom Beginnen, das jetzt du eifrig im Sinn hast.
Bist du krank, so sind es die Götter, die Solches verhängen,
Doch sie helfen dir auch, und das Leid geht wider vorüber'.

n. XXXI. $3\,\Delta + 2\,\Gamma = 18$. Des Daimon Hikesios.

Vierer sind 3 gefallen und dazu 2 noch der Dreier.
'Deinen Beschluß kann klug ich nicht heißen. Drum warte die Zeit ab.
Einst wird besser es sein, und du kommst zum Ziele. Doch nunmehr
Halte dich stille zurück, vertraue den Göttern und hoffe'.

n. L. $3\,\Delta + 2\,\text{E} = 24$. Des Kronos Kinderfresser (τεκνοφάγος).

3mal 4 und 2mal 6. So verkündet der Gott dir:
'Bleibe ruhig daheim und zieh' nicht hinaus in die Fremde,
Daß kein wildes Tier noch ein Bösewicht über dich komme;
Denn ich finde den Plan nicht fördersam oder gedeihlich'.

n. LIV. $4\,\text{E} + 1\,\Gamma = 27$. Der Aphrodite Urania.

4mal 6 und 1mal 3 verkünden dir dieses:
'Aphrodite, des Himmels Kind und Herrin der Liebe,
Will einen guten Spruch dir verleihn und die Straße bereiten,
Daß du der Krankheit entgehst und herzverzehrendem Kummer'

n. LVI. $5\,\text{E} = 30$. Des Hermes Tetragonos.

Wenn alle Sechsen zugleich hinfallen nebeneinander:
'Geh nicht, wohin du begehrst; es ist dir besser zu bleiben.
(Schimpf und Kummer seh ich in dem, um das du mich fragest).
(Drum bleib' lieber in Ruh und laß die bedenkliche Sache)'.

Es gab auch Buchstabenorakel, und sie waren im wesentlichen ebenso eingerichtet. Nur hatte man statt nach Zahlen die Sprüche nach den 24 Buchstaben des Alphabetes geordnet. Ein iambischer Trimeter, der mit dem zutreffenden Buchstaben anfing,

gab die Deutung. So z. B. in einer Inschrift, welche auf einem Berggipfel im Gebiete der alten pisidischen Stadt Adada gefunden ist. Nach einer Einleitung von fünf Versen, in denen Apollon und Hermes angerufen werden, folgen die 24 iambischen Trimeter, der erste mit *A* beginnend:

Ἅπαντα πράξεις καὶ διοικήσεις καλῶς,
'All was du tust und vorhast, das gerät dir wohl';
Βοηθὸν ἕξεις μετὰ Τύχης τὸν Πύθιον,
'Beihelfer wird mit Tyche dir der Pythier sein';
Γλυκὺς μελίττης καρπός, ἔτι πλεῖον πόνος,
'Gut ist der Biene Frucht, doch kostets viele Müh'.

Und so weiter. — Ob man bei den Buchstabenorakeln durch Ziehen eines Loses oder durch Würfelung den prophetischen Vers erlangte, ist nicht angegeben.

Zu welcherlei Mitteln man seine Zuflucht nahm, um Zukünftiges zu erfahren, kann man aus dem Berichte des Ammianus über die Untersuchung gegen einen Kronprätendenten des Kaisers Valens in Antiochia namens Theodoros ersehen. Zwei Wahrsager, Hilarius und Patricius, werden verhört. Hilarius gesteht, sie hätten in Nachahmung des delphischen Dreifußes einen solchen aus Lorbeerzweigen hergestellt und nach allerlei Zeremonien in Bewegung gebracht. Oben darüber war eine Schüssel aus verschiedenen Metallen gesetzt, an deren Rande man die 24 Buchstaben des Alphabetes in gleicher Entfernung voneinander eingeschnitten hatte. Der Priester, in linnenem Gewand und linnenem Schuhwerke, das Haar in einen Knoten zusammengefaßt, sang ein Weihelied an den orakelgebenden Gott und ließ einen Ring an einem dünnen Faden über der Schüssel schwingen. Der Ring schlug an einzelnen Buchstaben an, und danach gab der Mann in heroischen Versen, wie sie in Delphi und bei den Branchiden üblich waren, die Antwort. Auf die Frage, wer nach dem gegenwärtigen Kaisertum folgen werde, kamen die zwei Silben 'The — o' heraus, worauf einer der Anwesenden ausrief: 'Das bedeutet 'Theodorus'.

So wußte der Aberglaube in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt und noch lange nachher immer neue Wege zu finden, um den Schleier der Zukunft zu heben.

IV.

Eine bedeutende Rolle spielte die Wahrsagung durch Lose auch in Italien.

Ähnlich wie in den Losorakeln von Griechenland und Kleinasien scheint man die Wahrsagung zu Patavium im Venetergebiete betrieben zu haben. Näheres läßt sich aus dem Berichte Suetons über eine Befragung durch Tiberius entnehmen. Als dieser, noch ehe er Kaiser geworden war, auf der Fahrt nach Illyricum das Orakel des Geryones bei Patavium aufsuchte, mußte er ein Los

ziehen, und das gab ihm die Weisung, in die heiße Quelle des Gottes Aponus südwestlich von Padua goldene Würfel zu werfen. Er tat es, und da traf es sich, daß die höchste Summe herauskam. Kaum hatte er seine Weiterreise angetreten, als ihn der Tod des Augustus nach Rom zurückrief. Sueton bemerkt, daß jene Würfel noch zu seiner Zeit im Wasser zu sehen waren. Wir dürfen annehmen, daß auf Grund des Zahlenwertes die Gotteskunde bei Patavium ähnlich ermittelt wurde, wie es in den kleinasiatischen Würfelorakeln geschah. Eine Reihe von 17 bronzenen, zum Aufhängen an der Wand eingerichteten, länglichen Täfelchen, welche in jener Gegend gefunden sind, gibt in schlechten Hexametern die erwünschte Auskunft in ziemlich ähnlicher Form. Wir führen wider einige Beispiele an:

Laetus lubens petito: dabitur, gaudebis semper,
'Bitte nur fröhlichen Mutes: man gibt und da freust du dich immer'.
Qur petis post tempus consilium? quod rogas non est,
'Was verlangst du zu spät meinen Rat? was du bittest, geschieht nicht'.
Est equos perpulcer, sed tu vehi non potes istoc,
'Prächtig sehr ist der Gaul, doch du kannst nicht darauf reiten'.
Nunc me rogitas, nunc consulis? tempus abit iam,
'Jetzt erst bittest du mich und fragst? die Zeit ist vorüber'.
[Fallaces] homines multi sunt: credere noli,
'Falscher Leute sind viel; drum sollst du nicht jedermann glauben'.

(Von den patavinischen *sortes* sind die, in unserer Abbildung widergegebenen, drei erhalten, eins in Paris, zwei in Florenz (Ritschl, *Priscae latinitatis monumenta epigraphica*, Taf. II M u. N, Taf. XCVII D), die andern in einer handschriftlichen Sammlung von Inschriften im Vatican, cod. 5248. Vgl. C. I. L. I p. 267.)



1.

IVBEO·ET·IS·EI·SIFECERIT
GAVDEBIT·SEMPER

2.



3.

1. Paris. 2. 3. Florenz.

Am meisten blühte der Betrieb der Losorakel in Mittelitalien, sowohl im Latinergebiete wie im angrenzenden von Etrurien und Umbrien und bei den Sabinern. Was Horaz von der sabellischen Alten erzählt, die ihm den Lostopf geschüttelt habe, zeigt, in wie hohem Maße das Landvolk diesem Wahn ergeben war. Kein Wunder, daß auch in der Hauptstadt der Unsinn Eingang und bei den niederen Schichten ernstlich Glauben fand. *Sortilegi* trieben auf öffentlichen Straßen und Plätzen ihr Wesen gewerbsmäßig und griffen zu jedem Mittel, das Gewinn versprach. Die anständige Gesellschaft hielt sich fern. Cicero spricht sich sehr entschieden dagegen aus. Im geordneten Gottesdienste war die Losung fast überall mit dem Dienste der Göttin Fors oder Fortuna verbunden. *Fors* und *sors* sind verwandte Begriffe, und *fors* ist von *fero* gebildet, wie *sors* von *sero* (reihen).

Bei Aufzählung der Prodigien nach der Schlacht an der Trebia im Jahre 218 berichtet Livius, daß in Caere die Lostafeln eingeschwunden — *extenuatae* — waren. Ähnliches geschah bald darauf in Falerii, wo eine mit der Inschrift

Mavors telum suum concutit

herausfiel. Wahrscheinlich waren sie auch dort in einer Reihe aufgehängt, damit sie nötigesfalls abgenommen und weggeschlossen werden konnten.

An der anmutigen Quelle des Clitumnus in Umbrien hatten die Bewohner einen Hain für den Flußgott angelegt und darin einen Tempel gebaut. Auch dort wurde durch Lose gewahrsagt.

Bei Iguvium befragten noch im dritten nachchristlichen Jahrhunderte Claudius Gothicus und Aurelian die *sortes* des Apenninischen Juppiter. —

Von allen Fortunenheiligtümern in ganz Italien waren die bedeutendsten von altersher das von Praeneste und das von Antium.

Praeneste im Latinerlande, nicht weit vom Grenzgebiete der Aequer, galt als uralt. Das heutige Palestrina ist fast ganz auf den Trümmern des Tempels der Fortuna gegründet, der, auf gewaltigen Terrassen ansteigend, von einer halbrunden Portikus umgeben, die Stelle des jetzigen Palazzo Barberini einnahm. Die Mauern zeigen verschiedene Bauweise, von kyklopisch aufgetürmten Felsblöcken bis zu Ziegelbauten der Kaiserzeit. Cicero rühmt die Schönheit des Fortunentempels. Er erzählt, daß nach dem Zeugnisse des Kleitomachos bereits Karneades sagte, er habe noch nie eine glücklichere Glücksgöttin — *fortunatiorem Fortunam* — gesehen. Dazu kam die prachtvolle Ausstattung des Inneren und die Unmasse von Weihgeschenken der von weit und breit zusammenströmenden Gläubigen. Eine archaische Bronzeinschrift bezeichnet die Göttin als erstgeborene Tochter Juppiters, *Primigenia Jovis.* In einem besonderen, von dem großen Haupttempel getrennten Raume war ein von den *matres*, d. i. mit Leibesfrucht gesegneten Matronen, verehrtes Bild der Fortuna, die zwei

Kinder an der Brust säugte, aufgestellt. Dem Orakel verdankte Praeneste Ansehen und Reichtum. Cicero erzählt auf Grund der Ortslegende, Numerius Suffustius, ein vornehmer und achtbarer Mann, habe durch widerholte, zuletzt drohende Träume die Weisung erhalten, an einer bestimmten Stelle den gewachsenen Felsen aufzubrechen. Endlich tat er es trotz dem Spotte seiner Mitbürger und fand Lostäfelchen — *sortes* — von Eichenholz mit eingegrabenen Zeichen altertümlicher Buchstaben. Die Stelle sei jetzt sorgfältig eingehegt wegen des Gottesbildes der Fortuna mit den Säuglingen. Zu gleicher Zeit soll an der Stelle, auf welcher der Fortunentempel erbaut ist, Honig aus einem Ölbaume geflossen sein, und die Wahrsager hätten verkündet, jene Lose würden von höchster Bedeutung werden, und man solle aus dem Holze des Ölbaumes eine Lade herstellen und in ihr die Lose verwahren. Dies geschah, und heute noch, sagt Cicero, werden sie auf Geheiß der Fortuna von der Hand eines Knaben gemischt und gezogen. Die Schönheit des Tempels und sein hohes Alter verbürge das Ansehen der praenestinischen Lose beim Volke noch in der Gegenwart.

Dem gepriesenen Dienste der Fortuna von Praeneste trat das Heiligtum von Antium früh an die Seite. Die alte Hauptstadt der Volsker an der Küste des tyrrhenischen Meeres war ein beliebter Lustort angesehener Römer. Atticus, Lucullus, Cicero, Maecenas, auch Augustus, hatten dort Landhäuser. Unzählige Weihgeschenke von Privatleuten und wertvolle Gaben der Kaiser trugen zu seiner Herrlichkeit bei. Strabon erzählt, daß von den, bei der Zerstörung Korinths erbeuteten Kunstwerken zwar die meisten und besten nach der Hauptstadt kamen; etliche aber erhielten auch die Städte der Umgegend. Daß dabei Antium nicht leer ausging, läßt sich annehmen. Eine Anzahl wertvoller Stücke der Museen Roms ist dem ergiebigen Boden der alten Hafenstadt zu verdanken.

In dem Heiligtume von Antium wurde ein Schwesterpaar zweier Fortunen verehrt und mit ihrem Dienste war ein vielbesuchtes Orakel verbunden, dessen Ansehen ihm bereits am Ausgange der Republik zu so großem Reichtume verholfen hat. Die bekannte Ode des Horaz '*O diva, gratum quae regis Antium*' ist im Jahre 26 v. Chr. auf Veranlassung des von Augustus geplanten Kriegszuges gegen die Briten gedichtet. Wohl möglich, daß der Caesar damals die Göttin befragt hat. — Über die Art der Orakelgebung sagt Macrobius: 'wir sehen, daß bei Antium die Bilder der Fortunen zur Erteilung der Orakel vorbewegt werden'. Zwei Münzen der *gens Rustia* mit der Inschrift *Q. Rustius Fortunae Antiat(um)* stellen die Brustbilder zweier nach rechts gewandter jugendlicher Frauen dar. (Abbildung u. a. bei Roscher, M. L. 1, 2, 1547.) Bei der einen stehen sie auf einem schmalen Untersatze, der ein Brett zu bedeuten scheint und an jeder Seite mit einem Widderkopf endet. Bei der andern läßt ein zugefügtes Unter-

stück auf eine Lade schließen und statt der Widderköpfe sind zwei Delphine zu sehen. Daß die Lose 'gezogen' wurden, darf man voraussetzen; doch fehlt es an Zeugnissen.

V.

Im Mittelalter war Antium verödet. Erst im 16. Jahrhundert begann der Wideraufbau. Die jetzige Stadt stammt fast ganz aus der Zeit nach Anlage des neuen Hafens durch Innocenz XII im Jahre 1698.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1878, als sich infolge eines Sturmes die Schutthalden zwischen Porto d'Anzio und dem westlichen Vorsprunge des Ufergeländes lockerten und ein Teil in die Brandung stürzte. Dadurch wurde die Rückwand einer weiten Terrasse mit zwei Nischen und einem Durchgang in einen rückwärts anstoßenden Saal freigelegt. In jeder der beiden Nischen war eine Statue aufgestellt, in der nördlichen die anmutige Gestalt, welche unter dem Namen des 'Mädchens von Antium' einen Weltruf erlangt hat. (Abbildung u. a. bei Springer-Michaelis, Hdb. d. Kunstgesch. I[9] S. 345 Nr. 620. — Unsere Schilderung nach Helbigs Führer durch die römischen Sammlungen II[3] S. 139 Nr. 1352 (50170). Sie war von einer Ziegelbasis heruntergefallen; der Kopf mit der Büste hatte sich losgelöst und wurde von Fischern beiseite gebracht. 1909 ist die ganze Statue vom Staat erworben und nach Rom geschafft worden, wo sie jetzt im oberen Stockwerke des Thermenmuseums aufgestellt ist.

Der Körper besteht aus einem Blocke von weißem, griechischem Marmor; Büste, Kopf und rechter Arm waren angesetzt und aus einer andern Marmorart hergestellt. Der Ansatz ragt hinter der linken Schulter über den Rand; man erkennt, daß das Werk auf Vorderansicht berechnet war. Vom rechten Arm ist nur ein Stück des oberen Teiles erhalten.

Dargestellt ist ein kräftig gebautes Mädchen mit noch unentwickelter Brust. Nach rechts vom Beschauer gewandt, senkt sie den Blick aufmerksam auf eine große runde Platte mit emporstehendem Rande, die sie auf ihrem linken Unterarme trägt. Von der Platte ist nur ein Teil erhalten. Der andere Arm war vor der rechten Brust auf das Getragene hingestreckt. Auf dem erhaltenen Stücke der Platte liegt ein Lorbeerzweig, daneben eine Rolle von Stoff, von der das Ende über den Rand hängt. An dem angesetzten Bruchstücke der Platte ist ein kleiner Löwenfuß auf besonderer Plinthe erhalten, der zu einem Geräte gehört, dessen drei Beine in Löwentatzen endeten. Es wird zum Räuchern gedient haben. Das Gewand ist ein hochgegürteter Linnenchiton; darüber liegt ein weites Himation aus leichtem Wollenstoffe, das durch einen gedrehten Wulst zusammengehalten wird. Das Haar ist gescheitelt, dann beiderseits vom Nacken aufgenommen und über der Stirn geknotet. Weisen Tracht und Haarbehandlung

sowie die Breite der Hüften, der weiche Hals und die weichliche Form des Fußgelenkes darauf hin, daß wir ein Mädchen vor uns haben, so ist doch die Annahme, daß ein Knabe gemeint ist, nicht ohne weiteres abzulehnen. Der Haarschopf findet sich als beliebter Schmuck bei Knaben und Jünglingen; man denke an den Apollon vom Belvedere. Er kann überdies mit priesterlichem Dienste zusammenhängen, auf den auch die linnene Gewandung schließen läßt, welche durch die Widergabe der Knitterung deutlich gekennzeichnet ist. Der oben Seite 313 nach Ammian beschriebene 'Priester' des Hilarius hat gleiche Tracht und gleichen Haarschmuck. Allerdings finden sich auch Mädchen mit Schalen für Zweige und Opfergerät. Doch ist die Bedeutung von Antium für die Orakelgebung und das Seitenstück von Praeneste, wo ein Knabe angestellt war, der die Lose zog, nicht zu übersehen. Die Platte konnte auch für das Werfen von Loswürfeln bestimmt sein. Bei Tibull heißt es von der schmachtenden Delia:

'Dreimal zog sie die heiligen Lose des Knaben, und dreimal
Kündet aus jedem der drei sichere Zukunft er an':

illa sacras pueri sortes ter sustulit, illi
rettulit e trinis omina certa puer.

Indes läßt sich eine sichere Entscheidung über das Geschlecht des jungen Geschöpfes nicht treffen.

Ein neuerer Forscher will in der Figur Manto, die Tochter des Sehers Teiresias, erkennen, die nach dem Tod ihres Vaters mancherlei Schicksale erlebte und zuletzt nach Italien gekommen sein soll. Das Kunstwerk sei ursprünglich in Theben neben Teiresias im Heiligtume der Tyche aufgestellt gewesen, dann von Nero geraubt und nach seiner Geburtsstadt Antium gebracht worden. Daß die griechische Prophetentochter in den italischen *origines* vorkommt, steht fest. Bei Vergil erscheint sie als die namengebende Heroine von Mantua.

Offenbar rührt das schöne Kunstwerk von der Hand eines Meisters bester Zeit her, der unter dem Einflusse des Praxiteles oder Lysippos stand. Aber ein sicheres Urteil über die Zeit der Herstellung zu geben, ist noch nicht möglich. Der Umstand, daß die Figur bloß auf Vorderansicht berechnet war, legt den Schluß nahe, daß sie auf Bestellung gearbeitet ist. Manches spricht dafür, daß auch das Angesicht der Wirklichkeit nachgebildet wurde.

Über einen Zusammenhang mit dem großen Fortunendienste von Antium läßt sich nichts Sicheres sagen. Immerhin bekundet das Meisterwerk eines so bedeutenden Künstlers, wie sehr der große Gottesdienst in der volskischen Seestadt anregend weiter gewirkt hat.

Ein junger Schillerverehrer

von

Arthur Laudien.

A. Biese hat in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (Jahrgang 1910 S. 263) eine Stelle aus 'Elisabeth Kött' von H. R. Bartsch abgedruckt, in der die schottische Ballade 'Edward' besprochen ist. Biese weist dort auch darauf hin, daß dergleichen Berücksichtigung literarischer Erzeugnisse auch bei Heyse und Wilbrandt mehrfach zu finden sei. Als jugendlichen Schillerverehrer schildert sich Paul Barsch in dem Roman [1]) 'Von einem, der auszog'. Äußerst selten wird für einen unserer Schüler das Bekanntwerden mit Schillers Dichtungen ein so starkes inneres Erlebnis bedeuten wie für diesen Tischlerlehrling, — schon deshalb nicht, weil ihr geistiger Hunger dank günstigeren Verhältnissen sein täglich Brot erhält. Um so wertvoller ist daher dies Bekenntnis des Lehrlings für Lehrer und Schüler. Namentlich ist die Partie über Schillers 'Glocke' recht eindrucksvoll.

Ein Freund des Tischlerlehrlings ist der Sohn des benachbarten Wagenbauers. Dessen Schwester ist mit einem Assessor verlobt und hat von diesem zu ihrer Bildung Schillers Werke erhalten. So findet schließlich ein Band dieser Dichtungen den Weg in die Tischlerwerkstätte hinüber, indem der junge Wagenbauer sich eines Abends erbitten läßt, das Buch ohne Wissen seiner Schwester für einen Augenblick auf den Hof herunterzuholen.

'Bis in den Hof folgte ich ihm und wartete dort. Gewaltsam suchte ich die innere Erregung zu dämpfen, indem ich an gleichgültige Dinge dachte und schließlich die Sterne zu zählen begann, die auf der schmalen Himmelsfläche über unserem Hofe inmitten hoher Mauern funkelten. Dabei lastete ein schweres, dumpfes, unverstandenes Empfinden auf meiner Seele, das fast beängstigend wirkte. Das mag das unklare Bewußtsein gewesen sein, daß etwas Erhabenes, Mächtiges, Hochherrliches an mich herantreten würde, dem gegenüber ich mich winzig klein und unwürdig fühlen müßte. Eine weitere Ursache meiner fieberhaften inneren Unruhe war wohl der aufrührerische Gedanke, daß mir nun plötzlich ein Werkzeug in die Hand gegeben werden sollte, dessen Hilfe mich schnell in einen gebildeten, wissenden Menschen verwandeln könnte. Auf den Gedanken, daß Schillers Werke in jeder Buchhandlung für jeden zu haben seien, der das Geld besaß, sie zu bezahlen, verfiel ich ganz und garnicht; ich hegte die unbestimmte Vermutung, als handle es sich um geheime Bücher, die nur bevorzugte und glückliche Menschen manchmal erlangen, und als beginge der junge Wagenbauer einen schlimmen Verrat, indem er mir gleichsam heimlich Einblick in eines dieser Bücher gewährte. Seine seltsamen Reden über Schiller und dessen Werke hatten eine völlig neue — eine phantastisch-zaubervolle Vorstellungswelt in mir erzeugt und dadurch eine tiefgehende Veränderung in meinem Innenleben vorbereitet.

[1]) Volksausgabe Berlin 1908 S. 9—17.

Als er nach einer kurzen Weile mit einem Bande in der Hand auf mich zutrat, wurde mein ganzer Körper von der heftigsten Erregung erfaßt. Mit bebenden Fingern griff ich nach dem Buche — nach einem Buche von Schiller . . .

"Du siehst ja nichts zum Lesen!" sprach er.

Richtig! Johann und Franz hatten das Licht ausgelöscht und waren auf den Boden zu Bett gegangen.

"Lassen Sie mir's bis morgen früh!" bat ich herzlich und dringend. "Sobald Sie in die Werkstatt kommen, bringe ich es Ihnen zurück."

Er war einverstanden, befahl mir jedoch ernstlich, das Buch treu zu hüten und noch vor dem Frühstück zurückzugeben. Seine Schwester dürfe nicht wissen, daß er es verliehen habe.

Ich dankte, wünschte ihm eine gute Nacht und begab mich in die finstere Werkstatt. Hurtig verdeckte ich die kleinen Fenster mit Brettern, damit von draußen kein Lichtschein wahrgenommen werden könne; dann zündete ich eine Lampe an, schob sie unter die Hobelbank und umstellte sie von zwei Seiten mit Holzwerk, um dem Lichtschein so den Ausweg zu versperren. Mit hochgespannter Erwartung kroch ich unter die Bank zum Licht und schlug das Buch auf. Ich blätterte darin und sah, daß es Gedichte und Theaterstücke enthielt. Im ersten Augenblicke war ich ein wenig enttäuscht. Was ich erwartet hatte, weiß ich nicht; auf Wunder und Offenbarungen irgendwelcher Art mag ich wohl gefaßt und auf den Augenblick gespannt gewesen sein, in dem ich das erste Zeichen von Bildung in mir verspüren würde. Das war aber ein rasch gekommenes und rasch verschwindendes Gefühl; es schien erstorben, als ich die ersten Sätze gelesen hatte. Entschlossen, das ganze Buch sogleich auszulesen, begann ich ganz vorn und versenkte mich mit schwelgender Inbrunst in die Lebensgeschichte Schillers. Mit hungernder Gier sog ich die Zeilen ein und stürzte darauf in glühender Glückserwartung über die Gedichte her. "Hektors Abschied", "Amalia", "Eine Leichenphantasie", — das waren Worte, wie ich sie nie vorher vernommen hatte, — Worte, die eine schauervolle Andachtstimmung und ein Gemisch von Grauen, Todesbangen, Wehmut, Jubelrausch und Entzücken in mir wachriefen.

Immer weiter las ich, lernte "Laura", "Die Kindesmörderin", "Minna", "Die Größe der Welt" und den "Triumph der Liebe" kennen, der für mein unersättliches Gemüt ein besonders großartiges Schwelgermahl bedeutete; aber oft hielt ich inne und blätterte zurück, um die Augen zu ergötzen an Versen, die mir immer wider durch den Sinn klangen und manchmal so kräftig ertönten, daß sie mich im Genuß anderer Gedichte störten. Am ärgsten trieben es Verse, wie:

> Nasse Schauer schauern fürchterlich
> Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
> Seine Silberhaare bäumen sich — —

und:

> Josef, Josef! auf entfernte Meilen
> Folge dir Luisens Totenchor,
> Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
> Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr —

und:

> Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
> Götter, wenn wir liebend uns umfassen.

Das waren — ich empfand es mit überzeugender Macht — Worte der Befreiung, der Erlösung; sie brachten meine Seele zur Raserei, bis sie hinaus wollte aus ihrem engen Körperhause, — hinaus zu den Menschen, um ihnen frohlockend zu künden, daß sie Götter seien, wenn sie einander nicht mehr haßten, sondern liebend umarmten. An Johann dachte ich, der oft niederträchtig zu mir gewesen und mir erst am Tage vorher zwei Eier gestohlen. Eine fremde Henne hatte sie in unseren Schuppen gelegt, und ich fand sie auf. Das eine schenkte ich ihm; er aber nahm beide und trank sie aus.

Ähnliche böse Taten waren oft von ihm begangen worden. Nun aber sollte er hören aus meinem Munde, was Schiller sagt; er sollte sein Unrecht erkennen lernen, Reue empfinden, mich umfassen und mit mir ein Gott werden!

Der Körper, in dem sich in solcher Weise die verzückte Seele wild und wollüstig geberdete und alle Seligkeiten kostete, lag unbeweglich unter der Hobelbank; einzig nur die Finger regten sich beim Umblättern der Seiten. Das "Lied an die Freude" wirkte fast betäubend auf mich durch seine berauschende Liebesmacht; ich las es ein zweites Mal, und Wort um Wort prägte sich mir ins Gedächtnis ein. Aus der "Zerstörung von Troja" und "Dido" las ich nur wenige Strophen. Ich fand mich nicht zurecht darin, und da die beiden langen Gedichte nicht von Schiller waren, wie ich aus der Vorbemerkung ersah, überschlug ich sie, um schneller vorwärts zu kommen. Bei den erzählenden Gedichten fesselten mich nicht so sehr die erzählten Vorgänge, als das prachtvolle Wortgepränge, und immer waren es nur einzelne Verse oder Strophen, die mich begeisterten. Mit süßem Behagen genoß ich die lyrischen Gedichte, und unter diesen war es namentlich das kleine "Punschlied", das mich durch seine niedlichen, flott klingenden Strophen entzückte. Den Sinn des Gedichtes verstand ich nicht; ich unternahm auch keinen Versuch, ihn zu enträtseln, da ich mein bestes Wohlgefallen an Takt und Reimklang fand. Anders war es bei dem Liede von der Glocke. Bei den ersten Strophen wiegte sich mein Gefühl im Takte und achtete viel mehr auf den Klang der Reime, als auf den Sinn der Worte; bald aber nahm mich dieser Sinn gefangen und hielt mich so fest, daß ich die Singweise, nach der ich zu lesen begonnen hatte, ganz vergaß und mit trunkener Seele nur die Bilder schaute, die da in hochherrlicher Pracht hingezaubert waren. Der urmächtig schauervolle Aufruhr aller — mir fremdartiger — Seelengewalten, den einzelne Gedichte auf den ersten Blättern des Buches in mir erzeugt hatten, widerholte sich nicht beim Liede von der Glocke. Viele Stellen zwar erschütterten mich; der klare Sturm der Freude jedoch, der durch das Gemüt brauste, wurde durch solche Trauer nicht gehemmt. Wider und wider schweifte der Blick über die prunkhaften Strophen hin, und binnen wenigen Minuten war ich mit jeder einzelnen innig vertraut. Ich konnte die Augen schließen und sah doch Wort für Wort, Zeichen für Zeichen stehen; ich konnte das Buch zuschlagen und ganze Teile des Gedichtes hersagen, ohne Fehler, ohne zu stocken.

O Johann, o Franz! Ihr sollt ein Wunder erleben!

Weiter las ich — weiter! An den ungereimten Gedichten glitt ich rasch vorbei, — scheu, wie der Sünder am Kirchentor. Mir ahnte, daß in ihnen das Geheimnis der Bildung verborgen sei und daß ich es vielleicht finden könnte, wenn ich mich in die Gedichte vertiefte; doch sie berührten mich fremd und seltsam. Ein Unbehagen kam über mich, wenn ich am Schlusse der Zeile keinem Reime begegnete, die Worte aber wirkten auf mich, wie ein wirres Geräusch von sinnlosen Lauten. Der Vers gewann für meine Empfindungen nur durch den Reim Bedeutung und Leben. In "Semele" ließ ich die Reimlosigkeit gelten, da ich mir sagte, daß ein Theaterstück nicht gereimt zu sein brauche. Schon zweimal war ich im Theater gewesen, hatte den "Onkel in der Klemme" und "Hasemanns Töchter" gesehen, wußte daher in Theaterdingen Bescheid. Der Schluß in "Semele" rührte mich zu Tränen. — Dann kamen die "Räuber", die berühmten Räuber! Von diesen hatte ich schon gehört oder gelesen, doch erst aus der Vorrede erfahren, daß Schiller sie geschrieben. Wie mir ums Herz war, mag einem Menschen zumute sein, der in fremder Welt urplötzlich einem hochverehrten Freunde begegnet, den er bis dahin nur aus Briefen gekannt hat, einem lieben Freunde, dem er nun beglückt die Hände, den Mund und die ganze Seele darbietet.

Wie ich nur so ruhig unter der Hobelbank liegen bleiben konnte, während meine Innenkräfte in tollster Empörung wüteten und mit dem herrlichen Helden Karl Moor sich in wütendem Zorne auflehnten wider Gesetz und Sitte! Ja, so war die Welt — so schlecht, so verabscheuungswürdig, so falsch und so heuchlerisch! Der Edle, sagte ich mir, muß dulden und wird verkannt; der heimtückische Bösewicht gilt als guter Sohn, als braver,

redlicher Mensch! Ach, und Amalia! . . . Eine Amalia zu besitzen, ihr treu zu sein bis zum letzten Atemzug, für sie das Schwert zu schwingen, ihr glühende Liebesbriefe zu schreiben — — ich mußte innehalten und an meine Jugendfreundin Marie denken. Mit den Augen des Geistes sah ich, wie sie auf der Wiese bei den Kuchen saß und gebratene Äpfel aß — und wie aus dem Walde drei Tiger, vier Leoparden, fünf oder sechs Löwen und viele Wölfe auf sie zugestürzt kamen und sie zerfleischen wollten, ich sah, wie ich mein Schwert aus der Scheide zog, ihr zu Hilfe sprang und Tiger, Leoparden, Löwen und Wölfe in Stücke hieb; ich sah, wie sie mir in die Arme sank, mich dankbar und feurig umschlang; und ich vernahm, wie sie mit ihrer Engelstimme sagte, daß sie nur mir angehören wolle und daß ich der tapferste aller Ritter sei und daß — — o Schreck! Die Lampe ging aus . . . Bei schwelend verglimmendem Lichte nahm die Umwälzung meiner Gefühlswelt ihren Fortgang. Bei den letzten Blättern glomm die Lampe nur so dürftig, daß ich alle Sehkraft anwenden mußte, um die Buchstaben zu erkennen. Mühselig drang ich vorwärts, und nur dadurch, daß ich viele Sätze ungelesen ließ, erfuhr ich das Ende des Stückes und erreichte das Schlußwort: "Dem Manne kann geholfen werden".

Lange noch blieb ich regungslos liegen, niedergedrückt von der Wucht der neuen Gewalten, die Besitz von mir ergriffen hatten. Ich bebte und bangte zwischen Wachen und Träumen, zwischen Verdammnis und unermeßlicher Seligkeit. In ein Reich der Wunder und Herrlichkeiten, in ein Reich des Edelsinnes, des Heldentums und der Weisheit war ich geraten, von dem ich vorher nicht die leiseste Kunde gehabt hatte — und sogleich war ich heimisch geworden in diesem Reiche. Doch aus seligen Genüssen schreckte mich empor der graue Gedanke, daß es Zeit sei, zurückzukehren in das öde, nüchterne Land, in dem der Meister, Fräulein Cäcilie, der lange Lorenz, der polnische Lukas und andere Tyrannen das Regiment führten. Der große Trost aber war mir beschieden, daß ich die kostbaren Schätze meines neuentdeckten Wunderlandes mitnehmen und fest im Herzen tragen konnte.'

Guizot, Washington

Wenn man bedenkt, was für seichte Lektüre im neusprachlichen Unterricht unsern Jungmannen noch vielfach geboten wird, auf Gymnasien, wo die neueren Sprachen sehr wohl eine wertvolle Ergänzung bilden könnten für den Unterricht im Griechischen und im Deutschen, und auch in Realanstalten, wo grade die neueren Sprachen Hauptträger geistigen Lebens sind, so freut man sich allemal der Erscheinigung einer Rückkehr zu gediegneren, historischen oder philosophischen, Schriftstellern und damit zu wirklicher Literatur.

Hengesbach hat die Haasische Ausgabe von Guizots Washington durchgehends neubearbeitet; neu hinzugefügt ist der Text der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juni 1776 nebst einer französischen Übersetzung.

---

[1]) Guizot, Washington. Etude historique, hrsg. von Jos. Hengesbach. Berlin, Weidmann, 1916. 80 u. 22 S. nebst 2 Karten. Geb. 1,40 ℳ.

MITTEILUNGEN

Einheitschule, weibliche Dienstpflicht und Umwandlung der höheren Schulen

Der bis zum 9. oder bis zum 12. Jahr alle Schüler zusammenhaltende einheitliche Unterbau soll die sozialen Grundsätze mildern, die Minorität aus Häusern besserer Erziehung soll die Geister des 'Volkes' sittigen helfen; der gemeinsame Unterbau soll den Aufstieg der Begabten und die Ausscheidung der Minderbegabten erleichtern.

Auf der andern Seite fragt man: wird nicht das Nebeneinander von Arm und Reich den Kontrast erst recht fühlbar machen? Wird das Zusammenarbeiten von begabten und langsameren Köpfen nicht den allgemeinen Wasserspiegel der Leistungen senken? Wird durch Aussonderung der Begabten der Arbeiterstand nicht geistig ausgepowert werden? Bei so ungleich gearteter Schülerschaft scheint für die Minderbegabten die Gefahr der Überbürdung drohend; und wenn man dann widerum Nebenklassen einrichtet für die schwächeren Schüler, wo bleibt da die Einheitlichkeit?

So ungefähr läßt Lenschau[1]) die Verfechter des Für und Wider der 'Einheitschule' nacheinander zu Worte kommen, um dann beiden Unrecht zu geben. Für ihn ist die Erfahrung maßgebend, daß mancher in den untern Klassen begabt Erscheinende später versagt, und umgekehrt; auch meint er, daß einer Tyrannei der Schule in der Berufswahl der Söhne die Eltern sich nicht fügen werden und nicht zu fügen brauchen. Bewilligung des sog. Einjährigenrechts auch an Schulen mit einer Fremdsprache, und damit Ausbreitung der sog. Mittelschule, das erscheint ihm als der gangbarste Weg zur Überbrückung der Kluft zwischen der Volksschule und den höheren Schulen.

Dem phantastischen Gedanken eines weiblichen Dienstjahrs (mit dem Hintergedanken des Frauenstimmrechts) stellt Lenschau mit einer durch die Kriegserfahrungen erhöhten Wärme einen wohldurchdachten Plan eines Frauenschuljahrs entgegen, in der dreifachen Richtung auf Krankendienst, Säuglingspflege und Hauswirtschaft.

---

[1]) Thomas Lenschau, Krieg und Schule, Einheitsschule, Weibliche Dienstpflicht und Umwandlung der höheren Schulen (= Gegenwartsfragen II. Reihe 4. Berlin, Verlag 'Politik' W 57, Bülowstr. 57, 1917. 52 S. 1 ℳ.



Am meisten wird unsre Leser interessieren Lenschaus neuer Gymnasiallehrplan:

	VI	V	IV	U III	O III	U II	O II	U I	O I	Gesamtstundenzahl jetzt	Gesamtstundenzahl bisher
Religion	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18	19
Deutsch	4	3	3	4	4	4	4	4	4	34	26
Geschichte	—	2	2	3	3	3	3	3	3	22	17
Latein	8	8	7	6	6	6	6	6	6	59	68
Griechisch	—	—	—	6	6	6	6	6	6	36	36
Französisch [1]	—	—	4	2	2	2	(2)	(2)	(2)	10	20
Mathematik	4	4	4	3	3	3	3	3	3	30	34
Naturwissenschaft	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18	18
Erdkunde	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18	9
zus.:	22	23	26	30	30	30	28	28	28	245	247
Schreiben	2	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Zeichnen	2	2	2	(2)	(2)	(2)	(2)	(2)	(2)	—	—
Singen	2	2	2	—	—	—	2	2	2	—	—
Turnen	3	3	3	3	3	3	3	3	3	—	—
zus.:	31	33	33	33	33	33	33	33	33	—	—

Da hier, wie man sieht, Grundstürzendes nicht vorliegt, so wird sich darüber reden lassen. Nur möchte man von Untersekunda ab, mindestens aber in Prima sich einigen Spielraum ausbedingen, um den verschiedenen Bedürfnissen der Schülergenerationen zwischen Maas und Memel gerecht zu werden und den Fähigkeiten der Lehrer nicht zu viel und nicht zu wenig zuzumuten.

Befreiend wirkt Lenschaus Urteil über die im neusprachlichen Unterricht angestrebte Gewandtheit im Parlieren, wobei vor lauter Phonetik kaum Grammatik gelernt, und vor lauter stilistischem Krimskrams keine Literaturkenntnis erreicht wird. Anderes, wie die Vorschläge zur Entlastung des deutschen Unterrichts in den Anfangsklassen, mag man in dem trefflich geschriebenen Heftchen selber nachlesen.

Die Fortbildungsfrage im höheren Lehramt

Aus einem andern Ton als das im Juniheft (S. 269) besprochene Buch von Joh. Speck geht die dem selben Gegenstand gewidmete Schrift von O. Metzger-Hoesch [2]). Hier wird das Idealbild des Oberlehrers gegeben, eine Dreieinigkeit von Gelehrtem, Lehrer und Erzieher, und man spürt es dem Büchlein an, daß seinem Verfasser die drei Aufgaben gleich sehr am Herzen liegen. Darum ist ihm auch nicht so sehr um eine Organisation der Fortbildung zu tun, als um eine allge-

[1]) oder Englisch oder Hebräisch. Die eingeklammerten Zahlen bedeuten wahlfreien Unterricht und sind in der Summe nicht mitgezählt.

[2]) Oskar Metzger gen. Hoesch, Die Fortbildungsfrage im höheren Lehramt. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 132 S. 8.

meine Hebung geistigen Lebens in der höheren Schule, um ernsthaft philosophische Durchbildung des Lehrers: man hätte dies gern im einzelnen von ihm ausgeführt gesehn. Was die Jugend selber heut am schmerzlichsten vermißt, Anpassung an die verschiedenen Altersstufen und Individualitätstypen, kommt auch bei O. Metzger zu kurz. Aber was hat dieser Mann in seinem Thüringer Winkel alles gelesen! Ja, fast könnte man fragen, was an neuerer pädagogischer Literatur hat er nicht gelesen! ein lebendiges Beispiel dafür, daß den Strebsamen heutzutage der breite Strom geistigen Lebens in der Provinz nicht minder berührt als in der Großstadt; vielleicht sogar kräftiger: man sollte wenigstens meinen, die Distanz könne die Scheidung größerer und kleinerer Geister unter den Tagesgrößen wohl erleichtern. Dies ist nun freilich hier nicht geschehn. Die von Metzger immerfort angerufnen Autoritäten bilden eine wahrhaft bunte Reihe, neben dem redlichen Denker finden sich Namen von Schaumschlägern und öden Widerkäuern, denen der Enthusiast ziemlich unterschiedslos huldigt. Schriftstellerisch steht das Buch im ganzen nicht sonderlich hoch: es ist breit und holperig geschrieben, mit nicht geringen stilistischen und sogar grammatischen Anstößen ('gewänne' S. 69, 'ich lasse dir fühlen' S. 93). Auch neuzeitliche Verunreinigungen der Muttersprache, wie das 'Schrifttum' über eine bestimmte Frage, und natürlich 'Bücherei'; die noch neuzeitlichere 'Kleiderei' und das arg mißgeschaffne, aber bereits amtlich eingeführte Neuwort 'Anschrift' hab ich zum Glück bei ihm nicht gefunden. Das wäre auch eine Weiterbildung, aber freilich nach unten, in die Regionen der Halbbildung, die für ihren Verstand zu viel gelernt hat.

Aber herzerquickend lesen sich die Abschnitte des Buches, wo, so ziemlich im Sinne des altmodischen Gymnasiallehrers, die Rede ist von der Weiterbildung des Einzelnen in seinem Kämmerlein.

So darf man sich der beiden Schriften doch von Herzen freuen.

Deutscher und antiker Vers[1])

Düstere Sturmnacht zog, und graunvoll wogte das Meer auf.

Der Vers ist gewiß nicht übel. Nun vergleiche man damit:

Düsterer zog Sturmnacht, graunvoll rings wogte das Meer auf.

Was sagt man dazu? Voß nannte die erste Fassung 'kunstlose Natürlichkeit', die zweite 'durch Kunst veredelte Natur'. Und wenn er sich dann beruft auf

illi inter sese magna vi brachia tollunt

im Vergleich mit einem fingierten

omnes inter se vi magna brachia tollunt,

so wird klar, daß seine 'Veredlung' gradeswegs hinausläuft auf eine Vergewaltigung unsrer Sprache, wo durchaus Vershebung mit Wort- und

[1]) Andreas Heusler, Deutscher und antiker Vers. Der falsche Spondeus und verwandte Fragen (= QF Nr. 123). Straßburg i. E., Trübner, 1917. 185 S. 8. 6,50 ℳ.



Satzhebung zusammenfallen müssen, und eine Vergewaltigung zugunsten einer Sprache, deren Vershebungen ohne Rücksicht auf Wort- und Satzhebung allein sich auf die Quantität stützten. Wir werden also Heusler darin beistimmen, wenn er diese Stilisierung (S. 82) Denaturierung nennt.

Nicht weniger undeutsch ist Vossens:

'Brausend steigt Meerflút im Orkan' —,
oder: 'Wo die Natur Schnee déckt' —,
oder: 'So ward vollendet des Zeús Rat' —, oder Wilhelms von Humboldt:
'Wenn Krankhéit mich befällt'.

Überall sind hier in dem Bestreben, im Deutschen einen griechischen Spondeus nachzubilden, die Senkungen zu stark und die Hebungen zu schwach geworden.

Als Ausnahme, mit ganz bewußt angestrebter und erreichter Wirkung ist Schillern, in der spätern Fassung des Spaziergangs, solche Tonverrückung gelungen:

'Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde',

'eine grell einschneidende Synkope (wie heute die Musiker sagen), ein rhythmisches Chaos, malt das Chaos des Umsturzes', urteilt Heusler (S. 94).

Sehr fein ist die Beobachtung Heuslers (S. 70), wonach es einen Unterschied macht, ob die Tonrückung zwei oder drei Silben angreift:

Wem von Ilios Feld | Rückkehr nach Hause bereit ist —
Wie er das Wort aussprách |,

oder schlimmer, weil mit unnatürlicher Steigerung einer proklitischen Silbe verbunden

'Dá antwórtete' —,
oder: 'Als voll wúrde das Jahr'.

Wahre Hekatomben hat dem Vossischen Dogma Platen geopfert, während Schiller und Goethe lange den Gehorsam verweigerten. Man höre Platens:

'Dumpf schallt, was voll ist | lieblicher klinget, was hohl',
oder: 'Streng ausbilde bis ins | Kleinste das kleinste Gedicht'.

'Platens Epigramme bezeichnen überhaupt den Hochstand undeutscher Verskunst', ist hiernach gewiß ein hartes, aber nicht ungerechtes Urteil (Heusler S. 61). 'Aber', wird man unter dem Zeichen des Weltkrieges gewiß rufen, 'was sollen uns heute diese griechelnden Verse?' Gemach! Rud. Alex. Schröder dichtet ganze Bände in Hexametern und alkaischen Strophen. Wohl unsern Dichtern heute und künftighin, daß sie nicht mehr auf Adelung und Karl Philipp Moriz und Joh. Heinr. Voß angewiesen sind, wie Goethe, dem der hartköpfige und harthörige Verstyrann den Hexameter schließlich ganz verleidete:

Allerlieblichste Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben
Und schwerfälligste Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen . . .

ist doch unsre Wissenschaft im Laufe des Jahrhunderts je einsichtiger, desto bescheidner geworden und überläßt das Befehlen und Verbieten den Wustmännern.

Heusler verfährt in seiner Untersuchung etwas umständlich, und wo es sich doch nur um die Geschichte eines Irrtums, eine 'Krankheitsgeschichte' (S. 143) handelt, scheinbar übergründlich. Dennoch liest sich sein Buch ungewöhnlich gut, dank der Fülle seiner Belege, dank auch seiner klaren und frischen Sprache, und dank endlich der Gesundheit seines allein dem Ohr vertrauenden Urteils.

Da ich ihn in mehr denn einer Hinsicht als Bundsgenossen betrachten darf, so seien noch ein paar kurze Randbemerkungen gestattet, wenigstens zu der von ihm nicht selten berührten griechischen Versgeschichte. In der deutschen fühle ich mich seit einem Menschenalter nicht mehr zu Hause: ich weiß z. B. nicht, ob die s. Z. von Max Rieger (Zachers Zeitschrift VII) beim Stabreim aufgezeigte Rangordnung im rhythmischen Gewicht der grammatischen Satzteile noch zu Recht besteht, und ob nicht anderseits einsilbige Wörter in deutscher Dichtung über ihr grammatisches Gewicht hinaus hebungsfähig werden können. Aber zum Griechischen mag ich einige Anmerkungen nicht unterdrücken.

Der sapphische Elfer ist für keinen Metriker heute mehrdeutig, er ist allgemein anerkannt als ein vollgültiger katalektischer choriambobakcheischer Trimeter, von sechs Hebungen natürlich. Daß man neuerdings in griechischen Singversen auf Schreibung der Ikten verzichtet, hat z. T. seine guten Gründe: was sollen in äolischen Maßen, die unmittelbar von Iamben in Trochäen übergehen können, wie noch in Pindars *Ἀναξιφόρ-μιγγες ὕμνοι* (♪ ♩ ♪ ♩ | ♩ ♪ ♩ ♪), in Sonderheit in der äolischen Basis, mit ihren erstaunlichen Freiheiten (⏓——⏓, ⏑⏑—⏑ usf.), eher einem wallenden Strome vergleichbar, als einem rhythmisch festen Schreiten, was sollen hier Hebungsstriche? In richtigen Hebungsversen ⏑–́ ⏑⏑–̀ ⏑⏑–́ ⏓́ | –́ ⏑–̀ ⏑–́ ⏓́ sind Hebungsstriche wohl angebracht und unschätzbar schon als Nötigung Farbe zu bekennen; man unterläßt sie oft wohl nur wegen der typographischen Schwierigkeiten.

Bei dieser Gelegenheit sei betont, daß es keine einfach-daktylischen, trochaischen, iambischen 'Takte' gibt, so wenig als anapaestische; erst der Doppelfuß ergibt ein Metron, etwas unserm Takte Vergleichbares, wie denn auch der Hexameter schon in seinen beiden Urformen, 2 + 4 (Vorarbb. S. 41) und 4 + 2 (ebd. S. 35, Kurt Witte, Glotta IV S. 1 ff.) dipodisch verlief; nicht minder, mit seinen überdehnten Schlußsilben (–́⏑⏑ –̀⏑⏑ –́⌒–̀), so lange man ihn noch zur Flöte rezitierte (Vorarbb. S. 64 ff.), der 'Pentameter'. Dies darf heut als ausgemacht gelten, seit die dipodische Natur des Daktylus bei Alkman anerkannt (Wilamowitz, Ilias und Homer S. 347) und das Dimetron in dem Daktylenpenthemimeres und darnach doch wohl auch in der Pentameterhälfte, nicht mehr bestritten wird (Wilamowitz, Sappho und Simonides S. 135) Bis es gelingt, eine ungrade Fußzahl von Daktylen oder Daktylotrochäen irgendwo zwingend nachzuweisen — die taubstumme Theorie der Alexandriner kann uns hier nichts lehren —, bleibt es also bei dem dipodischen Gang, Rückfälle in das Trimetron oder gar in das Zweieinhalbmetron, damit

nach Adam Riese ($2\frac{1}{2} + 2\frac{1}{2} = 5$) das 'Pentametron' herauskomme, sollten damit bei uns ausgeschlossen sein.

Daß Heusler den deutschen Daktylus lieber dreiteilig als zweiteilig empfindet, ist auch dem griechischen Daktylus gemäß, der ursprünglich dem Trochäus die Wage hält und auch später seine Hebung, im Gegensatz zu Iamben und Trochäen, so gut wie niemals in zwei Kürzen darstellen durfte. Erst die peripatetische Musiktheorie hat ihn zum *γένος ἴσον* geschlagen und damit, wie den marschgerechten Anapaesten, zweiteilig gemacht.

Über Verse wie

ἀπόλεμος ὅδε γ' ὁ πόλεμος ἄπορα πόριμος οὐδ' —

(Aesch. Prom. S. 904), oder

ἔτι βρέφος, ἔτι νέον, ἔτι θάλος —

(Eur. IT. S. 232) sollen die Gräzisten nicht einig sein? Wo ist einer, der hier nicht Iamben anerkennte mit aufgelösten Hebungen? Doch, einen find ich; der läßt aber (bei Äschylus) *οὐδ'* zum folgenden Verse gehören, und ist ein Gräzist, der wohl Jahr für Jahr griechische Verse ediert, aber nie den Anspruch erhoben hat, etwas von griechischer Verskunst zu verstehn.

Die Begriffe *κῶλον* und *κόμμα, τομή* und *διαίρεσις* gehn leider auch vielen Gräzisten noch durcheinander. Es sei gestattet, die Germanisten zu verweisen auf 'Horazens Versmaße, für Anfänger erklärt' (Leipzig, Teubner, 1910).

Endlich sei noch hingewiesen auf eine ziemlich verschollne Gelegenheitsschrift von Wilhelm Brambach, Über die Betonungsweise in der deutschen Lyrik (der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br., dargebracht von ihrem Mitgliede), Leipzig 1871, die mir s. Z. sehr aufschlußreich gewesen ist über einen Grundunterschied deutscher und griechischer Verskunst, und die geeignet erscheint, etwaige Bedenken gegen Heuslers Gleichung *'Leben* metrisch = *leblos'* zu zerstreuen.

Wenn die mhd. Poesie noch sehr genau auf Silbenquantität achtete, heute spricht kein Deutscher: 'Füllest wieder Busch und Tal' quantitierend, ♩ ♪ ♩ ♪ | ♩ ♪ ♩, wie wir denn 'Was blasen die Trompeten' nach der Melodie eines Tiroler Volksliedes in lauter Achtelnoten singen, bis auf die vorletzte Silbe, nach der eine Senkung fehlt. Kein Wunder, wenn es noch unsern Primanern so ungemein schwer wird, in griechischen und lateinischen Versen die Längen wirklich lang zu sprechen, vollends in der Senkung. Am liebsten rasseln sie *Μῆνιν ἄειδε, θεά,* oder *Aurea prima sata est* genau so herunter wie 'Was blasen die Trompeten' oder wie der große Mime Jos. Kainz die ihm langweiligen Schillerschen und Goethischen Iamben.

Zweierlei hat die tief eindringende Heuslersche Untersuchung ergeben: Vossens griechelnder Hexameter war weder auf dem Wege ein griechischer noch ein deutscher Vers zu werden, und: der unsrer Sprache gemäße Hexameter ist kein heroischer Vers mehr; seine vornehmste Blüte hat er in der Elegie entfaltet, am schönsten in der Perle der Elegien, Goethes 'Euphrosyne'. O. S.

Zum Aufstieg der Begabten

Das Problem des Aufstiegs der Begabten wird uns noch lange zu schaffen machen auf allen Gebieten des Lebens. Nach dem Kriege, wenn wir die ungeheuern Verluste an edlem jungem Blut überschlagen, und es nun überall an qualifizierten Arbeitern fehlen mag, werden wir wohl oder übel uns abfinden müssen mit den Nöten der Stellenbesetzung. Bei der stark verringerten Auswahl auch nur an einigermaßen regelrecht vorgebildeten Bewerbern und Anwärtern werden wir nicht allzu wählerisch sein dürfen. Das wird dann auch auf die Staatsexamina und die Schulen zurückwirken: die Bürokratie wird auf Nachsicht und Ermäßigung der Anforderungen dringen. Die Sache dagegen, wenn der Stand des geistigen Lebens nicht verhängnisvoll sinken soll, wird grade umgekehrt erhöhte Ansprüche erheben an die Leistung jedes Einzelnen, besonders in den führenden Schichten.

Wie wichtig dabei die rechte Begabungsdiagnose werden mag, leuchtet sofort ein. Einen vielverheißenden Anfang zur Lösung dieser Aufgabe boten, von uns (Sokr. IV 1916 S. 523) sympathisch begrüßt, die Vorarbeiten in dem Sammelwerk Peter Petersens 'Aufstieg der Begabten'. William Stern legt jetzt seinen Beitrag etwas erweitert in Buchform vor[1]). Er ist bescheiden genug, sein Verfahren als 'Technik' zu bezeichnen, was die Grenze des ganzen Unternehmens der sog. experimentellen Psychologie nicht übel andeutet.

Von der entgegengesetzten Seite geht dem Problem Eduard Spranger[2]) zu Leibe, dessen Beitrag wegen Erkrankung des Verfassers nicht mehr in das Sammelwerk gekommen war. Spranger äußert bei dieser Gelegenheit allerlei Wünsche und Sorgen über Universitätsfragen im allgemeinen, bisher ein Rührmichnichtan in der öffentlichen Diskussion. Aber Spranger urteilt mit offenen Augen und ohne Menschenfurcht: er darf bei allen Unbefangnen auf ernste Beachtung rechnen. 'Licht herein aus den Gefilden modernen Lebens!' so fordern ja auch wir, nicht im Sinne neuen und immer neuen Lehrguts, wohl aber einer lebensvolleren Lehrweise.

Vom Auf- und Abstieg ist auch die Rede in einem Buche, das den Rahmen am weitesten spannt. Walther Rathenau[3]), Ingenieur und Doktor der Philosophie, entwirft geradezu ein neues soziales Programm, das stark mit Gemeinwirtschaft arbeitet, nicht allzu weit entfernt von Kinderkonfiskation, wobei denn den Auf- und namentlich den Abstieg der allgewaltige Staat regeln wird. Indessen urteilt Rathenau selber: 'Wahre Menschenkunde ist nur tief verantwortlichen, d. h. echten Herrschernaturen gegeben, die deshalb nicht einmal genial zu sein brauchen.'

Der polare Gegensatz zwischen dem technisch gerichteten Philosophen und dem philosophierenden Techniker springt in die Augen.

O. S.

---

[1]) William Stern, Jugendkunde als Kulturforderung. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. 83 S. 1,40 ℳ. Vgl. auch Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung Nr. 19. 20 (v. 13. 20. Mai 1917).

[2]) Ed. Spranger, Begabung und Studium. Leipzig 1917, Teubner. 99 S. 2 ℳ.

[3]) Walth. Rathenau, Von kommenden Dingen. Berlin 1917, S. Fischer. 345 S.

Der 'gotische Mensch'

'Die übliche Geschichtsbetrachtung, die nur die eine geistige Anstrengung kennt: Gründe dafür aufzusuchen, daß es so kommen mußte, wie es gekommen ist, mag etwas sehr Befreiendes und Beruhigendes haben: zeugungsfähig ist sie nicht, neue Wege kann sie dem Geiste in seiner gewollten Blindheit nicht erschließen. Wenn uns die deutsche Zukunft am Herzen liegt, so dürfen wir die deutsche Vergangenheit nicht mit historischem Fatalismus hinnehmen, wir müssen von ihr fordern, wir müssen sie mit Zorn und Liebe befragen.' In diesen Aussprüchen von Richard Benz[1]) regt sich mit dem Forscher zugleich ein seherisches Gemüt. Dem Propheten wird man gern Irrtümer im einzelnen nachsehn: Homer hat seine Rhapsodien nicht gesungen, das gesungene Lied ist älter als Homer; die Nibelungenstrophe war nicht bloß im letzten Halbvers, aus Übermut, vierhebig; über den deutschen Knittelvers hat uns erst Jakob Minor belehrt; über das Wesen des Reims, insbesondere über scheinbar unreine Reime, Rudolf Hildebrandt; der griechische Tempel ist in seinem Ursprunge nicht minder Zimmermannskunst, als das deutsche Bauernhaus usf. Schwerer wird es dem nicht über gleiche Schwungkraft verfügenden Philologen, die Einheitlichkeit des neu entdeckten 'gotischen Menschen' durch die Jahrhunderte hindurch zu glauben. Dieser gotische Mensch ist ja nicht auf die gotische Baukunst beschränkt. Seine Formen 'wachsen von innen heraus, nicht seine Gedanken in eine überlieferte Form hinein'. Er ist 'mehr Erfinder als Gestalter, seine Kultur ist überreligiös, sie ist wahrhaft künstlerisch'. 'Religion ist Überschätzung des Willens, Zuernstnehmen des Tuns, Glaube an ein Seligwerden durch ein Tun'. 'Kultur ist künstlerische, bildliche Wertung der Dinge, sie erstrebt Versinnlichung, aber nicht Verwirklichung des Geistigen. Sie hat mit der utilitaristischen Wertung der Zivilisation so wenig zu tun als mit der moralischen Wertung der Religion'. Dies alles scheint noch vor dem Weltkrieg erdacht; ob es sich auch nach diesen furchtbaren Erlebnissen behaupten wird?

'Die Einheitlichkeit der Antike' haben wir glücklich überwunden, jetzt sollen wir schlankweg an die Einheitlichkeit einer doch weit komplizierteren Kultur glauben. Indessen: mit einem so warmherzigen Propheten verhandelt der nicht minder warmherzige Humanist des 20. Jahrhunderts, sagen wir der 'Deutschhumanist', der zugleich älter und jünger ist als der gotische Mensch, in dessen Brust Raum ist für griechische Klarheit und deutsche Mystik, für deutschen Kinder- und Helden- und Bürgersinn und griechische Tragik, immer noch lieber, als mit dem hitz- und hohlköpfigen Fanatiker der Deutschtümelei.

Deutschunterricht als Kulturkunde

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein[2]). Hier redet ein Kenner des Lebens und der Schule, Verfasser einer griechischen Ge-

---

[1]) Richard Benz, Die Grundlagen der deutschen Kunst. I. Mittelalter. Jena 1916. 105 S. 8. 2 M.

[2]) Thomas Lenschau, Deutschunterricht als Kulturkunde. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 94 S. 8.

schichte, der an historischer Kenntnis deutschen Geisteslebens den großen und kleinen Propheten des germanischen und gotischen Menschen überlegen ist. Man bekommt etwas zwischen die Zähne: diese Mühle geht nicht leer, einstweilen wird sogar allzu reichlich Korn aufgeschüttet. Es wird noch genauer zu prüfen sein, wie weit diese Kulturkunde sich geltend machen darf, ohne dem Verständnis für die Form und die Seele der Kunstwerke deutscher Dichtung und Prosa hinderlich zu werden. Aber den Verfasser erfüllt Ehrfurcht vor der Empfänglichkeit und Fassungskraft der Jugend, mindere Bewunderung dagegen vor dem, was im Durchschnitt der Deutschunterricht bisher ihr geboten hat. Daher ein immerfort widerholter dringender Appell an die Lehrer, ganz anders sich auf diesen Unterricht vorzubereiten. Man vergleiche in diesem unsern Hefte (S. 334 ff.) die eingehende Besprechung der vom Teubnerschen Verlag allzu rasch auf den Markt geworfnen 'Deutschkunde'.

Was Lenschau selber bietet, ist vorbildlich an Solidität des Wissens und Herzhaftigkeit der Darstellung: ein gesunder niedersächsischer Humor liegt darüber gebreitet und vermeidet alle unnütze Schärfe. Lenschau versteht Echt und Unecht, Wesentlich und Unwesentlich zu scheiden; man lese seine ruhigen Betrachtungen über Fremdwörter (S. 27) und vergleiche die Bemerkungen über sog. deutsche Schrift mit dem, was Richard Benz in diese Schnörkel, wie in den jesuitischen Barockstil (!) hineingeheimnißt als Ausfluß der Seele des unsterblichen gotischen Menschen!

Auf eine Einleitung, über die Notwendigkeit einer deutschen Kulturkunde und einer vertieften Vorbildung der Deutschlehrer, folgen Abschnitte über Grammatik, Lektüre, Literaturgeschichte und Aufsatz im Dienst der Kulturkunde. Fast durchweg zeigt sich ein scharfer Sinn für das Erreichbare und — leider bisher so selten Erreichte! O. S.

Der Weltkrieg im 'Geschichtsauszug'

Die schon nach vier Jahren wider nötig gewordne Neuauflage des guten alten Ploetz[1]) zeigt durchgehends eine Vermehrung des Lehrguts; am meisten fällt davon (S. 487—546) auf den Weltkrieg (August 1914 bis Juli 1916). Diese 60 Seiten für zwei Jahre erwecken mit ihrem ja noch völlig unverdauten Rohstoff die allerschwersten Bedenken. Wie soll das enden? Im übrigen leidet die ganze Alte Geschichte an einer gewissen Rückständigkeit, die neueren tief einschneidenden Forschungen haben darin kaum eine Spur hinterlassen. Hier gilt es also eine völlige Umarbeitung. Überhaupt aber sind durchweg energische Streichungen vonnöten, was eine nicht geringe Geistesarbeit, und dann noch etwas erfordert. Wie sagt doch Lessing: 'Entschuldige diesen langen Brief, zu einem kürzern hatt ich keine Zeit!'

Wiedersehen!

In dem Amtszimmer eines Gymnasialdirektors erscheint ein kleiner Vorschüler, der auf eine andre Schule übergehn soll. Auf die Frage: 'Was bringst du denn, Kleiner?' antwortet er: 'Wiedersehn sagen!'

Ein älterer Schüler holt sich am Montag eine Direktoratsrüge, weil er in der vergangnen Woche mehrfach im Klassenbuch getadelt ist. Er wird

---

[1]) Karl Ploetz, Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. 18. Aufl. von Friedr. Kähler. Leipzig, A. G. Ploetz, 1916. 580 S. 8. Geb. 3,60 ℳ.

verwarnt, scheint zerknirscht und wird entlassen. Darauf verbeugt er sich und sagt 'Wiedersehn!'

Das kommt davon, wenn Kindermädchen an der Sprachverbesserung mitarbeiten. 'Lebewohl sagen' scheint unangebracht, weil man den Direktor doch nicht duzt, und sich schweigend zu verbeugen, hält die Halbbildung für ungebildet.

Lebt wohl!

In gewissen, fast flexionslos gewordnen Sprachen ruft man beim Abschied, ohne an 'Du' oder 'Sie' oder 'Ihr' zu denken — nebenbei mit schön durchschimmerndem, seemännischem Bilde — *farewell*, *farvel*. Wir sagten bisher in mehr oder weniger verdorbnem Französisch *Adieu*, was uns heute nicht mehr über die Lippen will. Hier setzt nun eine Bewegung ein, die nicht erst von heut und gestern ist: da wir doch nicht mit Jedermann Brüderschaft zu machen geneigt sind, will man, in Anknüpfung an eine ältere Sprachgewohnheit, das steife 'Sie' überall mit dem wärmeren 'Ihr' vertauschen, also: Seid willkommen!, Lebt wohl!

Im patriarchalischen Verkehr des Gutsherrn mit seinen Leuten ist das 'Ihr' ja nie ausgestorben; ebensowenig in den Ansprachen des Hauptmanns an seine Kompanie oder in der Anrede des Geistlichen an seine Gemeinde; endlich in 'Euer Hochwohlgeboren' und 'Euer Majestät'. Es ist also noch warmes Leben darin und wahrt zugleich Höflichkeit und ehrerbietige Ferne, hat also gewiß ganz andre Aussichten, rasch sich durchzusetzen, als die erklügelten, oft sprachwidrigen Verdeutschungen alberner Sprachreiniger.

Wer sich der Bewegung anschließen will, wende sich an Professor Böckelmann in Herford oder an den 'Vortrupp' in Hamburg, Spitalerstr. 12.

Sprich Deutsch[1]!

'Der praktische Sinn, den Engel in allen seinen Arbeiten bewährt hat' (so beginnt, wohl mit leiser Ironie, eine Anzeige seiner Goethe-Ausgabe im Literarischen Echo), hat ihn jetzt ins Lager des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins geführt, wo er, auf dem äußersten linken Flügel, wahre Heraklestaten in Aussicht stellt. 'Deutschland ist zwar Hochsitz neuzeitlicher Sprachwissenschaft: vom innersten Kern jedoch aller Sprachweisheit, von der Sprache als einem lebendigen Gewächs, nicht einer gelehrttuenden Leimerei, hat selbst die Wissenschaft von deutscher Sprache, *Germanistik* geheißen, keine Ahnung'. Nun wissen wirs!

Der Franckforter, 'Eyn Deutsch Theologia' hrsg. von Willo Uhl (= Kleine Texte hrsg. von Hans Lietzmann Nr. 96). Bonn, Markus & Weber, 1912. 64 S. 1,60 ℳ.

Das Büchlein eines ungenannten späten 'Mystikers' Vom vollkommnen Leben, von Luther zuerst herausgegeben (1518), liegt jetzt, außer von Hermann Büttner bei Eugen Diederichs in Jena, endlich auch in einer handlichen kritischen Ausgabe vor, bisher war es nur in der Pfeifferschen Bearbeitung zu haben (im Antiquariat zum Liebhaberpreis von 8,50 ℳ). Die neue Textausgabe ist ein getreuer Abdruck der Papierhandschrift von 1497. Der brave 'Franckforter' ist an geistiger Tiefe nicht mit Meister Ekkhart und an Schwung nicht mit Thomas a Kempis zu vergleichen, aber er ist ehrlich und schlicht und schreibt kein übles Deutsch: kein Wunder, daß er Luthern ansprach.

S.

[1] Eduard Engel, Sprich Deutsch! Ein Buch zur Entwelschung. Leipzig, Hesse & Becker, 1917. 262 S.

Flämische Dichtung

'Schwerblütiges Hangen an der grünenden, fetten Heimatscholle, und, jähe und schmerzhaft, Gier nach dem Jenseits und Selbstkreuzigung', so gibt ein Übersetzer die Pole des flämischen Lebens an. Es ist Heimatkunst, aber vollblütiger, saftiger und wider derber als bei uns. Eigentümlich, wie von Conscience an, besonders bei Eekhoud und Streuvels das Herbe, der Pessimismus überwiegen. In der Widmung von Kees Doorik, Cornelius Totenheinrich, an Camille Lemonnier erzählt Eekhoud von einem Fuhrmann, der ihnen begegnete, die kotbedeckten Holzschuhe aneinanderstieß, kreischend 'Hiüh' sein schweres Ackerpferd antrieb und tief *goeden avond* wünschte. 'Den Ton, den dieser rauhe Erdenwinkel an jenem Abend von sich gab, versuchte ich in all seiner Herbheit auf diesen Seiten widerzugeben.' Die poetischen Gemälde von Streuvels geben zugleich die Hilflosigkeit eines Volksstammes, der am Wallonentum verdirbt. — Conscience ist durch den jetzt mehrfach wider aufgelegten Löwen von Flandern bei uns bekannt geworden (zuletzt in der dem Generalgouverneur v. Bissing gewidmeten Borngräberschen Ausgabe von 1916); weniger kampflustig, aber ergreifender sind seine Dorfgeschichten wie 'Der Rekrut'. Bergmanns 'Advokat Ernst Staas', dem 'Das Ziegelhaus' entnommen ist, erscheint gleichzeitig im Inselverlag. Das Buch ist in Flandern und in Holland in Bruchstücken in die Lehrbücher eingedrungen. Man schämt sich, daß ein so vorzüglicher, uns stammverwandter Autor bei uns so unbekannt ist — hier in Magdeburg z. B. in keiner öffentlichen Bibliothek —, schämt sich doppelt, wenn man die zarten Schilderungen des Deutschtums bei ihm liest: der Bräutigam der Beguine Serruys, ist ein Preuße, der vor Waterloo fiel. Eekhoud wird vom Übersetzer als der tiefste aller flämischen Dichter gepriesen. Burch Mitsu enthält leidenschaftliche Anklagen gegen England und ist mit großer Kraft geschrieben. Man wird aber das Krankhafte am Dichter des Escal-Vigor, der leidenschaftlichsten Verherrlichung der andern Liebe, auch aus diesem Buche herausspüren. Teirlinck ist eine reine Artistengeschichte. 4, 5, 8, 9 sind vorzüglich für Schülerbibliotheken. — Bei Gezelle rührt das Lebensschicksal; ob seines Flamentums auf einen Strafposten gesetzt, verstummt sein liederreicher Mund für lange. 'Freilich wird's mein Dichten schwichten, So dem Herzen Wohl entgeht. Wer kann reifer Beeren gehren, Wenn der Rebstock dürre steht?' An seinen Gedichten entzückt vor allem der ans Mittelalter mahnende, lebendige Strophenbau. Die Übersetzungen sind Übersetzungen, aber von Rudolf Alexander Schröder. — Von den drei älteren Werken ist Lanzelot und Sanderein als Spiel auf Freibühnen schon im 14. Jahrhundert viel gespielt worden, wie andre ernste Spiele gefolgt von einer Posse, derart, daß der Epilog zum Drama Prolog zur Posse war; die neue Ausgabe folgt dem Druck von 1486 und bietet ganz die prächtige Frische des Originals. Ruisbroeck interessiert als Vorläufer Taulers und jetzt wohl als einstiger Kaplan an St. Gudula zu Brüssel; das gewählte Buch ist lebendig gestaltet. Bei Schwester Hadwich möchte ich mir das Urteil von Jellinghaus im Grundriß der germanischen Philologie aneignen, der ihre Lieder als einförmig und wegen der Kränklichkeit des Inhalts ablehnt. — Warum wurden die Flamen bei uns so wenig gelesen? Früher gab es doch *Horae Belgicae*.

Magdeburg. Th. Bohner.

---

[1] 1. Jan van Ruisbroek, Das Buch von den 12 Beghinen. 2. Visionen der Schwester Hadewich. 3. Lanzelot und Sanderein. 4. Conscience, Der Rekrut. 5. Bergmann, Das Ziegelhaus. 6. De Coster, Herr Halewijn. 7. Gezelle, Gedichte. 8. Streuvels, Die Ernte. 9. Streuvels, Der Arbeiter. 10. Eekhoud, Burch Mitsu. 11. Teirlinck, Johann Doxa. Inselbücher Nr. 206—208, 210—217.



ANZEIGEN

1) Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Mit 2 Karten, 32 Tafeln u. 8 Abbildungen. Herausgegeben von Walther Hofstaetter. Leipzig u. Berlin, Verlag und Druck von B. G. Teubner, 1917. 8. 172 S. Preis geb. 3 ℳ.

Während unseres Volkes wehrhafte Jünglinge und Männer draußen in Ost und West mit dem Schwerte deutsche Geschichte schreiben, will der Herausgeber, 'nachdem ihm das Schwert aus der Hand genommen', die Daheimgebliebenen, das 'heranwachsende Geschlecht' und die 'im Leben stehenden Männer und Frauen' um das Palladium deutscher Art und Kunst vereinigen, ihre 'Herzen zu erheben zu freudigem Bewußtsein unseres reichen Erbes, das unserm Volk kein Feind nehmen kann, und den Willen zu stärken, dies Erbe treu zu bewahren'.

Über deutsche Art und Kunst hat man in friedlichen Tagen viel und gründlich und schön geforscht und geschrieben. Ihr Ausmaß ist indessen so weit, ihr Inhalt so reich, ihr Besitz so heilig, daß auch in waffenklirrender Zeit das rechte Wort zu ihrem Preise die rechte Statt finden wird.

Nach der im Verhältnis zur Größe der Aufgabe geringen Bogenzahl der Veröffentlichung dürfen wir von ihr nicht mehr als Umrißskizzen erwarten. Ihre schönen Aufgaben wird sie auch so auf das schönste zu erfüllen vermögen, wenn sie vollkommene Beherrschung des Stoffes mit weise beschränkter Auswahl, und lichtvolle Gruppierung mit fesselnder Darstellung vereint.

Den inhaltlichen und darstellerischen Wert jedes der 15 Kapitel des Buches[1]) Blatt für Blatt zu wägen ist hier nicht der Ort. Wir beschränken uns, einzelne Punkte herauszuheben, an denen es erforderlich erscheint, die nichtfachmännischen Weggenossen, die der Herausgeber sich ausersehen hat, zu warnen und zu beraten. Wir werden dabei gelegentlich einschalten, wie nach der Meinung eines, der ebenfalls daheim bleiben mußte, das löbliche Ziel, dem das Buch zustrebt, von den Mitwandernden auf blüten- und fruchtreicherem Pfade zu erreichen gewesen wäre.

---

[1]) Das dem Text vorangeschickte Inhaltsverzeichnis entspricht nicht durchweg der Einteilung des Textes selbst. Wir sehen daher von seiner Mitteilung ab und setzen letztere hierher, unter Fortlassung der Verfassernamen, da es sich hier nur um die Sache handelt. 1. Das deutsche Land, seine Besiedelung und Ausnutzung. — 2. Pflanzen- und Tierwelt und ihre Unterwerfung. — 3. Der vorgeschichtliche Mensch auf deutschem Boden. — 4. Vom Germanen zum Deutschen. — 5. Die deutsche Sprache und die Schrift. — 6. Volkskunde. A. Märchen. Sage. Religion. Brauch. Sitte. B. Ländliche Siedelung und



Einige Bemerkungen über den Gesamtplan und seine Ausführung seien vorausgeschickt.

Um die Vielseitigkeit des Stoffes zu bewältigen, haben der Herausgeber und zehn Mitarbeiter sich in die Arbeit geteilt. Der Sachlichkeit wegen wäre dies gutzuheißen, wenn nicht gerade die bei diesem Verfahren unerläßlich scheinende Einheitlichkeit von Auffassung und Darstellung unter der Verschiedenartigkeit der zusammenwirkenden Kräfte litte.

Die Kapitel von deutscher Kunst im Mittelalter und in der neueren Zeit, vom Theater und von deutscher Musik erfreuen durch stoffliche und stilistische Beherrschung des Gegenstandes. Während aber die beiden ersten leider recht knapp bemessen sind, fallen die beiden andern durch ihre Betonung des Kunsttechnischen gegenüber dem Kulturhistorischen ein wenig aus dem Rahmen des Buches. Das Kapitel vom vorgeschichtlichen Menschen entspricht inhaltlich im wesentlichen seinem Zweck, wenn auch seine Vortragsweise etwas leitfadenmäßig anmutet. Die beiden einleitenden Kapitel ('Das deutsche Land usw.' und 'Tier- und Pflanzenwelt usw.') fassen — namentlich das erstere, das auch nicht frei von Irrtümern ist — ihr Thema zu eng. Die volkskundlichen, sozial-, rechts-, staats- und wirtschaftsgeschichtlichen Kapitel befriedigen nach Form und Inhalt am wenigsten. Man verspürt an ihnen gar häufig die des Stoffes nicht Herr gewordene Mühe der Kompilation. Die großen Linien der Kulturentwicklung verschwinden unter einer Menge von Einzelheiten, aus denen weder epochale Vorgänge noch führende Personen wegweisend hervortreten. Der Vortrag ist redselig, aber nicht beredt; er ist gesucht, indem er dem deutschen Ohr ungewohnte Worte — 'heldisch', 'riesisch', das leider so beliebt gewordene, mißtönende 'völkisch' — gern verwendet, auch Kraftausdrücke ('ekles Hyperästhetentum') nicht verschmäht. Er entbehrt der stilistischen Feile, zeichnet schiefe Bilder und behilft sich, um bestimmtem Urteil auszuweichen, mit farblosem Gemeinplatz.

Durch die Vielzahl der Verfasser entstandene 'Berührungen und kurze Widerholungen' rechtfertigt der Herausgeber damit, daß sie zeigen sollen, 'wie eine geschichtliche Erscheinung von verschiedenen Standpunkten aus wichtig wird, und wie erst durch ihre mannigfaltige Beleuchtung ein rundes Bild geschichtlicher Entwicklung entsteht.' Das Bild verliert indessen seine Rundung, wenn die Widerholungen zu Widersprüchen werden, wie z. B. die Angaben über den Machtbereich der Kelten auf jetzt deutschem Boden, S. 11 und 30, oder über den mythischen Stammvater der Deutschen, Tuisco, der einmal, dem einzigen

Bauernhaus. C. Äußere Formen des gesellschaftlichen Lebens. — Sitte und Brauch der heutigen Zeit. — Anhang: Waffen und Heerwesen. — 7. Wirtschaftliche Entwicklung. — 8. Soziale Entwicklung und Stände. — 9. Rechts- und Staatsentwicklung. — 10. Handel und Kolonisation. A. Handel in und außer Landes. B. Kolonisation seit dem 11. Jahrhundert. C. Das Deutschtum im Auslande. — 11. Weltliche Baukunst und städtische Siedelung. A. Burgen. Schlösser. Paläste. B. Die deutsche Stadt. — 12. Kirchliche Baukunst und bildende Kunst. A. Deutsche Kunst im Mittelalter. B. Deutsche Kunst der neueren Zeit. — 13. Das Theater. — 14. Die deutsche Musik. — 15. Die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen. — Die am Schluß angehängte 'Stichwortübersicht' ist unvollständig, der 'Büchernachweis' flüchtig.



Zeugnis des Tacitus gemäß, als 'erdgeboren' bezeichnet wird (S. 51), das andere Mal, einem bodenlosen etymologischen Einfall zu Liebe, als 'zweigeschlechtig' (S. 33); wobei es dann eigentümlich berührt, daß die Deutschen, deren natürlich-gesundes Rechtsgefühl dem Zwitter jedes Erbrecht absprach, sich 'stolz' von einem solchen 'abgeleitet' haben sollen.

Durch begreifliche Rücksichtnahme auf die wissenschaftliche Individualität der einzelnen Mitarbeiter bei der Arbeitsteilung sind die 'klaren Zusammenhänge' der Entwicklung, deren Darlegung der Herausgeber gerade in der bisherigen schulmäßigen Methodik der 'Geschichte, Kirchen- und Literaturgeschichte und Erdkunde' vermißt, nicht nur nicht organisch aneinandergeknüpft, sondern vielmehr widerum fast geflissentlich zerrissen. Die das 1. Kapitel abschließende Erörterung der Besiedelung des deutschen Landes nach Maßgabe der Landschaftsformen gibt zwar über die Hauptformen der Besiedelung — Einzelhof, Dorf, Stadt — Andeutungen, diese finden aber ihre Ausführung erst im 6. Kapitel ('Volkskunde', Abschnitt 'Ländliche Siedelung und Bauernhaus') und im 11. Kapitel ('Die deutsche Stadt'). Ebenfalls mit dem 1. Kapitel hängt nicht nur das 2. ('Pflanzen- und Tierwelt'), sondern auch das 7. ('Wirtschaftliche Entwicklung') organisch auf das engste zusammen. Desgleichen waren ein anderer Abschnitt des 6. Kapitels, 'Äußere Formen des gesellschaftlichen Lebens', und das 8. Kapitel, 'Soziale Entwicklung und Stände', nicht voneinander zu trennen.

Klarster Spiegel der Volksart und ideellste Ausprägung der Volkskunst ist die Poesie. Es ist schwer verständlich, wie die Verfasser es sich entgehen lassen konnten, ihre Darstellung kulturgeschichtlicher Perioden und Kategorien durch verständnisvollen Hinweis auf die zeitgenössischen Zeugnisse deutscher Dichtung künstlerisch zu beleben und damit den Leser wenigstens in einen Teil der Quellen anregend einzuführen. Man wird doch nicht unterstellen dürfen, daß sie hier mit einem falschen Maßstabe gemessen, wie einst der Historiker F. W. Barthold der es für 'lächerlich unwahr' erklärte, beispielsweise den sittlichen und geselligen Zustand der Deutschen im 12. und 13. Jahrhundert aus den höfischen Dichtern ergänzen zu wollen. Ein eigenes literargeschichtliches Kapitel nach Kompendienschema wäre weder erwünscht noch notwendig gewesen; es genügt aber auch nicht eines Dichters oder einer Dichtung gelegentliche Nennung, die in ihrer Kürze vielleicht nicht einmal verstanden wird, wie z. B. bei der Erwähnung des Wohlstandes der Bauern im 13. Jahrhundert der eingeklammerte Zusatz 'vgl. Meier Helmbrecht', d. h. Werners des Gärtners erzählendes Gedicht von dem Meier Helmbrecht und seinem gleichnamigen, für raubritterliche Hochfahrt schauerlich büßenden Sohn.

Um nur Nächstliegendes zu nennen: von germanischem Reckentum der Völkerwanderungszeit künden das lateinisch geschriebene, deutsch gedachte Waltharilied, die Volksepen und die Spielmannsdichtungen, die noch im 15. Jahrhundert zum 'Heldenbuch' zusammengefaßt das Volk ergötzten; das Leben zur Karolingerzeit schildert der Heliand; das Rittertum des Mittelalters verkörpert sich in der höfischen Romanpoesie Hartmanns von Aue und den Erzählungen Ulrichs von Lichtenstein, das Bauern-

tum in den Liedern Neidharts von Reuenthal. Die deutschen Frauen, in denen schon die Germanen des Tacitus *'sanctum aliquid'* ahnten, preist Walther von der Vogelweide; bürgerliche Sitte lehrt Freidank; über Hexenspruch und Zauberbann von den (gelegentlich erwähnten) Merseburger Heilsprüchen des 10. Jahrhunderts an liegt eine ganze Sammelliteratur vor; die Kulturgeschichte der Humanisten- und Reformatorenzeit tritt uns in Sebastian Brant, Thomas Murner, Johannes Fischart entgegen; der große deutsche Krieg des 17. Jahrhunderts hat den Simplizissimus, das Friderizianische Zeitalter Lessings Minna, die Begeisterung der Befreiungskriege Körner, v. Schenkendorf, Arndt, die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts Gustav Freytags Romane, das Bauerntum die Dorfgeschichtenliteratur.

Dieser dichterische Kommentar wäre zu illustrieren gewesen durch fortlaufende Anknüpfung an die Darstellungen höfischen, bürgerlichen, bäuerlichen, kriegerischen Lebens der Deutschen in den zeitgenössischen Werken der heimischen bildenden Kunst, vornehmlich, da die Skulpturwerke dieser Gattung schwerer erreichbar sind, der Miniaturmalerei, des Holzschnitts und Kupferstichs, von den Zeichnungen zum Rolandlied an bis zu Daniel Chodowiecki und Adolf Menzel.

Mustern wir nun die einzelnen Abteilungen unseres Buches in ihrer Reihenfolge.

Dem im 1. Kapitel gezeichneten historisch-geographischen Bild des deutschen Landes gebricht zur Vollständigkeit die Bildungsgeschichte der Meeresküsten seit den Zeiten, da England noch nicht vom Festland getrennt und die Ostsee noch ein Binnenmeer war. Nachdem die Wälder, die sich im Schutz der jetzt die friesischen Inseln bildenden Dünen an der Küste der Nordsee ausdehnten, im Moor versunken waren — die nordfriesischen 'Halligen' sind nicht dieser vom Meere in eine Inselreihe gespaltene 'Dünenwall' (S. 8), sondern künstliche Anhöhen, 'Wurten', auf dem von der See wider verschlungenen Marschland —, und das Moor allmählich durch das Zusammenwirken der in Flut und Ebbe wechselnden See mit den Gewässern der in sie mündenden Flüsse von fruchtbarem Schlick überdeckt war, begann die von Plinius beschriebene Besiedelung auf größtenteils von Menschenhand errichteten Hügeln, 'Warfen', 'Wurten' — das Land Wursten (Wurtsaten) und das Land Würden führen noch heute davon ihre Namen —; es waren Einzelhöfe, und ihre Anlage nicht bedingt durch den 'verkehrhindernden Marschboden' (S. 58), sondern durch die vielleicht noch ganz fehlende oder nur ungenügenden Schutz gegen höhere Fluten gewährende Bedeichung. Nicht die Marsch wurde eingedeicht (S. 14), sondern durch die Eindeichung ward der begrünte Schlickboden des Grodens zur Marsch; wo diese im Schutz sicherer Deiche seit dem 12. Jahrhundert planmäßig kolonisiert wurde, entstanden keine Wurtsiedelungen mehr, sondern längs des Deiches Reihendörfer wie im Oldenburgischen Stedingen. Daß die 'Kolonisation des Ostens seit 1106' vor sich ging, ist eine wunderliche Behauptung; diesem Jahre gehört der erste bekannte Vertrag eines Bremer Erzbischofs mit holländischen Kolonisten an, der sich auf das Bruchland des Unterwesergebiets bezieht.

Die Betrachtung der Besiedelungsentwicklung der Nordseeküstenländer hätte Veranlassung geboten, die deutschen Landschaften, wie sie sich historisch nach Klima und Bodengestaltung, nach wirtschaftlicher und industrieller Sonderart bis zum heutigen Tage voneinander geschieden haben, schärfer ins Auge zu fassen.

Die Meeresküsten wiesen den Deutschen zwar hinaus auf die See, d. h. zum Seeraub und Strandrecht, aber nicht ohne weiteres zum Handel (S. 15); dort, wo ausmündende Ströme sichere Ankerplätze boten und die Verbindung des überseeischen mit dem binnenländischen Handel vermittelten, entstanden die mittelalterlichen und neuzeitlichen Emporien des Seeverkehrs. Die Küstenlage an sich dagegen rief in Nord- und Ostsee den gewerblichen Fischfang im Großen ins Leben — das folgende Kapitel vom Tier- und Pflanzenleben erwähnt mit keinem Wort die deutsche Fischweide; man erinnere sich der internationalen Seefischerrepublik, die alljährlich zur Zeit des Heringsfanges auf Helgoland sich etablierte —. Die Hochseefischerei gedieh nicht nur zu immer größerer volkswirtschaftlicher Bedeutung, sondern stellt uns noch heutigen Tages einen treuen Stamm von wetterfester, schiffahrtskundiger Mannschaft für die Kriegs- und Handelsflotte.

In den Marschen blühte die Viehzucht (Pferde und Rindvieh) einst wie jetzt. Der ständige Kampf ihrer Bewohner gegen die See ließ ein eigenes Deichrecht entstehen, dessen älteste grausame Strafbestimmungen bei säumiger Deichpflicht so recht die Furchtbarkeit des Ringens mit dem feindlichen Element ausdrücken.

Die Nutzbarkeit der Moore beginnt nicht erst im 18. Jahrhundert mit den Fehnkolonien (S. 50; so lautet der Name heut in Westdeutschland, wo diese Kultur zu Hause ist, nicht 'Venn'). Torf war vor der Zeit der Eisenbahnen das fast ausschließliche Feuerungsmaterial des Flachlandes, seine Gewinnung der Haupterwerbszweig ganzer Moordörfer, wo 'Jan van Moor' sich notdürftigstes Bauland durch das auch dem Binnenländer verdrießliche Moorbrennen schuf. Statt dessen führen jetzt Schiffe und Eisenbahnen den Schlick heran, den die See einst so hoch hinaufzutragen nicht vermochte, und weite Flächen unfruchtbaren Hochmoors werden damit, nachdem sie abgetorft und das dabei gewonnene Material der Industrie und Landwirtschaft (Torfstreu) dienstbar gemacht, für die Kultur gewonnen. Inmitten des Moors, von ihm unmittelbar gespeist, erheben sich heut die elektrischen Überlandzentralen, die Licht und Kraft in die Ferne senden. Dient so das Moor an der einen Stelle modernster Technik, so lehrt es uns an der andern die Menschen längst vergangener Tage nach ihrer körperlichen Beschaffenheit und Tracht in den sog. 'Moorleichen' kennen, die man irrig als 'unglückliche Opfer einer barbarischen Rechtspflege' zu bezeichnen pflegt. Wo sich Spuren von Gewalt an ihren Leibern finden, handelt es sich, wie historische Zeugnisse ausreichend bestätigen, um die Opfer von Verbrechen, deren Körper im entlegenen Moorkolk verborgen wurden, indem man durch kreuzweise eingeschlagene Pfähle oder durch Belastung mit Steinen ihr verräterisches Aufschwimmen verhinderte. Im Laufe der Jahrhunderte ist

das schweigende Moor über sie hinweggewachsen, bis der Spaten des Torfgräbers sie wider ans Licht bringt.

Die Heide des norddeutschen Tieflands mit ihren megalithischen Gräbern, einst das unbeschränkte Reich der Heidschnuckenhirten und der Imker — sonst höchstens durch 'Plaggenhieb' primitiver Landwirtschaft nutzbar oder Besenbindern spärlichen Erwerb bietend — werden heute durch den Dampfpflug umgebrochen und aufgeforstet. Übrigens hatte auch Süddeutschland heideartige Distrikte bei Nürnberg und darin den 'Reichsbienengarten', dessen Zeidlerdörfer sich der Reichsfreiheit erfreuten.

Aus den Tannenwäldern des Schwarzwalds gingen die riesigen Wohnflöße den Rhein zu Tal; in ihnen blühte die Uhrenindustrie. Der Weinbau an Rhein und Mosel verdient wohl andere Bewertung, als daß man an ihm 'die Freude des Deutschen an der Schönheit der Kulturen beobachten kann' (S. 14). Die Landschaft wird durch ihn weniger erfreulich beeinflußt als der Charakter der Bevölkerung; man erinnere sich der Goethischen Schilderung des S. Rochusfestes bei Bingen; von dem Umfang und der Bedeutung des Weinhandels zeugen bereits römische Bildwerke des Trierer Museums: mit Fässern voll des edlen Nasses beladene, stromabwärts steuernde Schiffe.

In aller Kürze sei nur noch auf einige andere solcher wirtschaftsgeschichtlichen Sondergebiete hingewiesen: das 'Kannenbäckerland auf dem Westerwald', die Berge, 'wo der Märker Eisen reckt', die Salzquellengebiete des Tieflands — die Sülzer Lüneburgs, die Pfänner Staßfurts, die Halloren Halles, das Harzgebirge mit seinen Kohlenbrennern, seinen Bergleuten und Bergreihen, den Sagen von Gold und Silber schürfenden Venedigern und seiner lustigen Kanarienvogelzucht. Vom landschaftlich-kulturell-historischen Standpunkt aus wird sich 'die Mannigfaltigkeit als Eigenart deutschen Landes, als Quell der deutschen Vielseitigkeit, aber auch deutscher Zersplitterung' (S. 1) ungezwungener erklären als aus der abstrakten Formel, daß 'die ungestüme Kraft der Alpennatur ein derbes Volk, die weichen und lieblichen Formen der vielfach rebenumkränzten süddeutschen und mitteldeutschen Gebirge sanfte gemütvolle Stämme und das melancholische, ernste und einförmige Flachland ein verschlossenes Geschlecht aufwachsen ließ' (S. 10).

Im Kapitel vom 'vorgeschichtlichen Menschen' kann die ganz vorbehaltlose chronologische Fixierung der einzelnen Kulturperioden nicht bloß nach Jahrtausenden, sondern auch bis auf einzelne Jahrhunderte hinab den Laienleser nur befangen machen; gerade hier wäre ein Hinweis auf die Elemente sehr zweckentsprechend gewesen, aus denen diese höchst relativen, von der Wissenschaft nicht übereinstimmend angenommenen Schätzungen gewonnen werden.

Der recht eingehenden Beschreibung der bronzezeitlichen Siedelung aus der Nähe Berlins hätte die eines Pfahlbaudorfs sich anschließen sollen; diese Siedelungsart wird nur einmal (S. 26) mit Namen genannt, und die Abbildung Tafel II, 3 schwebt völlig in der Luft. Im Interesse der Sache hätte es gelegen, den prähistorischen Kulturbildern die so reiches Material bietenden Funde aus römisch-germanischer Zeit und den fränkisch-alemannischen Reihengräbern anzuschließen, da diese auch in dem Kapitel

'Vom Germanen zum Deutschen' keinerlei Berücksichtigung gefunden, und die auf Tafel IV, 6 abgebildete 'Fränkische Axt' der Erläuterung entbehrt.

Das Kapitel 'Deutsche Sprache und Schrift' ist am übelsten von allen geraten. Der Gegenstand muß dem Verfasser fremd gewesen und trotz Behaghel und Brandi, bei denen er Belehrung gesucht, fremd geblieben sein. Seine Angaben über die zweimalige Lautverschiebung und die dafür gegebenen Beispiele bleiben unverständlich, da die ideelle Gesetzmäßigkeit des Vorganges und die Ausnahmeregeln dafür verschwiegen werden. Aus dem 'Westgermanischen' entwickeln sich nicht so ohne weiteres 'die deutschen Sprachen, das Friesische und das Englische' (S. 40); die germanische 'Grundsprache', umfassend das Nord-, Ost- und Westgermanische, stand auf der Stufe der ersten Lautverschiebung. Aus dem Westgermanischen gingen, theoretisch mit dem Konsonantenstand jener ersten Lautverschiebung, das Altsächsische, Friesische, Angelsächsische (Englische) hervor; es trennte sich von ihm durch die zweite Lautverschiebung das Althochdeutsche. Aus *'theotiscus'* (latinisiert, = altsächs. *thiudisc*) wurde nicht 'mhd. *tiusch,* dann *teutsch'* (S. 41), sondern das der zweiten Lautverschiebung entsprechend anlautende althochdeutsche *'diutisc'* wurde zu mittelhochdeutsch *'diutisch, diutsch'*, neuhochdeutsch *'deutsch';* die mittelhochdeutsche Nebenform mit anlautendem *t* ist unorganisch, gemäß dem ebenso unorganischen mittelniederdeutschen *'dudesch',* da das Mittelniederdeutsche das ihm lautgesetzlich zuständige *th* schon früh durch *d* ersetzte. Daß 'das Althochdeutsche bis etwa 1100 geherrscht', 'dann die kurzen Endungsvokale durch das einförmige *ĕ* ersetzt, zuerst im Norden, dann im Süden', und daß 'so das Mittelniederdeutsche und Mittelhochdeutsche entsteht' (S. 41; wonach also das Mittelniederdeutsche aus dem Althochdeutschen hervorgegangen wäre) ist natürlich ebenso verkehrt. Jene Volksabschwächung kennzeichnet sowohl im Nieder- wie im Hochdeutschen den Übergang von der alten zur mittleren Stufe.

Die ältesten deutschen Sprachdenkmäler sind Runeninschriften auf Goldmünzen, Schmucksachen, Waffen aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung; daß die Runen 'für das Einschneiden in Buchenholz eckig ausgebildet' worden (S. 44), ist ein wunderlicher Einfall, wohl daraus entstanden, daß man gewöhnlich unser 'Buch' *(liber),* 'Buchstabe', mit 'Buche' *(fagus)* in Zusammenhang bringt. Die Kenntnis der Runen erhielt sich in Deutschland noch eine Zeit lang neben dem mit dem Christentum eingeführten lateinischen Alphabet; selbst in dem ältesten deutschen Sprachdenkmal christlichen Inhalts, dem Wessobrunner Gebet, findet sich widerholt ein runisch gebildetes Silbenzeichen, was wohl zu erwähnen gewesen wäre.

Die kurzen verworrenen Ausführungen über die Schrift des Mittelalters (S. 44: 'die Minuskel sind schön gerundete verschieden große Buchstaben auf einem viereckigen Rost. Die Majuskel steht in gleichgroßen Buchstaben zwischen zwei Zeilen in geraden Linien und Schäften') gehören ebensowenig in diesen Zusammenhang wie die lateinischen Text- und Schriftproben Tafel VII, 1, 3, 4. Hingegen war es leicht und durch die Sache geboten, an einer Reihe kurzer deutscher Schriftproben (das

einzige Beispiel aus dem Hildebrandslied Tafel VII, 2 ist nicht ausreichend; Könneckes Bilderatlas gibt so bequeme Anleitung) darzulegen, wie sich das deutsche Schriftwesen von Anfang an des lateinischen Alphabets in allen seinen mittelalterlichen Wandlungen bediente; wie sich für Bücher insbesondere zu liturgischem Gebrauch die 'gotische' Missalschrift (Fraktur) entwickelte, die (nicht schon 'im 12. Jahrhundert allgemein durchgeführt,' d. h. gemeingültiger Duktus) im Typendruck zunächst überall nachgeahmt, von den außerdeutschen Kulturvölkern Europas früher oder später durch die runde Humanistentype (Antiqua) ersetzt, in Deutschland selbst aber, jener die Wage haltend, ungerechtfertigterweise als 'deutsche' Type bezeichnet wurde; wie andrerseits zu Geschäfts- und Privatgebrauch auf dem Wege über die mittelalterliche Urkundenschrift eine internationale, nur hier und da mit einigen nationalistischen Sonderformen bereicherte Kursive entstand. Diese, nicht die 'alte Fraktur' (S. 46), wurde durch die deutschen Schreibmeister vom 16. Jahrhundert an bis heut kapriziös zu unserer sog. deutschen Schreibschrift umgemodelt, deren Herkunft aus der spätestmittelalterlichen Kursive Linie für Linie nachweislich ist. Sie stellte gewissermaßen einen atavistischen Rückfall in den Partikularismus der sog. Nationalschriften des frühen Mittelalters vor, deren Beseitigung durch die zu allgemeiner Geltung gelangende karolingische Minuskel einst einen Triumph der Bildung bedeutete. Anfänglich wurde sie mit ihren graphischen Besonderheiten, dem langen *ſ* im An- und Inlaut, dem runden *s* im Auslaut, den Ligaturen *ss, st, ß,* dem *u*-Zeichen (die sich nicht 'den Eigenarten der deutschen Sprache mehr anpassen', S. 46, nicht neu und nicht spezifisch deutsch sind) sowohl für lateinische wie für deutsche Texte gebraucht, bis man für jene einlenkend ebenfalls zur Antiqua griff, und nur für letztere die neuartigen, spitzwinkeligen, weitschweifigen, willkürlich geschlungenen sog. deutschen Lettern beibehielt, ein wenig rühmenswertes 'Erbe', dessen 'treue Bewahrung' ebensowenig einen des Schwertstreichs werten Kampfpreis bildet, wie die wilde, heut glücklicherweise großenteils beseitigte 'deutsche' Orthographie.

Sonst ist zu diesem bedenklichen Kapitel noch zu bemerken, daß Pergament nicht aus Leder bereitet wurde (S. 45), daß 'unsere Sitte, die Hauptworte groß zu schreiben' nicht daher kommt, daß die Mönche 'die Anfangsbuchstaben mit roter Farbe ausmalten'; daß die 'Bereitung des Papiers aus Lumpenfasern' sich nicht schon um 1300 in Süd-, dann auch in Norddeutschland verbreitete, daß vielmehr die ersten Papierfabriken in Süddeutschland Ende des 14. Jahrhunderts entstanden. Nicht 'schon seit dem 12. Jahrhundert hatte man für stark begehrte Bücher Buchstaben und Bilder auf Holztafeln gegraben und so ganze Seiten gedruckt'; die Einzelblattafeldrucke beginnen zu Anfang, die aus ihnen zusammengesetzten Blockbücher erst Ende des 15. Jahrhunderts. Von Gutenberg aber, der der deutschen Reformation die weittragende Waffe schmiedete und der ganzen Menschheit die Schätze des Wissens erschloß, weiß der Verfasser nichts weiter zu sagen, als daß seine 'Erfindung der einzeln geschnittenen beliebig zusammensetzbaren Zeichen den Druck wesentlich erleichterte und den Zusammenhang zwischen der Buch- und der in reicher Formenfülle gepflegten Schreibschrift sprengte'. Würdig reiht sich

dieser Gedankentiefe der Schlußsatz des Kapitels an (S. 46): 'viel bedeutete für die Schreibschrift die Einführung der Galläpfeltinte und seit Mitte des 19. Jahrhunders die Metallfeder, für die Buchbereitung und besonders das Zeitungswesen die Verwendung des Holzes zur Papierbereitung'.

Das Kapitel 'Volkskunde', dessen Überschrift eigentlich nur den Titel des ganzen Buches, 'Deutschkunde', widerholt, faßt in wenig glücklicher Vereinigung drei verschiedene, wie schon bemerkt zweckmäßiger in anderem Zusammenhang zu bearbeitende Abschnitte aus der Feder zweier Verfasser zusammen: 'Märchen, Sage, Religion, Brauch, Sitte' von dem einen, von dem andern: 'Ländliche Siedelung und Bauernhaus' und 'Äußere Formen des gesellschaftlichen Lebens' mit der eher dem ersten Abschnitt zugehörigen Unterabteilung 'Sitte und Brauch der Jetztzeit (!)' und dem Anhang 'Waffen und Heerwesen'.

Dem ersten Abschnitt, der eigentlichen Folklore, fehlt es an der rechten Ordnung im Ganzen wie im Einzelnen, die Darstellung ist weitschweifig und wortreich, ohne in das Wesen der Dinge einzudringen. Die 'Religion' sollte an der Spitze stehen; das System der nordischen Mythologie (S. 52) ist entbehrlich; dagegen war unter gewissenhafter Berücksichtigung der mythologischen Forschungsergebnisse näher auf das einzugehen, was Tacitus als erster Gewährsmann über den Götterglauben und die Götterverehrung der Germanen berichtet. Weiteres hätte sich mühelos aus der Capitulatio de partibus Saxoniae Karls d. Gr. ergeben, und aus den Berichten über Gewalthandlungen christlicher Bekehrer: Fällung der Wodanseiche bei Geismar durch Bonifatius, Zerstörung des Irmensul auf der Eresburg durch Kaiser Karl. Daran schließen sich Nachrichten über die Fortdauer des Heidentums: die heiligen Haine an der Unterweser zur Zeit Erzbischof Unwans von Bremen (11. Jahrhundert), die Errichtung einer Schwertgottbildsäule durch die siegreichen Sachsen nach der Schlacht am Welfesholz (1115).

Seelen- und Dämonenglaube sind die ältesten Elemente auch des germanischen Religionssystems. Des Menschen leiblichen Tod überdauerte danach die ihm innewohnende Seele, den irdischen Verhältnissen nahe bleibend, befähigt in mannigfaltigen Erscheinungen den Überlebenden zu nützen oder zu schaden; die wohltätigen oder verderblichen Naturkräfte waren beseelte, den Menschen gut- oder übelgesinnte Wesen. Soweit das Volk diese heidnischen Vorstellungen verstohlen in das Christentum mit hinübernahm, wurden sie zum Aberglauben, den die Kirche nicht (wie im Schlußkapitel S. 161 behauptet wird) 'spät erst heiligte', sondern allezeit verdammte. Er lieferte den Hexenprozessen einen Teil des kriminellen Tatbestandes, oder, wie der Verfasser es zu umschreiben sucht (S. 50): 'mit Gruseln' hört das Volk diese Geschichten (nämlich von Werwölfen, Geisterbannern usw.), 'aus denen die mittelalterlichen Hexenprozesse hervorgegangen sind'.

Doch auch in freundlicherer Form haben Seelen- und Dämonenglaube fortgelebt. Aus ihnen sind die Volksmärchen und Volkssagen erblüht, indem Emanationen dieses Glaubens, das 'Unbegreifliche', das 'Wunder' (wie Jakob Grimm es nennt), entweder in jenen mit allgemein

menschlichen Zuständen und Vorgängen, oder in diesen mit bestimmten Örtlichkeiten oder Personen verknüpft wurden.

Statt solche Begriffsbestimmung zu versuchen, müht der Verfasser sich ab, durch eine, den Vorstellungskreis der Volksphantasie nicht annähernd erschöpfende Kasuistik das Wesen von Märchen und Sage weitläufig zu umschreiben. So charakteristisch dies für seine Methode ist, so müssen wir es uns doch versagen, ausführlicher darauf einzugehen und greifen nur statt vieler zwei Beispiele seiner eigenartigen Hermeneutik heraus: 'Jedes Märchen hat sein besonderes Gedicht, seine bestimmte Art nach Stoff und Aufbau, und den eigenen Ton, in dem es erzählt werden muß. Da gibt es Wunsch- und Verwandlungsmärchen, Zauberwettkämpfe und Tiergeschichten und viele andere, da muß man bald ruhig und ernst, bald rasch und spannend, bald gruselig, bald schnurrig vorzutragen wissen' (S. 47); und: 'Teuer wie seine Märchen sind jedem Volk seine Sagen. Wir haben ihrer mehrere Tausende' (S. 48).

Es ist richtig, wenn der Verfasser sagt, daß 'die führenden Geschlechter der Volksgeschichte durch unsere Sagen schreiten'; d. h. die Volkssage liebt es, mit bestimmten geschichtlichen Personen etwas 'unbegreifliches' zu verknüpfen; aber es ist eine Begriffsverwechselung, wenn er fortfahrend bemerkt, 'die Heldenschicksale der Völkerwanderungszeit lebten in den Sagen der einzelnen Stämme weiter'. Die Heldensage, die er hier meint, verzichtet ihrer Art nach auf das 'Unbegreifliche'; sie wurzelt rein historisch in dem Ahnenkultus unserer Vorfahren; wenn die spätere Dichtung ihr Motive der echten Volkssage beimischt, so ändert dies an ihrem Ursprungscharakter nichts.

Die Heldensage formt der Dichter zum Heldenlied. Aber ehe uns die Überlieferung von jener meldet, berichten uns schon die Geschichtschreiber, als erster widerum Tacitus, von Liedern zum Preise der Stammeshelden, die von berufsmäßigen Sängern rhapsodisch vorgetragen wurden. Sie haben uns sogar den Namen eines dieser Dichter und Sänger aus heidnischer Zeit aufbewahrt, des zu Ende des 8. Jahrhunderts am linken Ufer der Ems, Emden gegenüber, heimischen Friesen Bernlef, des 'besten Dichters in deutscher Sprache', der antiquorum actus regumque certamina bene noverat psallendo promere. Die Literarhistoriker pflegen ihn den Blinden zu nennen, doch darf man ihn deswegen nicht dem Homer vergleichen; drei Jahre nur war er des Augenlichts beraubt, bis s. Ludger, der erste Bischof von Münster, ihn heilte und zum Christentum bekehrte. Aus den einzelnen Heldenliedern wuchsen die großen Heldensagenkreisen zusammen; diesen entsprossen unsere Volksepen. Von alledem schweigt die 'Deutschkunde', von Dietrich von Bern, von Hildebrand, von Wittich und Heime, von den Harlungen, von Alphart, ja selbst von Gudrun. Sie begnügt sich mit einer knappen rhetorischen Skizze der Spielmannsdichtung, die 'dafür sorgte, daß auch die Erinnerung an das altgermanische Heldenzeitalter nicht einrostete' (S. 157), mit der oberflächlichen Notiz, daß die östlichen Franken 'an den alten Gesängen hingen und sich am Weiterwachsen der germanischen Heldensage freuten' (S. 38); sie nennt farblos genug das Nibelungenlied 'ein großes Sagenkunstwerk in dichterischer Ausgestaltung,

welches an die Märchentaten des rheinfränkischen Siegfried das düstere Schicksal der Burgunderkönige und ihren Zug ins Heunenland Etzels reiht, des geschichtlichen Attila, wo endlich der Ostgote Dietrich, der Lieblingsheld des Bayernstammes, die ermatteten Kämpfer überwindet' (S. 49).

Das gleiche Schicksal wie dem Volksepos hat der Verfasser dem Volkslied bereitet, so nahe dessen Ursprung dem des Volksmärchens liegt. Wie dieses entquillt es unmittelbar dem Volksgemüt. Jakob Grimm charakterisierte das Märchen als das poetischere gegenüber der mehr historischen Sage; wir nennen es die noch halbgeschlossene Knospe der Volkspoesie, und das lyrische Volkslied, das ebenso wie jenes das ganze Seelenleben des Volkes umfaßt von der Wiege bis zur Bahre, in Lust und Leid, in Ernst und Scherz, deren schönste Blüte; herbe Frucht aber ist das historische Volkslied.

Die Vollwichtigkeit aller Volkspoesie für ethische Wertung und wissenschaftliche Erschließung von Volksart und Volksglauben wird bedingt durch die Treue der Überlieferung. Liegen, wie beim Volksepos und zum Teil beim Volkslied, schriftliche oder gedruckte Aufzeichnungen vor, so ist deren Prüfung Aufgabe der deutschen Philologie — ihre Begründer und Meister, v. d. Hagen, Lachmann, Uhland, wären zu nennen gewesen —; pflanzt sich die Dichtung nur im Gedächtnis des Volkes fort, wie vorzugsweise das Märchen, so darf allein die reinste, zarteste Hand sie pflücken. Der Brüder Grimm Kinder- und Hausmärchen sind dafür vorbildlich; unbegreiflich aber ist es, daß der Verfasser diese mit den mehr oder weniger kunstmäßig bearbeiteten Sammlungen von Musaeus und Bechstein oder gar mit den absoluten 'Kunstmärchen' in Parallele stellen kann, und an ihnen nichts anderes zu rühmen weiß, als daß sie über die letzteren 'den Sieg davongetragen' (S. 47).

Das Volksepos schuf den Begriff des Reckentums, d. h. der Blüte volksmäßigen Heldentums im Gegensatz zum Rittertum der höfischen Epen, denen das Wort selbst ziemlich fremd geblieben ist. Wir erwähnen deswegen in diesem Zusammenhange vorgreifend der im Schlußkapitel (S. 155) aufgestellten irrigen Behauptung, in der Völkerwanderung seien 'alte Kulturverbände zerrissen, Nachbarn getrennt . . . die neue taktische Einheit wurde bald der Mann, dem nichts als seine Tüchtigkeit vorwärts half. Ein neues Lebensideal bildete sich: das Reckentum. Im Norden rauher, im Süden etwas milder ausgeprägt, sinkt es doch nirgend zum rohen Draufgängertum oder gar zur gemeinen Beutejagd herab'. Und an anderer Stelle (S. 158): die 'Recken der Vorzeit' seien im Gegensatz zu den 'tapfern' Rittern 'Haudegen' gewesen, die sich 'auf Abenteuern ihren Lebensunterhalt verdienten'. In den althochdeutschen Glossen, im Heliand, im Hildebrandslied bedeutet *reckjo, wreckeo, reccheo* noch einen Verbannten, Vertriebenen überhaupt *(exul, profugus);* dann verengert sich der Begriff zu dem des vor Feindes Überkraft aus dem Lande gewichenen Kämpen, und, da die Träger der Heldensage als Hauptakteurs der Völkerwanderungszeit in der Regel dieses Schicksal zu dulden haben, enkomiastisch zu dem eines Helden.

Jede der flüchtigen, teilweis irrigen Angaben über die ritterliche

Rüstung im Abschnitt 'Äußere Formen des gesellschaftlichen Lebens' im 6. Kapitel einzeln richtig zu stellen, würde zu weit führen; in sprachlicher Hinsicht sei bemerkt, daß es 'der' nicht 'die Tjost' heißt, 'der' Turnei, nicht 'das Turnier'. Die Schilderung des höfischen Frauendienstes (S. 64) mag für sich selbst sprechen: der 'Herrin zu Ehren schmückt sich der Ritter, trägt lange Locken und geht bartlos einher im langen, oben eng anschließenden Rock, der bis zu den Füßen wallt'.

Unter den volkstümlichen Sitten und Gebräuchen und den im Abschnitt 'Sitte und Gebrauch der Jetztzeit (!)' behandelten Jahrzeitfesten und Volksspielen war unbedingt des Schützenwesens und der Schützenfeste zu gedenken, der bürgerlichen Fechtergesellschaften, vor allem aber, als in urväterlicher, karolingischer Heldensage wurzelnd, der norddeutschen Rolandsreiten. Dieses Spiel, anfänglich Waffenübung, dann gesellige Reitkunstprobe, entstand um die Mitte des 13. Jahrhunderts in den Patrizierkreisen Magdeburgs, und wird noch heut (wenigstens zu Anfang unsers Jahrhunderts) im Holsteinischen geübt; seinen Namen führte es daher, daß die waffenfähige berittene, die Heldenschar Rolands und seiner Paladine darstellende Jugend nach einer geharnischten Figur stach, die, ursprünglich einen Sarazenen repräsentierend, erst in später Zeit aus Mißverstand selbst 'Roland' benannt wurde.

Zusammenhanglos ist dem Kapitel 'Volkskunde' ein Anhang von einer Seite, 'Waffen und Heerwesen', beigegeben, ein Gegenstand, der sachgemäßer mit dem 9. Kapitel, 'Rechts- und Staatsentwicklung', unter Angliederung des 'Befestigungswesens' (Burgen, Festungen, Kap. 11 A; Stadtbefestigungen, Kap. 11 B) zu vereinigen gewesen wäre. Die nur mit Strohhüten, nicht mit Helmen bewaffneten Legionen, die Otto I. 946 nach Frankreich führte, hätten hier erscheinen sollen. Nicht schon 'seit Ende des 13. Jahrhunderts ward ein Teil der Söldner mit kleinen Feuerbüchsen ausgerüstet, die man auf eine Stütze auflegte' (S. 73); in der Fachliteratur werden erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts mit Handröhren bewaffnete Büchsenschützen süddeutscher Städte erwähnt; das erste grobe Geschütz kommt nicht vor Anfang dieses Jahrhunderts vor. Und das wichtigste, was dieser Abschnitt, gerade in unserer Zeit, zu bringen hatte, ist übergangen: nächst der Organisation des brandenburgisch-preußischen Heeres durch den Großen Kurfürsten, König Friedrich Wilhelm I., Friedrich d. Gr. die Einrichtung der allgemeinen Heerespflicht zuerst durch Preußen im Kampf mit Napoleon, die Einführung des ersten Armeehinterladegewehrs ebenfalls durch Preußen, die Gründung der deutschen Flotte widerum durch Preußens Initiative, die Entwicklung der Unterseebotwaffe, der Luftschiffe durch den Grafen Zeppelin.

Zum 7. Kapitel von der 'Wirtschaftlichen Entwicklung' ist u. a. zu erinnern, daß das uneingeschränkte Bifangsrecht (S. 74), d. h. die Okkupation eines Teils der Almende, nur vor der Entstehung der Markgenossenschaften galt, nachher aber den Markgenossen, und auch diesen bloß unter gewissen statutarischen Beschränkungen, vorbehalten wurde. Die Darstellung der neuzeitlichen Wirtschaftsevolution bleibt im Spielen mit Stichworten stecken: Vervollkommnung der Dampfmaschine, Fortschritte der Elektrotechnik, Erfindung verschiedenartigster Motoren, Auf-

schwung der chemischen Industrie, Umgestaltung des Großbetriebes der Berg- und Hüttenwerke, Aufschwung der Maschinenindustrie. Nicht eine der Großtaten deutscher Physiker, Chemiker, Ingenieure wird nachgewiesen, der Daimlermotor, die Synthese der wichtigsten Farbstoffe, die Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft; außer Siemens und Schuckert wird keiner der Bahnbrecher der Technik erwähnt, nicht Krupp in Essen, nicht Zeiß und Abbe in Jena. Da nirgendwo sonst im ganzen Buch die Wohltäter der Menschheit auf hygienischem Gebiet einen Platz gefunden haben, Koch, Behring, Ehrlich, so durfte ihrer wenigstens hier dankend gedacht werden. Statt dessen schließt das Kapitel mit der auch stilistisch anfechtbaren Trivialität: 'Deutschland ist reich geworden. Das ist unser Stolz, hat aber auch seine Gefahren, denn dadurch treten Geld und Gelderwerb allzusehr in den Vordergrund. Daher war es ein Glück, daß immer wider die geistigen Strömungen den Kampf gegen eine rein äußerliche Wertung der Lebensgüter aufnahmen und daß der große Krieg, so wirtschaftlich er mitbedingt war, den inneren Werten wider das Übergewicht verlieh'.

Im 8. Kapitel 'Soziale Entwicklung und Stände' liest man die eigenartige Gegenüberstellung (S. 87): 'Gegen das Bettelunwesen wandte sich die Reformation . . ., dagegen stieg alle gewerbliche Tätigkeit der Städter hoch im Ansehen, fühlten sich ja auch Künstler wie Dürer, Krafft, Vischer u. a. durchaus als Handwerker'. Weiter: 'Am schlimmsten stand es (im 17. Jahrhundert) mit dem Ansehen des Bauern . . . er galt als mißtrauisch, scheu, gedrückt, stumpf, roh, und wurde es auch'. Hier konnte wenigstens darauf hingewiesen werden, daß unser 'Tölpel' nichts anderes ist als mhd. *dörper,* Dorfbewohner, Bauer. Der Zuwanderung fremder Arbeiter standen und stehen vielleicht noch ähnliche regelmäßige Wanderungen innerhalb Deutschlands selbst gegenüber, z. B. die Hollandgänger, die Lippischen Ziegelstreicher.

Der Abschnitt 'Rechtsentwicklung' im 9. Kapitel ist unzulängliche Kompilation. Friedrichs II. *statutum in favorem principum* von 1232 ist keine Gesetzgebung (S. 93), sondern ein Gesetz. Die 'sog. Carolina' Karls V. von 1532 wurde nicht 'um diese Zeit maßgebend für die Strafgesetzgebung' (S. 94). Sie bestand aus einer Strafgerichtsordnung und einem Strafgesetzbuch und schuf, soweit ihr nicht im einzelnen Partikularrechte entgegenstanden, so lange gemeines Recht, bis seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einige deutsche Staaten sie durch eigene strafrechtliche Kodifikation zu beseitigen begannen. Das Reichsjustizamt ist nicht 'oberste gerichtliche Behörde des Deutschen Reichs' (S. 95), sondern oberste Justizverwaltungsbehörde. Daß dem Abschnitt von der 'Staatsentwicklung' zufolge Otto d. Gr. (als er sich 962 zum römischen Kaiser krönen ließ) das 'Heilige römische Reich deutscher Nation stiftete' (S. 95), übertrifft noch die Topik des beliebten Ploetz. Die deutsche Kleinstaaterei wird durch die Angabe, daß es 'einige hundert selbständige absolute Fürsten gab' (S. 96), nur unzulänglich charakterisiert; Reichsstädte, Reichsabteien, Reichsdörfer, Reichsritter vervollständigten die Buntscheckigkeit der Verfassung; von den letzteren erfahren wir freilich im vorangehenden Kapitel (S. 86), daß sie 'auch (wie das

städtische Proletariat', 'Bettler, Spielleute, Gaukler, Vaganten'!) unzufrieden waren, da sie in ihrer Selbständigkeit von den benachbarten Landesfürsten und wirtschaftlich durch die Städte bedroht' wurden. Durch Vereinigung heterogenster Erscheinungsformen verklungenen Kleinstaatelends unter einem beschönigenden Gesichtspunkt Staunen erregend ist die Bemerkung (S. 96): 'Man hat früher diese Vielheit sowie die Verschwendung und den Eigennutz der deutschen Fürsten sehr ungünstig beurteilt, aber man muß doch anerkennen, daß die gegenwärtige Vielseitigkeit und der eigenartige Reichtum des deutschen Staatslebens und der deutschen Kultur gerade auf diese Zeit zurückgeht'. Dem vielstaatigen Partikularismus sollen wir auch 'jenes feine Verständnis für fremde Meinungen und Einrichtungen, das die Quelle einer wahrhaften geistigen und politischen Freiheit ist' verdanken. 'Der einzige nachteilige Rest unserer langen und nicht immer glücklichen politischen Vergangenheit ist der Mangel an einem sogenannten deutschen Stil im weitesten Sinne des Wortes'. Aber der Verfasser tröstet uns zuversichtlich: wir werden zweifellos 'auch diesen unter dem Eindrucke der Erlebnisse des Weltkrieges bekommen, und uns bald zu jener Sicherheit der inneren und äußeren Form durcharbeiten, die wir noch vor kurzer Zeit an den Franzosen und Engländern bewunderten' (S. 98).

Wenn es im 10. Kapitel, 'Handel und Kolonisation' (1. Abschnitt 'Handel in und außer Landes') heißt (S. 99), der Marktfrieden sei eine Abart des Gottesfriedens und des Königsfriedens, so ist ersteres unrichtig — er hatte mit dem Gottesfrieden nichts zu tun — und letzteres schief; er ist selbst der einem Markt verliehene Königsfrieden. Daß man die den Marktfrieden anzeigenden Kreuze 'Weichbilder' genannt habe, ist grundlose Vermutung; die 'sog. Rolande' waren nicht ebenfalls Zeichen des Marktfriedens, sondern das von ihnen getragene bloße Schwert war Symbol des dem Stadtherrn verliehenen Königsbannes im Stadtgericht, d. h. der Eximierung der Stadtsiedelung vom Landgericht. Die Hansa, von deren Wesen eigentlich nichts mitgeteilt wird, als daß 'ihre Organisation nicht so straff war, wie man sie sich gern vorstellt' (S. 100), ihre Entstehung und Ausbreitung, ihre ausländischen Kontore, ihre Stellung als Seemacht in Frieden und Krieg, alles das war unbedingt eingehender zu betrachten, und die friedlichen Erben ihrer Seegeltung, die großen Reedereien insbesondere Bremens und Hamburgs mit ihren stolzen Kauffahrern und Passagierdampfern durften keinesfalls vergessen werden. Anderseits waren im Bereich des Landhandels die Hauptstraßenzüge, der Frachtverkehr und seine Gebräuche, die kulturhistorisch merkwürdigen Fuhrmannsdörfer wenigstens zu erwähnen. Im Abschnitt von der deutschen Kolonisation durfte schließlich, mindestens einleitungsweise, die Ausbreitung der Germanen während der Völkerwanderung über das ganze westliche und südliche Europa und Nordafrika und die vorübergehende Gründung ihrer Reiche dort nicht übergangen werden. Er schließt mit einem der eingangs erwähnten Gemeinplätze: 'die Verwaltung der Kolonien . . . geschieht durchaus nach menschlichen Grundsätzen und hält sich frei von jeder Willkür und Ausbeutung'. Das ist selbstverständlich und darum überflüssig; was man hier erwarten mußte, war eine be-

stimmte Äußerung über die Rechtsstellung der Eingeborenen unsrer Kolonien zum Deutschen Reich.

Im 11. Kapitel von 'Weltlicher Baukunst und städtischer Siedelung' (dessen Titel nicht zutreffend formuliert ist, da von 'weltlicher' Baukunst nur Wehr- und Prunkbauten und von städtischer Siedelung nur deren bauliche Anlage darin behandelt werden) wären, wie schon früher bemerkt, die Wehrbauten des Adels, der Fürsten, der Städte besser zusammenzufassen und mit dem im 6. Kapitel vorweg genommenen Heerwesen zu vereinigen gewesen. Dort hätten dann auch die vorzüglich in den Häuptlingsfehden des oldenburgischen Friesland so wichtigen Wehrkirchen ihren gebührenden Platz gefunden, statt daß nur die 'ausgeprägteste Form der Siegenbürgischen Kirchenburgen' wunderlicherweise in dem die 'äußeren Formen des gesellschaftlichen Lebens' erörternden Abschnitt des 6. Kapitels von der 'Volkskunde' gestreift wird. Die mit den Burgen zusammengestellten 'Schlösser und Paläste' ständen besser in dem nächsten Abschnitt von der Baukunst seit der Renaissance.

Daß Denkmäler 'erst zur Zeit fürstlicher Macht- und Glanzentwicklung im 17. und 18. Jahrhundert üblich wurden' (S. 118), trifft selbst für die engste Fassung des Denkmalsbegriffs nicht zu. Das Reiterstandbild Ottos d. Gr. auf dem Markt zu Magdeburg gehört dem Ende des 13. Jahrhunderts an; zu den Denkmälern im Sinne selbständiger monumentaler Bildwerke mit geschichtlichem Hintergrunde gehören auch die Bernwardssäule in Hildesheim (Anf. 11. Jahrh.), der Löwe in Braunschweig (Ende 12. Jahrh.), der 1632 zerstörte Hirsch in Magdeburg, sowie die Rolandbildsäulen norddeutscher Städte, die den Verleiher des durch das Schwert symbolisierten Königsbannes an den Stadtherrn, also den König selbst bedeuten, ursprünglich widerum Otto d. Gr., allerdings in der wechselnden Tracht verschiedener späterer Zeiten.

Wie bei dem 11. Kapitel entspricht auch bei dem 12. der wohl nicht vom Verfasser herrührende, sondern nachträglich vom Herausgeber geformte Haupttitel nicht den behandelten Gegenständen; nicht von 'kirchlicher Baukunst und bildender Kunst' allein ist darin die Rede, sondern von der gesamten bildenden Kunst im Mittelalter und der Neuzeit. Mit Vergnügen darf hier widerholt werden, daß diese beiden kurzen Kapitel ansprechend und trotz ihrer Knappheit unterrichtend sind. Sie zeigen, im wohltuendem Gegensatz zu so manchem anderen Kapitel, wie es wissenschaftlich fest begründeter, klar denkender und des Wortes mächtiger Sachkenntnis möglich ist, selbst ein dem Augenmaß des 'im Leben Stehenden' entrückteres Thema mit wenigen festen Strichen anschaulich zusammenzufassen. Als besonders gelungen ist die Darstellung der mittelalterlichen Baustile und die Würdigung Albrecht Dürers zu bezeichnen. Zu bedauern ist nur, daß das Kunstgewerbe, so z. B. die schönen Werke der Goldschmiede Nürnbergs und Augsburgs, nicht mit einbezogen ist; seine Erwähnung in einem früheren Kapitel (S. 77) bei der Besprechung des Handwerks im 15. und 16. Jahrhundert: 'jedes einzelne Erzeugnis wurde liebevoll, persönlich ausgestaltet, die Massenherstellung trat gänzlich zurück (Kunsthandwerk)' stellt entweder die Entwicklung auf den Kopf, oder hat sich im Ausdruck vergriffen; übrigens

verrät gerade die eben erwähnte Blüteperiode des Goldschmiedegewerks die Anfänge fabrikmäßiger Herstellung auch von Prunkgeräten.

Auch die für die Kenntnis von Tracht und Sitten unserer Vorfahren so wertvollen Schöpfungen der Miniaturmalerei und Zeichenkunst werden bedauerlicherweise nur flüchtig berührt (S. 128); der bei der Belagerung von Straßburg 1870 verbrannte, nur teilweise in Nachbildungen erhaltene Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, die prächtig mit Bildern geschmückten Minnesängerhandschriften, die aus Kloster Weingarten in Stuttgart und die einst von Tilly geraubte sog. Manessische in Heidelberg, waren doch wohl in diesem Zusammenhange einer Erwähnung wert.

Das ebenfalls gut und sachlich geschriebene, sich nur für die Zwecke vorliegenden Buches in Wort und Bild zu tief in die Technik des Bühnenwesens einlassende 13. Kapitel vom 'Theater' geht nach einer kurzen Einleitung über das antike Theater und die geistlichen Schauspiele des Mittelalters sofort auf die englischen Berufsschauspieler des 16. Jahrhunderts über. Die deutschen Komödien und Fasnachtsspiele dieser Zeit werden mit nicht ganz vier Zeilen abgefunden, Hans Sachsens Name, der auch in der engsten Skizze von deutscher Art und Kunst nicht fehlen darf, wird nicht genannt. In die entlegensten Winkel des deutschen Reiches leuchtete damals die Freude an der Komödie hinein; an dem kleinen Hofe des friesischen Jever ergötzte sich die Landesherrin um die Mitte des 16. Jahrhunderts an Fasnachtsspielen der Schüler; im benachbarten Oldenburg ward um die selbe Zeit bereits ein Vorgang aus der Sagengeschichte des Landes, Graf Friedrichs Löwenkampf, auf die Bühne gebracht. Und verdienten in einem deutscher Art gewidmeten Buche die jetzt wider zu Ehren gekommenen Puppenspiele nicht ein Wort der Erwähnung? Das einseitige Betonen des Bühnentechnischen muß auch als Grund dafür angesehen werden, daß zwar einige Koryphäen der Schauspielkunst genannt werden, nicht aber die Charaktere deutscher dramatischer Dichtung, die sie verkörperten, nicht die führenden Dichtergrößen, die diese Bühnenwerke schufen. Es macht fast einen komischen Eindruck, daß Goethe uns nur als Weimarscher 'Theaterdirektor' begegnet (S. 142), und wird dadurch nicht gesühnt, daß im Schlußkapitel seine Iphigenie das Zeugnis eines 'kerndeutschen Kunstwerks' erhält.

Das 14. Kapitel von der 'deutschen Musik' wird durch die Feststellung eingeleitet, daß die 'nationale Kunstmusik der Deutschen zeitlich nicht über die Reformation zurückgeht. 'Wohl zeigt die Pflege des Gregorianischen Chorals und seiner Theorie und die Blüte des Minne- und Meistergesanges, daß auch im Mittelalter die Musik bei unserm Volke in hoher Gunst stand. Von einem selbständigen nationalen Gepräge im heutigen Sinne kann indessen bei dieser Kunst nicht die Rede sein; für die volkstümliche Kunst der Spielleute aber fehlen uns die Belege gänzlich'. Die Aufgabe erscheint zu eng gefaßt. Zugegeben, daß erst 'die Reformation der deutschen Musik vor allem jene neue Organisation ihrer Kräfte geschenkt, der sie ihren großartigen Aufschwung in erster Linie zu verdanken hat', und daß 'die deutsche Tonkunst sich erst seit

dem Beginn des 19. Jahrhunderts die unbestrittene Herrschaft über die ganze zivilisierte Welt errungen hat'. Doch, die deutsche Tonkunst unserer Zeit hätte sich zu dieser beherrschenden Höhe niemals erheben können, wenn nicht von jeher das deutsche Volk 'Musik in ihm selbst' besessen hätte. Diese musikalische Seele unserer Vorfahren näher kennen zu lernen durften wir hier, wo es sich um ein lebendiges Bild von deutscher Art und Kunst, nicht um ein Kompendium der deutschen Musikgeschichte im künstlerisch-technischen Sinne handelt, ernstlich verlangen. Minne- und Meistergesang stellen nur räumlich, zeitlich und gesellschaftlich beschränkte Kreise vor; die Versicherung, daß für die Spielmannskunst die Belege fehlen, kann uns nicht befriedigen. Die Klangwirkung der alten deutschen Musik mag unsern Ohren Geheimnis bleiben; aber wie diese ausgeübt wurde, wie sie die Herzen ihrer Hörer packte, lehren Altertumsfunde, Dichtungen und Werke der bildenden Kunst zur Genüge.

Schon aus der Bronzezeit sind zahlreiche, stets paarweise gefundene, kunstvoll gearbeitete Hörner vorhanden, deren Tonwert hochgerühmt wird; 'somit wäre die mehrstimmige Musik im Norden uralt, und wir könnten leichter begreifen, warum Deutschland bis in die neueste Zeit hinein die Führerschaft auf dem Gebiet der Musik innehat' (Schwantes). Das Bild Heinrichs von Meißen-Frauenlob in der Manessischen Handschrift zeigt den bürgerlichen Minnesänger, wie er ein vollständiges Orchester des 14. Jahrhunderts dirigiert. Die Dichter erzählen von der berückenden Tongewalt des 'Albleich'; sie schildern, wie auf der Flucht im Wasgenwald die treue Hiltgunt Waltharis Schlummer singend behütet; wie Volker durch sein Geigenspiel die kampfesmüden Freunde in König Etzels blutgetränktem Saal in Schlaf wiegt; wie Horant auf der irischen Königsburg mit seinem Gesang um Frauen und Männer und alles Getier in Luft und Wald und Wasser holden Zauber wirkt. Selbst die mittelalterliche Wappenkunst huldigt der Musik. Alzei, Volkers Stammsitz, und die Burggrafen dort führten die Geige im Wappen; ebenso der ritterliche Minnesänger Reinmar, dessen Familiennamen wir nicht wissen, weil die Zeitgenossen ihn nur unter seinem künstlerischen Zunamen des 'videlaere' kannten. Auch der Scherz finde hier ein bescheidenes Plätzchen. Das Märchen erzählt, der altersschwache Esel habe sich entschlossen, in Bremen Stadtmusikant zu werden, und allerlei anderes, zu nützlicher Arbeit ebenfalls nicht mehr tüchtiges Getier habe sich ihm mit gleichem Vornehmen angeschlossen. Stand die Bremer Musik in so übelem Ruf? Eine Schrift über Luthers Katechismus von 1588 erklärt vielleicht das Rätsel. Es heißt dort: asini Bremenses cantaverunt 'Resurrexi' (introitus missae des Ostersonntags), cum populus dei cantavit 'Oculi mei' (dgl. des dritten Fastensonntags), man warf also der Bremer Geistlichkeit zu irgendeiner Zeit vor, in ihrer Unwissenheit den Ostertermin falsch berechnet zu haben. Danach erklärte der Märchensatiriker seinen müden Esel wenigstens noch für qualifiziert zum Bremer Stadtmusikus. Ob es richtig ist, daß schon fast 600 Jahre früher Guido von Arezzo erklärt haben soll, die Chauken, also die Stammesgenossen der Bremer, singen wie die Esel, vermögen wir im Augenblick nicht festzustellen.

Das Schlußkapitel versucht, abgesehen von Einzelheiten, die wir bereits im vorhergehenden gelegentlich besprochen haben, knapp, sachgemäß und zweckentsprechend 'die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen' zusammenzufassen. Aber eine Seite deutscher Geistesarbeit ist dabei ganz unberücksichtigt geblieben, die deutsche Wissenschaft. Nicht ihr ganzes weites Reich war zu durchmessen, aber die Verdienste, die sie um die Erforschung des gesamten Deutschtums sich erworben haben, waren in das hellste Licht zu stellen.

Ihr jüngster Sproß, die Prähistorik, widmet sich den ältesten Zeugen deutscher Art und den frühesten Zeugnissen deutscher Kunstfertigkeit; Virchows Name ist mit ihr untrennbar verbunden. Dabei war füglich der behördlichen Maßnahmen zu gedenken, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beginnend, in neuerer und neuester Zeit überall durch Bestellung von Denkmalspflegern, Erlaß von Denkmalsschutzgesetzen, Hegung von Naturschutzbezirken, Errichtung von Heimatmuseen auf die dauernde Erhaltung der Denkmäler deutscher Landesart, Volksart und Kunst erfolgreich hingewirkt haben.

Die Schätze deutscher Vergangenheit in Historie und Literatur begann man schon im 16. Jahrhundert zu heben. Hutten, der Eques Germanus, den unsere 'Deutschkunde' nicht nennt, hatte daran Teil. Bedächtig schafften die nächsten Jahrhunderte weiter. Aber erst das begeisterte Erwachen des Volksbewußtseins in der Zeit der Befreiungskriege brachte neue Saat und reiche Ernte. Freiherr von Stein, 'des deutschen Volkes Edelstein', gab die Anregung zu mustergültiger Sammlung und Veröffentlichung der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit; die Rechtsquellen, die Königsurkunden und Verwandtes wurden bald angeschlossen. Zugleich begannen die Brüder Grimm und ihre Genossen die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache, der Mythologie, der Altertümer, die Bearbeitung der Literaturdenkmäler; die deutschen Rechts- und Wirtschaftshistoriker waren unermüdlich am Werk; eine neue deutsche Geschichtschreibung pflügte das Brachfeld deutscher Vergangenheit um und bestellte es aufs neue mit verheißungsvoller Aussaat.

Wie die fast vergessenen Schriftdenkmäler neu erstanden, so arbeitete die deutsche Kunstforschung an der Widerherstellung der verfallenen Denkmäler deutschen Kunstfleißes. Die Freigebigkeit deutscher Fürsten, die Opferwilligkeit des deutschen Volkes gaben uns so u. a. die Kaiserpfalz zu Goslar, den Kölner Dom, das Deutschordensschloß Marienburg, Heinrichs d. L. Burg Dankwarderode, in verjüngter Gestalt wider. Während dessen erwuchs, von einem einzelnen Manne, dem Freiherrn von Aufseß, ins Leben gerufen, dann von Fürsten und Stämmen liebevoll gehütet und gepflegt, die großartige Sammlungs- und Forschungsstätte deutscher Art und Kunst, das Germanische Museum in Nürnberg, dem Kleinod im Kranze alter deutscher Städte.

Wer unserm Volke das Hohe Lied von seiner Art und Kunst verkünden will, der darf nicht vergessen, dieser wunderbaren Geisteszucht und Geistesarbeit, aus deren vollem und lauterm Quell er sein ganzes eigenes Wissen schöpft, und den Männern, die sich hingebend ihr geweiht, zu danken.

Unsere Übersicht des Inhalts der 'Deutschkunde' hat gezeigt, daß manches zu berichtigen, umzugestalten, hinzuzufügen wäre, um dem Leser das volle Bewußtsein an diesem reichen Kultur- und Geisteserbe, das auch das seinige ist, zu erschließen. Daß durch zweckentsprechende Ausfüllung der von uns aufgewiesenen Lücken der Umfang des Buches planwidrig gewachsen wäre, ist nicht zu besorgen, da durch geschicktes Beschneiden der rhetorischen, ästhetisierenden und moralisierenden Fülle des übrigen Stoffes nicht bloß für die Erweiterungen notwendiger Raum zu gewinnen gewesen wäre, sondern auch die eindringliche Kraft des Vortrags sich gesteigert hätte. Auch wäre etwaigem Platzmangel durch nachdrückliche Beschränkung der Bilder und Tafeln[1]) ohne Beeinträchtigung der Zwecke des Buches zu begegnen gewesen.

Zwischen Text und Abbildungen besteht so gut wie gar kein Zusammenhang; nur in ganz wenigen Fällen ist in jenem auf diese Bezug genommen; diese selbst entbehren jeglichen Hinweises auf jenen; da auch die 'Stichwortübersicht' am Schluß, in die sie, nicht alle, aber größten Teils, aufgenommen sind, keine Erläuterungen bietet, ist man zu ihrem Verständnis lediglich auf die Unterschriften angewiesen. Diese aber sind meistens vollkommen ungenügend. Nicht bloß, daß sie in der Regel die Originale, die die Abbildungen widergeben sollen, nicht nachweisen, sondern sich mit Angabe der Publikationen, denen sie unmittelbar entlehnt sind, begnügen, unterlassen sie es sogar vielfach, die dargestellten Gegenstände ihrer Art und Herkunft nach notdürftigst zu beschreiben. Beispiele von solchen im Text nicht besprochenen, unzureichend erklärten Objekten sind:

Tafel IV, 2, 'zweischneidiges germanisches Schwert mit Inschrift'; daß die Klinge, um sie in einer Graburne unterzubringen, zusammengebogen ist, war zu bemerken; die Inschrift in lateinischen Lettern fordert eine Erklärung; sie deutet auf 'fremde, halbrömische Arbeit' (Sophus Müller). — Tafel IV, 5, 'Runenspeer von Müncheberg'. Nicht ein Speer, sondern die zusammen mit eisernen Waffenfragmenten gefundene, ca. 15 cm lange eiserne Spitze eines Speers ist dargestellt. Die eingravierte, mit Silber ausgelegte Runeninschrift, auf der Abbildung kaum erkennbar, hätte, in größerem Maßstabe reproduziert, als prächtige Illustration zu dem durch keine Abbildung erläuterten Abschnitt von der Runenschrift dienen können. — Tafel IV, 7, 'Wendenfigur', d. h. eine Bronzestatuette, mit wendischen Ornamentscherben in einem Burgwall bei Schwedt gefunden. — Tafel IX, 3, 'Trachten des 11. Jahrhunderts'. Das zur Veranschaulichung solcher recht wenig geeignete Bild gibt eine Miniatur aus der Biographie Kaiser Heinrichs II. in einer Bamberger Handschrift vom Anfang des

[1]) Dem Kapitel 6 (Bauernhaus) sind drei, dem Kapitel 13 (Theater) fünf Grundrisse eingedruckt; die letzteren nebst den zugehörigen Tafeln XXXI und XXXII waren ohne weiteres zu entbehren. 32 Tafeln, gruppenweise eingeschaltet, enthalten 108 Einzelbilder. Eine kleine 'Sprachenkarte', in die das Gebiet des Friesischen falsch eingetragen ist, und eine 'Siedelungskarte' sind am Schluß angehängt.



13. Jahrhunderts, welche nach der (auf der Abbildung fehlenden) Umschrift die sagenhafte Prüfung der Unberührtheit der Kaiserin Kunegunde durch das Gottesgericht der glühenden Pflugscharen darstellt; es hätte also die im Kapitel 'Rechts- und Staatsentwicklung' freilich nicht erwähnten Ordalien illustrieren können. — Tafel X, 2, 'Ritter um 1200', d. h. ein englischer Ritter nach einer Grabplatte von 1277 in einer englischen Kirche. — Tafel XII, 3, 'Armbrustschützen'; sie entstammen einer böhmischen Handschrift. — Tafel XVI, 1, 'Spätmittelalterliche Burg, Ölgemälde von Lukas Cranach d. Ält. Dresdener Gallerie, Nr. 1906 B., d. h. Ansicht des Schlosses Hartenstein bei Torgau, welche den Hintergrund eines Altargemäldes von L. Cranach v. J. 1506 bildet. Die Naturwahrheit der Abbildung wird durch diese Herkunft einigermaßen fraglich; Dielichs Ansichten unzerstörter Burgen in spätmittelalterlicher Gestalt hätten bessere Vorlagen gewährt. — Tafel XIX, 2, 'Mittelalterliche Stadt, Kupferstich v. Dürer'. Hauptgegenstand des Stichs von 1519 ist s. Antonius Eremita; den Hintergrund bildet eine von einigen Häusern umgebene, offensichtlich nicht der Natur nachgebildete, sondern 'komponierte' Burg auf einem Berg, die ein wenig an die Nürnberger Burg erinnert, aber in den Schwalbenschwanzzinnen der Außenwerke italienische Motive verrät. — Tafel XX, 1, 'Hersfeld, Fachwerkhaus', d. h. breit in Front steht der Steinbau des dortigen Rathauses, ganz zur Seite in starker perspektivischer Verkürzung ein Fachwerkhaus, von dessen Ständer- und Riegelwerk nicht das geringste zu erkennen ist. — Tafel XXII, 1, 'Speier, Domaufriß', d. h. nur zwei Gewölbejoche des Langhauses sind widergegeben.

Die eng zusammengedrängten, aus Raumökonomie kreuz und quer gestellten Abbildungen gewähren weder künstlerischen Genuß noch kunstgeschichtliche Belehrung. Sie täuschen hier, wie in so vielen neuzeitlichen Illustrationswerken, eine Kunstgelehrsamkeit vor, die nur äußerlicher, durch immer widerholte Verwendung der vom Verlagsbuchhandel aufgespeicherten Bildstöcke zu beschaffender Zierrat ist.

Will ein Buch wie das vorliegende des belehrenden und erfreuenden Bilderschmucks nicht entraten — und man kann dem wohl beipflichten — so beschränke es sich auf wenige, gute, dem Text an entsprechender Stelle einzufügende oder zwischenzuschaltende — also unmittelbar mit dem Wort zusammen wirkende — Reproduktionen besonders charakteristischer und, besonders im vorliegenden Falle, deutscher Stücke. Es bringe also etwa zur Trachtengeschichte älterer Zeit das Standbild Heinrichs d. L. im Braunschweiger Dom, aus jüngerer Zeit die Reckenbilder der deutschen Heldensage in Schloß Runkelstein; zur Wirtschaftsgeschichte einige Proben aus den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels; zur gotischen Kirchenbaukunst den Kölner Dom vor und nach seiner Widerherstellung; zur Geschichte der Malerei einen deutschen Gelehrtenkopf von Dürer oder Holbein.

Eine weise beschränkte Auswahl vornehmer künstlerischer Beigaben dieser Art wird ganz anders die 'Herzen zu erheben' vermögen als die verwirrende Menge zufällig aneinandergereihter Bilder und Bilderchen auf den vorliegenden Tafeln.

Oldenburg i. Grh. Georg Sello.

2) Urkunden und Siegel in Nachbildungen für den akademischen Gebrauch herausgegeben von G. Seeliger. Leipzig, B. G. Teubner, 1914.
 I. Kaiserurkunden — noch nicht erschienen.
 II. Papsturkunden, bearbeitet von A. Brackmann. 1914. 16 Tafeln in Mappe. 32 S. 8. 5 ℳ.
 III. Privaturkunden, bearbeitet von Oswald Redlich und Lothar Groß. 1914. 15 Tafeln. 32 S. 8. 5 ℳ.
 IV. Siegel, bearbeitet von F. Philippi. 1914. 11 Tafeln in Mappe. 32 S. 8. 5 ℳ.

Zu Jaffés Vorlesung über lateinische Paläographie mußte, als Referent vor bald fünf Jahrzehnten in Berlin daran teilnahm, ein recht einfacher Apparat genügen: es wurde eine Anzahl von Exemplaren der von dem verehrten Lehrer besorgten, im Buchhandel nicht erhältlichen Schriftproben zu Leseübungen verteilt. Geschickte und eifrige Hörer schufen sich zu häuslichem Studium danach selbst einen kleinen Apparat, indem sie diese Tafeln und sonstige ihnen erreichbare Schriftproben durchzeichneten.

Später hat Wattenbach in Heidelberg festgestellt (1872), daß der Anfänger am schmerzlichsten eine zweckmäßig ausgewählte Folge von Schriftproben vermisse, deren er sich zu seinen Studien bedienen könne, und daß der sich ein großes Verdienst erwerben würde, wer mit den nötigen technischen Hilfsmitteln eine derartige Sammlung von nicht unerschwinglichem Preise besorgen würde.

Seit jener Zeit sind mit Hilfe von Photographie und Lichtdruck vortreffliche Schriftbildwerke geschaffen, denen nur das eine abging: der von Wattenbach geforderte nicht unerschwingliche Preis.

Nicht Mangel an Fleiß im Kolleg, sondern das Fehlen eines solchen, das Selbststudium ermöglichenden Übungsstoffes ist gewiß der Grund dafür, daß die meisten der jungen Männer, die Referent in einem Zeitraum von mehr als 25 Jahren das von ihm verwaltete Archiv benutzen sah, um Stoff zu historischen Doktorarbeiten unmittelbar aus den urkundlichen Quellen zu schöpfen, diesen recht hilflos gegenüberstanden.

Nun haben Professor Seeliger und die Teubnersche Verlagsbuchhandlung durch die Herausgabe ihres wohlfeilen Tafelwerks den einst von Wattenbach ausgelobten ethischen Preis und zugleich den Dank aller Lernenden sich erworben.

Die Tafeln sind selbstverständlich in Lichtdruck ausgeführt, der nicht nur die Schriftzüge, soweit sie dem photographischen Apparat erreichbar sind, auf das vollkommenste nachbildet, sondern auch dem Beschauer eine gewisse Vorstellung von dem Aussehen der Originale gibt, von ihren Falten und Flecken, den Fasern des Papyrus und der Narbe des Pergaments. Wo die Photographie versagt, wo z. B. Buchstaben oder Worte durch Falten im Pergament oder durch Flecke verdeckt und verdunkelt sind — weiterhin werden einige Beispiele dafür zu nennen sein — sollte freilich bei Veröffentlichungen zu Lehrzwecken durch Nachbildung von geschickter Hand die ergänzende Hilfe geboten werden, die dem Original gegenüber geeignete Behandlung des Pergaments, widerholte Untersuchung bei schärferem oder durchfallendem Licht, Vergrößerungsgläser, schlimmstenfalls ein zweckmäßiges Reagens gewähren.

Den Schrifttafeln sind lehrhafte Erläuterungen aus sachkundiger Feder beigegeben, welche die äußeren Merkmale der abgebildeten Schriftstücke zu beschreiben und zu erklären, zur Anwendung der im Kolleg empfangenen Lehren der Diplomatik auf bestimmte Objekte anzuleiten und in die spezielle kritische und historische Literatur einzuführen bestimmt sind.

Eine schätzbare Ergänzung der Urkundenschriftbilder bedeutet Heft IV, welches ebenfalls in Lichtdruckreproduktionen die den mittelalterlichen Urkunden iuristische und historische Beweiskraft verleihenden Siegel in ihrer Gesamtheit behandelt — nicht bloß die sonst schon wissenschaftlich ausgiebig untersuchten Kaiser- und Königs- und Papstsiegel, sondern auch die übrigen, die, entsprechend der von der Diplomatik wohl oder übel angenommenen Dreiteilung der Urkunden, als 'Privatsiegel' anzusprechen wären, wenn diese Bezeichnung hier nicht ebenso unzutreffend wäre wie dort.

Der Gesamtplan der neuen Publikation und ihre Ausführung im allgemeinen ist ausgezeichnet. Für die Bearbeiter der einzelnen Hefte galt es, auch in der Beschränkung sich als Meister zu erweisen. Denn die Rücksicht auf den mäßigen Preis bedingte eine gewisse Ökonomie hinsichtlich der Zahl der ihnen zur Verfügung gestellten Tafeln und Druckbogen.

Der Bearbeiter der 'Siegel' zeigt sich von schönem Idealismus getragen. Die Weite des darzustellenden Gebietes, die Enge des ihm verstatteten Raumes nehmen ihm nicht die zuversichtliche Hoffnung 'Forschern, welche sich mit den deutschen mittelalterlichen Urkunden beschäftigen, ein ausreichend unterrichtendes einschlägiges Anschauungsmaterial zu liefern'. Die Bearbeiter der beiden bis jetzt vorliegenden Schrifttafelhefte scheinen in dieser Hinsicht der Sache weniger froh geworden zu sein. Das Vorwort zu den 'Privaturkunden' begnügt sich immerhin mit der Feststellung, daß es nicht möglich sei, 'auf 15 Tafeln die Mannigfaltigkeit des allgemeinen Urkundenwesens zu erschöpfen und bildlich darzustellen.' Das zu den 'Papsturkunden' dagegen drängt auf wenigen Zeilen widerholte Klagen über den 'so beschränkten Raum, der um des Preises willen nötig ist'; über durch 'den Rahmen des Heftes' bedingte Unmöglichkeit, in gewisser Beziehung ein vollständiges Anschauungsmaterial vorzulegen; über 'notwendige Beschränkung des Platzes willen'; zum Schluß werden die 'kurz gehaltenen Erklärungen' und der Verzicht auf Transkriptionen damit entschuldigt, daß 'der Umfang von zwei Bogen nicht überschritten werden sollte'.

Aber, wie das Siegelheft beweist, kann weder die Beschränktheit des Raumes noch die Rücksicht auf den Preis Grund dafür sein, daß diesen beiden Schrifttafelheften orientierende Beischriften auf den Tafeln und Übersichten über deren Inhalt fehlen. Letztere hätte sich bei den 'Papsturkunden' gar leicht zu einer kurz zusammenfassenden Besprechung der auf den Tafeln dargestellten, im Text hier und da erläuterten Urkunden- und Briefformen ausgestalten lassen, wenn es nicht vorzuziehen war, dies, ähnlich wie bei den 'Siegeln', in einer Einleitung vorauszuschicken. Unter Wegfall der lästigen Vor- und Rückverweise hätten sich

alsdann die Erläuterungen der einzelnen Schriftbilder auf das paläographisch, bibliographisch und kritisch Notwendige beschränken lassen; die instruktive Eindringlichkeit der Erläuterungen hätte dadurch sicherlich gewonnen.

Die Schriftbilder hätte man sodann in beiden Heften lieber hintereinander fortgezählt gesehen — Heft II gibt auf 15 Tafeln 25 Urkundenproben, Heft III auf ebensovielen Tafeln 28 Schriftbilder — und ihre Zeilen numeriert. Zitate und Verweisungen wären dadurch erleichtert und gewisse Versehen vielleicht vermieden worden. Wie z. B., daß die in der Transkription von Heft II Tafel I gedruckte Zeile 7 im Faksimile gar nicht vorhanden ist, und daß in Heft III Tafel II die beiden Urkunden von 816 und 827 unter der gemeinsamen Signatur b in chronologisch verkehrter Reihenfolge stehen, was der Text stillschweigend korrigiert (vgl. übrigens auch Heft IV Tafel III Nr. 1, wo a und b in Tafel und Erläuterung miteinander vertauscht sind).

Durchlaufende Zählung der Schriftproben hätte dann wohl in Heft II dahin geführt, die auf Tafel IX und XI verstreuten Detailabbildungen zur Erläuterung des Registraturwesens insgesamt ans Ende zu rücken und gemeinsam zu besprechen, statt daß sie jetzt die fortschreitende Entwicklung der Schriftbilder episodenhaft aufhalten.

Die Auswahl der Proben von 'Papsturkunden' ist durchaus zweckmäßig. In dem aus Wien datierten Vorwort zu den 'Privaturkunden' meinen die Herausgeber, man werde es begreiflich finden, daß die süd- und südostdeutschen Urkundengebiete etwas mehr bedacht seien als die nördlichen; doch würden auch ein Paar besonders lehrreiche aus dem Norden und Nordwesten gebracht. Ganz zutreffend ist das nicht. Unter 28 Schriftproben befinden sich 2 aus Oberitalien, je eine aus Böhmen, Burgund, Flandern, Lüneburg, Westpreußen, vom Niederrhein (die drei letzteren, wie die vorhergehenden, lateinisch), die übrigen 19, mehr als die Hälfte, lateinisch oder deutsch, gehören Süddeutschland an. Um der landschaftlichen Parität willen hätte wenigstens eine in niederdeutscher Sprache aufgenommen werden sollen.

Die Größe der abgebildeten Originale hat es in Heft II mehrfach notwendig gemacht, nur ihren oberen und unteren Teil abzubilden. Dabei sind ab und an die Schnitte so geführt, daß die unteren und oberen Schäfte der Buchstaben weggefallen, diese somit verstümmelt sind. Das war zu vermeiden; die aus den weggefallenen Zeilen zusammenhanglos in das Bild hineinragenden Schäfte hätten wegretuschiert werden sollen (dies gilt auch für Heft III Tafel VI b). Auf Tafel III ist der Schnitt so unglücklich geführt, daß die Oberzeile des Schlußstücks nicht nur die über den Buchstaben stehenden Abkürzungszeichen, sondern auch gegen Ende die oberen Teile der Buchstaben selbst verloren hat und das letzte Wort vollkommen unleserlich geworden ist; da die Transkription fehlt, kann es, worauf aufmerksam zu machen gewesen wäre, nur aus dem zufällig gleichlautenden Schriftbild Tafel II ergänzt werden. Auf dem Doppelblatt Tafel XIV/XV sind zwei Urkunden übereinander dargestellt, und von der größeren, unteren heißt es im Text (S. 30): 'in der Mitte sind bei der Aufnahme drei Zeilen fortgelassen'. Die Sache liegt anders.

Nur die vier ersten und letzten Zeilen des Urkundentextes nebst den Unterschriften sind vollständig abgebildet, vom linken Rand ein Streifen von $9^1/_2$ cm, vom rechten ein solcher von $11^1/_2$ cm bei einer Gesamtbreite der Urkunde von 60 cm; jedem dieser Streifen fehlen inmitten seiner Höhe die angegebenen drei Zeilen, und außerdem ist das ganze Mittelstück von ca. 26 cm Höhe und 39 cm Breite ausgefallen; vom Inhalt der Urkunde sind nur zusammenhanglose Bruchstücke übrig geblieben.

Auf den Tafeln von Heft III begegnen derartige Schönheitsfehler nicht; es ist aber nicht zu loben, daß bei der Fülle des zur Auswahl stehenden Materials ohne erkennbaren Grund drei Schriftproben (Tafel I, XIb, XIIIb) nicht nach Originalen, sondern nach bereits anderwärts veröffentlichten Faksimiles gegeben und daß vier (Tafel Va, Vb, VIIIa, VIIIb) wenn auch 'nur unbedeutend' verkleinert gebracht werden. Der Grund ist auch hier nicht ersichtlich; Platzmangel bestand, wie der Augenschein zeigt, nicht. Nicht bloß die Schriftbilder verlieren durch Abweichen von der Originalgröße an Unmittelbarkeit, sondern auch die Abbildungen der an allen diesen vier Stücken hängenden Siegel. Bei unzureichendem Platz ist es empfehlenswerter, statt einer Reduktion einen Ausschnitt in Naturgröße zu geben, wie dies auf Tafel VIb geschehen ist.

Auf Transkriptionen der mitgeteilten Texte hat Heft II mit einer Ausnahme verzichtet und zwar wegen Raummangels. Dieser Grund ist nicht stichhaltig. Die Bearbeiter von Heft III waren imstande, unter den selben Raumbedingungen, mit Hilfe ökonomischer Gestaltung der Erläuterungen eine ganze Anzahl von Transkriptionen zu geben; außerdem stand, wie bei anderen Publikationen dieser Art, die völlig unbenutzte Rückseite der Tafeln zur Verfügung.

Auch die einzige, in Heft II gegebene Transkription hätte ebensogut wie die anderen wegbleiben können, da die betreffende Urkunde in einem leicht zugänglichen Werk gedruckt vorliegt. Außerdem ist sie nicht absolut zuverlässig. Abgesehen von der bereits erwähnten überschießenden Zeile ist in Zeile 1 nicht zu lesen 'serwus seruorum', sondern 'servus (im Original serws) servorum', und in 'Benevalete' sind nicht bloß VA und TE, sondern auch NE verbunden. Im übrigen wird widerholt, statt direkter Nachweisung der bei Leseübungen unentbehrlichen Drucke, auf die 'Germania pontificia' verwiesen, und daß eine vorgeführte Urkunde ungedruckt ist, niemals hervorgehoben; die Bezugnahme auf irgendwelche Regestenwerke ist für den, der lesen lernen will, zwecklos.

Die Bearbeiter von Heft III erkennen zwar 'im Interesse des Selbststudiums' die Pflicht an, von 'schwieriger lesbaren Urkunden' Transkriptionen zu geben, erfüllen sie aber nur unvollkommen. Zu 28 Proben sind 10 Transkriptionen vorhanden, aber öfter nur fragmentarisch, von Tafel Xa bloß die oberen $^2/_8$, von Tafel XIIIa die Hälfte, von den 39 Zeilen der Tafel XIa die ersten $3^1/_8$ und die letzten $2^2/_3$. Im übrigen ist stets getreulich angegeben, ob die abgebildete Urkunde ungedruckt (deren 6 sind nicht transkribiert) oder wo sie gedruckt ist. Damit ist freilich auch noch nicht viel geholfen. Um die 12 in Betracht kommenden nicht transkribierten Stücke zu kollationieren, müßte man 10 verschiedene ausschließ-

lich süddeutsche Urkundenbücher zusammentragen, eine an manchem Orte kaum zu ermöglichende, jedenfalls das Selbststudium nicht sonderlich fördernde Auflage.

An der Forderung, daß zu Lehrzwecken vollständige Transkriptionen sämtlicher faksimilierter Urkunden mitgeteilt werden, ist unbedingt festzuhalten.

Neben ihrem diplomatischen Lehrstoff und ihrem rechts- und pragmatisch-geschichtlichen Gehalt enthalten die mittelalterlichen Urkunden nicht selten einen kunstgeschichtlichen Einschlag, auf welchen die Lernenden wenigstens aufmerksam zu machen nicht verabsäumt werden sollte.

Königs-, Papst- und Privaturkunden sind vielfach entweder mit in Federzeichnung ausgeführten Schmuckinitialen oder mit farbigen Miniaturen ausgestattet, die nicht bloß um ihrer individuellen Formen- und Farbensprache willen, sondern besonders auch, weil sie durch ihre genaue Datierung feste Anhaltspunkte für die Entwicklung des Ornamentstils gewähren, verständnisvolle Berücksichtigung verlangen.

Karl Lamprecht hat in seiner Initialornamentik zuguterletzt noch ein Paar (vom Referenten ihm nachgewiesene) Beispiele aus Koblenzer Urkunden beigebracht, die in der Ausführung freilich übel geraten sind.

Das in Aussicht stehende, den Königsurkunden bestimmte Heft I unserer Publikation wird dieser künstlerischen Seite der Diplomenkunde gewiß Rechnung tragen; auf figürlich ornamentierte Urkunden Kaiser Ludwigs des Bayern, deren erste Zeile bisweilen in Metallschnittnachahmung ausgeführt ist, sei hier schon hingewiesen.

Die Tafeln unserer 'Papsturkunden' enthalten nur wenige nicht besonders hervorragende hierher gehörige Proben, die der Text recht kurz, ohne auf ihre Zusammenhänge hinzuweisen, abfertigt. Das Initial H, Tafel VIIIb, darf nicht als 'reich verziert' gelten; andere Papsturkunden vom 13. bis ins 16. Jahrhundert bieten viel gefälligeres. Bei der Bulle Leos X. (Tafel XIV) wird 'die prächtige Verzierung der Buchstaben der ersten Zeile' hervorgehoben. Diese zeigt aber, abgesehen vom Initial L, nur die kraus verwickelten, winkeligen Schreiberzüge des 16. Jahrhunderts; die Initiale selbst gehört keineswegs zu den schönsten Vertreterinnen der in der päpstlichen Kanzlei gepflegten Initialornamentik jener Kunstepoche. Andere Urkunden des selben Papstes gewähren in ihren Initial L oder U durch die nur in leichter Schraffierung oder lichtgelblicher Tönung die Formen hervorhebenden Umrißzeichnungen von Blättern, Blüten und Früchten, die durch graziöses Rankenwerk verbunden sind, höheren Kunstgenuß. Und lehrreich ist es, zu sehen, wie diese reine, leichte Formenschönheit sich aus dem schweren Zierwerk in den Urkunden der unmittelbaren Vorgänger Leos entwickelt.

Nicht aus der päpstlichen Kanzlei, sondern vom Niederrhein stammt Tafel Xa (von 1488), auf welcher, wie die Erläuterung sagt, 'sowohl das päpstliche Wappen wie die Verzierungen des "Beatissime pater" in kräftigen Farben gehalten sind'. Da das Faksimile der Kolorierung entbehrt, läßt sich nur über die Zeichnung urteilen; diese ist ungeschickt handwerksmäßig. Ihre Beschreibung ist ungenau. In der Anredezeile ist allein das Initial B durch das Wappen geschmückt; die anderen Buch-

staben sind nur von senkrechten und wagerechten Strichen, wohl in zwei Farben, umgeben, die mit dürftigen Halbkreisen und Spiralen besetzt sind. Den mit der Schrift nicht in Verbindung stehenden Hauptschmuck bilden zwei Friese, ein schmalerer am oberen Rand, ein breiterer an der linken Seite, steifes Blumen- und Blattwerk.

Da diese Urkunde, eine Supplik, an sich aus dem Rahmen der Papsturkunden herausfällt, und nur durch die darauf gesetzte eigenhändige Verfügung des Papstes diesen äußerlich angegliedert wird, hätte sie vielleicht Anlaß geben können, hier in Kürze noch einer andern, reich mit Malerei ausgestatteter Gattung kirchlicher Urkunden zu gedenken, die dem System gemäß in die Privaturkunden gehören würden, dort aber ebensowenig berücksichtigt sind, der Kardinalsablässe, insbesondere aus der Avignoneser Papstzeit, die mit ihren bald Glasmalereien bald Gobelins nachgebildeten, Christusköpfe, Madonnen und Heilige umschließenden Initialen in schlichter oder kunstvollerer Technik eine Klasse für sich bilden.

Unter den Abbildungen von Privaturkunden in Heft III befinden sich keine mit Zierinitialen und der Text gedenkt ihrer nicht. Und doch waren solche bei allen Arten von Privaturkunden, selbst den einfachsten, beliebt. Der Trierer Erzbischofsurkunden wurde vorher schon gedacht; insbesondere die Boemunds II. und Balduins zeigen zierlich geschmückte Initialen; eine ältere von Dietrich II. (1241) zeichnet sich durch das rote Arabeskenwerk, welches das schwarze T umzieht, aus. Auch die Urkunden anderer mittelrheinischer Geistlichen und Dynasten sind in dieser Hinsicht beachtenswert; bei Urkunden von Bürgersleuten ist das anlautende J häufig als Fisch behandelt oder es sind in die obere Ausbiegung des selben bald zierliche bald fratzenhafte Köpfe eingezeichnet.

Diesen allgemeinen Betrachtungen reihen wir einige Bemerkungen an, die sich auf Besonderheiten der beiden Schriftbilderhefte beziehen.

Die Erläuterungen zu den Papsturkunden verlieren sich gar häufig ins Weite der Wissenschaft. Ihre kritischen Erörterungen, z. B. über die päpstlichen Registerbände, sind von einer Ausführlichkeit, die an dieser Stelle gewiß nicht angebracht ist. Hier handelt es sich ja nicht darum, die anerkannte Gelehrsamkeit des Lehrers aufs neue zu beweisen, sondern dem Verständnis des Lernenden in knapper klarer Fassung lehrhaft entgegenzukommen. Darum wünschte man den einzelnen Abschnitten des Erläuterungstextes durchsichtigere, vor allem gleichartigere Disposition, der Ausführung straffere Zusammenfassung.

Die Inhaltsangaben der abgebildeten Schriftproben, die an der Spitze jedes Artikels stehen sollten, verbergen sich z. B. bei den aus Registerbänden entnommenen Proben mitten im Text oder finden sich erst am Ende. Sie sind, im Gegensatz zu den übrigen Ausführungen, von bisweilen verhängnisvoller Kürze. Tafel Vb ist beispielsweise kein 'Mandat für das Erzstift Hamburg-Bremen', sondern die an den dortigen EB. Adalbero persönlich gerichtete Anweisung, zu der in seinem Streit mit dem EB. Asger von Lund wegen der von Bremen-Hamburg beanspruchten Metropolitanhoheit über die Nordischen Bistümer von dem in dieser Sache entsandten päpstlichen Legaten anzusetzenden Verhandlung zu erscheinen; da bei anderen Stücken auf ihre historische Bedeutung hingewiesen und

bezügliche Literatur angegeben wird, so war hier auf Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen II, 23 ff. zu verweisen. Die unmittelbar folgende Schriftprobe Tafel Vc stellt nicht eine 'Urkunde der päpstlichen Legaten usw. für die Abtei Siegburg in Sachen der Kanonisation des EB. Anno' vor, sondern die Legaten teilen in ihr den Bischöfen und Äbten der Diözese Köln mit, daß sie Anno heilig gesprochen haben.

Auf die vollständige, durch Hinweis auf das bezügliche Regestenwerk nicht zu ersetzende Inhaltsangabe und die notwendigsten bibliographischen Angaben hätte jedesmal die genaue diplomatische Beschreibung der abgebildeten Vorlage zu folgen. Wäre dieses geschehen, so würden wir z. B. erfahren, was es mit den auf der Abbildung sichtbaren Querschnitten (einer gradlinig, einer gewellt) durch die Tafel II abgebildete Urkundenabschrift auf sich hat; warum auf Tafel III der untere Teil der Urkunde durch einen geraden, Rota und Monogramm durchteilenden Schnitt abgetrennt und so ungenau wider angefügt erscheint, daß die zerschnittenen Züge nicht aneinanderpassen; warum die selbe Erscheinung infolge eines offenbaren Längsschnittes auf Tafel IIIb sich widerholt; wir hätten dann wohl gehört, warum auf Tafel Vc 'bei der Aufnahme das letzte Wort in der zweiten Zeile, "et", fortgefallen ist'. Der vordere Grundstrich des e ist noch sichtbar, der Rest fehlt; eine ungeschickt angebrachte Heftzwecke, deren Knopf wider wegretuschiert wurde, dürfte den Schaden verursacht haben. Wir würden auch am Ende belehrt worden sein, daß auf Tafel VIe außer den beiden in Falten verborgenen Buchstaben J und P in der Datumzeile (J ist übrigens ganz gut erkennbar) in der Zeile mit der Unterschrift des Papstes das v in 'confirmavi' ausgefallen und in der Zeile darüber in 'consequantur' das zweite n nur zur Hälfte sichtbar ist.

Die Beschreibung gewisser technischer Einzelheiten ist oft schwerfällig und schwer verständlich. 'Die eigenhändige Unterschrift des Papstes in der alten römischen Form des Schlußwunsches (Benevalete) fällt (seit Leo IX.) fort und tritt statt dessen in der Form einer Devise auf, die in eine auf der Grundlage eines Kreuzes ruhende Rota eingetragen wird' (S. 5); d. h. die 'Devise' wird in einen aus zwei konzentrischen Kreisen bestehenden Ring eingetragen, welcher mit dem in ihn eingezeichneten Kreuz das Bild eines Rades (rota) darstellt; der Name des Papstes sowie später die Namen der Apostel Petrus und Paulus werden nicht 'in das Kreuz' der Rota eingezeichnet (S. 15), sondern in die von dessen Armen gebildeten vier Winkel. Der, um das Ausreißen der Siegelschnur zu verhüten, nach vorn umgeschlagene untere Rand der Urkunde wird durchgehends mit der schrecklichen Wortneubildung 'Umbug' benannt, ausgenommen bei der ersten Erwähnung dieser Einrichtung, wo dem allgemein gebräuchlichen, urkundlich beglaubigten lateinischen terminus technicus 'plica' der 'Umbug' nur erläuternd in Klammer hinzugefügt ist. Die Bleibulle hängt nicht an einem 'Faden' (S. 12), sondern an einer aus Seiden- oder Hanffäden gedrehten Schnur (das ist die übertragene Bedeutung des 'filum' der Quellen); dieser 'Faden' wird nicht durch 'zwei Löcher in dem Umbug gezogen' (S. 25), sondern durch je zwei Löcher der Plica und des unter dieser liegenden Teils der Urkunde. Die An-

gaben über Verschluß und Öffnung der litterae clausae und Breven (S. 12, 13, 27, 29) sind nichts weniger als gemeinverständlich und werden durch die photographischen Abbildungen der zusammengefalteten Briefpäckchen Tafel VIb, d nicht deutlicher; auf dem letzteren ist die Adresse durch Flecken im Pergament so verdunkelt, daß die Photographie fast versagt hat. Dies ist wider einer von den Fällen, wo im Interesse der Lernenden die Hand des Zeichners helfend hätte eingreifen müssen. Sie wäre auch notwendig gewesen, um durch schematische Aufrisse die Faltung der Briefe klar zu machen; dabei würde sich sofort herausgestellt haben, daß die Zusammenlegung des Briefes Tafel VIc nicht (wie S. 12 gesagt wird) die selbe ist wie bei Tafel VIa, sondern eine andere mit einem Querbruch weniger; gibt man sich die Mühe, auf beiden Abbildungen die für die Durchführung der Siegelschnur bestimmten Löcher aufzusuchen (sie hätten gut und gerne auf irgendeine Weise hervorgehoben werden können), so kommt man auch ohne jenes Hilfsmittel zu dem gleichen Ergebnis.

Dem, was bereits im Vorhergehenden über die 'Privaturkunden' gesagt wurde, ist wenig hinzuzufügen. Auf Tafel XIb lautet das bei der Chirographierung durchschnittene Wort doch wohl nicht 'chirographum' (S. 26); nach dem Faksimile endigt es auf -phe. Auf Tafel XIIIb stehen nicht 'oberhalb der Überschrift die Namen Ulrich Pollo und Nicolaus Magseitt' (S. 30) allein, sondern es ist dort eine ganze Zeile, welche auch die Datierung enthält, zu lesen: t[em]p[or]e Ulr[ici] Pollo[n]is et d[omi]ni Nicolaij Magseitt [M CCC] LXXIII. Die Datierungen Tafel IVc (Mondalter), VIIc und XIIIa (consuetudo Bononiensis) hätten günstige Gelegenheit zu einem kleinen chronologischen Repetitorium gegeben. Zu den mit einigen Urkunden abgebildeten Siegeln ist zu bemerken: bei Tafel Va (verkleinert) war darauf aufmerksam zu machen, daß der Bischof als Abzeichen seiner Würde nicht bloß Stab und Buch, sondern auch die Mitra und außergewöhnlicherweise das Pallium trägt. Wenn von dem Siegel auf Tafel Vb (verkleinert) gesagt wird: 'es zeigt sowohl das Bild der Herzogin (der Ausstellerin der Urkunde) wie auch das ihres Gatten', so erwartet man nach diesen Worten das Unikum eines gemeinschaftlichen Siegelstempels mit den Bildern beider Eheleute zu sehen; tatsächlich ist aber der Siegelstempel der Herzogin der (allein abgebildeten) Vorderseite des Siegelkörpers, der ihres Gemahls der Rückseite aufgeprägt. Zu der Tafel Xb abgebildeten Urkunde heißt es (S. 24): 'das Siegel der Urkunde, das an einem Pergamentstreifen angehängt war, ist abgefallen'. Nach gewöhnlichem Regestensprachgebrauch müßte man annehmen, daß es fehlt. Unter der Urkunde ist aber das schöne Siegel der Stadt Wien mit zerrissener Pressel abgebildet und im Text ist es ohne weitere Bemerkung beschrieben. Es wäre also exakter zu sagen gewesen, daß das abgefallene Siegel der Urkunde beiliegt. Derartig abgefallene und nicht archivarisch ordnungsmäßig mit ihrem Dokument wider verbundene Siegel geben leicht Veranlassung zu Vertauschungen und daraus entstehenden Irrtümern.

Das IV. Heft 'Siegel' gibt sich als ersten Versuch einer 'Gesamtübersicht über mittelalterliche Stempelschnitte' (S. 2). Tatsächlich ist das

Thema etwas weiter gefaßt. Abgesehen davon, daß bei diesem oder jenem Königssiegel doch fraglich erscheint, ob es als deutscher Stempelabschnitt zu gelten hat, so daß seine Aufnahme nur dadurch veranlaßt sein kann, daß es von einem deutschen Herrscher geführt wurde, enthält die ganze Tafel VIII außer drei Konzilbullen nur Papstbullen, die selbstverständlich alle nichtdeutscher Herkunft sind, eine Konzession an die 'Interessen des Diplomatikers', für welche 'die Sammlung im wesentlichen und in erster Linie zusammengestellt ist', doch so, daß 'auch die anderen Rücksichten, nach denen das gebotene Material beachtenswert erscheint, bei der Auswahl bestimmend mitwirkten'. Als diese 'anderen Rücksichten' werden der kunst- und kulturgeschichtliche Wert der Siegel und ihre Bedeutung als 'Bildnisse' betont. Daß die Siegel die lauterste Quelle der Heraldik (die nicht bloß Liebhabersache ist, sondern gediegenen, auch vom Diplomatiker nicht zu unterschätzenden historischen Gehalt besitzt) bilden, wird dabei nicht verschwiegen, und kommt in den Erläuterungen zur praktischen Anwendung, wenn auch ihre vollkommene heroldsmäßige Blasonierung unterlassen ist.

Während für die Bearbeiter der vorangehenden Hefte es verhältnismäßig leicht war, zu Unterrichtszwecken geeignete Schriftstücke auszuwählen, und der Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Erschließung für das Verständnis des Lernenden gesucht werden mußte, boten bei den 'Siegeln' die überwältigende Fülle der weitverstreuten Objekte wie der ungleichartige Charakter der bereits vorhandenen einschlägigen Publikationen der Sammlung des Stoffs und der Auswahl der geeigneten Stücke gewaltige Schwierigkeiten, welche die Einleitung anschaulich schildert. Der Verfasser hat sich daher genötigt gesehen, 'sich auf einige wenige ihm zu Gebote stehende, möglichst reichlich fließende Quellen zu beschränken'. Sein Ziel, ein Gesamtbild der mittelalterlichen Sphragistik 'des jetzigen deutschen Reichs und der deutschen Länder der österreichischen Krone' zu bieten unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Schweiz und der Niederlande durch einzelne Beispiele, wird dadurch freilich einigermaßen verschoben.

An der Hand der Nachweise im Text lassen sich die benutzten Quellen und die durch sie vertretenen Gebiete ohne Mühe überblicken. Bei solcher Prüfung des Materials ist von den Königssiegeln abzusehen, weil sie für ganz Deutschland gemeingültig, und von den Papstbullen, die außerhalb des Rahmens des deutschen Siegelwesens stehen; beide Gattungen sind in der Sammlung mit 60 Nummern unter im ganzen 262 vertreten. Die österreichischen und die sonstigen an Zahl geringen nichtdeutschen, aber auch eine Anzahl deutscher Siegel sind der 'Großen Siegelsammlung' des Geheimen Staatsarchivs in Berlin entnommen (zusammen 20 Nummern). Die übrigen Siegel deutscher Fürsten, Dynasten, Adliger, Städte, Klöster, Geistlicher (182 Nummern) entstammen zum größten Teil westfälischen Archiven (136, darunter 122 dem Staatsarchiv zu Münster), 30 sind aus dem Staatsarchiv zu Marburg; die Archive zu Berlin, Düsseldorf, Goslar, Hannover, Köln, München, Oldenburg, Schleswig, Stettin haben ein, zwei, höchstens drei Exemplare beigesteuert.

Wenn nun auch die Siegelbestände der großen Archive niemals in

sich geschlossene Kreise bilden, sondern aus leicht verständlichen Gründen vielfach in benachbarte Gebiete hinübergreifen (die im vorliegenden 'Atlas' abgebildeten Siegel Thüringer Landgrafen entstammen z. B. dem Marburger Staatsarchiv), so ist es doch andererseits unbestreitbar, daß der Konzentrationspunkt landschaftlich-sphragistischer Eigenart in den entsprechenden Landesarchiven liegt. Danach ergibt sich, daß unter den mitgeteilten Siegeln die von westfälischer Art bei weitem das Übergewicht haben, während andere, durch die Sonderart ihrer Sphragistik ausgezeichnete Gebiete des 'jetzigen deutschen Reichs' unzulänglich oder gar nicht repräsentiert sind: Süddeutschland, Rheinprovinz, Sachsen, Pommern (das einzige abgebildete Siegel eines Pommernherzogs um 1400 zeigt nur den allgemeinen modischen Rittertypus der Zeit), Brandenburg (statt des einen alten Typus widerholenden Siegels Markgraf Johanns I., Tafel IV, 6, wäre etwa das Ottos I., wie jenes in der Berliner 'Großen Siegelsammlung' vorhanden, zu geben gewesen; für das Siegel Kurfürst Friedrichs I., Tafel IV, 17, gilt das über den Herzog von Pommern gesagte), Mecklenburg, Schlesien, Preußen.

Aus dem Gesichtspunkt einer Gesamtübersicht deutscher Stempelschneidekunst ist dies zu bedauern. Sieht man davon ab, so kann man sich daran erfreuen, daß der Verfasser, wie nicht anders zu erwarten, mit ausgezeichnetem Geschmack und feinem Verständnis eine lehrreiche Sammlung interessanter Siegelbilder aller Gattungen zusammengestellt hat.

Auf den Kunstwert der Siegel und die durch ihre ununterbrochene Folge gebotene Möglichkeit, die Kunstausbildung einzelner Länder zu beurteilen und zu verfolgen, haben schon 1856 die Herausgeber der mittelalterlichen Siegel aus den Archiven der Stadt Lübeck hingewiesen. Das Urteil wird einigermaßen durch die im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangene Abschleifung und sonstige Beschädigung der Wachsgebilde erschwert.

In Archiven, Museen und im Privatbesitz haben sich aber so viele Originalstempel erhalten, daß es recht wünschenswert erscheint, endlich einmal deren Bilder, nicht nach Ausgüssen, sondern direkt nach den Stempeln zu veröffentlichen, um diese schönen Zeugnisse hochentwickelter mittelalterlicher Kleinkunst zur unmittelbaren lebendigen Anschauung zu bringen. In unserm Heft sind die Abbildungen Tafel III 15, XII 7, 9, 17, 19, 28, IX 3, 4, X 5, 9 wenigstens nach Ausgüssen der Stempel gefertigt; schon diese zeigen, namentlich in der Modellierung der bei den Wachsausprägungen gewöhnlich am stärksten mitgenommenen Köpfe, ihre Überlegenheit über Gipsabgüsse nach Wachssiegeln.

Von der Gestalt dieser Stempel gibt der Text S. 5 in Holzschnitt vier Beispiele aus dem 14. und 15. Jahrhundert (den Beischriften zufolge auch eines aus dem 13. Jahrhundert). Hinzugefügt mag werden, daß die flache Rückseite der älteren Typare bisweilen künstlerischen Schmuck erhielt; auf einem Kapitelssiegel von s. Bonifaz in Halberstadt trägt die selbe in schönen Majuskeln die Umschrift: Conrad 9 de Barboie dedit me sco Bonifacio, während das Feld zu beiden Seiten des Steges mit eingraviertem Rankenwerk bedeckt ist. In den Geschäftsräumen des Merseburger Domkapitels im Kreuzgang war noch vor ca. 30 Jahren

die in den Kapitelsstatuten erwähnte 'clausura sigilli maioris rev. capituli Martisburgensis' zu sehen, ein viereckig mit abgefasten Kanten bearbeiteter, aus dem Erdgeschoß in den Oberstock hineinragender Eichenstamm, dessen mit kräftigen Eisenbändern umschmiedetes ca. $^1/_2$ m hohes Oberteil zur Aufbewahrung des Siegels eine kleine Höhlung enthält, die durch eine mit drei starken Schienen, Krampen und Vorlegeschlösser gesicherte Tür verschlossen war.

Aus der Betrachtung der künstlerischen Auffassung und Technik der Siegel glaubt der Verfasser (S. 3) drei seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts bemerkbar werdende verschiedene, nebeneinander hergehende Strömungen des Stempelschnitts feststellen zu können, eine rheinische, eine österreichische und eine mitteldeutsche, von denen er die erstere und letztere zu charakterisieren versucht, während ihm eine ostdeutsche nicht erkennbar hervortritt. Landschaftliche Stilverschiedenheiten der deutschen Sphragistik ergeben sich dem ihre Gesamtheit überschauenden sofort; das hier vorgelegte Material ist aber doch lokal zu beschränkt, als daß aus ihm der Beweis für das Vorhandensein einzelner Schulen ohne weiteres zu entnehmen wäre.

Was die von dem Verfasser mit besonderer Vorliebe behandelte Frage nach der Bedeutung der Siegel als Bildnisse anlangt, die in den späteren Jahrhunderten (d. h. seit Ende des 11. Jahrhunderts etwa) zu wirklicher Porträtähnlichkeit sich erhoben hätte, so muß man sich gegenwärtig halten, daß einmal, wie schon erwähnt, gerade die Köpfe auf Wachssiegeln besonders stark mitgenommen zu sein pflegen, und daß die Probe auf die Ähnlichkeit unmöglich ist. Der Kopf auf dem vom Verfasser u. a. besonders hervorgehobenen Siegel Kaiser Karls IV., Tafel I 16 (nicht 13, wie der Text hat) ist in allen Teilen (besonders die Nase, aber auch der Bart) so breit gedrückt, daß eine Porträtähnlichkeit zu vermuten ganz unmöglich scheint, zumal wenn man damit den Kopf auf der Goldbulle des selben Kaisers, Tafel III, 8, vergleicht. Daß bei zunehmender Kunstfertigkeit Porträtmäßigkeit angestrebt wurde, namentlich in leicht festzuhaltenden Äußerlichkeiten (Haar- und Barttracht), ist durchaus wahrscheinlich; daß aber die auf Tafel X 34, 35, 36 vergrößert gegebenen Bischofsbilder 'ganz besonders köstliche Beispiele' wirklicher Porträtähnlichkeit seien, muß billig bezweifelt werden. Körperhaltung und Gewandung dieser Gestalten, namentlich des Bischofs von Osnabrück aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Nr. 36), sind ganz vortrefflich, die Abmessungen der Originale aber so gering (Nr. 36 ist in Originalgröße Tafel IX, 29 zu sehen), daß ihre Verfertiger höchstens Kopfbildung und Gesichtsschnitt im allgemeinen naturgetreu widerzugeben imstande gewesen sein können. Das Streben nach Lebenswahrheit wird da am meisten zur Geltung kommen, wo Köpfe oder Brustbilder alleiniger Gegenstand der Gestellung sind, abgesehen von den ältesten Königs- und Kaisersiegeln, wo, wie der Verfasser zutreffend bemerkt, nur der Königstypus zum Ausdruck gebracht werden sollte. Ein einzigartiges Beispiel ist hier das oft abgebildete große Porträtsiegel der Pfalzgräfin Adelheid, Ende 11. Jahrhundert (Tafel V 1), bei dem aber die scharfe Profilstellung und die leicht konvexe Form des Stempels an die Nachbildung einer

Kamee denken lassen, während die völlige Verzeichnung des Ohrs das Naturstudium zweifelhaft macht. In der Brandenburgischen und Thüringischen Sphragistik des 13. und 14. Jahrhunderts, aber auch in Süddeutschland und am Mittelrhein finden sich dagegen mehrfach Männer- und Frauensiegel nur mit Köpfen oder Brustbildern ziemlich großen Maßstabes, die zweifellos als Porträts gelten wollen. Der Verfasser berücksichtigt sie nicht; trotz ihrer mangelhaften Erhaltung verdienen sie nähere Betrachtung und jedenfalls einen Platz im System.

Beschränkt man das Wesen der Porträtsiegel auf die Vorführung besonders charakteristischer Kennzeichen des Dargestellten, so gehören dahin auch diejenigen Siegel, welche Volkstypen zu veranschaulichen sich bemühen. Außer den großen Staatssiegeln friesischer Gaue mit Darstellungen friesischer Krieger in nationaler Tracht und Bewaffnung sind da einige 'redende' Siegelbilder von Privatpersonen zu nennen, die den Typus eines Friesen, Sachsen, Wenden gestalten. Unsere Tafeln enthalten nichts davon, wohl aber in Vergrößerung ein schlecht erhaltenes Siegel mit dem Kopf eines Juden, erkennbar an der hebräischen Umschrift und dem 'Judenhut' (Tafel VI 53); die Haartracht, die in den Erläuterungen als 'Seitenlocken (Peies)' beschrieben wird, unterscheidet sich, soweit die Abbildung ein Urteil gestattet, in nichts von christlichen Lockenköpfen.

'Die verschiedenen äußeren Formen' der Siegel hat der Verfasser bis auf zwei gelegentlich eingefügte Varianten 'außer Acht gelassen, weil sie nur in sehr beengtem Maße für einzelne Typen bezeichnend sind' (S. 6). Demgegenüber ist zu betonen, daß, abgesehen davon, daß die Formenfrage an sich für die äußere Geschichte des Siegelwesens niemals gleichgültig sein kann, sowohl die Haupt- wie die mannigfaltigen Nebenformen in engstem konstruktivem Zusammenhang mit den Siegelbildern stehen; sie lassen uns den feinen Formensinn erkennen, mit dem die mittelalterlichen Künstler die dem Charakter jedes einzelnen Siegelbildes gemäßeste einfachste Umgrenzungsformel zu finden wußten. Für schmale hohe Bilder (stehende oder sitzende Figuren, zumal mit den Kopf überragenden Attributen: Lanzen, Fahnen, Bischofsstäbe) ist das aus zwei Zirkelschlägen entstehende 'Spitzoval' die knappste, leere Flächen am vollkommensten vermeidende Fassung; in die Breite sich erstreckende (Reiterbilder, Fürstenbilder auf reich entwickelten Thronsitzen) verlangen den Kreis, der Wappenschild für sich allein die Dreiecksform. Diese bietet für den Wappenhelm auf dem Schild keinen Raum; so griff man hier wider zur überhöhten Form (Oval, Fünfeck) oder, um die Helmdecken sich an den Seiten des Schildes zierlich entwickeln zu lassen, ebenfalls zum Kreis. Andere und reichere Gestaltungen, Vier-, Fünf-, Sechs-, Achteck, Kleeblatt, Vierpaß, Herzform, umspannen ebenso knapp und straff die Bilder, für die sie entworfen sind.

Auch die Polychromie der mittelalterlichen Kunst hat, wenn schon in bescheidenem Maße, auf die Sphragistik eingewirkt. Damit sind nicht die einfarbig aus rotem, grünem, blauem Wachs hergestellten Siegel gemeint, sondern zweifarbige, von denen unser Heft nichts erwähnt, und von denen Grotefend (Über Sphragistik, S. 26) meint, daß sie bloße Spielereien seien und im eigentlichen Mittelalter nicht vorzukommen

schienen. Dem Referenten ist aber wenigstens ein Siegel des Grafen Siegfried von Blankenburg von ca. 1260 bekannt, auf welchem das im Siegelfelde von naturfarbenem Wachs stehende Wappenbild, eine Hirschstange, mit rotem Wachs überfangen ist. Der Siegler war sich gewiß der künstlerischen Wirkung dieser farbigen Nüance bewußt, ohne damit spielen zu wollen. Die Schwierigkeit der Ausführung wird häufigerer Anwendung dieses hübschen Gebrauchs entgegengestanden haben.

Durch die Aufschriften auf den Tafeln, sachliche Gruppierung der Einleitung und Darlegung der die Zusammenstellung leitenden Grundsätze sowie durch ein kleines Sachregister zeichnet sich Heft IV, wie schon früher bemerkt, vor den vorhergehenden Heften aus. Daß in diesem Sachregister das Stichwort 'Fußsiegel' begegnet, diese alte unglückliche Übersetzung des ebenso unglücklichen 'sigillum pedestre', für 'Porträtsiegel, stehend', läßt sich leider nicht leugnen. Ein Register über alle mitgeteilten Siegel fehlt.

Der Inhalt der Tafeln ist nach den Siegelinhabern geordnet: I., II. Deutsche Königs- und Kaisersiegel. III. Siegel von Königinnen und Kaiserinnen; Hofgerichts- und Landfriedenssiegel. IV., V. Bildnissiegel von Fürsten, Herren, vornehmen Damen; Wappensiegel dgl. VI. Porträt- und Wappensiegel: Adel, Bürger, Bauern, Juden. VII. Siegel von Städten, Zünften, Burgmannschaften. VIII. Papst- und Konzilbullen. IX., X. Andere geistliche Siegel. Die letzte Tafel XI will die gebräuchlichsten Siegelbefestigungsarten veranschaulichen.

Die photographischen Aufnahmen für die ersten zehn Lichtdrucktafeln sind nach Gipsabgüssen gemacht, weil Gips 'mit seinem hellen Weiß und seinem stumpfen Glanz die schärfste Belichtung aushält, und so auch die schärfsten Bilder zu erzielen ermöglicht' (S. 2). Auf den Umstand, daß Gipsabgüsse Fehlerquellen bilden können (man beachte z. B. auf Tafel VIII die Ringelchen an Stelle von Perlen in den Randeinfassungen), soll besonderes Gewicht nicht gelegt werden, da es sich dabei nur um Kleinigkeiten oder Schönheitsfehler handeln wird; immerhin läßt sich ein gewisses Mißtrauen gegen die absolute 'diplomatische Treue' solcher sekundärer Reproduktionen nicht unterdrücken. Erheblicher ist, daß die sowohl bei Gipsabgüssen wie bei Originalen mit hellsten Lichtern, glänzenden Reflexen, harten Lokal- und Schlagschatten arbeitende Photographie zwar zum Teil überraschend effektvoll malerische, plastisch gerundete Gesamtbilder hervorbringt, aber in Licht- wie in Schattenpartien die Zeichnung verwischt. Dieser Übelstand macht sich bei den Umschriften einer großen Menge von Siegeln geltend, weniger bei den Bullen und Siegeln mit münzenartig-flachem Relief. So ist z. B. auf dem Siegel Kaiser Friedrichs III., Tafel II 1, ein Teil der merkwürdigen biographischen Aufschrift völlig unleserlich. Besonders aber wird durch diese Schwäche der photographischen Reproduktion der Wert der für Trachten- und Waffenkunde so überaus wichtigen Porträtsiegel beeinträchtigt. Was in solchen Fällen das Bild nicht zeigen kann, das versucht man alsdann nach dem Original mit Worten zu beschreiben; ein Notbehelf, der nie die bildmäßige Anschauung zu ersetzen vermag. An

die Stelle des unvollkommenen photographischen Bildes und seiner unzulänglichen Beschreibung hat zu Lehr- und Studienzwecken die von geschickter, sachkundiger Hand gefertigte Zeichnung zu treten. Wie weit letztere jener Verlegenheitskombination überlegen ist, ergibt sich aus der Vergleichung, z. B. des auf Tafel IV 15 abgebildeten Siegels der Pfalzgräfin Elisabeth (um 1400) mit dem Holzschnitt in Fürst Hohenlohes Sphragistischen Aphorismen. Es ist jedenfalls die Sieglerin selbst, welche in Männerrüstung zum Turnier anreitet; letzteres wird nicht durch den 'Schildausschnitt' der 'Turniertartsche' verdeutlicht, wie es im Text heißt — denn die Tartsche mit Ausschnitt gehört in erster Linie zur Feldrüstung des 15. Jahrhunderts — sondern durch das 'Krönlein' auf der Lanze, das weder auf der Photographie erkennbar noch im Text erwähnt ist. Oder man betrachte neben dem verschwommenen Abbild des prachtvollen Kaisersiegels Maximilians II., Tafel II 3, dessen von Künstlerhand gefertigte Widergabe im 'Formenschatz' (1892). Die zünftige Sphragistik blickt mitleidig auf Siegelabbildungen herab, 'welche, nach Zeichnungen hergestellt, der diplomatischen Treue in der Widergabe entbehren, die für wissenschaftliche Untersuchungen bei Siegeln ganz unerläßlich ist' (Ilgen, Sphragistik S. 4), und sieht alles Heil in der Photographie. Deren 'diplomatische Treue' wird illusorisch, sobald sie des Kommentators bedarf. Der gibt an, was er sieht oder zu sehen glaubt; was ihm nebensächlich dünkt oder unverständlich bleibt, übergeht er höchst subjektiv. Der Zeichner dagegen muß sein Vorbild Linie für Linie archäologisch und künstlerisch gewissenhaft studieren und Zug um Zug darüber formelle Rechenschaft geben; er untersucht es von allen Seiten, bei wechselnder Beleuchtung, findet neue Spuren, zieht andere Exemplare zu Rate, und liefert ein objektiveres Abbild als die auf einen Gesichtswinkel und eine Beleuchtung eingestellte Kamera oder gar deren Interpret. Gewiß haben ungeschickte und gedankenlose Zeichner namentlich in älteren Publikationen greuliches zuwege gebracht. Aber daneben gibt er ganze Reihen mustergültiger Siegelwerke nach Zeichnungen. Und gelehrte Kommentatoren angeblich 'diplomatisch getreuer' photographischer Abbildungen sind ebenfalls bisweilen dem Irrtum verfallen. In den Erläuterungen zu unsern Tafeln wird die breitgedrückte Nase Markgraf Johanns I. von Brandenburg, Tafel IV 5, als am Helm befestigter 'Nasenschutz' erklärt, während das Siegel Heinrichs d. L., Tafel IV 2, dieses Rüstungsstück zeigt, das der Text ihm abspricht. Ja, rechts und links wird verwechselt. Johann v. Lothringen, Tafel IV 8, und Jutta von Montjoie, Tafel V 4, führen den Zügel in der rechten, den Falken auf der linken Hand, nicht umgekehrt, wie die Erläuterungen angeben. Ins Profil gestellte, dem Beschauer die rechte Seite zukehrende Figuren werden bald richtig (im heraldischen und natürlichen Sinne mit Rücksicht auf die Figur selbst) als 'linkshin', 'nach links gestellt' beschrieben (Tafel I 6, 8, III 1), bald als 'rechtsum gewendet', 'rechtsum galoppierend' (Tafel I 1, 2, IV 2 und öfter); alle diese Figuren haben aus der Frontstellung nicht 'rechts-' sondern 'linksum' gemacht. Umgekehrt werden ebenso konsequent und falsch heraldisch rechts gekehrte Reiterbilder als 'linksum' reitend angesprochen.

Der Vorteil der Photographie in unserm Falle liegt in ihrer Bequemlichkeit und Billigkeit guten Zeichnungen gegenüber. Eine ideale Publikationsform für Siegel wäre es, einmal das plastische photographische Gesamtbild, und daneben die Detailausführung in reiner exakter Linearzeichnung zu geben; die Erläuterungen würden sich alsdann ausschließlich auf das sachlich notwendige beschränken.

Unsere Bedenken gegen die absolute Verläßlichkeit photographischer Siegelreproduktionen bei 'wissenschaftlichen Untersuchungen' müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir lesen (S. 2), daß auf Tafel IV 'ein hübsches und einigermaßen vollständiges Anschauungsmaterial zur Entwicklung der Ritterrüstung vom 12. bis ins 15. (rect. 16.) Jahrhundert gegeben sei'. Hinsichtlich der ritterlichen Totalerscheinung trifft das zu. Zur Einführung in die Spezialitäten wissenschaftlicher Waffenkunde — Formen des Helms und seine Befestigung, Helmdecke, Brünne, Wapenrock, Lendener, Arm- und Beinbewehrung, Schildform und Schildführung, Schwertgürtung, Sattel- und Zaumzeug — sind die vorgelegten Abbildungen nach Auswahl und Ausführung nicht ganz ausreichend, während vom Verfasser nicht benutzte Archive übergenug instruktives Material dafür bieten. Es gibt herrliche große Reitersiegel fürstlicher Personen, auf denen eigentlich jede Schnalle widergegeben ist, sogar die verschiedenartige Struktur des Ringpanzers an den einzelnen Körperteilen sich erkennen läßt (Referent hat z. B. ein Siegel des Markgrafen Wilhelm zu Jülich, 1343, im Sinn); außerordentlich lehrreich sind Siegel geistlicher Würdenträger solcher Stifter, deren Schutzpatron ein ritterlicher Heiliger ist, wie in Magdeburg s. Moritz. Da dieser auf jenen Siegeln der Zeit des Sieglers entsprechend gerüstet dargestellt zu werden pflegte, lassen sich danach komplette Serien der Entwicklung der Harnischtracht zusammenstellen. Andere Domherrensiegel, aber auch Pfarrersiegel, vom Mittelrhein z. B., geben oft zierliche, kulturgeschichtlich interessante Darstellungen von Jagdszenen.

Bei den Friedenstrachten von Männern und Frauen wäre auf das so mannigfache Pelzwerk des Mantelfutters hinzuweisen gewesen, das hier in heraldischer Stilisierung erscheint. Der Sitz der zu Pferde dargestellten Frauen wäre zu beachten; Gräfin Hedwig von Ravensberg, 1268, Tafel V 5, scheint im Herrensitz zu reiten, was übrigens nichts außergewöhnliches sein würde. Als ein hübsches Zeichen mittelalterlicher Frauenverehrung möchte man das in Fürst Hohenlohes Sphragistischen Aphorismen abgebildete Siegel der Witwe des Koblenzer Schöffen Heinrich Sconeweder (1277), Gerburgis, preisen: inmitten einer voll erblühten Rose das Porträtköpfchen der Sieglerin, wenn man sich nicht erinnerte, daß die Rose mit einem grotesken Kopf oder einem Kreuz in der Mitte Siegelbild der Koblenzer Schöffen war. Unter den anderen Frauensiegeln des 13. Jahrhunderts im Koblenzer Staatsarchiv begegnen nicht wenige stattlichen Formats mit Standfiguren von erheblich höherem Kunstwert als die kleinen, zum Teil puppenhaften Figürchen auf unsern Tafeln V und VI; graziös und vornehm in Tracht und Haltung die einen (z. B. Gräfinnen von Luxemburg); andere merkwürdigerweise in so dünner und knapper Gewandung, daß die Körperformen mehr verraten

als verhüllt werden (z. B. v. Veldenz); der das Stempelmodell bildende Künstler formte nach richtiger Methode zuerst den unbekleideten Körper und legte diesem das Gewand um; die Ausführung im Stempelschnitt ist bisweilen ein wenig grotesk geraten (z. B. v. Treis). Wirkliches Aktstudium lassen diese Gestalten darum doch nicht mehr erkennen, als die seit dem 14. Jahrhundert als Schildhalter auftretenden nackten, zottig behaarten 'Waldweiblein'. Dessen vielleicht indirekten Einfluß zeigen dagegen die beiden unbekleideten Figuren, Mann und Frau, zu beiden Seiten des Wappens auf dem Tafel V 25 abgebildeten Siegel aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Wie sie Knüttel und Spinnrocken kampflich gegeneinander schwingen, können sie eigentlich nicht als 'Schildhalter' bezeichnet werden; vielleicht hat man an eine 'antikische' Reminiszenz im Stil der Zeit zu denken. Auch als 'wilde Leute' können sie nicht gelten, da ihnen die Körperbehaarung fehlt, mit welcher mittelalterliche Kunst derartige Fabelwesen stets ausstattete (s. Tafel VI 50, 51), im Gegensatz zur modernen Wappenmalerei, die einen Laubkranz um die Hüften nackter Menschengestalten als hinreichendes Kennzeichen von deren heraldischer 'Wildheit' ansieht.

Was die insbesondere auf Tafel V und VI zusammengestellten Wappensiegel anlangt, so würde es gewiß nicht außerhalb der 'Interessen des Diplomatikers' gelegen haben, wenn dabei die ganze wunderliche Tierwelt der Heraldik vorgeführt worden wäre. Das dadurch eröffnete Verständnis für die Stilisierung von Form, Gefieder, Behaarung würde den verkehrten Begriffen von dem 'gemauerten' Jungfrauenadler Nürnbergs, dem 'gepanzerten' Bären Berlins, dem 'brennenden' Adler Altböhmens ein rasches Ende bereiten. Aber nur für den Adler ist 'die Stilentwicklung umfänglich und eingehend zur Anschauung gebracht'; der Doppeladler ist indessen bloß in einigen späten Exemplaren vertreten, und das eigenartige Wappenbild der 'aquila galeata', z. B. im Stadtsiegel Nordhausens, ist nicht berücksichtigt. Die 'hervorragend stilvolle Löwenzeichnung', Tafel VI 32, ist gar zu klein und undeutlich, um Eindruck zu machen und wird von den prachtvollen Löwen auf den Siegeln des Grafen von Dannenberg, Hadmersleben (auch bisweilen behelmt), Kefernberg, Zweibrücken weit in den Schatten gestellt, von denen der Herzöge von Braunschweig ganz zu geschweigen; die sog. leopardierten Löwen mit en face gestellten Köpfen (z. B. Grafen von Gleichen) wären einer Erwähnung wert gewesen. Von anderm Getier begegnen nur ein schöner Wolfskopf, ein Rabe und ein Hengst, die letzteren beiden klein und unbedeutend. Neben der merkwürdigen Pferdebremse (Instrument, welches unruhigen Pferden beim Beschlagen auf die Nase geklemmt wird), deren geflügelte Variante fehlt, sähe man gern das ehrwürdige Haus- und Rechtssymbol des Kesselhakens. Zur Ergänzung des Kapitels von der ritterlichen Rüstung wäre auf die verschiedenartig gestalteten Schildbeschläge hinzuweisen gewesen, die im Laufe der Entwicklung des Kampfschildes zum Wappenschild zu besonderen Wappenbildern wurden. Der 'ausgezackte Rand' (Tafel VI 13; das 'Nesselblatt' des Holsteinschen Wappens) und der Clevische 'Lilienhaspel' (Tafel V 26) sind ursprünglich solche Schildverstärkungen, die Ravensberger 'Sparren' wahrscheinlich ebenfalls

Zu dem Siegel Ottos v. d. Lippe, Mitte 14. Jahrhundert, Tafel V 17, ist zu bemerken, daß die wunderlichen Figuren im Siegelfeld neben dem Schild gewiß keine 'Monogrammatischen Zeichen', sondern astrologische Charaktere sind, die sich ebenso zweihundert Jahre später auf Thurneysserschen Amuletten ('sigillum solis', gegen das 'Herzzittern') widerfinden.

Tafel VII enthält Städtesiegel. Weil diese durch Trachten- und Wappenmode am wenigsten beeinflußt werden, scheinen sie besonders geeignet zur Veranschaulichung territorialer Siegelstilistik. Gerade bei ihnen wäre es verhältnismäßig leicht gewesen, die charakteristischen Typen aus allen Teilen Deutschlands zu einem Gesamtbild zu vereinigen. Von 23 Abbildungen gehören aber 13 Westfalen, 4 der Rheinprovinz, 3 Hessen, je eine Norddeutschland, Österreich, der Schweiz an. Auf dem Lübecker Stadtsiegel, Tafel VII 6, 'gestikuliert' der jüngere der Schiffsleute allerdings 'lebhaft'. Das ist jedoch nur Verflachung des auf den beiden älteren Lübecker Siegeln ausgedrückten Gedankens. Auf diesen zeigen der Jüngling im Bug des Schiffes und der Mann am Ruder gen Himmel. Die Bedeutung dieser Geste gibt das Kieler Stadtsiegel, wo der allein dargestellte Steuermann mit gleicher Handbewegung nach dem über dem Bug stehenden Stern, dem die Schiffer leitenden Nordstern, weist. Auffällig ist, daß auf allen drei Lübecker Siegeln das nach ältester Weise seitwärts angebrachte Steuerruder sich an der linken (Backbord-) Seite befindet statt an der nach ihm benannten rechten Steuerbordseite. Das Siegel von Neustadt in Holstein zeigt die selbe Anomalie. In der Legende des Wetzlarer Wollenwebersiegels, Tafel VII 10, ist gewiß nicht 'hantwercis wollenwercis' zu lesen, sondern 'hantwerck wollenwerck'; das als 'is' gelesene k ist, wie oft auf Siegeln, eigenartig in zwei abgesonderten Teilen formiert.

Daß die Siegelstecher bisweilen auch bemüht waren, auf Städtesiegeln naturwahre Architekturbilder zu geben, wird bei Besprechung des Siegels von Andernach, Tafel VII 3, zwar gestreift, kunstgeschichtlich indessen nicht bewertet. Das Siegel der Stadt Wildeshausen in Oldenburg gewährt beispielsweise allein eine Vorstellung von den ursprünglichen beiden Türmen der dortigen Alexanderkirche, die nach ihrem Einsturz 1214 resp. 1219 durch einen einzigen Turm ersetzt wurden; das Burgmannensiegel von Oldenburg selbst hat das Bild des 1607 abgebrochenen Berchvrit der Burg, des 'stumpfen Turms', aufbewahrt, das freilich auch aus einem Stich des 16. Jahrhunderts bekannt ist.

Dorfsiegel, deren es vom 14. Jahrhundert ab im Magdeburgischen beachtenswerte gibt, sind nicht aufgenommen. Dabei sei des Kuriosums gedacht, daß die burscap to Meseberge (bei Wolmirstedt) 1369 mit ihrem 'Kerkslotel' siegelte.

Tafel VIII mit den Papstbullen ist, wie aus dem Sachregister ersichtlich, zugleich bestimmt, die Gattung der 'Schriftsiegel' vorzuführen. Diesen widerfährt damit nicht volle Gerechtigkeit. Die ganze große Gruppe namentlich weltlicher Siegel mit Initialen der Inhaber, oft mit einer Krone darüber, die vom 14. Jahrhundert her zu den modernen Initialensiegeln hinüberführt, ist nur durch ein Beispiel, Tafel VI 46, ver-

treten, das nicht einmal ganz hierher gehört, weil außer der Initiale noch das Wappen des Sieglers dargestellt wird, es also in die Klasse der 'Wappensiegel' gehören würde. Zugunsten dieser Typen hätte ohne Schaden die Zahl der Siegel mit Hausmarken beschränkt werden können.

Die letzte, XI. Tafel, soll ausschließlich die Befestigung der Siegel an den Urkunden demonstrieren. Die photographischen Aufnahmen sind an sich nicht klar genug und durch Übereinanderschichtung verschiedener Objekte verwirrend, die Erläuterungen allzu summarisch; schematische Zeichnungen wären zweckentsprechender gewesen; der einmal gemachte Versuch, das Schema mit Hilfe von Buchdrucktypen zu veranschaulichen, ist nicht sonderlich geglückt.

Die Beschreibung der zahllosen (nicht bloß auf die 'Verknotung der Siegelfäden' beschränkten) Variationen innerhalb der Hauptformen der Siegelbefestigungsmethoden ist gewiß 'im allgemeinen für die Kritik irrelevant', aber für die formelle Urkundenlehre nicht gleichgültig. Ihre Fülle wäre allerdings in dem zur Verfügung stehenden Rahmen und ohne Zeichnungen nicht zu erschöpfen gewesen; billige Rücksichtnahme auf die Lernenden hätte aber geboten, auf ihre wechselvolle Mannigfaltigkeit nachdrücklicher als dies geschehen, hinzuweisen, und einige besondere Fälle, für welche die Wortbeschreibung hingereicht hätte, mitzuteilen. So z. B. wenn — ein Beispiel primitivster Form des 'abhangenden' Siegels — auf der rechten Hälfte eines fast $^1/_2$ m langem schmalem Pergamentstreifens die wenigen Zeilen des Urkundentextes in der Längsrichtung geschrieben stehen, am Ende der linken sich etwas verjüngenden einmal zusammengefalteten Hälfte das Siegel aufgedrückt ist; oder wenn zur Befestigung von 31 Siegeln an einer kaum 23 cm breiten Urkunde deren unterer Rand in ebensoviele schmale Streifchen zerschnitten ist.

Für die 'Kritik irrelevant', und darum wohl überhaupt nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen, aber deswegen für die Lehre von den Siegeln nicht minder wichtig wie deren Befestigungsarten, sind die verschiedenen zu ihrem Schutz ersonnenen Methoden, von denen die so häufig angewendete, gerade die Zerstörung fördernde Einhüllung in Werg wenigstens zu erwähnen gewesen wäre. Daß durch das anderwärts (z. B. im Cisterzienserkloster Hude in Oldenburg im 15. Jahrhundert) beliebte Einnähen der selben in Stücke von zerschnittenen Kodizes oder gar Urkunden manch wichtiges Schriftstück des Mittelalters wenigstens bruchstückweise gerettet worden ist, wäre auch eines Wortes wert gewesen.

Trotz aller Erinnerungen und Wünsche, die wir im Interesse der Lernenden auszusprechen nicht unterlassen durften, wird die vorliegende Publikation, durch das noch ausstehende erste Heft zum Abschluß gebracht, das Studium der Diplomatik in interessierten Kreisen nutzbringend fördern. Denn der schöpferische Gedanke, der sie entstehen ließ, entspricht einem unverkennbaren Bedürfnis, der Generalplan ist sachgemäß, die Ausführung im einzelnen birgt auch in ihrer jetzigen Form eine Fülle wertvollen Lehrguts.

Oldenburg i. Grh. Georg Sello.

1) F. Preisigke, Fachwörter des öffentlichen Verwaltungsdienstes Ägyptens in den griechischen Papyrusurkunden der ptolomäisch-römischen Zeit. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1915. X u. 186 S. 8. Geb. 7 ℳ.

Trotz der Schwierigkeiten, die mit dem Ausbruch des Krieges verbunden waren, gelang es der rührigen Verlagsbuchhandlung von Vandenhoeck und Ruprecht, den Druck des vorliegenden Werkes schnell und sicher zu Ende zu führen, 'in deutschen Buchstaben', wie der für alles Deutsche begeistert und kraftvoll eintretende Verfasser ausdrücklich im Vorworte betont. Preisigkes Buch hat einen Vorläufer in der Schrift Hohlweins L'Égypte Romaine, Recueil des termes techniques relatifs aux institutions politiques et administratives de l'Égypte Romaine, suivi d'un choix de textes papyrologiques, Brüssel 1912, doch bietet es vielfach weit mehr als Hohlweins Schrift, weil Preisigke auch die ptolemäische Zeit berücksichtigt und ein reicheres Papyrusmaterial zur Verfügung hatte, außerdem auch eine sehr große Zahl von Wörtern aufnahm, namentlich aus dem Kanzlei- und Kassendienst und der Rechtssprache, die man bei Hohlwein nicht findet.

Bestimmt ist das Buch, wie der Verfasser bescheiden sagt, für Anfänger und Fernerstehende, aber ich denke, es ist auch allen denen, die in der Papyruskunde heimisch sind, eine Hilfe von großem Werte. Die Wörter sind alphabetisch geordnet und mit knapp gehaltenen Erklärungen versehen unter Anführung der Literatur, die für das betreffende Wort in Frage kommt. Preisigke hat sich so enge Grenzen gesteckt, um das Buch nicht zu sehr anschwellen zu lassen, und so hat er ein handliches, seinen praktischen Zweck sehr gut erfüllendes Werk geschaffen. Außer dem Papyrologen möge aber auch der Epigraphiker und Sprachforscher das Buch zur Hand nehmen. Jener wird die in den Papyri vorkommenden Fachwörter in Verbindung bringen mit der Sprache der Steine und andrer rechtlicher Texte, und sicher werden beide Zweige der Altertumswissenschaft, die Epigraphik und die Papyrologie, großen Nutzen daraus ziehen, dieser wird aus dem Buche Preisigkes manche für die Sprachgeschichte wesentliche Beobachtung über die Entwicklung der Bedeutung einzelner Wörter entnehmen können.

Preisigke ist bekanntlich von der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg und der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg beauftragt worden, ein Wörterbuch sämtlicher Papyrusurkunden auszuarbeiten. Die kleine vorliegende Schrift gibt uns einen Anhalt dafür, was wir von jenem ganz groß angelegten Werke erhoffen dürfen.

2) H. Bartlett van Hoesen, Roman Cursive Writing. Diss. Princeton University Press. Princeton. London, Humphrey Milford Oxford University Press, 1915. VIII u. 268 S. 8.

Der Verfasser der vorliegenden Dissertation ist zu seiner Arbeit durch seine Lehrer E. C. Richardson in Princeton und durch Krumbacher und Simonsfeld in München angeregt worden. Dazu hat er sich der Unterstützung und des Rates vieler anderer Gelehrten zu erfreuen gehabt. Er hat für seine Ausführungen über die lateinische Kursive das bis 1910 bekannt gewordene Material verarbeitet, das ihm teils im Original, teils in

Faksimiles und Photographien vorlag. Von den Pompejanischen Graffiti, den Blei- und Wachstafeln ausgehend, bespricht er sämtliche ihm bekannten lateinischen Papyri und Ostraka, zeitlich geordnet, in der Weise, daß er die Formen der einzelnen Buchstaben jeder Urkunde beschreibt, bei einzelnen auch innerhalb des Textes Faksimiles der Buchstabenformen gibt. Am Ende hat er zehn Tafeln hinzugefügt, die in übersichtlicher Weise die Buchstabenformen, sachlich und chronologisch geordnet, etwa von der Zeit des Augustus bis in die Mitte des 7. Jahrhunderts enthalten. Da alles mit großer Sorgfalt und Genauigkeit behandelt ist, so ist das Buch sehr umfangreich geworden, und schwerlich werden es viele von Anfang bis zu Ende durchlesen. Im allgemeinen wird man sich begnügen mit der zusammenfassenden Übersicht in Kapitel 4 und den zehn am Schluß hinzugefügten Tafeln. Obwohl bei der Besprechung der einzelnen Urkunden auch die Ligaturen verschiedener Buchstabengruppen von dem Verfasser berücksichtigt worden sind, so hätte ich es doch für vorteilhaft gehalten, wenn auch charakteristische Urkunden im Faksimile dem Buche beigegeben worden wären. Man sieht den ganzen Duktus der Schrift doch besser im Zusammenhang als an einzelnen nebeneinanderstehenden faksimilierten Buchstaben.

Drei Appendices sind dem Buche angehängt: die eine enthält ein Verzeichnis griechischer Urkunden mit lateinischen Unterschriften, die zweite eine Bibliographie, die dritte Abkürzungen, die sich in lateinischen Papyri finden, ein Abdruck eines Aufsatzes aus den Transactions of the America Philological Association XLIV, 1913.

3) Aus der Werkstatt des Hörsaals. Papyrusstudien und andere Beiträge. Innsbruck, Kommissionsverlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung, 1914. XVI u. 146 S. 8. Preis 5 K.

In dieser aus den Kreisen des Innsbrucker Philologenklubs hervorgegangenen Festschrift zur Feier seines vierzigjährigen Bestandes sind eine Reihe von Aufsätzen vereinigt, die von der mannigfaltigen wissenschaftlichen Arbeit in jenem Klub Zeugnis ablegen. Ernst Kalinka veröffentlicht treffende philologische Bemerkungen zu einer größeren Anzahl von griechischen Papyrusurkunden, Rudolf von Scala knüpft an die uns bekanntlich durch den Pap. Gissensis 40 A in ihrem Wortlaut erhaltene Constitutio Antoniniana einige Betrachtungen an, die besonders auch von den nicht wenigen Philologen, die allen Kombinationen und Hypothesen wissenschaftlicher Forschung allzu skeptisch gegenüberstehen und von vornherein geneigt sind, sie abzulehnen, wohl beherzigt zu werden verdienen. Scala legt dar, daß, wie schon oft die Papyri namentlich auf dem Gebiet der Herstellung der Texte unsere Konjekturalkritik gestützt haben, so die neu gefundene Constitutio Antoniniana auch die Methode unserer wissenschaftlichen Untersuchungen über Einzelfragen und größere Entwicklungsgänge der antiken Geschichte glänzend rechtfertigt. Gedanken, die Mommsen, Paul M. Meyer, von Wilamowitz, Hirschfeld u. a. über die Ausdehnung des Bürgerrechts unter Caracalla, über die Klassen, denen es erteilt wurde, ferner über den Zusammenhang der Constitutio mit religiösen Strömungen der Zeit und über die Stellung des Ediktes

in der politisch-rechtlichen Entwicklung des Staates geäußert haben, sind durch den neu entdeckten Text als richtig erwiesen worden. — Julius Jüthner, Selecta, bespricht im Anschluß an Rothes Behauptung, daß die Widerholungen bei Homer kein objektives Mittel sind, um über echt und unecht, Original und Nachahmung zu entscheiden, die drei Stellen Γ 71—75 = 92—94, κ 231 f. = 257 f., Δ 101—103 = 119—121. Im ersten Fall sind beide Stellen einwandfrei, im zweiten haben sich bei der Widerholung einige Schwierigkeiten des Ausdrucks eingestellt, die aber, wie auch mir scheint, ganz unwesentlich sind. Im dritten Fall gibt die Widerholung ein abgerundetes, in sich vollständig klares Bild, während die Verse an erster Stelle (101 ff.) nach Jüthner als eine freie, kürzere Bearbeitung des beiden Stellen zugrunde liegenden Originals angesehen werden müssen. — Sodann behandelt Jüthner ein Platonzitat bei Apulejus. Die Worte des Plat. Charm. 157 A, in denen *οἱ λόγοι οἱ καλοί* vergleichsweise als *ἐπῳδαί*, als Zaubersprüche bezeichnet werden, verwendet Apulejus de mag. 26 (30. 20 Helm) so, als ob Platon Zalmoxis als einen Zauberer und seine Zaubersprüche als gute Reden bezeichnet habe, während Platon doch ganz anders über dergleichen urteilte. Jüthner läßt es zweifelhaft, ob darin ein rednerischer Kniff des Apulejus oder bona fides zu erblicken sei, und tatsächlich läßt es sich ja auch schwer entscheiden, ob Apulejus in dem Satz '*τὰς δ' ἐπῳδὰς ταύτας τοὺς λόγους εἶναι τοὺς καλούς*' *τὰς ἐπῳδὰς* — *ταύτας* läßt er fort — in gutem Glauben als Subjekt genommen hat oder nicht. — Drittens bespricht Jüthner die Klepsydra nach Aristoteles *πολιτ. Ἀθην.* LXVII, 2. Er erklärt sie unter Ablehnung anderer Vorstellungen für ein offenes Gefäß, das unten mit einem dünnen Röhrchen als Ausfluß versehen war. Bei der Verlesung von Gesetzen oder bei Zeugenaussagen wurde das Röhrchen wahrscheinlich mit einem Pfropfen geschlossen. *κλεψύδρα* bedeutet nach Jüthner Wasserdieb, also ungefähr das selbe wie das den Heber bezeichnende *ὑδράρπαξ*. — Ernst Diehl, Coniectanea, gibt Einzelbemerkungen zu den von Arnim im Supplementum Euripideum, Bonn 1913, zusammengestellten, auf Papyrus erhaltenen Bruchstücken von Euripides Stheneboia, Cretes, Hypsipyle, ferner zu Hippokr. *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* im Anschluß an die von Gundermann in Lietzmanns Kleinen Texten veröffentlichte lateinische Übersetzung und zu Statius Silvius Epicedion in patrem suum (V, 3). — Heinrich Sitte, Aus dem Innsbrucker archäologischen Seminar, veröffentlicht allerlei Beobachtungen, die bei den Seminarübungen auf Grund von Vorlegeblättern an den 'für die Übungen unentbehrlichen' Gipsabgüssen gemacht wurden. Die Gemma Augustea aus der Wiener Sammlung gibt zu allerlei Fragen hinsichtlich ihrer Komposition Anlaß; das Wort des Plinius über den Bildhauer Pythagoras 'venas expressit diligentius' kann erst richtig beurteilt werden, wenn man die Bemerkung des Bildhauers Fick berücksichtigt: 'Über Adern kann tatsächlich in einer Anatomie für Künstler nichts geschrieben werden, denn ihr Verlauf ist bei jedem Individuum in den meisten Details ganz verschieden, muß bei jedem Werk nach einem Modell gemacht werden.' Schließlich wird die hockende Stellung des Ilioneus mit den nach vorn gespreizten Zehen künstlerisch gerecht-

fertigt. — Ein weiterer Aufsatz enthält eine umfassende Studie von Otmar Schissel von Fleschenberg, Über den Begriff der αὔξησις im ersten und zweiten Buch der Aristotelischen Rhetorik. Den Schluß bildet eine Abhandlung von Friedrich von Woeß: Zur juristischen Funktion der βιβλιοθήκη ἐγκτήσεων. Woeß sucht im Anschluß an Mitteis den grundbuchartigen Charakter der βιβλιοθήκη zu erweisen, dagegen bestreitet er mit Preisigke, daß den Eintragungen in das Grundbuch konstitutive Bedeutung zukommt, d. h. sie sind ein die Rechtsänderung bloß begleitender, kein sie schaffender Akt. Schon mit Rücksicht auf diesen letzten Punkt scheint es mir doch besser, auf die Bezeichnung Grundbuch zu verzichten.

Zehlendorf b. Berlin. P. Viereck.

---

1) Karl Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern. Ein religionsgeschichtlicher Beitrag zur Frage nach den Anfängen der Religion. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. XII u. 238 S. 8. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Das Buch von Beth behandelt eine der wichtigsten, aber auch schwierigsten Fragen der Religionswissenschaft, die Frage nach dem Ursprunge der Religion. Es lohnt sich, seinen Inhalt durch eine etwas ausführlichere Besprechung an dieser Stelle einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, denn durch die Darstellung der früheren Forschungen führt es gut in die Probleme ein, und auch die eigenen Darlegungen des Verfassers sind interessant und beachtenswert, auch da, wo sie zum Widerspruch Anlaß geben. Der Verfasser ist Theologe, Universitätsprofessor in Wien, und er betont im Eingange, daß auch die Theologie, was bisher in der Regel nicht geschehen, gemeinsam mit der Ethnologie und der allgemeinen Religionswissenschaft mit der Frage nach dem Ursprung der Religion sich befassen müsse.

Nach der animistischen Theorie, wie sie namentlich von Tylor begründet, steht am Anfange der Religion der Glaube an zahlreiche Geister, die sich namentlich in Naturerscheinungen kundgeben, eine allgemeine Beseelung der Naturgegenstände. Aus diesem Polydämonismus entwickelte sich allmählich der Polytheismus, dann der Monotheismus, indem zugleich das ethische Element sich einstellte und entwickelte. Beth meint, danach verdanke die Religion dem verstandesmäßigen Streben nach Erklärung der Welt ihre Entstehung. Es ist aber keineswegs nötig, den Animismus so zu fassen; nicht erklären will die animistische Religion die Welt, sondern dem Menschen Nutzen schaffen, Schaden abwehren, durch den Kult der vorausgesetzten Geister, aus praktischen Gründen, nicht aus dem Wunsche nach Erkenntnis machte man sich von ihnen Vorstellungen.

Die Rolle, die der Animismus dem Traum für die Vorstellung von der menschlichen Seele zuschreibt, macht Beth bedenklich. Er findet darin eine Herabsetzung der Religion, die dadurch aus einem notwendigen Produkte des Seelenlebens zu einem zufälligen Erzeugnis der physiologisch bedingten Träume werde, — ein Satz, dem ich ebenfalls nicht zustimmen kann. Einmal kann man wohl kaum so die aus dem Traume sich ergebende Seelenvorstellung als etwas Zufälliges bezeichnen, dann aber tut man besser, bei der Frage nach der Entstehung der Religion

Werturteile fernzuhalten, — Beth meint allerdings, daß die Heranziehung des Traumes der animistischen Theorie selbst von vornherein ein Motiv der Wertbeurteilung einverleibe.

Während lange Zeit der Animismus unangefochten als erste Stufe der Religion galt, hat in neuester Zeit die präanimistische Theorie eifrige Vertreter gefunden. Nach ihr ist in der Magie der Anfang der Religionsentwicklung zu sehen. Beth weist darauf hin, daß diese Entwicklung nicht gradlinig gewesen zu sein brauche, sondern auch eine Degeneration stattgefunden haben und dadurch vielfach Zauberei in den Vordergrund getreten sein könne. Daß letzteres möglich, ist nicht zu bestreiten, und sicher scheint es mir, daß z. B. bei den Griechen und Römern ein zeitliches Vorangehen magischer Vorstellungen vor allen andern religiösen Anschauungen nicht zu erweisen ist. Im zweiten Kapitel behandelt Beth nun die verschiedenen Auffassungen des Präanimismus, zuerst die Theorie von Frazer. Nach Frazer ist die Magie gewissermaßen der Wissenschaft insofern gleichartig, als auch ihr ein Glaube an die Ordnung und Einförmigkeit der Natur zugrunde liege, die Magie ist überzeugt, daß die gleichen Ursachen immer die gleichen Wirkungen hervorrufe, wenn nicht etwa die Beschwörung von dem mächtigeren Zauber eines andern Zauberers durchkreuzt wird. Die Religion dagegen nimmt an, daß die Welt von bewußten Agentien geleitet werde, die von ihrem Vorsatz durch Überredung abgeleitet werden könne. Da somit, meint Frazer, die Magie aus elementaren Denkprozessen abgeleitet ist, während die Religion auf Ideen beruht, von denen kaum vorausgesetzt werden kann, daß die bloß tierische Intelligenz sie schon vorbereitet hätte, so ist es wahrscheinlich, daß die Magie vor der Religion entstanden ist. Erst als man mit der Zeit merken mußte, daß magische Zeremonien nicht die erwarteten Erfolge hervorbrächten, gelangte der Mensch durch die Einsicht in seine eigne Ohnmacht zum Glauben an die Bedeutung von Geistern. Beth macht dagegen mit Recht geltend, man könne wohl verstehen, daß durch die Mißerfolge der Magie der Kredit der Religion gehoben worden sei, aber die Entstehung der Religion sei damit durchaus nicht erklärt. Der Geisterglaube müßte dann als ein bloßes Phantasiespiel schon vorher, also gleichzeitig mit der Magie existiert haben. Aber auch die Betätigung der Phantasie bedürfe einer Veranlassung; der gegenwärtige Befund aber des Nebeneinanderbestehens von Magie und Religion bei den heutigen primitiven Völkern spreche keineswegs dafür, daß die Magie von der Religion abgelöst worden sei.

Besonders bestimmt ist Preuß für die Priorität der Magie eingetreten, aus der er Religion und Kunst, Tanz und Sprache u. a. ableitet. Beth legt seine Ansichten dar und erhebt berechtigten Widerspruch gegen die darin enthaltenen Übertreibungen, er stimmt ihm aber darin zu, daß Preuß die animistische Theorie ablehnt, nach der der Zauber aus Seelenvorstellungen abzuleiten sei. In seiner Auffassung der Entwicklung von der Magie zur Religion ist Preuß zwar Frazer verwandt, Beth betont aber, daß er sich in zwei Punkten vorteilhaft von Frazer unterscheide: einmal ist ihm der Geisterglaube kein grundloses Phantasieprodukt, er bildet sich als die Anerkennung persönlicher Mächte, die in den Naturgewalten

repräsentiert sind; dann aber ist dieser Geisterglaube nach Preuß sehr früh selbständig hervorgetreten, und die Religion hat somit eine eigne Wurzel, die nicht aus der Magie ihre Nahrung zieht. Auch Preuß nimmt freilich an, daß der primitive Mensch zu Geistern seine Zuflucht nimmt, weil er an der Magie irre geworden, und meint, diese Entwicklung müsse dahin fortgehn, daß durch den Götterglauben die Magie ganz ausgeschaltet werde, eine Entwicklung, die aber auf primitiver Stufe durchaus noch nicht zum Abschluß gebracht sei. Beth knüpft hieran die berechtigte Frage, wo denn überhaupt ein Volksleben vorhanden sei, das den Abschluß einer solchen Entwicklung zeige; gibt es ein solches Volksleben nicht, so bleibe die These von der Selbstzersetzung des magischen Glaubens mindestens unbeweisbar. Der Schluß des Kapitels ist der Anschauung von Vierkandt gewidmet. Auch Vierkandt erklärt die Zauberei für älter als die Religion, er geht aber darin über Preuß hinaus, daß er die von diesem nicht erörterte Frage nach dem Ursprung der Zauberhandlung in Angriff nimmt, indem er auf prämagische Zustände zurückführt, d. h. auf Handlungen, bei denen die Verwandtschaft mit den Verfahrungsweisen des täglichen Lebens so groß ist, daß wir sie als Zeugen eines allmählichen Hervorgehens des Zaubers aus der natürlichen Wirkungsweise auffassen müssen.

Wenn Vierkandt auch das Gebet aus dem Zauber ableitet, so erklärt Beth dies für eine völlige Umkehrung des wirklichen Verhältnisses. Nicht aus dem Namenszauber sei das Gebet entstanden, sondern das Gebet werde verfälscht durch magische Anwendung. Rühmend hervorgehoben wird von Beth Vierkandts Bestreben, auf die ältesten Formen von Vorstellungen eines übersinnlichen Seins zurückzugehen, sowie das Zugeständnis, daß die Einsicht ins Übersinnliche auf einer sehr frühen Stufe anzusetzen ist. Nicht beachtet habe Vierkandt freilich, daß es auf primitiver Stufe Vorstellungen von etwas Übersinnlichem gebe, das gar nicht oder nicht durchweg in den Dienst der magischen Praxis gestellt sei.

Das dritte Kapitel führt die Überschrift: 'Bestand und Ursprung der Magie unter den heutigen Primitiven'. Zwischen der animistischen und präanimistischen Theorie besteht eine gewisse Verwandtschaft, beide haben nach Beth einen gemeinsamen Fehler: wie der animistische neigt auch der präanimistische Standpunkt zu der Auffassung, die Religion sei ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach aus geringen Formen menschlicher Anschauungen heraus zu verstehen. Nach Frazer sind Religion und Magie nicht wesenverschieden. Beth betont dagegen, die Religion sei etwas wesenhaft anderes, denn in ihr handle es sich immer um Erhebung der Seele und zugleich um demütige Beugung unter den höhern Willen, in der Magie dagegen um Herabzerrung der Seele und zugleich um egoistische Arroganz. Beth hat sicher recht, wenn er Frazers Ansicht über das Verhältnis von Magie und Religion in bezug auf die Gründe der angeblichen zeitlichen Folge ablehnt, aber seine Definition der Religion trifft schwerlich für eine primitive Stufe zu. Beth will zeigen, daß Zauberei nicht Religion erzeugt hat. Zu diesem Behufe wirft er die Frage nach dem ursprünglichen Zwecke und dem Ursprung der Zauberei auf. Die

magischen Bräuche sind nach seiner Ansicht aus praktischen Lebensübungen entstanden. Ein zufällig wahrgenommener oder vermeintlicher Erfolg bot den Ansatzpunkt für eine magische Funktion. Der Jäger der Urzeit z. B. lockte sein Wild, indem er die von dem Tier selbst ausgestoßenen Locktöne nachahmte und sich durch Anlegung von Tierhäuten dem Wild ähnlich machte. Wenn diese Übung beibehalten wurde, als man solcher Hilfsmittel zur Jagd nicht mehr bedurfte, so kam man zu der Auffassung, daß die Nachahmung von Tierstimmen oder die Umkleidung mit Tierfellen an sich eine Kraft besäße, d. h. man schrieb ihr eine magische Gewalt zu. Auch den Schadenzauber sucht Beth auf ähnliche Art abzuleiten. Man hat dem Feinde einmal mit dem Speer gedroht und dabei einen wirklichen oder scheinbaren Erfolg wahrgenommen, durch Unfall oder Erkrankung des Bedrohten, die durch Zufall oder Erregung hervorgerufen ist. Der Verletzte meint, durch die drohende Haltung beschädigt zu sein, er, ebenso wie der Drohende, glaubt an die Kraft der drohenden Geberde, so entsteht die Vorstellung einer magischen Wirkung. Wenn nun aber oft eine solche magische Wirkung mißlang, so dachte man darüber nach, was etwa vergessen sei, erinnerte sich zufälliger Nebenumstände, schrieb diesen den Erfolg zu, und so entstand die Ausgestaltung der magischen Zeremonien. Häufig ist es zur Wirksamkeit des Zaubers nötig, daß man dazu ein Stück vom Körper des zu Schädigenden oder auch irgend etwas, was er benutzt hat, verwendet, den sog. Seelenstoffträger. Beth meint, dieser Seelenstoffträger sei erst später erdacht und zur magischen Zeremonie hinzugefügt worden, eine Annahme, die sich aber keineswegs erweisen läßt. Beth stellt sich damit in scharfen Gegensatz zu Wundts Ansicht, daß das Zauberwesen aus der Seelenvorstellung hervorgegangen sei. Es ist möglich, daß Beths Ableitung für manche Zauberbräuche zutrifft, aller Zauber kann aber sicher nicht so erklärt werden, und es ist vielleicht auch gar nicht notwendig, alle magische Riten auf ein Prinzip zurückzuführen.

Im vierten Kapitel bespricht der Verfasser ausführlich die verschiedenen Formen der übernatürlichen Kraft, die sich nach dem Glauben zahlreicher primitiver Völker, in verschiedenen Dingen, Tieren, Personen manifestiert, das *mana* der Melanesier, das *wakonda* der Sioux u. a. Um ein Beispiel zu geben, führe ich einiges vom *mana* an. Das *mana* ist nicht an irgend etwas gebunden, es kann überall hin mitgeteilt werden. Es hält sich in jedem außergewöhnlichen Objekte auf, das in der Natur oder im Menschenleben vorkommt. Jeder offenkundige Erfolg einer Person gilt als Beweis dafür, daß sie *mana* besitzt. Gedeiht z. B. ein Garten gut, so ist der Grund der Besitz eines mit *mana* erfüllten Steines. *Mana*haltige Personen verdingen sich vielfach als wertvolle Arbeiter. Gewöhnlich scheint man sich das *mana* durch Vermittlung von Dämonen und Totengeistern zu beschaffen, denen Gebete und Opfer dargebracht werden. Wenn der Verfasser hier bemerkt, religiöse Akte im eigentlichen Sinne dürfe man diese Riten nicht nennen, weil sie vielzusehr auf eine magische Wirkung berechnet seien, so scheint mir hier eine willkürliche Scheidung vorzuliegen. Wer einem Geiste ein Opfer darbringt, um ihn sich günstig zu stimmen und von ihm etwas, sei es *mana* oder

etwas anderes, zu erlangen, der übt zweifellos einen religiösen Ritus aus. — Über die ursprüngliche Bedeutung und den Begriff des *mana* schwanken erklärlicherweise die Ansichten, Beth faßt es als eine außergewöhnliche Kraft, die in Dingen oder Wesen und den mit diesen vor sich gehenden Begebenheiten sich gelegentlich, aber im allgemeinen ohne Ordnung und Regel manifestiert, die moralische Qualität fehlt ihr ebenso wie das Prädikat der Regelmäßigkeit; *mana* ist die eine vorhandene Fähigkeit erhöhende Energie, die potentiell sein und in Aktivität übergeführt werden kann, deutlich unterschieden von Seele und allem, was seelisch im eigentlichen Sinne genannt werden kann. Das *mana* ist niemals persönlich gedacht, geschweige denn etwas Göttliches. Seine Idee wird aber mit der Idee des Göttlichen kombiniert, insofern Geister seine Vehikel und Spender sind. Daß aber diese Kraft heute von den Melanesiern immer in der Obhut von Geistern geglaubt wird, kann nach Beths Meinung nicht zu dem Schlusse berechtigen, daß *mana* immer in Abhängigkeit von Geistern gedacht worden sei.

Ähnlich wie über das *mana* handelt Beth dann auch ausführlich — dies Kapitel ist das umfangreichste des Buches — über die entsprechenden Kräfte bei andern Völkern, darauf näher einzugehen, würde hier zu weit führen.

Das Schlußkapitel zieht die Schlußfolgerungen aus dem Vorangegangenen. Der vorher behandelte Glaube an die unsichtbare Kraft erweist sich, so führt Beth aus, deutlich als nicht animistisch, und er steht höher als der Geister- und Seelenglaube. In diesem Glauben an die übersinnliche Kraft sieht Beth den Anfang der Religion. Ihr Grundzug ist die ehrfurchtsvolle Beugung unter eine deutlich empfundene höhere Macht. Schon auf der untersten Stufe kommt das ethische Moment hinzu. Der Mensch verlangt nach Teilnahme am Sein der überirdischen Kraft, nach 'Gnade', die in dem Schwachen mächtig werden kann. Auch wenn bei den besprochenen übersinnlichen Kräften manches als magisch erscheinen mag, so ist der Glaube an sie doch scharf von Magie zu trennen, weil es vor allem auf die Gefühle ankommt, mit denen der Mensch sich diesen Mächten nähert. Magie wie Religion geht von der Erfahrung aus, daß die menschlichen Kräfte begrenzt und unsicher sind. Die Magie reagiert, indem der Mensch die ihm zuteil gewordene Erfahrung von seiner Ohnmacht zur Lügnerin stempelt und sich in der Sphäre seines eignen Könnens eine nicht vorhandene Kraft vortäuscht. Die Religion dagegen reagiert, indem der Mensch die Wahrheit der Empfindung seiner Ohnmacht bejaht, zugleich aber auch seinen Lebenstrieb dadurch bejaht, daß er eine überempirische Kraft anerkennt, der er sich demütig und vertrauensvoll hingibt. Die Furcht spielt nach Beth bei der Entstehung der Religion nur eine ganz untergeordnete Rolle. Beth nimmt dann eine starke Degeneration an, durch die bei den meisten Völkern die Idee der übersinnlichen Macht stark in den Hintergrund getreten ist. Er glaubt, es liege aller Grund vor zu der Annahme, daß aus dieser Idee bei fortgesetztem Personifizierungsprozeß hie und da der Gedanke des einen höchsten Gottes sich gebildet habe. Fast überall ist diese 'naivmonotheistische' Idee aus dem Kult verschwunden oder auch ganz vergessen, mehr-

fach ist sie konkreter gestaltet worden dadurch, daß man sie mit dem Mond identifizierte. Durch solche Lokalisierung aber verlor sie viel von ihrer Allwirksamkeit, andere kleine Gottheiten gelangten neben ihr zur Geltung. Mit der Vielgötterei trat auch die Magie hervor, die Menschen versanken in Magismus und Dämonismus und ließen den ihnen einst offenbar gewordenen Gott aus dem Sinn. 'Das Fundament der religiösen Ideenbildung aber', so schließt das Buch, 'und damit auch das Fundament der religiösen Anschauung liegt, soweit wir heute zu sehen vermögen, in dem primitiven Glauben an die unsichtbare übersinnliche Kraft. Diese Idee ist noch kein Gottesglaube im engeren Sinne des Wortes, aber sie mag gleichwohl die Wurzel eines erhabenen Gottesglaubens gewesen sein, der sich durch freie Ergreifung weiterer göttlicher Offenbarung gestaltete. Sie ist die Religion in allen Religionen, und sie schafft Religion im Laufe der Äonen'.

Wir stehen hier vor äußerst schwierigen Fragen, und vorsichtige Zurückhaltung im Urteil ist geboten. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob nicht Beth vielleicht die Bedeutung des *mana* usw. überschätzt hat, bei aller Vorsicht aber wird man, glaube ich, sagen können, daß das in dem letzten Kapitel entworfene Bild unrichtig ist. Beth faßt meines Erachtens Dinge als primitiv auf, die erst einer höheren Stufe der Geistesentwicklung angehören. Der Satz *primus in orbe deos fecit timor* kann als übertrieben gelten, wenn man in der Furcht die einzige Quelle der Religion finden will, daß sie aber eine große Bedeutung gehabt hat, ist nicht zu bestreiten. Ethische Elemente aber, die Beth für die primitive Religion voraussetzt, sind erst auf höherer Stufe hinzugetreten, und die Entwicklung des Götterglaubens zeigt mit genügender Sicherheit eine Zusammenfassung von Einzelmächten, nicht aber eine Spaltung ursprünglicher Einheit. Vgl. z. B. die wohl zutreffende Bemerkung von Nilsson, Primitive Religion S. 6: 'Der primitive Mensch lernt diese Kräfte in den einzelnen Ereignissen kennen, die für ihn eine chaotische Menge von Einzelfällen bilden. Die Vorstellung, daß die verschiedenen Kraftäußerungen von einer magischen Grundkraft ausgehen, setzt schon ein ziemlich entwickeltes Vermögen der Verallgemeinerung voraus. Eine solche Vorstellung einer übernatürlichen Kraft (wie *mana*), die gewissen Gegenständen, auch Geistern innewohnt, begegnet daher erst bei Völkern, die die primitivsten Zustände hinter sich gelassen haben'. Auch das Studium der Anfänge der griechischen und römischen Religion führt zu der Erkenntnis, daß Beths Entwicklungsversuch nicht zutrifft.

2) W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. 70. u. 71. Lieferung. Leipzig, B. G. Teubner, 1915/16. Je 2 M.

Auch während des Krieges hat das Roschersche Lexikon seinen Fortgang genommen. Auf die 68. Lieferung, die 1914 erschien, ist gleich die 70. gefolgt, die 69., die Bolls Artikel 'Sternbilder und Sternglauben bei Griechen und Römern' enthalten soll, wird später nachgeliefert werden. Die beiden vorliegenden Lieferungen führen den Stoff von Summanus bis Teiresias weiter. An größeren Artikeln enthalten sie außer dem noch

nicht beendeten Teiresias (bisher 22 Spalten) die Artikel Tamuz von Alfr. Jeremias (27 Spalten) und Tefenet (ägyptische Göttin) von Roeder (20 Spalten). Mit dem Schlusse des Buchstaben S (Syzygia) schließt der vierte Band ab.

3) Franz Cumont, Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum. Autorisierte deutsche Ausgabe von Georg Gehrich. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. XXVIII u. 347 S. 8. 5 ℳ.

Im zweiten Monat des Krieges erschien die zweite deutsche Ausgabe des trefflichen Werkes des belgischen Forschers. Daß Cumont als der beste Kenner, wie des Mithraskultes im besondern, so auch dieses weiteren Gebietes gelten darf, ist bekannt. 1910 ist die erste deutsche Ausgabe erschienen; daß im Laufe von vier Jahren eine zweite Auflage erforderlich geworden, beweist zur Genüge, daß die Übersetzung einem Bedürfnis entgegenkam. So bedarf es keiner weiteren Empfehlung für das auch in der Form anziehend geschriebene Buch, sondern nur eines Hinweises auf sein Neuerscheinen. Der Text ist in der Neubearbeitung nur unerheblich geändert, dagegen sind die Anmerkungen — leider stehen sie nicht unter dem Text, sondern sind an den Schluß gestellt (S. 244 bis 336) — vielfach berichtigt und erweitert.

Berlin. E. Samter.

---

1) Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. Bd. 4, 5 und 9. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut, 1913. 572, 598 u. 568 S. Geb. 13 ℳ.

Seit der letzten Besprechung dieses Werkes (Sokrates 1913, 346) sind drei weitere Bände erschienen. Mit dem neunten Band, dem vierten, der den Vögeln gewidmet ist, gelangt der ornithologische Teil zum Abschluß. Er behandelt die große Ordnung der Sperlingsvögel (Singvögel). Dem Text sind 27 farbige und eine große Anzahl schwarzer, zum Teil photogrophischer Tafeln, ferner zwei weitere Tafeln mit Eiern und drei mit Karten über die geographische Verbreitung der Vögel beigegeben. Die Schillerfarben, wie sie z. B. die Glanzstaare zeigen, vermag der Farbendruck nicht völlig widerzugeben, im übrigen ist die Widergabe der Farben meist recht gut gelungen.

Der vierte und fünfte Band bringen die Lurche und Kriechtiere (Amphibien und Reptilien), die in Werner einen hervorragend sachkundigen Bearbeiter gefunden haben. Die Erweiterung dieses Teils, der in den früheren Auflagen nur einen Band umfaßte, ist vermutlich durch die Tatsache bedingt, daß die zunehmende Liebhaberei für Terrarienpflege gerade diese Wirbeltiergruppen auch dem Interesse des Laien näher gebracht hat. In größeren Schausammlungen — es sei nur an das neue Berliner Aquarium mit seiner reichhaltigen Sammlung von Reptilien und Amphibien erinnert — wird dem Besucher Gelegenheit gegeben, auch zahlreiche ausländische Formen dieser Gruppen durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und so ist es wohl in der Tat am Platz, diese auch in einem Werk, wie das vorliegende, eingehender zu behandeln. Ist auch Vollständigkeit natürlich nicht angestrebt worden, so sind doch, wie der

Verfasser einleitend feststellt, die im deutschen Tierhandel und in den deutschen zoologischen Gärten regelmäßiger vertretenen Gattungen alle, die in unseren Kolonien lebenden Arten größtenteils berücksichtigt. Dem Gesamtplan des Werkes entsprechend ist alles, was über das Freileben und das Gefangenenleben der Tiere sicher bekannt ist, in den Vordergrund gestellt. Auch die zahlreichen Abbildungen bringen großenteils Züge aus der Lebensweise der Tiere — charakteristische Stellungen, Nahrungserwerb, Brutpflege — zur Darstellung.

Wie in den übrigen Abteilungen des Werkes, so ist auch hier jeder Klasse eine etwas eingehendere Übersicht über ihre Organisation vorangeschickt. Es wäre hier vielleicht ein etwas näheres Eingehen auf die Sinnestätigkeit am Platz gewesen. Die neuen Versuche von Heß über die Farbenempfindlichkeit hätten Berücksichtigung finden können; die kurze Notiz über das mangelnde Gehörvermögen der Eidechsen und Schlangen geht auch wohl etwas zu weit; wenn auch ein Reagieren auf musikalische Töne bei diesen Tieren nicht nachweisbar ist, so liegen doch Beobachtungen vor, die eine Empfindlichkeit für Geräusche, die durch kriechende Insekten verursacht werden, wahrscheinlich machen. Die verschiedene Art der Linsenakkomodation — die z. B. bei den einzelnen Gruppen erwähnt ist — hätte vielleicht gleichfalls besser in dem einleitenden allgemeinen Abschnitte behandelt werden können. Endlich noch eine kleine Ausstellung: daß die Zirbeldrüse 'nichts anderes als der Stiel des Scheitelauges' sei, ist doch nicht zutreffend: Zirbel und Parietalorgan sind zwei getrennte, hintereinander liegende Anlagen.

Vermißt habe ich ein näheres Eingehen auf die paläontologische Entwicklung der Reptilien. Gerade eine Gruppe, deren Hauptentwicklungszeit in eine entlegene Vergangenheit fällt, während heut nur noch wenige Überreste des einst weit verzweigten Stammes sich erhalten haben, ist ohne Kenntnis dieser ausgestorbenen Bindeglieder schwer verständlich. Mit Recht hat Heck bei der Bearbeitung der Säugetiere dem Rechnung getragen, während Werner sich nur auf wenige, Zittel entnommene Sätze beschränkt. Auch hätte es sich empfohlen, ähnlich wie dies bei den Säugetieren geschehen ist, die einzelnen Ordnungen durch überleitende, ihre Verwandtschaftsbeziehungen erörternde Abschnitte zu verbinden.

Endlich noch eine rein äußerliche Bemerkung: Jeder andere der bisher erschienenen Bände ist mit einem besonderen Register versehen; für Band 4 und 5 aber ist nur ein gemeinsames Register am Schluß des fünften Bandes gegeben. Es ist dies etwas störend, namentlich da — mit Rücksicht auf einigermaßen gleichen Umfang der beiden Bände — die Reptilien teilweise (Krokodile, Schildkröten) im ersten, teilweise im zweiten Bande ihre Stelle finden.

Was der Leser in einem Buch wie das hier vorliegende in erster Linie sucht, Schilderungen der Lebensweise einer größeren Anzahl ihn interessierender einheimischer und ausländischer Arten, Hinweise auf deren ev. Ernährung und Käfigpflege, bieten die beiden Bände in reichem Maße. Der Raum für die Neuaufnahme zahlreicher Arten und Gattungen wurde nicht nur durch Vermehrung des Gesamtumfanges, sondern durch Verzicht auf eine Anzahl längerer Zitate aus älteren Schriftstellern gewonnen

33 farbige und gegen 70 schwarze Tafeln, sehr zahlreiche Textabbildungen und zwei Kartenbeilagen sind dem Text beigegeben.

2) R. Hesse u. F. Doflein, Tierbau und Tierleben. II. Band: Das Tier als Glied des Naturganzen. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1914. 960 S. m. 20 Tafeln. Geb. 20 ℳ.

Mit dem nunmehr erschienenen zweiten Bande liegt das schöne Werk, das auf lange Zeit hinaus einen Ehrenplatz in der biologischen Literatur einnehmen wird, vollendet vor. Der zweite Band behandelt die 'Tierbiologie' im engeren Sinne, die mannigfachen Beziehungen, die zwischen einem lebenden Tier und seiner belebten und unbelebten Umgebung bestehen. Dem Verfasser kommt zu statten, daß er nicht nur im Laboratorium und in der Heimat, sondern auch auf mehreren wissenschaftlichen Reisen Erfahrungen über das Tierleben sammeln konnte.

Das Buch gliedert sich in drei Hauptteile, von denen der erste, weitaus umfangreichste die Beziehungen der Tiere zu anderen Organismen behandelt. Eingehend wird zunächst die Ernährungsbiologie besprochen, in der Weise, daß erst Tier- und Pflanzenfresser, dann im einzelnen die an besondere Arten von Nährstoffen — Blut, Plankton, Schlamm, Sand, Staub, Humus, Aas, Leichen, Kot u. dgl. — angepaßten Tiere, die Art ihrer Nahrungsaufnahme u. dgl. an Beispielen vorgeführt werden. Hieran schließt sich Symbiose, Synözie und Parasitismus. Das Wort Symbiose wird hier — wie auch sonst noch vielfach — im Sinne de Barys als Bezeichnung für ein Zusammleben zweier Organismen gebraucht, das beiden Vorteil bringt. Nach den Gesetzen der Priorität sollte hierfür das von van Beneden schon früher eingeführte Wort 'Mutualismus' angewandt werden, während man als Symbiose alle Arten gesetzmäßigen Zusammenlebens zweier Lebewesen bezeichnen kann. — Weitere Kapitel behandeln die friedlichen Beziehungen zwischen Organismen, wobei auch die Schutzanpassungen, die schützenden Färbungen, Mimiacry, Autotomie u. dgl. zur Besprechung gelangt; ferner das Geschlechtsleben und die aus diesem sich ergebenden Wechselbeziehungen, die Tierwanderungen, die Brutpflege, das Gesellschaftsleben und die Insektenstaaten. In all diesen Abschnitten werden an zahlreichen Beispielen, unter Beigabe zahlreicher, der großen Mehrzahl nach vortrefflicher Abbildungen die leitenden Gesichtspunkte herausgearbeitet.

Ein zweiter Abschnitt behandelt das Verhältnis des Tieres zu der Umgebuug: die Beziehungen zu Medium und Substrat, zu der Nahrungsmenge, zu Temperatur, Klima und Licht. Hier finden u. a. auch die in neuerer Zeit vielfach angestellten Versuche über den Einfluß der äußeren Faktoren (Licht, Temperatur, Nahrung) auf die Entwicklung, Größe, Färbung usw. der Tiere Erwähnung.

In einem letzten Abschnitt erörtert Doflein das Problem der Zweckmäßigkeit, das sich in doppelter Gestalt darbietet: als Zweckmäßigkeit der Organisation und als Zweckmäßigkeit der Handlung. Die zweckmäßige Organisation kann entweder teleologisch-vitalistisch erklärt werden, oder vom Standpunkt des Darwinismus aus als Folge fortgesetzter Selektion. Doflein gibt unter völliger Anerkennung des hypo-

thetischen Chrakters aller derzeitigen Erklärungsmöglichkeiten der letzteren Erklärung den Vorzug und sieht das Material für die Selektionsvorgänge in den Mutationen. Die zweckmäßigen Reaktionen und Handlungen der Tiere führen zum Problem der tierischen Intelligenz. Eine ausführliche Erörterung dieser Frage unternimmt der Verfasser nicht. Nach kurzer Erörterung der Begriffe Tropismus, Reflex, Instinkt spricht er sich unter Betonung des zurzeit noch bei weitem nicht hinlänglichen Materials an sicher beobachten Tatsachen, prinzipiell für die Anerkennung höherer psychischer Fähigkeiten, namentlich bei Vögeln und Säugetieren aus, indem er andrerseits den Überschätzungen der Leistungen 'denkender' Hunde und Pferde entgegentritt.

Der Inhalt aller Kapitel ist sorfältig gesichtet und kritisch durchgearbeitet, die Darstellung ist — wie auch in den früheren gemeinverständlichen Schriften des Verfassers — durchweg verständlich und gefällig. Das Buch bietet ein sehr reiches Tatsachenmaterial, aus dem die wesentlichen, leitenden Gesichtspunkte der neueren Tierbiologie klar hervortreten. Die Illustrationen sind fast durchweg gut ausgewählt, nur wenige, so z. B. das Bild des den Igel beschleichenden Fuchses (S. 343) fügen sich dem Charakter des Buches nicht recht ein.

Das nunmehr fertig vorliegende Werk sei namentlich zur Anschaffung für Schulbibliotheken angelegentlichst empfohlen.

Berlin-Dahlem. R. v. Hanstein.

Lug ins Land. Siebente Liebesgabe deutscher Hochschüler (mit einem Bildnis Hindenburgs und einem Kriegsatlas in 20 Karten). 36. bis 47. Tausend. Berlin, Furche-Verlag, 1916. 250 S. 2,50 ℳ.

Mehr als zwölf Aufsätze technischen, geographischen, historischen und erbaulichen Charakters, wohlgeeignet, einen feldgrauen Akademiker zu sinnigem Nachdenken anzuregen. Am meisten Interesse werden die von Belgien, Flandern, Polen und Rußland handelnden Artikel erregen. Recht lesenswert erscheint auch Friedrich Lienhardts Auseinandersetzung mit dem pseudogoethischen Monismus.

Abraham A S. Clara, Auswahl, hrsg. von Karl Bertsche (= Kleine Texte hrsg. von Hans Lietzmann Nr. 76). Bonn, Markus & Weber, 1911. 47 S. 1 ℳ.

'Dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respekt haben muß', Schiller an Goethe (9. September 1798). Dem Schüler wird er, wenn der Lehrer ein Philolog ist, bei Gelegenheit der Kapuzinerpredigt im Wallenstein näher gebracht. Aber auch sonst ist er interessant genug. Jetzt liegt eine treffliche Auswahl vor: zwei Predigten der 'Lauberhütt'. 'Huy und Pfuy der Welt'!, 'Judas der Erzschelm' mit dem aus des Knaben Wunderhorn samt Goethes epigrammatischem Urteil (40, 353 Sophienausgabe) bekannten Gedicht 'Antonius Fischpredigt'. Die Anmerkungen geben Varianten und hie und da Erklärungen seltener oder mundartlicher Wörter.

Oskar Weise, Wie lernt man einen guten deutschen Stil schreiben? Leipzig, Friedrich Brandstädter, 1914. 190 S. 8. 2 (2,50) ℳ.

S. 1—66 Einleitung über Stilbildung, Ausdrucksmittel, Stilgattungen; S. 67 ff. Stilproben mit kurzen Charakteristiken und Literaturangaben; wie alles, was Weise schreibt, zweckmäßig und zuverlässig.



SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

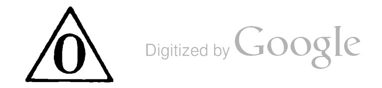
VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND
9. HEFT. SEPTEMBER

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg,** Cauerstraße 36.

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES SEPTEMBERHEFTES

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages

50 Jahre neuen Deutschlands (1866—1916) und die athenische Pentekontaetie (479—429 v. Chr.)

von

Albert Wittneben.

I.

Die Tatsache, daß der gegenwärtige Krieg alles bisher Dagewesene übertrifft, und daß für das deutsche Volk nie so viel auf dem Spiele gestanden hat, stumpft leicht den Sinn für andere geschichtliche Ereignisse ab, weil diese, nach dem neuen Maßstabe beurteilt, allzu sehr zusammenzuschrumpfen scheinen. Und doch drängte sich im August 1914, als immer neue Feinde gegen uns auftraten, unwillkürlich und volkstümlich der Vergleich mit der Bedrängnis Friedrichs des Großen im siebenjährigen Kriege auf. Vergleiche verlieren eben nie ihren Wert, wenn auch der Größenunterschied noch so augenfällig ist, wenn auch neben den Ähnlichkeiten noch so viele Verschiedenheiten hervortreten, die manchmal erst recht lehrreich sind. Auch brauchen es große Persönlichkeiten, Taten und Verhältnisse niemandem zu verargen, wenn sie, durch weniger grelle Sonnenstrahlen beleuchtet, um so sinniger betrachtet werden können. Hat doch der frühere Generalstabschef von Schlieffen es nicht verschmäht, die Vernichtungsschlachten von Hannibal bis Moltke mit Cannä in Beziehung zu setzen: schade, daß er die Hindenburgsiege in Ostpreußen nicht mehr hat anreihen können!

So stellen wir unbedenklich unsern Bismarck neben Perikles, unser neues Deutsches Reich, welches, den Norddeutschen Bund als Vorstufe eingerechnet, im Jahre 1916 ein halbes Jahrhundert vollendet hat, neben das perikleische Zeitalter oder die Pentekontaetie von 479—429 v. Chr. Die beiden Abschnitte bilden die Höhe der bisherigen deutschen und der ganzen griechischen Entwicklung. Bei gleichartiger Naturanlage zu regem geistigen Leben, zu mannigfaltiger und völkisch kraftvoller Betätigung, zu ausgeprägt idealem Wesen, waltet über beiden Völkern das selbe Verhängnis, daß sie sich jahrhundertelang vergeblich abmühen, zu einer staatlichen Einheit zu gelangen, bis es in den bezeichneten Zeitabschnitten den Griechen beinahe, den Deutschen ganz gelingt, die wesentlichsten Bestandteile des Volkstums in einer zufriedenstellenden Form zu vereinigen, während die weit auswärts versprengten Glieder sich damit begnügen müssen, vom Mutterlande immer wider neue Kraft zu beziehen und durch Sprache, Wandel und Gesittung gleichsam als Sauerteig andere Völker zu durchdringen.

Im Mutterlande selbst stand einer Einigung Griechenlands die natürliche Bodengestaltung im Wege. Nicht nur die tiefeinschneidenden Meerbusen sonderten das Land in drei natürliche Abschnitte, auch innerhalb ließen es die nach allen Himmelsrichtungen verlaufenden Gebirgszüge zu keinem größeren Zusammenhange kommen, und Mittelgriechenland zerklüfteten Querriegel dermaßen, daß nicht einmal die größte allgemeine Gefahr, die Perserkriege, eine gemeinsame Abwehr zustande brachte. Wie in einem Schiffe, nachdem einige Räume von dem eindringenden Wasser gefüllt sind, die geschlossenen Schotten doch die anderen Abteilungen davor bewahren, so fühlten sich die Bewohner der Landschaften, die nicht von Persern überflutet wurden, so sicher, daß sie gar nicht die Pflicht empfanden, ihren Volksgenossen beizuspringen. Ja, die hohen Randgebirge, die jederzeit von den Anwohnern in wenigen Stunden erstiegen werden konnten, weckten wohl gar die Begehrlichkeit nach dem aus der Vogelschau so reizend erscheinenden Nachbargebiete, woraus zahlreiche Kantonfehden entsprangen. Und nirgends war ein größerer Fluß vorhanden, der durch gemeinsamen Verkehr dem Sondergeiste hätte entgegenwirken können.

Hierin steht das deutsche Land günstiger da. Stattliche Ströme bilden verknüpfende Wasseradern, mit Ausnahme der Donau alle nach Norden weisend. Wo trennende Gebirge eine Schranke setzen, hat die Elbe das Elbsandsteingebirge, der Rhein das Schiefergebirge durchbrochen. Donau, Elbe und Oder mahnen sogar an einen mitteleuropäischen Verband, der von Bismarck und Andrassy mit weiser Voraussicht 1879 angebahnt, im gegenwärtigen Kriege die schönsten Früchte trägt und das Gebiet der unteren Donau jetzt mit in seinen natürlichen Bereich gezogen hat. Nur die süddeutsche Gebirgsmauer der Alpen warnt, so viele Pässe auch den Übergang erleichtern, und so bequeme Eisenbahntunnel sie auch durchbohren, doch immer davor, durch mittelalterliches Gelüsten den großen germanischen Friedhof Italien aufs neue zu bevölkern.

Dagegen fühlten sich die einzelnen deutschen Stämme, die Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben, in einem nicht minder starken Gegensatz zueinander, als die altgriechischen Dorier, Ionier, Äolier. Die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit hat ihn noch verschärft, das alte Reich 1648 in einige Hunderte kleiner und kleinster Staaten aufgelöst und 1806 still zu Grabe geleitet. Und das Machwerk, das als deutscher Bundestag sich 1815 auf den napoleonischen Trümmern erhob, wiederholte, wenn auch in geringerer Zahl, doch dem Wesen nach die alte Zerklüftung.

Die athenische und die deutsche Blütezeit ist ganz natürlich aus einem gewaltigen volkstümlichen Kampfe erwachsen, aber in sehr ungleichem Zeitmaß. Die griechischen Siege bei Marathon, Salamis, Platää hatten die Versuche der Perser, das europäische Griechenland zu dem asiatischen hinzuzufügen, endgültig vereitelt, und seit der Seeschlacht bei Mykale 479 kehrte sich die Kriegslage um. Bisher Verteidiger, wurden die Griechen jetzt die Angreifer und blieben es, bis sie im Laufe der nächsten dreißig Jahre die Perser aus Kleinasien verdrängt und bis in die innersten Nordost- und Südostwinkel des Mittelländischen Meeres

zurückgetrieben hatten. Und die Mittel dazu waren der neuen leitenden Macht Athen bereitwillig in die Hand gegeben, indem die schutzbedürftigen Einzelstaaten in dem richtigen Gefühl, daß den weiteren Aufgaben allein die Seemacht Athens angemessen sei, in der Zuneigung zu dessen ionischem Wesen und in der Abneigung gegen die bisherige durch das schroffe Auftreten des Pausanias entwurzelte Vorherrschaft Spartas den Athener Aristeides geradezu baten, sie unter seine Flügel zu nehmen, und so selber den Anlaß zu dem delisch-attischen Seebunde gaben. Zugleich erweiterte sich mit jedem kriegerischen Fortschritt die wirtschaftliche Grundlage der Griechen auf Kosten der handelspolitischen Vormacht, die bis dahin unbestritten in den Händen der phönizisch-persischen Flotte gelegen hatte.

Preußen bedurfte nach den Befreiungskriegen noch weiterer 50 Jahre, um die Ernte aus der Saat von 1813 bis 1815 einzubringen. Die besten deutschen Vaterlandsfreunde und geschichtskundigsten Beurteiler der deutschen Frage erkannten schon 1815 den deutschen Beruf Preußens und ertrugen schmerzlich oder ingrimmig die Geduldprobe. Sahen sie doch unter der 'Heiligen Allianz' die Persönlichkeiten, die den Aufschwung gegen die napoleonische Fremdherrschaft herbeigeführt hatten, aus dem preußischen Staatsdienste scheiden; empfanden sie doch die Schmach bitter, daß die Metternichsche Nichtigkeit in dem deutschen Bundestage überall triumphierte und Friedrich Wilhelm III. wortbrüchig erscheinen ließ, insofern als er das Versprechen in dem Königlichen Erlaß vom 22. Mai 1815, eine Repräsentativverfassung zu gewähren, nicht einlöste.

Wir Spätgeborenen können solche Dämpfer auf die Begeisterung von 1813 nachempfinden, aber wir sehen, auf den weiteren geschichtlichen Verlauf zurückblickend, das Verhalten doch in milderem Lichte, zumal da wir seit 1866 die deutsche Neugestaltung in ungleich vollkommnerer Form miterlebt haben, als sie vor hundert Jahren im besten Falle möglich gewesen wäre. Die Athener pflückten reife Früchte. Sie nahmen Bundesgenossen auf, die auf den Inseln und Küsten des ägäischen Meeres schon zu regem Staatsleben, Wohlstand und Bildung gediehen, ja, den meisten Stammesgenossen im Mutterlande vorausgeeilt waren. Preußen hatte zwar in Sachsen, Westfalen und Rheinland einen erheblichen Zuwachs an rein deutscher Bevölkerung erhalten, aber diese aus der buntscheckigen Staatszugehörigkeit herrührenden Bestandteile mußten sich dem neuen Staatswesen erst eingliedern. Preußen war jetzt zwar, weil die Mißgunst kurzsichtiger Gegner ihm in Westfalen und Rheinprovinz nur ein vom östlichen Rumpfe abgetrenntes Glied gegönnt hatte, nun erst recht darauf angewiesen, nicht bloß den eigenen Landbesitz, sondern das nördliche Deutschland gegen Westen zu schützen, aber vor allem mußte in den neuen Landesteilen, wenn die Wacht am Rhein gesichert sein sollte, die Volksmasse durch den Schulzwang zur Bildung geführt, durch Regierung an Ordnung gewöhnt, durch Arbeit zu einem menschenwürdigen Leben angeleitet werden. Und woher sollten damals sogleich die Mittel für eine weitausschauende Politik genommen werden? König Friedrich Wilhelm III. brauchte bei seinem ersten Besuche der neuen Rheinprovinz nur die Tausende von Hungerleidern zu

sehen, die ihm auf den Stufen des Kölner Doms bettelnd die Hände entgegenstreckten, um zu erkennen, daß bei solcher Armut des Volkes sich einstweilen keine großen Ziele der auswärtigen Politik verfolgen ließen.

In Griechenland hatten die Eroberungszüge der Perser nur vorübergehenden Schaden angerichtet. Der erste im Jahre 492 v. Chr. war überhaupt nicht über Thrakien hinausgekommen. Auf dem zweiten 490 hatten Datis und Artaphernes die Kykladen gebrandschatzt und Eretria eingenommen, kehrten aber nach der Schlacht bei Marathon und dem mißglückten Versuch auf Athen unverrichteter Sache wider um. Zehn Jahre später konnte Xerxes' Flotte Griechenland überhaupt nicht beikommen; sein Landheer überflutete, als bei Thermopylä die Bahn frei geworden war, einen Teil Mittelgriechenlands, äscherte auch Athen ein, verschwand dann aber nach der Seeschlacht bei Salamis meteorartig wider, indem es Mardonius für das Jahr 479 noch eine kurze Nachlese überließ. Inzwischen hatten sich schon in dem Jahrzehnt zwischen Marathon und Salamis Hilfsquellen für den Flottenbauplan des Themistokles eröffnet, und nach 479 verwischte der delisch-attische Seebund bald jegliche Spuren persischer Zerstörung.

Man vergleiche damit unser armes Deutschland, wie es aus der französischen Fremdherrschaft hervorging. Jahrelang hatte Napoleon die westlichen Landesteile ausgemergelt, um mit ihem Gut und Blut Österreich niederzuwerfen, ehe Preußen selbst als letztes Opfer fiel. Was dann in den Jahren 1806 bis 1812 der blutsaugende Vampyr der übrig gebliebenen Hälfte Preußens und dem übrigen Deutschland abgepreßt hatte, das konnte erst eine geraume Zeit wider ersetzen. Es hätte noch länger gedauert, wenn nicht Preußen 1818 auf den glücklichen Gedanken eines Zollvereins gekommen wäre. Auf eine wirtschaftliche Gemeinsamkeit steuerte Preußen los durch Klippen und Engen deutscher Zersplitterung und eifersüchtiger Sondertümelei. Wozu hieß denn seit dem Wiener Kongreß Deutschland in Frankfurt a. M. ein Staatenbund, wenn jedes einzelne Mitglied sich gegen den Verkehr mit dem Nachbar abschloß, wenn Preußen z. B. an seinen Grenzen durch mehr als zwei Dutzend Zollschranken gehemmt wurde? Und als der wirtschaftliche Vorteil eines Zusammenschlusses einige kleine Staaten angelockt hatte, da ahmten zwei andere Gruppen jenes Beispiel nach, aber selbständig: begreiflich bei den weit entfernten süddeutschen Staaten, nur auf politische Eifersucht zurückzuführen bei dem mitteldeutschen Handelsverein, zu dem sich Sachsen, Hannover, Braunschweig, Kurhessen und Oldenburg zusammenfanden. Erst 1851 wich die letzte Gruppe dem Hochdruck, und das wirtschaftliche Vorbild für die spätere staatliche Einheit war da.

Aber bis diese selbst sich verwirklichte, war noch manche Schwierigkeit zu überwinden. In Olmütz November 1850 schien es, als sollte die 'Punktation' für Deutschland im günstigsten Falle die Bedeutung des 30jährigen Friedens von 445 v. Chr. haben, in welchem Perikles nach kräftigem Anlauf zu griechisch-athenischen Einheitsbestrebungen doch wegen unzulänglicher Machtmittel in die dauernde Zweiteilung, hie delisch-attischer Seebund, hie peloponnesische Staatengemeinschaft unter dem Oberhaupt Sparta, willigen mußte. Und vielleicht hätte der Fürstenkongreß,

den Österreich 1863 nach Frankfurt a. M. berief, um sein etwas erschüttertes Ansehen auf Kosten des Nebenbuhlers Preußen zu heben, seinen Zweck erreicht, wenn nicht Bismarck den König Wilhelm I. verhindert hätte, dem Rufe zu folgen. Damit begann Bismarcks Aufstieg in der auswärtigen Politik, wie er ein Jahr vorher in der inneren angefangen hatte, die Vorbedingungen für jene zu schaffen. Während aber Perikles gewissermaßen von selbst in seine Rolle hineinwuchs und auf dem themistokleischen Wege, der sich bereits bewährt hatte, weitergehen konnte, fand Bismarck zerfahrene Geleise vor, die dadurch, daß er in Frankfurt, in Petersburg und Paris eingesehen hatte, wie Preußens Gegner sie für sich ausnutzten, zwar nicht besser wurden, aber ihm doch ein richtiges Urteil ermöglichten, wie dem abzuhelfen sei. Außerdem traf es sich gut, daß sein König Wilhelm I. auf eigenem Wege zu der selben Erkenntnis gekommen war und im Gegensatz zu seinem Vorgänger Friedrich Wilhelm IV. den festen Willen auf den Thron mitgebracht hatte, Preußen zu einer würdigen Stellung zu verhelfen. Von nun an ging es schnell vorwärts. Preußen schnitt, auf ein tadelloses Heer gestützt, 1864 im Verein mit Österreich die deutsche Frage an, gewann 1866 im Kampfe mit Österreich die Vorstandschaft im Norddeutschen Bunde und schlug, zunächst geheim, die Brücke über den Main zu den süddeutschen Staaten. Da die zweite Großmacht ausschied, war das deutsche Volk glücklicher, als das griechische. Denn die Hauptfrage, ob in Griechenland der Dualismus jemals behoben werden könnte, bedrohte Athens Blütezeit fortwährend wie eine Gewitterwolke, die sich gegen Ende der Pentekontaetie furchtbar entlud; der deutsche Fünfzigjahrzeitraum begann mit dem Gewitter, das die schwüle Luft endlich reinigte. So wurde 1866 das Geburtsjahr des neuen Deutschlands, dem der 18. Januar 1871 als Tauftag den Namen gab.

Betrachten wir nun zuerst die Größe beider Reiche und das natürliche Verhältnis des Kernlandes Attika zu dem delisch-attischen Seebunde und Preußens zum Deutschen Reiche. Winzig war vergleichsweise das gesamte attische Bundesgebiet noch, als es über 200 Mitglieder zählte. Den Flächeninhalt der zugehörigen Inseln können wir nachmessen: er macht ungefähr den dreißigsten Teil des Deutschen Reiches aus. Mißlicher wird es bei den Städten des Festlandes, weil sich dort das Gebiet nicht genau begrenzen läßt. Es kommt ja hier nicht auf die Kulturwirkung an, die überall, wo der griechische Einfluß nahe kam, das Hinterland unwiderstehlich hellenisierte, sondern wie weit die Nachbarschaft der einzelnen Küstenstädte staatlich mit ihnen verbunden war, das ist hier die Frage. Dürften wir nun jeder Bundesstadt durchschnittlich ein Gebiet zuweisen, wie es unter unsern freien Reichstädten das nach seiner Lage ähnlichste Lübeck sein eigen nennt, so würde ungefähr ein fünfundzwanzigfaches Attika herauskommen. Allein diese Schätzung ist sehr einzuschränken, da meistens nur ein schmaler Küstenstreifen einbezogen war. Wie hätte sonst der Perserkönig, als der verbannte Themistokles zu ihm kam, diesem so nahe am ionischen Bezirk seiner Todfeinde die Einkünfte von Magnesia und noch unmittelbarer am Meere die Bezüge aus Myus und Lampsakos anweisen können, und zwar

mindestens zehn Jahre nach der Gründung des delischen Bundes und erst nach dem griechischen Doppelsiege am Eurymedon? Zugänglicher waren die Uferstrecken am Unterlauf bedeutender Flüsse, z. B. an der Strymonmündung, wo die Athener von Eion stromaufwärts den Edonenplatz 'Neunwege' (Enneahodoi) besetzten, aber von den Eingeborenen durch die Niederlage bei Drabeskos im Jahre 465 verdrängt wurden. Erst 437 gründete dort Perikles die Kolonie Amphipolis $4^1/_2$ km von der Küste! Wirkliche Ausnahmen waren der athenischen Seemacht nur da möglich, wo Halbinseln und Landzungen ihr einen unmittelbaren Einfluß auf das Binnenland gestatteten: so auf dem thrakischen Chersonnes, der jetzigen Halbinsel Gallipoli, und auf Chalkidike.

Man könnte versucht sein, einen Maßtab an dem φόρος, den Beiträgen der einzelnen Bundesmitglieder, zu gewinnen. Vergebens. Denn abgesehen von den Schwankungen, die durch ungewöhnliche Vorkommnisse herbeigeführt sein mögen, ohne daß die Tributlisten immer darüber Auskunft geben, steht auch nicht fest, welche Bundesgenossen dem Ansatz des Aristeides gemäß nur Schiffe, welche von vornherein nur Geld, welche beides beizusteuern hatten. Völlig aussichtslos ist es, die damalige Bevölkerungsziffer genauer feststellen zu wollen, denn nirgends ist der Unterschied zwischen Altertum und Gegenwart so groß, wie an den Ostküsten des Mittelmeeres. Nur das eine Ergebnis der deutschen Volkszählungen läßt sich wohl im allgemeinen dort verwenden: weil die Volksdichte am größten ist, wo Handel und Industrie am üppigsten blühen, so haben wir auch in den griechischen Städten infolge des hinüber und herüber wogenden Verkehrs dort mit einer ungewöhnlichen Menschenanhäufung zu rechnen.

Wie verhält sich nun der Grundstock zu den Außengliedern? Zum Königreich Preußen gehören nach Flächeninhalt und Bevölkerung fast genau zwei Drittel des unter ihm geeinigten Deutschen Reiches; Attika wurde erdrückt unter der Wucht seiner Bundesgenossenschaft. Euboia allein war annähernd einem doppelten Attika gleich; die Kykladen und Sporaden hielten ihm das Gleichgewicht; bringt man dann noch die nördlichen Inseln, sowie die maßvoll begrenzten Küstenstriche Chalkidike, Thrakien, Hellespont und Kleinasien in Ansatz, so wird man das athenische Außenland auf ein neun- bis zehnfaches Attika abrunden können.

In Wirklichkeit war die staatsrechtliche Tragfläche noch beschränkter. 30000 scheint die landläufig angenommene Zahl athenischer Bürger gewesen zu sein. Diese befindet sich schon bei Herodot V, 97, wo Aristogoras von Milet zur Zeit des ionischen Aufstandes, im Anfange des fünften Jahrhunderts v. Chr., mit seinem Hilfegesuch mehr Glück hat bei den 30000 Athenern, als vorher bei dem einen Könige Kleomenes in Sparta, und die selbe Zahl begegnet noch in Aristophanes' Weiberversammlung (Vers 1132). Also in zwei Menschenaltern ungeheuren Aufschwungs soll die athenische Bürgerzahl sich nicht wesentlich erhöht haben? Außergewöhnliche und regelmäßige Aderlässe erklären es. Zu jenen gehört das perikleische Bürgergesetz, nach welchem einmal gegen 5000 aus den Listen gestrichen wurden und nur etwas mehr als 14000 übrig blieben; zu diesen kommen hinzu die bei verschiedenen Gelegen-

heiten planmäßig angesiedelten Kleruchen. Sie wurden in den eroberten Gebieten Grundbesitzer, konnten jedoch als Abwesende dem attischen Staatsrecht gemäß das Bürgerrecht ebensowenig ausüben, wie Hunderte von anderen Athenern, die zwar in der Hauptstadt ansässig waren, aber zu Geschäftszwecken draußen in der Fremde weilten.

Je deutlicher nun die Geschichte von Rom, Portugal, Holland, Belgien (Kongostaat) und von England zeigt, daß ein solches Mißverhältnis zwischen Außenbesitz und Stammland bedenklich ist, desto gespannter sehen wir uns danach um, ob Athen im Vergleich mit dem Deutschen Reiche in seinem Aufbau das nötige Gegengewicht hat.

Bei der Völkerwanderung, von der sonst ganz Griechenland aufgerüttelt und umgewälzt wurde, blieben die Bewohner Attikas in ihren alten Wohnsitzen autochthon. Es gab daher keine völkisch entgegengesetzte Ober- und Unterschicht, wie in Lakonika, wohl aber einen um so anspruchsvolleren Adel, der nach der sagenhaften Überlieferung von Kodros Tode die glückliche Abwehr des dorischen Anpralls zum Anlaß nahm, die Monarchie durch eine Eupatridenherrschaft zu ersetzen. Was sich in Athen während des halben Jahrtausends vor Solon abspielt, das entwickelt sich, ohne daß die monarchische Spitze verschwindet, im deutschen Mittelalter; daneben oder vielmehr aus den selbständiger werdenden Einzelgewalten entsteht das landesherrliche Fürstentum, aus dem im Laufe der Zeit das neue Deutschland erwachsen sollte. Hierzu hat Athen kein Seitenstück. Denn die Herrschaft des Peisistratos und seiner Söhne ist im Gegensatz zum deutschen Fürstentum nur ein Zwischenspiel und auch seinem Wesen nach mehr mit den modernen konstitutionellen Staatsformen zu vergleichen. Wo auch immer eine Tyrannis aufkommt, nirgends ist sie den Griechen recht nach dem Sinn; als ein vorübergehender Fremdkörper wird sie angesehen, der möglichst bald abgestoßen werden muß, wenn auch Herodotos und Thukydides die Schonung der bestehenden Staatsform, abgesehen von der monarchischen Spitze, sowie die Wohltaten anerkennen und Aristoteles in der Staatsverfassung der Athener in das Bild des Peisistratos sogar persönlich liebenswürdige Züge malt.

Nach dieser Unterbrechung führte die solonisch-kleisthenische Neuordnung volkstümlich weiter. Sie räumte mit der mittelalterlichen Gebundenheit auf und brach schon vor 500 die ständischen Schranken ab, die in Preußen erst durch die Stein-Hardenbergschen Reformen niedergelegt wurden zur volkstümlichen Vorbereitung der Befreiungskriege von 1813—1815. Unter der Nachwirkung der Perserkriege ging das athenische Staatswesen der vollendeten Demokratie entgegen. Aber welche Schwankungen auf dem Wege dahin! Wie ein Tauziehen der gemäßigten und der unbedingt fortschrittlichen Parteien mutet der steigende und fallende Einfluß eines Aristeides und Themistokles, eines Kimon und Perikles an, bis es diesem, nachdem er seinen politischen Gegner Thukydides aus dem Felde geschlagen hatte, gelang, für längere Zeit einen ruhenden Pol zu schaffen. Und auch ihm wäre es schwerlich geglückt, wenn er nicht, um nicht vor der Zeit verbraucht zu werden, seinem politischen Freunde Ephialtes den Hauptsturm auf das konservative Boll-

werk, den Areiopag, überlassen, wenn er nicht nach dessen politischem Opfertode mit seiner überragenden Persönlichkeit eine gewissermaßen monarchische Stellung errungen hätte. Fünfzehn Jahre hintereinander zum Strategen gewählt und von vier zu vier Jahren wider zum Schatzmeister berufen, handhabte Perikles beide Ämter mit gleicher Meisterschaft, verband persönlich mit unermüdlicher Arbeitskraft, staatsmännischem Geiste und Besonnenheit die Gabe, als 'Olympier', der den Blitz im Auge, den Donner auf der Zunge und die Göttin der Überredung auf den Lippen hatte, der athenischen Gemeinde seine Überzeugung beizubringen, den Übermut zu dämpfen, den Kleinmut zu heben, so daß er, widerstrebende Richtungen meisternd, immer mehr der Vertrauensmann des Volkes wurde. Und doch spülte ihn, als Feinde, Seuche und das zwischen den langen Mauern zusammengepferchte Landvolk den Unmut der Menge auf die Spitze trieben, die Strömung hinweg, wenn er auch kurz vor seinem Tode noch die Genugtuung hatte, als unentbehrlich in seine Ämter widereingesetzt zu werden.

Unser Bismarck stand auf festerem Boden, den die Hohenzollern in einer beinahe 500 jährigen Geschichte vorbereitet hatten. Friedrich I. hatte, um nur einiges herauszugreifen, den märkischen Adel, Friedrich II. die städtischen Gelüste, der Große Kurfürst die ständischen Ansprüche in die Schranken zurückgewiesen und eine Wehr geschaffen, die mit den brandenburgischen zugleich die deutschen Interessen gegen Ludwig XIV. und die Schweden wahren konnte; Friedrich Wilhelm I. gab dem Staate eine mustergültige Verwaltung und steigerte die Wehrkraft in solchem Grade, daß Friedrich der Große alle Eingriffe in Preußens Entwicklung zu überwinden vermochte; und wie volkstümlich die allgemeine Wehrpflicht unter Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. geworden ist, dafür hat der gegenwärtige Krieg beredtes Zeugnis abgelegt. Diese lange und stetige Geschichte in der monarchischen Regierungsform hat eine Pfahlwurzel tief in den heimischen Boden gesenkt. Ohne eine solche würde der Baum weder die Stürme im siebenjährigen Kriege noch ein Jena und Auerstädt und den Frieden zu Tilsit überdauert haben; ohne diese wäre auch Bismarck nicht imstande gewesen, wider den Willen des preußischen Abgeordnetenhauses in dem Verfassungsstreite der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts die Mittel zu gewinnen, die für das deutsche Einigungswerk erforderlich waren. Aber nach der Vereinbarung in Babelsberg zwischen König Wilhelm I. und dem angehenden Ministerpräsidenten am 23. September 1862 steuerte dieser auf fester Kommandobrücke das Staatsschiff durch die brandenden Wogen des damals noch nicht aufzuklärenden Volkshasses. Und sooft Bismarck später in kritischer Lage an seinen Rücktritt dachte, hat das 'Niemals' seines Königs das Gleichgewicht wider hergestellt. Seine von ihm selber gewählte Grabinschrift 'Ein treuer Diener seines Herrn' kennzeichnet kurz und treffend die persönliche Stellung zum preußischen Königtum als ein Treuverhältnis des deutschen Gefolgsmannen zu seinem Fürsten, das sich nicht in Schmeichelei und byzantinischer Unterwürfigkeit erschöpfte, sondern frisch und männlich seine Kraft dem König und Vaterlande widmete.

Was war nach solchen Geschichtserfahrungen natürlicher, als daß sie für das neue Reich verwertet wurden? Bismarcks Ziel war denn auch ein deutsches Kaisertum, gereinigt von den Schlacken des mittelalterlichen, sicher fußend auf einer nicht erst zu erwerbenden, sondern auf der bereits geschichtlich gewordenen Hausmacht unter Schonung der in den Einzelstaaten bestehenden konstitutionellen Ordnung, infolge der unweigerlichen Verknüpfung mit dem Träger der preußischen Königswürde bewahrt vor den Spaltungen des Mittelalters, denen weder das Verfahren der Kaiser, schon bei Lebzeiten den Sohn zum Nachfolger wählen zu lassen, noch Verwandtschaftspolitik noch die Goldene Bulle haben vorbeugen können.

Als die Griechen sich zu dem delisch-attischen Seebunde zusammenschlossen, ordnete Aristeides gewiß alles nach Recht und Billigkeit, so daß jedes Mitglied sich gleichberechtigt wähnen konnte. Nachdem aber die Persergefahr ihre Schrecken verloren hatte, trat der den Griechen angeborene Unabhängigkeitssinn wider in den Vordergrund und ließ die Verdienste, welche die Athener sich in den Perserkriegen erworben hatten, mehr und mehr verblassen. Das nagende Gefühl, hinter dem Ansehen Athens zurückzustehen, rief hier und da mehr Unabhängigkeitsdrang hervor, als die Tributpflicht, die den wohlhabenden Städten wohl kaum drückend geworden ist. Wo dann aber der Freiheitsgedanke sich zu Taten verdichtete, da ließ Athen nicht locker, und wo abtrünnige Bundesgenossen mit Gewalt wider zum attischen Reiche zurückgebracht wurden, da war die ursprüngliche Gleichberechtigung verscherzt. Athen wurde so von Fall zu Fall aus der Vormacht die Herrin und auch dadurch immer mächtiger, daß andere Mitglieder, aus Bequemlichkeit nur Geld zur athenischen Kasse steuernd, sich freiwillig ihres Rechtes begaben und sich der Kriegstüchtigkeit entwöhnten. Kurz, es verwandelten sich immer mehr Bundesgenossen in Untertanen.

Anders im deutschen Reiche. Hier ist tatsächlich während des halben Jahrhunderts kein Einzelstaat jemals auf den Gedanken verfallen, sich vom Reiche loszusagen. Ganz natürlich. Preußen brauchte eben in dem selbstsichern Bewußtsein seiner Überlegenheit diese gar nicht so fühlbar geltend zu machen, es konnte vielmehr staatsklug seinen Wahlspruch suum cuique überall walten lassen, ohne sich und sein Verhältnis zu den untergeordneten Gliedern des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches zu gefährden. Es durfte ihnen die Selbständigkeit auf den meisten Gebieten des Staatslebens belassen, ja sogar weit hinuntergehen unter die Grenze, die zu ziehen ihm nach seiner Größe und Einwohnerzahl eigentlich zukam. War es nicht eine erstaunliche Bescheidenheit, wenn es, obwohl es selbst zwei Drittel des ganzen Deutschen Reiches darstellt, sich gleich anfangs im Norddeutschen Bunde mit 17 Stimmen von 43 im Bundesrat begnügte und auch nach der süddeutschen Erweiterung nicht mehr Stimmen von den 58 für sich beanspruchte, wenn es sich z. B. in der Frage, ob der höchste Gerichtshof des Deutschen Reiches, das Reichsgericht, seinen Sitz in Berlin oder in Leipzig haben sollte, ruhig überstimmen ließ?

Zugleich wurden angestammte und geschichtlich gewordene An-

sprüche befriedigt. Hatte die aus der Paulskirche zu Frankfurt a. M. 1848/49 hervorgegangene Verfassung die Herrscher gewissermaßen ausgeschaltet und nur den Volksrechten Rechnung getragen, ohne zu erwägen, wie lange es sich die alten, nach der Revolution wider zu Kräften kommenden Herrscherhäuser gefallen lassen würden, so fertigte Bismarck mit genialer Einfachheit ein auf Germanias Leib zugeschnittenes Kleid aus den Stoffen, die am Webstuhl des deutschen Mittelalters und der neueren Zeit allmählich hervorgebracht waren, indem er den Fürsten im Bundesrat und dem Volke im Reichstage ein angemessenes Feld zum Mitwirken bereitete. Daß die fürstliche Behörde nicht gar zu vielköpfig wurde, dazu hatte Napoleon I., 'ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft', durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 ihm schon vorgearbeitet, und in demselben Sinne wirkte 1866 das Ausscheiden der hartnäckigsten Preußenfeinde. Und die deutschen Fürsten hatten keinen Grund, zu klagen. Daheim fast unangetastet, hatten sie nun auch in Reichsangelegenheiten durch ihre Bevollmächtigten zum Bundesrat mitzureden und mitzustimmen der Bedeutung ihrer Staaten gemäß. Für reichliche und würdige Arbeit war gesorgt in der Gesetzgebung und Verwaltung.

Der deutschen Gliederung in Bundesrat und Reichstag entspricht mehr in den Aufgaben als in der Zusammensetzung der athenische Rat der Fünfhundert und die Volksversammlung. Behielt sich diese als *κύριον τῆς πολιτείας* die letzte Entscheidung über Staatshaushalt, Krieg und Frieden, Verträge aller Art mit anderen Staaten, überhaupt alle wichtigen Angelegenheiten vor, so war das Rüstzeug doch zu schwerfällig, um immer sofort mit einzugreifen. Aus demselben Grunde bestanden auch im Rate zehn Ausschüsse, von denen jeder ein Zehntel des Amtsjahres (Prytanie) die laufenden Geschäfte wahrnahm. Diese Prytanen waren täglich so vollständig an das Amtsgebäude gefesselt, daß sie gemeinsam auf Staatskosten gespeist wurden. Dagegen sind die dauernden Ausschüsse des deutschen Bundesrats nach Verwaltungszweigen gesondert, sie stehen immer zur Verfügung, treten jedoch nur nach Bedürfnis in Tätigkeit. Der volle athenische Rat, unter dem Vorsitz des täglich wechselnden Obmanns der Prytanen tagend, und der deutsche Bundesrat unter der Leitung des vom Kaiser ernannten Reichskanzlers ähneln einander in ihrem Anteil an der Gesetzgebung. Was künftig Gesetz werden soll, muß als Vorbeschluß (*προβούλευμα*) vom Rate an die Volksversammlung, vom Bundesrat an den Reichstag gehen. Man beachte indessen wider den Unterschied: der Rat der Fünfhundert konnte, jährlich neu besetzt, keine andauernde Politik verfolgen, weil seine noch nicht ausgeführten Pläne mit ihm endeten, und die gewissermaßen parlamentarische Regierung war der jeweiligen öffentlichen Meinung anheimgegeben; denn der Bundesrat ist gegen politische Stürme dauernd fest verankert in den Einzelstaaten und in der Geschichte der deutschen Fürstenhäuser.

In bezug auf Gesetzgebung und Staatshaushalt kann man den Rat der Fünfhundert und den Bundesrat als eine Art Oberhaus betrachten, aber sie sind mehr als das, denn sie haben die zur Ausführung erforder-

lichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen zu beschließen, deren Erledigung zu überwachen und etwaige Mängel abzustellen. Insbesondere läßt die deutsche Reichsverfassung innerhalb des Reichsrahmens kaum ein Gebiet übrig, auf dem nicht dem Bundesrat die eigentliche Regierungsgewalt beigelegt wäre. Diese hat trotz der Vielköpfigkeit ein monarchisches Gepräge. Es ist kein Widerspruch, den Bundesrat eine Kollektiv-Monarchie zu nennen, denn die Bevollmächtigten haben den Herrscherwillen ihres daheim gebliebenen Fürsten geltend zu machen, und die Summe der Herrscherwillen wird mittels Mehrheitsbeschlusses staatsrechtlich wirksam. Ein so starkes Gegengewicht gegen zersetzende volkstümliche Bestrebungen ist in der deutschen Verfassung offenbar von vornherein beabsichtigt, im Rate der Fünfhundert ebenso entschieden abgelehnt.

Der Reichstag stellt die politische Vertretung des deutschen Volkes dar, und zwar ist jeder Abgeordnete, obwohl er von den Wählern des einzelnen Wahlkreises erkoren ist, doch Vertreter des gesamten Volkes, nicht gebunden an bestimmte Aufträge seiner Wähler. Er hat innerhalb des Rahmens der Geschäftsordnung seine persönliche Überzeugung in Rede und Abstimmung zum Ausdruck zu bringen, ohne sich durch strafrechtliche Rücksichten beengt zu fühlen. So bildet der Reichstag die Brücke zwischen der öffentlichen Meinung und der Reichsregierung. Er kann den Bundesrat und das Reichspräsidium über die im Volke vorhandenen Strömungen auf dem Laufenden erhalten, er kann seinerseits auch durch Anfragen Aufklärungen der Reichsregierung hervorlocken, soweit sie ohne Gefahr für das Reichswohl schon an die Öffentlichkeit gelangen dürfen, mit einem Worte, er kann ein gegenseitiges Verständnis bewirken und einen mittelbaren Einfluß ausüben. Was künftig Reichsgesetz sein soll, darüber hat er sich mit dem Bundesrat zu verständigen, ehe der Kaiser es mit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers veröffentlicht; was verausgabt werden soll, hat er vorher zu bewilligen. Aber er besitzt überall nur eine ergänzende Befugnis und kann nirgends einen unabhängigen Herrscherwillen in die Tat umsetzen. Daher neuerdings das Bestreben, wenigstens den Hauptausschuß an der auswärtigen Politik zu beteiligen.

Die einschlägigen Erfahrungen aus der griechischen Geschichte zeigen die parlamentarische Regierung der Volksversammlung keineswegs in vorteilhaftem Lichte. Durch das Dareinreden bei jeder Gelegenheit, durch Maßregelung von Ratsmitgliedern und Beamten untergrub sie jede politische Stetigkeit, durch das ungehemmte Anrecht auf Beschlüsse und deren Ausführung wurde der Augenblicksstimmung, der Massensuggestion und Fehlgriffen ein weiter Spielraum geschaffen, für die der einzelne Bürger sich um so weniger verantwortlich fühlte, je zahlreicher die Masse der Verantwortlichen war. Freilich kamen solche Mängel in der Pentekontaetie noch nicht zum Vorschein, weil Perikles die Leidenschaften des Volkes zu zügeln vermochte, aber bald nach dessen Tode ließ Kleon volksverführerisch die Zügel schießen oder spornte gar noch mehr zu leichtfertigen Fntschlüssen an; Alkibiades verleitete die Volksversammlung zu dem sizilischen Unternehmen, und

die Pöbelherrschaft von 406 schändete den letzten Seesieg der Athener bei den Arginusen. Und wie gemeinschädlich war es, daß in der Volksversammlung jedes bedeutende Unternehmen vorher lang und breit beredet und öffentlich beschlossen, d. h. ausgeplaudert werden mußte, ein Übelstand, der allerdings im perikleischen Zeitalter ebenfalls weniger fühlbar wurde, als zur Zeit des Demosthenes, wo der zielbewußte Makedonenkönig Philippos mit seinem einheitlichen Willen, seiner Feldherrnkunst und seinem geschulten Heere der zersetzenden Redseligkeit gegenüberstand!

Wenn die Beschlüsse des deutschen Reichstages, bevor sie verwirklicht werden, erst noch die Sicherheitsstufen des Bundesrats, des verantwortlichen Reichskanzlers und des nicht verantwortlichen Kaisers durchlaufen müssen, so schadet es nichts, daß der Reichstag, wie er sich zusammensetzt, im Grunde volkstümlicher ist, als die athenische Volksversammlung. Auf den ersten Blick scheint es nicht so. Dem Grundgedanken nach war diese die natürlichste und unmittelbarste Kundgebung aller urteilsfähigen Bürger. Aller? Waren denn die dauernd als Kleruchen oder vorübergehend als Kaufleute in der Fremde lebenden Athener in der Lage, sich zu den schwebenden Fragen zu äußern und die Beschlüsse der Vaterstadt mitzubestimmen? Die moderne Art der Volksvertretung durch Abgeordnete hätte dem abhelfen können, allein dazu ist Perikles nach einem vergeblichen Anlauf, ja überhaupt das ganze Altertum nicht gekommen. Waren so schon viele Bürger von der freilich ohnehin zu umfangreichen und schwer zu leitenden Volksversammlung ausgeschlossen, so stand in Athen neben den Bürgern eine wohl vier- oder fünffache Zahl Metoiken und Sklaven, von denen jene zwar unter dem Schutze des Staates einen gewinnbringenden Erwerb zu ihrem eigenen Vorteil treiben konnten, aber an den Regierungsgeschäften keinen Anteil hatten, diese nicht einmal persönlich frei waren, sondern mit ihren Kräften ganz und gar ihrem Herrn und Eigentümer dienen mußten. Stellt man daneben die in der deutschen Reichsverfassung jedem unbescholtenen, selbständigen Manne vom 25. Lebensjahre ab verbürgte Mitwirkung an dem Wohl und Wehe des Staates in Form des aktiven und passiven Wahlrechts, so leuchtet ohne weiteres ein, daß die vollkommenste perikleische Demokratie, ebenso wie die republikanische Verfassung Roms, nicht entfernt so volkstümlich gewesen ist, wie das gegenwärtige Deutsche Reich. Wollte man einmal das perikleische Staatsrecht auf das deutsche Volk übertragen, so würden die vielen Millionen deutscher Arbeiter sofort rechtlos werden und nur die 'oberen Zehntausend' übrig bleiben, also eine Aristokratie herauskommen, wie sie nicht mehr seit der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung in Preußen, geschweige denn im neuen Deutschen Reiche denkbar ist.

Also Bismarck, der verschrieene märkische Junker, demokratischer als Perikles, und König Wilhelm I., der 'Kartätschenprinz' von 1848, als Deutscher Kaiser mit einer gehörigen Menge demokratischen Öles gesalbt? Ei, warum denn nicht? Hat doch der gutkonservative Aristeides in viel kürzerer Zeit sich ähnlich gewandelt. Als Widersacher der Flottenpolitik des Themistokles im Jahre 483 v. Chr. durch Ostrakismos auf zehn

Jahre ausgewiesen, fand er sich bereits nach drei Jahren am Abend vor der Schlacht bei Salamis bei der Flotte ein, um ihr tags darauf mit siegen zu helfen; und als die Persergefahr vom griechischen Mutterlande abgewehrt war, beantragte er folgerichtig, ohne halsstarrig an seiner früheren Richtung festzuhalten, für die vierte solonische Bürgerklasse, die Theten, die sich beim Seemannsdienste so ausgezeichnet hervorgetan hatten, die bürgerliche Gleichberechtigung. Bismarck hat sich in den Gedanken und Erinnerungen II S. 58 f. selber offen darüber ausgesprochen, daß er, als er in der Zirkulardepesche vom 10. Juni 1866 das allgemeine Wahlrecht mit in die Pfanne warf, keinen unbedachten, übereilten Schritt tat. Er betrachtete es nicht als bloßes Aushängeschild mit dem Zwecke, die ihm noch immer widerstrebenden Kreise in seinen Bann zu ziehen, sondern es war ihm wirklich Ernst damit, seine Einigungspolitik in dem jungen, werdenden Deutschland auf eine volkstümliche Grundlage zu setzen und schlimmstenfalls die urwüchsige Volkskraft als letzten Trumpf in der Hand zu haben. Die Probe auf diesen Zweck ist in der auswärtigen Politik damals durch die unbedingte Überlegenheit der preußischen Heere überflüssig geworden, die weitere Probe, ob das Volk die Kraft haben würde, das allgemeine Wahlrecht, sobald es dem Staate gefährlich zu werden drohte, wider abzuschütteln, ist ihm auch später erspart geblieben; der Wurf muß uns aber als gelungen erscheinen, denn ohne das allgemeine Interesse an dem frisch pulsierenden Staatsleben würde die einmütige vaterländische Haltung aller Parteien 1914 nicht minder unwahrscheinlich gewesen sein, als der Befreiungskrieg 1813/14 ohne die volkstümliche Neuordnung des preußischen Staates in den Jahren 1807 bis 1812.

In bezug auf das Lebensalter hält das deutsche Reichstagswahlrecht die Mitte zwischen der spartanischen und der athenischen Altersgrenze. Der Spartiat wurde Mitglied der Volksversammlung mit dem 30., der Athener schon mit dem 20. Lebensjahre. Der Deutsche soll bis zum 25. ausreifen, ehe er zum Reichstage wählen und gewählt werden kann, damit mehr Lebenserfahrung und sittlicher Ernst zuwächst. Ein anderes Mittel sollte anfänglich einem demokratischen Übermaß entgegenwirken in der Diätenlosigkeit des deutschen Reichstages. In den ersten Jahrzehnten schloß die Verfassung die weniger bemittelten Stände dadurch aus, daß jeder Abgeordnete die Kosten seines Aufenthalts in der Hauptstadt aus eigenen Mitteln zu tragen hatte. Als jedoch diese Maßregel hinfällig wurde, indem die weniger Wohlhabenden ihren Wohnsitz und Beruf nach Berlin verlegten oder anderenfalls sich aus den Parteikassen unterhalten ließen, gab die Regierung nach und zahlte seitdem jährlich 3000 ℳ abzüglich 20 ℳ für jede versäumte Sitzung.

Besoldung der Beamten erhob Perikles zur Regel, in dem demokratischen Staate grundsätzlich und nicht um mit Hilfe der Staatskasse gegen den reichen Kimon aufkommen zu können, wie ihn der Parteiklatsch beschuldigte. Es sollte jedem, auch dem armen Bürger möglich sein, sooft die staatliche Pflicht rief, sich der eigenen Berufsarbeit zu entziehen, und die Einbuße an Erwerb sollte staatsseitig, wenn nicht ausgeglichen, so doch gemildert werden. Übrigens erscheint die Vergütung, selbst wenn man den ungleichen Geldwert im Altertum und in unserer

Zeit berücksichtigt, mit unseren Tagegeldern verglichen, beinahe lächerlich gering; erst die Summe wurde beachtenswert, denn der Besucher der Volksversammlung waren gar zu viele, und die Gerichtshöfe wurden geradezu verschwenderisch besetzt. Später mochte der eine oder der andere auf den Gedanken verfallen, die höheren Beträge zu einer Erwerbsquelle zu machen, wofür schon Perikles verantwortlich sein soll; in seiner Zeit war von Entartung noch keine Rede.

Aber waren denn alle fähig, ein Amt zu bekleiden? Im allgemeinen kann man wohl mit ja antworten. Die Bürgerschaft, die schon widerholt betonte Auslese aus der ganzen Bevölkerung, stand auf einer hohen Bildungsstufe und trieb, täglich mit dem Staatsleben in enger Fühlung, sozusagen praktische Bürgerkunde. Wir dürfen überhaupt wegen der einfachen Verhältnisse des Altertums an die Befähigung der damaligen Beamten keinen modernen Maßstab anlegen. Wie wenig fachmännische Kenntnisse vorausgesetzt wurden, wird daraus ersichtlich, daß der angehende Beamte bei der Dokimasie sich nur über gewisse allgemeine Eigenschaften, vor allem über seine vollbürtige Zugehörigkeit zur Bürgerschaft ausweisen mußte. Aus dem selben Grunde schadete dem athenischen Beamtenwesen der jährliche Wechsel nicht so sehr, weil der Neuling sich leicht in die Obliegenheiten hineinfinden konnte.

Naiv scheint auf den ersten Blick das für die meisten Beamtenwahlen vorgeschriebene Losen zu sein. Kleisthenes wollte damit einer zu persönlichen Wahlmache mit Bestechlichkeit und leidenschaftlicher Erregung der Volksmasse vorbeugen, wie wir sie alle vier Jahre in den Vereinigten Staaten bei der Präsidentenwahl erleben und bei uns durch Verlängerung der Zwischenzeit von drei auf fünf Jahre seltener gemacht haben. Geradezu segensreich wirkte das Los bei den Richtern und Geschworenen gegen Willkür und Parteilichkeit. Bekanntlich gehört zu den verhängnisvollsten Irrungen der französischen Revolution von 1789 die übertriebene Demokratisierung der Rechtspflege, da die Richter sich in ihren Entscheidungen immer vorhalten mußten, ob sie nicht durch gewissenhafte Strenge bis zum Ablauf ihrer Wahlperiode der Volksgunst verlustig gingen. Die Antwort hat der neuzeitliche Staat dadurch gegeben, daß er den Richter für unabsetzbar erklärt hat. Die athenische Rechtspflege stand ohnehin auf schlüpfrigem Boden, insofern als die Urteile von Laien gefällt wurden und von den in der Bürgerschaft gerade vorherrschenden Strömungen abhängig waren.

Und wie sollte sich bei den athenischen Verwaltungsbeamten eine ruhige Amtsführung herausbilden, wenn in jedem der zehn Abschnitte (Prytanie) eines Jahres der Volksversammlung Anlaß gegeben wurde, gegen Beamte ihr Mißtrauen geltend zu machen. Nein, die verwickelteren deutschen Verhältnisse bedingen lange Dauer nach langer Vorbereitung; das heutige Staatswesen verlangt den ganzen Mann; er ist dem Erwerbsleben entzogen, also muß ihm der Lebensunterhalt vom Staate gewährleistet werden. Der Gegenwert des Beamten beruht auf gewissenhafter und würdiger Pflichterfüllung. Die Treupflicht erstreckt sich sogar auf Lebenszeit nach § 11 der Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten: 'Über die vermöge seines Amtes ihm bekannt gewordenen Angelegenheiten,

deren Geheimhaltung ihrer Natur nach erforderlich oder von seinem Vorgesetzten vorgeschrieben ist, hat der Beamte Verschwiegenheit zu beobachten, auch nachdem das Dienstverhältnis gelöst ist'.

Anläufe zu längerer Amtsdauer gab es vereinzelt schon bei den Athenern. Perikles verdankte seine eigenartige Stellung gerade den beiden Ämtern, die aus dem gewöhnlichen Rahmen heraustraten. Das Schatzmeisteramt setzte solche Fachkenntnisse voraus, daß selbst die Athener es aus persönlicher Wahl (Cheirotonie) hervorgehen ließen, und zwar jedesmal auf vier Jahre; und zum Strategen wählten sie, ebenfalls mittels Cheirotonie, Perikles immer wider in der richtigen Erkenntnis, welche später die Römer erst infolge der bitteren Erfahrungen im zweiten punischen Kriege gewannen, daß sie nämlich treffliche Führer nicht am Ende des Amtsjahres zum alten Eisen werfen, sondern in neuen Formen weiter verwenden müßten, um Hannibal gewachsen zu sein. Daß Perikles nicht bloß als Redner und Staatsmann die Volksversammlung zu Unternehmungen veranlaßte, sondern deren Ausführung vollverantwortlich selber in die Hand nahm — neun Siegeszeichen hat er heimgebracht —, darin unterschied er sich von allen Staatsmännern des folgenden Jahrhunderts. Gerade als Strateg wird er sich auch das Recht zugesprochen haben, im peloponnesischen Kriege die regelmäßigen Volksversammlungen ausfallen zu lassen, damit keine Gelegenheit, seinen Kriegsplan zu bemängeln, gegeben würde: wie heute in Kriegszeiten die Zensur der Presse Zügel anlegt.

Perikles Kriegsplan, bis zu seinem Tode (429 v. Chr.) allen Anzapfungen zum Trotz unverändert festgehalten, war auf Verteidigung zu Lande, auf Angriff mit der Flotte berechnet und der geschichtlichen Entwicklung des athenischen Heerwesens folgerichtig angepaßt. Aristeides, der auf dem alten Wege das Hoplitenwesen weiter als Hauptsache betrachtete, hatte dem Flottenbauplan des Themistokles weichen müssen, der fortan Athen zur Seemacht ausgestalten und die Binnenstadt in eine Seeburg umwandeln wollte. Sein Werk, die Ummauerung der Stadt Athen und des Hafens Peiraieus, ergänzte Perikles, indem er 456 die langen Mauern zwischen beiden vollendete. Da inzwischen der delisch-attische Seebund die Athener immer stärker meerwärts zog, trat die Flotte naturgemäß mehr und mehr in den Vordergrund. Als ihr Führer suchte Kimon in dem fortgesetzten Perserkriege ein Ventil zu schaffen, durch welches die überquellende Kraft Athens nach außen entströmen könnte, ohne durch gewaltsame Sprengung die peloponnesische Staatengruppe zu gefährden, säuberte das ägäische Meer von Persern und Seeräubern, die besonders auf der Insel Skyros die Bergestätten für ihre Beute hatten, befreite durch den Doppelsieg am Eurymedon die Südküste Kleinasiens und drängte die Perser bis auf die Insel Kypros zurück, wo der letzte Sieg bei Salamis 449 noch den Geist des toten Kimon atmete. Überall ging mit den kriegerischen Errungenschaften der wirtschaftliche Fortschritt Hand in Hand. Das kaufmännische Arbeitsfeld weitete sich über den natürlichen Bereich des delisch-attischen Seebundes hinaus, und die alten Beziehungen der Bundesgenossen zu den Tochterkolonien dehnten von selbst das athenische Handelsgebiet über Hellespont, Propontis, Bosporos

auf die Küsten des Schwarzen Meeres aus. Hatten Dareios und Xerxes, gelockt von den reichen Gefällen der griechischen Städte in Kleinasien, die ganze Griechenwelt zur wirtschaftlichen Ausbeute für Persien vereinigen wollen, so wurde vom delisch-attischen Seebunde nun das selbe Ziel umgekehrt zugunsten der Griechen erreicht.

Nicht minder einseitig lief das deutsche Heerwesen auf eine kräftige Landmacht hinaus. War doch das deutsche Volk in Mitteleuropa zwischen Romanen und Slaven eingeklemmt und hatte Mühe genug, sein linksrheinisches Überschäumen in der Völkerwanderung und seine jahrhundertelang zäh fortgesetzte Kolonisation im Osten zu behaupten. Das zeigte sich schon deutlich, als der Große Kurfürst zur See ging und sich an der Küste von Guinea mit genauer Not der Eifersucht der älteren Seemächte erwehrte, noch deutlicher unter seinen Nachfolgern, welche die Kolonialpolitik wider aufgeben mußten, weil die näherliegenden festländischen Aufgaben in Europa jegliche Zersplitterung der Kräfte verboten.

Eine ähnliche Abschweifung vom natürlichen Machtgebiet wagte vorübergehend Perikles, als er um die Mitte der Pentekontaetie sich anheischig machte, dem festländischen Griechenland das athenische Joch auf den Nacken zu legen. Die verlustreichen Schlachten bei Tanagra, wohin die Athener mit ihrem ganzen Aufgebot (πανδημεί) zogen, bei Oinophyta und Koroneia in dem Jahrzehnt 457 bis 447 belehrten ihn eines anderen, und fortan betrachtete er die Hopliten als eine Ergänzung der Flotte, dazu bestimmt, an Bord der Schiffe in überseeische Gebiete mitzufahren und dort zu Lande die Flottenerfolge zu vervollständigen, wie die deutschen Seebataillone heutzutage die selbe Aufgabe haben. Nach Thukydides belief sich diese Truppe im Anfange des peloponnesischen Krieges auf 13000 Mann und mochte manchem stark genug erscheinen, die Einfälle der Spartaner an der Grenze Attikas zurückzuhalten. Allein Perikles hat sie nur gelegentlich zum Einbrechen ins Megarerland verwendet; den Kerntruppen Spartas gegenüber hielt er sie nicht für ausreichend. Außerdem Bürger aus den Kleruchien heranzuholen, ging nicht an, da deren Besitz nicht von Verteidigern gegen Bundesgenossen und nichtgriechische Nachbarstämme entblößt werden durfte. Die allgemeine Wehrpflicht erstreckte sich, wie in Sparta, vom 18. bis 60. Lebensjahre. Von Fall zu Fall wurden die Jahrgänge nach der Stammrolle bestimmt, die zu der bevorstehenden Kriegsbereitschaft erscheinen sollten. Doch blieben die Anforderungen regelmäßig unter der Grenze, die später einmal erreicht wurde, als die Athener 415/13 10100 Hopliten, also über zwei Drittel des Gesamtbestandes, für das sizilische Unternehmen aufwendeten, wie Sizilien ja auch zwei Drittel der athenischen Flotte verschlungen hat. Die Kriegsverwendungsfähigen bestanden in den Altersklassen vom 20. bis zum 50. Jahre; als Besatzungen im Inlande dienten die Epheben bis zum 20. Lebensjahre, dabei regelrecht militärisch ausgebildet, und der Landsturm vom 50 bis zum 60. Die Matrosen und Ruderer rekrutierten sich vorzugsweise aus den Theten, zum Teil auch aus den Metoiken und aus gemieteten Ausländern.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Die Individualität und die Dogmen im Religionsunterricht

von

R. Neumann.

Hat das 18. Jahrhundert und auch, unter der Autorität Kants und Herbarts, ein großer Teil des 19. Jahrhunderts die Individualität als ein Sonderwesen aufgefaßt, dessen Entwicklung zur Persönlichkeit Selbstzweck sei, so hat jetzt eine ausgebildete Sozialpsychologie auf den innigen Zusammenhang des Individuums mit seiner Umwelt, der Gesellschaft, dem Staat, dem Volke die Aufmerksamkeit hingelenkt, die gegenseitige Bedingtheit eingehenden Untersuchungen unterzogen und hieraus wichtige Folgerungen für Methode und Ziel der Erziehung hergeleitet. Für den Religionsunterricht ergibt sich hieraus die wichtige Frage, welch einen Einfluß die religiöse oder kirchliche Gemeinschaft für die Entwicklung der jugendlichen Seele habe.. Während man früher in dem Bestreben, nur die eigenartige Veranlagung des Individuums zu pflegen und von ihr äußere Einwirkungen als Sünde wider den heiligen Geist der Individualität fern zu halten, die Beteiligung der Schüler an den feierlichen Veranstaltungen der kirchlichen Gemeinschaft gering schätzte, denkt man jetzt anders darüber. Man weiß, daß Nachahmung und Gewohnheit wichtige Momente sind, um der Erziehung des Individuums Halt und Richtung zu geben, daß sie in der Zeit, in der die jugendliche Seele noch nicht zum Bewußtsein ihrer persönlichen Kräfte gelangt ist, auf ihren Willen und die Gestaltung des Gefühlslebens einen nachhaltigen Einfluß haben, daß es verfehlt war, die Erziehung einzig und allein auf die Mehrung und Kräftigung des intellektuellen Vorstellungsschatzes zu gründen. Wie wichtig für die jugendliche Seele solche Eindrücke sind, dafür sind Goethes Worte ein Zeugnis:

'Was sucht Ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind!
Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt.
Und doch, an diesen Klang gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.'

Für die Pflege des religiösen Lebens ist die religiöse Gemeinschaft von grundlegender Bedeutung. Ein Ideal wäre es daher, wenn die Schul-

gemeinde auch die religiöse Gemeinschaft sein könnte und dieses bei Andachten und Feiern zum Ausdruck käme. Da dieses bei paritätischen Anstalten, namentlich in der Großstadt, nie der Fall sein kann, sollte wenigstens der Religionsunterricht der Wärme und Innigkeit der Gemeinschaft nicht entbehren. Ist doch selbst dem einsamen Beter in feierlicher Stimmung zumute,

als knieten tausend ungesehn
und beteten mit mir.

Die anfangs unbewußte Anlehnung wird zur Gewohnheit, aus der, wenn das Individuum sich seiner Kräfte bewußt wird, Nacheiferung und Nachfolge entstehen, und dabei sind wir bei dem wichtigen seelischen Vorgang angelangt, ohne den eine gesunde Erziehung gar nicht zu denken ist. Die Nachfolge ist eine Nachahmung in dem Sinne, daß die jugendliche Seele den tiefsten, innersten Kern einer ihr kongenialen Persönlichkeit erfaßt und diesen unter Beibehaltung der individuellen Eigenart im eigenen Leben und Wirken aus der Tiefe des inneren Erlebens heraus an sich zu verwirklichen strebt. Welch eine Bedeutung diese Nachfolge für das religiöse Leben und das Leben der Kirche hat, das lehrt ein flüchtiger Blick in die Geschichte aller Religionsgemeinschaften. Die religiös-ethischen Wahrheiten haben, wo sie in kraftvollen idealen Gestalten ihre Verkörperung gefunden, eine große suggestive Kraft, und junge suchende Seelen geben sich ihnen leicht in voller Leidenschaftlichkeit hin. Diese Eigenart der werdenden Individualität muß der Religionsunterricht für sich verwerten; er muß der Individualität, die zum Bewußtsein seiner Kräfte gelangt, aber sich noch im Unklaren über sich und ihr Verhältnis zur Umgebung befindet, Persönlichkeiten lebensvoll und lebenswahr vor Augen stellen, welche die religiösen Werte in kraftvoller und reiner Weise im Leben der Völker und der Kirche zur Tat gemacht haben. Aus solcher Darstellung entnimmt die Individualität sich die Nahrung, die ihrem Wesen kongenial ist, findet ihre Kräftigung für die Anlagen, die nach Entwicklung streben, und die Anlehnung, die ihr bei den ersten selbständigen Schritten von nöten ist.

Niemals aber sollte der Religionsunterricht nur Lehre geben, sondern stets Lehre, die an Persönlichkeiten Leben geworden ist und noch Leben werden kann. Denn Religion ist Leben in erster Linie, Lehre ist sie erst geworden durch die Geschichte und in der Geschichte, wenn das Bedürfnis eintrat, das Ergebnis langer Kämpfe in festgefügte Begriffe zu fesseln. Der Unterricht hat es mit diesen Lehren zu tun, aber seine Aufgabe wird darin bestehen, diese Lehren, die begriffliche Festlegung der Werte und Wahrheiten der Kirche, wider Leben werden zu lassen, der Jugend die Heroen vor Augen zu malen, die in diesen Wahrheiten und Werten lebten und starben, der Welt durch sie neue Wege und Ziele gewiesen haben und die heute noch in idealen Nachfolgern kraftvoll auf Menschen, ihre Gesinnung und ihr Leben einwirken. Was aber von der kirchlichen Lehre nicht mehr oder noch nicht für das jugendliche Alter lebensvoll gestaltet werden kann, damit sollte man die Jugend verschonen. Das Streben nach Vollständigkeit, das dazu verleitet, schon Schülern ein

verkürztes und damit jedes Saftes beraubtes System der Lehre zu geben, ist ein veraltetes Überbleibsel rationalistischen Drills, der längst überwunden sein sollte. Von dieser Grundlage aus ergibt sich von selbst die Stellung des Religionsunterrichts zum kirchlichen Dogma.

Dogma und Individualität, einen größeren Gegensatz für das geistige Leben kann es kaum geben. Auf der einen Seite die nach freier Entfaltung strebende Seele, auf der anderen Seite die festgefügte, jeder Weiterentwicklung widerstrebende Form; auf der einen Seite das Leben, das der Zukunft zustrebt und lichtvoller Hoffnung sich zuneigt, auf der andern Seite die erfüllte, im Dunkel zurückliegende Vergangenheit, die ein Herrscherrecht über die Gegenwart anmeldet. Wenn die Sache so steht, so ist es begreiflich, daß Pädagogen von einer Behandlung des Dogmas in der Schule überhaupt nichts wissen wollen; denn der Lebende hat recht, und die Vergangenheit darf sich nicht lähmend auf die Entwicklung der Zukunft legen.

Aber die Entwicklung der Theologie hat Wege gewiesen, die den Unterricht in der Kirchenlehre überaus fruchtbar und anregend machen können, indem sie auf zwei Disziplinen die Dogmatik neu gegründet hat, auf die Religionsgeschichte und auf die Religionspsychologie. Namentlich die Arbeiten von Wobbermin und Troeltsch sind in dieser Beziehung bahnbrechend gewesen. Sie gehen in ihrer Auffassung von der Dogmatik auf Schleiermacher zurück und suchen psychologisch die Motive zu erfassen, die zu der Aufstellung der Dogmen, des Kerngehalts der religiösen Wahrheiten in begrifflicher Formulierung geführt haben. Gehen wir im Unterricht den Weg, den die Religionsgeschichte und die Religionspsychologie uns zeigen, so wird auch das tote Dogma Leben bekommen; wir führen die Schüler ein in eine Zeit der Kirche, in der diese im heißen Kampf um die ihr überlieferten Wahrheiten, teils in Abwehr von Vergewaltigungen durch eindringendes Heidentum teils in Anlehnung an hellenistische Philosopheme, die begriffliche Formulierung ihrer Lehren vorgenommen hat; wir geben ihnen ein Bild von dem geistigen und seelischen Ringen der Männer, die in jenen Kämpfen die Führung hatten, und lehren sie verstehen, aus welcher Gefühlswelt sie die Motive für ihr Handeln und Wirken schöpften. Die Schüler werden erkennen, daß das, was ihnen vielleicht heute toter Buchstabe ist, einst in Begriffe gefaßte Kraft war, dazu bestimmt, Kulturwerten, die vielleicht sonst verflacht oder gar verloren gegangen wären, Dauer und Bestand zu verleihen. So liegt auch hier in der dogmatischen Unterweisung auf der Bildung des Urteils der Schwerpunkt, nicht nur nach der intellektuellen Seite hin, sondern es gilt eine Einfühlung im wahrsten Sinne des Wortes auf einem Gebiete, das einst den ganzen Menschen mit allen seinen seelischen Kräften bis in die Tiefe seines Wesens hinein in Anspruch genommen hat.

Und diese Lehren hat die Reformation hinübergenommen und ihnen unter dem Drange eines durch die Heilige Schrift gebundenen Gewissens neue hinzugefügt, die für jene Zeit Wesensbestandteile evangelischer Heilswahrheit waren. Der Hinweis auf das Zeitalter der Orthodoxie wird die Erfahrung bestätigen, daß der menschliche Geist nach einer Zeit schöpferischer Betätigung ermüdet und in unfruchtbare Starrheit verfällt,

bis er dann, zu neuer Schöpferkraft erwacht, es unternimmt, frei aus sich heraus das Gebäude einer Weltanschauung aufzuführen. Und wider treten bald die alten überlieferten Kernwahrheiten leitend und tonangebend hervor, von denen er nicht loskommen kann. Philosophie, Dichtung und Theologie kehren, sei es im Angriff, sei es in der Verteidigung, immer wider zu ihnen zurück, sie stehen da wie Bollwerke an einem vom Sturm aufgewühlten Meere, um schließlich die Bestimmung zu haben, einer von Zeitmeinungen innerlich zerrissenen Gemeinde Halt und Sammelpunkt zu gewähren.

De Deo, so der erste Artikel der Confessio Augustana, und er bringt die Lehre von dem dreieinigen Gott, dem rätselhaftesten Dogma der christlichen Kirche, das viel Ärgernis, Zweifel und auch Spott erregt hat; er fällt dem Inhalte nach zusammen mit den Glaubenssätzen, welche auf den ersten ökumenischen Konzilien festgelegt sind. Wie ist es möglich, die Teilnahme der Schüler für solch ein Dogma zu gewinnen, das, um Goethe zu folgen, dem logischen Denken eine Unmöglichkeit zumutet? Aber haben die Gelehrten der ersten Jahrhunderte, Origenes und Athanasius an der Spitze, nicht denken können? Oder haben sie vielleicht weniger gedacht als ihre Gelehrsamkeit dazu benutzt, das tiefste Bekenntnis ihres innersten Fühlens in dieser Form zum Ausdruck zu bringen? Und welches war dieses Bekenntnis? Daß die volle Vateridee Gottes sich in der Person Christi offenbare, daß Christus durch die Kraft seines Geistes in der Gemeinde lebe und wirke, das war die Erfahrung der Christenheit seit ihrer Entstehung; die Taufformel gibt davon Zeugnis, und die Platonische Philosophie bot sich nun den ersten christlichen Theologen als ein geeignetes Vehikel an, den Erfahrungen die angemessene, dem Wandel alles Irdischen entzogene Form zu geben. Wie Plato die Ideen als ewig, unwandelbar, transzendent darstellt, so wurde auch Gott transzendent und der Zeit entrückt vorgestellt, und gleich ihm erhielten, den platonischen Ideen nachgebildet, 'Sohn' und 'Geist' hypostatisches Sein. Das Geistigste und Höchste, was die alte Philosophie hervorgebracht hat, mußte dazu dienen, der heiligsten Erfahrung der Seele ein ewiges, unvergängliches Kleid zu geben, damit sie, durch dieses geschützt, alle Stürme der Völkerbewegung überdauere. Was der Verstand nicht begreift, das fühlende Herz kann darin leben; ihm ist Gott der Vater durch seinen Sohn nahe, und es spürt im Dunkel des Lebens die Führung durch den göttlichen Geist. Die Ewigkeit Gottes, durch die Transzendenz der Welt und ihrem Wandel entrückt, und sein immanentes Walten auf Erden, ohne dessen Willen nicht ein Sperling vom Dache fällt, dieses für das Verstehen Unfaßbare und doch für das Herz Unentbehrliche hat jene Lehre von der Dreieinigkeit hervorgebracht; sie schien allein geeignet zu sein, die Fülle der christlichen Gottesidee zu umfassen. Sie ist nicht die Not, 'des ewigen Schicksals unberatene Schwester', die unerbittlich gerade die Höchsten und Edelsten des Menschengeschlechts zu zerschmettern trachtet, nicht das unnahbare Fatum, das von Ewigkeit her den Gang der Welt und damit auch das Los der Menschen bestimmt hat; sie ist der Vater der Liebe, zu dem sich jede Seele in jeder Lage des Lebens voll Vertrauen hinwenden darf und soll, der Quell aller guten

Kräfte, die in der Welt zum Heile der Menschen tätig sind, und trotzdem bleibt sie der ewige Gott, der über der Welt thront und dessen Ehre die Himmel rühmen.

Zu allen Zeiten und in jedem Volke hat sich der Flug der Geister zu ihm erheben wollen, ohne seine Fülle zu erreichen. Als der deutsche Geist erstarkt war und im Zeitalter der Aufklärung die christliche Gottesidee durch den Materialismus beseitigt werden, durch den Deismus ihres Lebens beraubt werden sollte, trat eine innere Verarmung der Seelen ein, die sie matt und kraftlos machte; als dann in der Not der Zeit die Bibel wider verstanden wurde und das Herz sich wider die Fülle der Gottesoffenbarung zurückeroberte, entstand neues Leben in der Kirche und im Staat, ein Leben voll frischen Jugendfrühlings und heiligsten Enthusiasmus. Und als unter der Erstarkung der Naturwissenschaften und Entdeckung ihrer großen Gesetze einige Stimmen in kühner Überschreitung der dem Verstande gesetzten Schranken auch die christliche Gottesidee für überlebt erklärten, da zog sich die Gottesidee aus entliehenen Verstandeshüllen, die sie noch hie und da aus der Scholastik herübergenommen hatte, auf das ihr eigene Gebiet des Gemütes zurück, um, als die Not des Vaterlandes begann, in dem Bekenntnis 'Ein feste Burg ist unser Gott' den Sieg über alles verwegene Gespinst menschlicher Aberweisheit davon zu tragen.

De Deo, eine große Linie von dem Zeitalter des Mose bis zur Gegenwart, so steht sie festgefügt, immer berannt, oft scheinbar erschüttert und verfallen, und doch zuletzt, wenn sich das Herz in seiner Bedrängnis hinter sie flüchtet, 'unsere Zuversicht und Stärke in allen Nöten, die uns betroffen haben'.

Der Lehre von der Fülle der Gottesidee folgt die Lehre von der menschlichen Gebrechlichkeit.

De peccato originis: Leicht könnte es hier werden, für die Wahrheit des Dogmas einen Vernunftbeweis zu versuchen. Der Dualismus orientalischer Religionen, der platonischen Philosophie, Kants Lehre vom Radikal-Bösen und die Vererbungslehre liefern reichliches Material hierzu. Aber wäre aus solchen Vernunftgründen ein Dogma, die begriffliche Festlegung einer religiösen Kernwahrheit entstanden? Nimmermehr. Eine solche will erlebt sein, und in diesem Falle ist sie von den tiefsten und stärksten Geistern der Geschichte als die Erfahrung ihrer schmerzlichsten und dunkelsten Stunden des Lebens hervorgebracht. Elia flehte: 'Es ist genug, Herr, ich bin nicht besser, denn meine Väter waren'; Jeremia ruft voll Verzweiflung: 'Verflucht sei der Tag, darin ich geboren bin; der Tag müsse ungesegnet sein, darin mich meine Mutter geboren hat'; Paulus klagt voll Verzweiflung: 'Ich elender Mensch!, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes'. Augustinus betete, von tiefstem Seelenschmerz gepeinigt, 'Und du, Herr, wie lange? Wie lange, Herr, willst du so gar zürnen? Gedenke nicht meiner früheren Missetaten!' Luther jammerte im Kloster: 'Meine Sünde, meine Sünde' und bekannte später: 'Wenn nicht Staupitz gewesen wäre, ich wäre schier ersoffen in meinen Sünden'. Aus solchen dunklen Stunden ist die Erkenntnis von der Macht der menschlichen Sünde entstanden. Sie hat im Grunde genommen nichts zu tun mit

menschlicher Verdorbenheit, sie ist ein Zustand der Gottesverlassenheit, oft hervorgerufen durch ein Streben, Gott zu gefallen und zu dienen, das, durch das Irren des Herzens in falsche Bahnen geraten, in den Abgrund der Verzweiflung geführt hat. Und in dieser Stunde der Verzweiflung ging jenen Seelen ein inneres Leben auf, in dem sie einen Ruf Gottes, eine Stimme des Himmels erkannten, die wie bei Paulus und Augustinus eine gewaltige Erschütterung des ganzen Seelenlebens und einen plötzlichen Wandel des selben bewirkte. Das war für sie die Erfahrung der Gnade, die sie als ein freies Geschenk des Himmels empfanden. Sie war eine *gratia irresistibilis,* der sie sich gebunden anheim geben mußten. Von hier aus erklären sich die Härten, mit denen sie das Leben beurteilen. Augustinus war nicht blind für die Größe des Heidentums, und doch spricht er von *vitia splendida;* denn die glänzenden Taten dienten ja einem Ziele, dessen Verkehrtheit er erkannt hatte. Getragen, geführt von dieser Gnade Gottes, nahmen die Männer alles Leid, alle Mühen und Enttäuschungen des Lebens auf sich, und ihrer, wie wir an Paulus sehen, oft gebrechlichen Kraft ist es gelungen, nicht nur ihrer Zeit, sondern der ganzen Kulturwelt neue Bahnen vorzuzeichnen, ein Beweis für das Herrnwort: 'Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden'.

Dieses Dogma von der Erbsünde ist von Luther wider in seinem ursprünglichen Gewicht erneuert worden, und doch hat es bis in die neueste Zeit in der protestantischen Kirche seine heftigste Bekämpfung gefunden. Die Aufklärung verwarf es und man muß sagen, zum Segen für die weitere Entwicklung der Kultur, weil gerade mit diesem Dogma rohe Vorstellungen aus dem Mittelalter herübergenommen waren, die abgestoßen werden mußten. Kant vertrat die Lehre von der Erbsünde vom Standpunkte der Vernunft aus, Goethe machte ihm daraus einen schweren Vorwurf. Sein Egmont, sein Klärchen befinden sich in anziehendster Harmonie mit der Natur, sind ganz Natur und gewinnen durch diese naive Daseinsfreude unsere aufrichtige Zuneigung. Und doch ist es gerade Goethe, der in seinem Faust den Zustand der Gottverlassenheit als Sünde, als Abfall von Gott am ergreifendsten schildert und eine Seele den Weg zur Überwindung des Bösen durch alle Stufen der menschlichen Kultur hindurchführt. An die neuere Naturforschung schließen sich die Monisten als Bekämpfer dieses Dogmas an. Die christliche Kirche hält fest an der Erfahrung ihrer großen Heroen, doch im Gegensatz zum Mittelalter und Zeitalter der Orthodoxie betont sie in Lehre und Predigt nicht die Sünde, sondern die Botschschaft des Evangeliums: 'Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken'.

An diesen beiden Beispielen wollte ich zeigen, wie sich das Dogma im Unterricht verwerten läßt, ja wie es ja gerade die Gelegenheit dazu bietet, die jugendliche Seele mit den tiefsten Erfahrungen des Menschen in Berührung zu bringen. Allerdings werde ich zugeben, daß nicht jedes Dogma schon dem Verständnis der Jugendlichen nahe gebracht werden kann, und was nicht in seinen Ideenkreis hineinpaßt, soll von der Behandlung im Unterricht ausgeschlossen bleiben. Die Hauptsache ist, daß der Jugendliche das Wesen des religiösen Bekenntnisses und seine Be-

deutung erfaßt und daß ihn die Klarheit darüber heraushebt aus dem Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben, daß er erfährt, daß die Wissenschaft es mit wissenschaftlichen Gesetzen zu tun hat, die für das Reich der Natur und auch der Geschichte mit größter Gewissenhaftigkeit angewandt werden müssen von jedem, der der Wahrheit und ihrer Forschung dienen will; daß aber für die Geschichte und ihre Entwicklung ein irrationaler Faktor von der größten Tragweite ist, und der ruht als Geheimnis, als ein tiefes *μυστήριον* beschlossen in der menschlichen Seele, fest verankert in der Tiefe des Gemütes. Zu der Enthüllung dieses Kernes kann keine menschliche Forschung vordringen. Und doch ist es gerade dieser geheimnisvolle Kern der Seele, aus dem die gewaltigsten Kräfte hervordringen, die alle anderen Kräfte des Menschen in ihren Dienst nehmen, sie formen, veredeln oder auch zugrunde richten. So bleibt auch der tiefste Kern in der Seele der großen Männer ein Geheimnis, aber von der Gewalt, die von ihnen ausgeht, werden andere Seelen erfaßt; sie bilden eine Gemeinde von Jüngern und werden Führer der Menschheit. Keinem ist die Gabe der Individualität versagt, als das höchste Heiligtum trägt er sie in sich. Dem menschlichen Sinne verborgen, bedarf sie doch der sorgfältigsten Pflege, und diese wird ihr zuteil, wenn sie in steter Verbindung mit dem Edelsten und Heiligsten gehalten wird, das die Menschheit hervorgebracht hat. Und zu diesem gehören in erster Linie die religiösen Erfahrungen der Großen. Sin haben in die Entwicklung der Kultur am tiefsten eingegriffen, und a- den Männern, die sie uns gewinnen mußten, enthüllt sich am vollkommensten die Tiefe der menschlichen Seele, gewinnen wir den reichsten Ein blick in die Untergründe auch unsrer Individualität.

Sokrates[1])

Man kann sagen, daß die griechischen Philosophen selber größer waren als das, was sie lehrten, daß Plato, Aristoteles, Demokrit und Heraklit und viele andre mehr nicht nur typische Denkrichtungen bedeuteten, sondern ganz charakteristische, scharf geschnittene Denkerprofile dem betrachtenden Auge offenbaren. Unter allen diesen aber ist am größten der Mann, der eben gar nicht in erster Linie durch seine Lehren, sondern durch seine Persönlichkeit gewirkt hat: Sokrates. — Sein Leben bedeutet den erfolgreichen Versuch, eine schier unabsehbare, scheinbar sich durchkreuzende Fülle verschiedenartiger Kulturmomente und Kulturtendenzen nicht zu einem billigen Skeptizismus, nicht zu einem bequemen Indifferentismus, nicht zu einer blasierten ästhetischen Spielerei, sondern zu einem fest zusammengefaßten, höchst persönlichen Wirken auf die Kulturlage zu gestalten und eine Wirksamkeit damit zu verbinden, die, gerade, weil sie der augenblicklichen Kulturlage so vollkommen angepaßt war, Tendenzen in sich enthielt, die für die Jahrtausende wirksam sein konnten. Dieses Gefühl frohen Erstaunens, man möchte fast sagen, einer heiligen Rührung, die den Betrachter von Sokrates Leben ergreift, wenn er sieht, daß in einem Zeitalter dummer Aufklärung und dümmerer Reaktion ein Mensch wie Sokrates möglich war, dieses Gefühl wird nicht ohne Nachwirkung auf das eigene Leben bleiben.

[1]) Aus einem Vortrage von Paul Hensel, abgedruckt auf zehn Seiten der Veröffentlichungen des Bundes der Freunde d. hum. Gymn. zu Frankfurt a. M., Heft II, Heidelberg 1916, Winter.

MITTEILUNGEN

Das Wesen des deutschen Geistes

Allmählich wird man mißtrauisch gegen die immer erneuten Versuche, der deutschen Volksseele zu einer Erkenntnis ihrer selbst zu verhelfen. Der neuste Versuch eines jungen philosophisch gerichteten Theologen [1]) empfiehlt sich indes von vornherein durch Ablehnung eines wüsten Teutonentums, das ihm mit Recht einen Rückfall bedeutet von der mühsam genug erreichten Höhe geistigen Lebens. Das Wesen des deutschen Geistes von heute sucht er zu begreifen als das Ineinander der von Luther, oder Meister Eckhart, bis Hegel reichenden innern Entwicklung und der im Laufe des letzten Jahrhunderts gemachten Erfahrungen und durch das Schicksal uns anerzognen Kräfte. Darnach ist ihm der deutsche Geist gekennzeichnet durch Verbindung einer im Gegensatz zur romanisch-englischen Welt eigenartigen Innerlichkeit mit Wehrhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und Arbeitsamkeit.

Ein Opfer an die Romantik ist wohl die heute scheint es unvermeidliche Verbeugung vor der 'Gotik', wozu nicht recht stimmen will, wenn dem deutschen Geist widerholt nachgesagt wird, daß er ein besondres Talent habe, sich selbst das Leichte schwer zu machen (62. 65). Was wäre denn auch an Beethoven oder an Lederers Bismarck oder an dem Denkmal der Völkerschlacht 'gotisch'? Und wenn die Gotik, in Ursprung und Weiterentwicklung bis zum norddeutschen Backsteinbau, einen germanischen Einschlag aufweisen soll, was unbestritten bleiben mag, hat denn die aus Byzanz zu uns gekommne sog. 'romanische' Baukunst, von den Stiftskirchen zu Gernrode und Quedlinburg bis zum Kaiser-Wilhelms-Dom in Charlottenburg, nicht erst recht bei uns eine eigne, unsre Gemütsart besonders ansprechende Entwicklung erfahren? Es sind auch wohl Anzeichen dafür vorhanden, daß dieser 'romanischen' Bauweise, in Verbindung mit deutschem Burgenstil, bei uns noch eine Zukunft beschieden ist, während freilich die Hochrenaissance, z. B des Berliner Doms, und nun gar das Barock, unserm religiösen Empfinden wenigstens, nichts mehr zu sagen hat.

In einer Schrift über 'das Wesen des deutschen Geistes' vermißt man: eine Würdigung des deutschen Volkslieds, des deutschen Volksmärchens,

---

[1]) Heinrich Scholz, Das Wesen des deutschen Geistes (= Schriften zur Zeit und zur Geschichte Nr. 5). Berlin, Grote, 1917. 138 S. 1 ℳ.

der deutschen Wanderlust, des allen Ausländern unverständlichen deutschen Studentenlebens, vor allem aber der deutschen Wissenschaft: kaum, daß diese einmal als deutsche Gründlichkeit oder Pedanterie (66) oder, schüchtern genug, als angewandte Wissenschaft auftaucht (129), oder daß sie mit ihren metaphysischen Hintergründen in ihre Schranken gewiesen wird ('trotz aller Naturwissenschaft', 'trotz aller Geschichtswissenschaft'! 38; man vergleiche auch im Juli-Augustheft S. 330). Aber selbst in der Musik kommen bei Scholz nur die drei großen B, Bach, Beethoven, Brahms zu ihrem Recht. Über Richard Wagner wird kein Urteil laut.

Eine weitre große Lücke tut sich auf bei dem Kapitel 'Deutscher Realismus'. Ist uns doch seit mehr als einem Menschenalter in Naturwissenschaft und Geschichtsforschung, und dann auch in Dichtung und Malerei, ein ganz neuer Wirklichkeitssinn aufgegangen, und heute namentlich in der Jugend lebendig geworden. Dabei hat es nicht an Auswüchsen gefehlt: kindsköpfige Auflehnung gegen alle Autoritäten, flachköpfige Ablehnung aller Tradition. Aber endlich ist uns doch der Mut geworden, die Dinge zu sehn, wie sie sind, und sie überall mit ihrem wahren Namen zu nennen, auf die Gefahr hin, immerfort bei der Tragik des Lebens zu enden. 'Der Seele eine harte Klarheit über das, was wirklich ist, und der weichen Güte unsres Wesens eine stählerne Haut'! — wer es nicht vorher spürte, dem hämmert es jetzt doch wohl der Weltkrieg donnernd ein. Der Lehrer, der diese Entwicklung nicht mitgemacht hat, der Schulmeister und Prunkredner alten Schlages, hat daher bei intelligenten Primanern einen schweren Stand, und die Primaner, die, um der staatlichen Berechtigung willen, ihm still halten müssen, erst recht. Auch Heinrich Scholz ist ja von alledem durchaus nicht unberührt geblieben, aber nirgends tritt es tatkräftig hervor, weil er zu früh sich ins Metaphysische rettet.

Im Zusammenhange damit steht ein erstaunlicher Mangel an sozialem Empfinden: haben Ritterlichkeit und Brüderlichkeit, hat der Schutz der wirtschaftlich Schwachen, und was damit zusammenhängt, in Deutschland nicht von jeher eine ganz eigne Prägung erhalten? Daß in einer Schrift vom Wesen des deutschen Geistes, aus dem Jahre 1917, die Worte 'Solidarität' und 'Organisation' nicht vorkommen, ist doch sehr merkwürdig. Etwas davon klingt an bei der Erwähnung des deutschen Heerwesens (126). Aber wo bleibt die Mannentreue? wo die Nibelungentreue? wo der uns noch in den Gliedern steckende, ganz eigne, und darum gewiß nie ganz erlöschende Freundschaftskultus des achtzehnten Jahrhunderts? wo endlich das über Fichte und Hegel doch beträchtlich hinausgewachsne neue deutsche Staatsbewußtsein?

Alles das weist nicht auf Lebensgluten und Tatensturm, sondern auf Schreibtisch und Studierlampe. So haftet denn auch dem neusten Versuch der Charakter eines Destillates an, — freilich, unleugbar, eines feinen und klaren; und das ist, im Vergleich zu dem vielen Groben und Verschwommnen, das uns jetzt aufgetischt wird, wahrlich nichts Geringes.

Ein Gesamtschulkörper

Zur Verwirklichung der mißverständlich, auch mißlautend sog. 'Einheitsschule' liegt der neue Plan [1]) vor eines 'einheitlichen Aufbaues des gesamten Schulwesens', eines reich gegliederten, innerlich zusammenhängenden 'Schulkörpers', mit einer Fülle von Übergangsmöglichkeiten aufwärts und seitwärts, unter denen das Originellste die Einrichtung ist, daß auf den Unterstufen überall den langsameren Köpfen mehr Zeit gelassen wird: statt des verhaßten 'Sitzenbleibens'. am Schlusse eines verlornen Schuljahrs, eine nicht schmerzlose, aber vielleicht doch mildere Versetzung in einen von vornherein auf zwei Jahre berechneten Lehrgang. Daneben gibt es dann noch Förderkurse, um den Begabten einen rascheren Aufstieg in höhere Schulen zu gestatten. Auf eine drei- bis vierjährige Vor- oder Volksschule folgt ein allen höheren Lehranstalten gemeinsamer drei- bis vierjähriger Mittelschulkursus; einzige Fremdsprache: Französisch, einzige Lehrer in Sexta und Quinta: Mittelschul- oder Elementarlehrer.

Erst mit der alten Untertertia beginnt dann unter Hinzunahme einer zweiten Fremdsprache, auf der Real- und Oberrealschule des Englischen, auf Gymnasium und Realgymnasium des Lateinischen, die höhere Schule. Mit Untersekunda trennen sich das 'griechische' Gymnasium und das 'englische' Realgymnasium.

Die aus den zahlreichen Neben- und Übergangskursen erwachsenden Mehrkosten sollen sich einigermaßen dadurch ausgleichen, daß kleinere Städte sich auf ein Realprogymnasium beschränken, größere die Oberklassen mehrerer Schulen zusammenlegen. Dies werden sparsame Stadtverwaltungen sich nicht zweimal sagen lassen. Bei den Staatsschulen kommt es, zum Glück für die Festhaltung des traditionellen Charakters jeder einzelnen Schule, wohl weniger in Betracht.

Ein überaus bewegliches System von Pflicht- und Wahlstunden in Unter- und Oberprima macht endlich Ernst mit dem einzig aus der Dezemberkonferenz von 1890 übrig gebliebnen Gedanken einer größeren Bewegungsfreiheit, der seither, bei aller Geneigtheit der obersten Aufsichtsbehörde, in den ausführenden Organen nur einen geringen Widerhall gefunden hatte [2]).

Der unbestreitbar kunstvolle Plan wird hoffentlich lebhafte Erörterungen hervorrufen, am meisten bei den Gegnern des Frankfurter Lehrplans mit dem Französischen als der grundlegenden Fremdsprache des humanistischen Gymnasiums und der in den Oberklassen arg bedrängten Naturwissenschaft.

Dafür, daß alle unnötige Schärfe vermieden werde, hat Vilmar nach Kräften gesorgt: ist er doch selber ein aufrichtiger Humanist und wahrt der alten Form des Gymnasiums neben dem Gesamtschulkörper ein eignes Dasein, zumal in den altbewährten Fürstenschulen — zu denen, wenn man aus seinem Schweigen schließen darf, das aus seinem jahr-

[1]) Wilh. Vilmar, Vorschläge zu einer Neuordnung unsres Schulwesens. 45 S. mit 2 Taf. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring, 1917.
[2]) Vgl. jedoch den Aufsatz von Franz Poland Sokr. II 1914 S. 311 ff.

hundertelang mit Ehren behaupteten Boden verpflanzte 'Joachimsthal' nicht mehr oder noch nicht wider zu gehören scheint.

Hier sei für heute nur Einspruch erhoben gegen Vilmars ureigensten Vorschlag, zur Verbindung von höherer Schule und Hochschule, als Lehrer für die ersten vier Semester, Gymnasiallehrer an die Universität zu berufen, nach dem Vorbilde scheint es englisch-amerikanischer *colleges*, Einspruch aus sachlichen und aus persönlichen Gründen. Sachlich würd es, was keineswegs in Vilmars Absicht liegt, zu einer weitern Verflachung des Primanerunterrichts führen. Und soweit man die drei (S. 32), als Beispiel für hundert andre gleich qualifizierte, namhaft gemachten Schulmänner kennt, würde wohl jeder von ihnen die Ehre, die in Wahrheit auf eine Degradation hinausliefe, dankend ablehnen: anders als im Nebenamt wird heute kein Schulmann, der etwas auf sich hält, sich zu einem Präparandenlehrer für ein einzelnes Universitätsfach hergeben. Was gar unsre Universitätslehrer, wenn sie unter sich sind, sagen würden, sobald man ihnen zumutete, solche *teachers* als ihresgleichen zu achten ('den Ordinarien der Universität in jeder Beziehung gleich gestellt' S. 33), das dürfte kaum lieblich zu hören sein, während es bisher im allgemeinen doch recht fern lag, hier einen Standesunterschied zu betonen (vgl. in der folgenden Mitteilung die Äußerung von Ed. Schwartz).

Pro Gymnasio

Zugunsten des Gymnasiums liegen zwei neue Kundgebungen vor, grundverschieden, doch beide gleich bedeutsam, die eine von hoher kulturphilosophishher Warte, die andre 'aus der Praxis'. Es ist eine Lust zu sehn, wie beide, zwei klugen Tunnelbohrern gleich, am Ende ihrer Bahn zusammentreffen. Man muß sie beide lesen, doch erwarte man keine allzu leichte Lektüre: bei Schwartz[1]) sind es von tiefen Gemütserfahrungen eingegebne, scharf geschliffne Aphorismen, während man bei Wiesenthal[2]) auf der Hut sein muß, das hier von einem warmherzigen Lehrer und Erzieher Erstrebte überall für erreichbar und, andern Forderungen gegenüber, auch nur für erwünscht zu halten. Der uns immer stärker beschnittne Raum verbietet uns, auf einzelnes einzugehn, doch seien von Schwartz einige Sätze herausgehoben, die man nicht alle Tage hört: 'Was (in der Altertumswissenschaft) die Schule an Meinungen und Schätzungen überliefert, wirft das Leben leicht über Bord: ein sicheres sprachliches Können ist ein Schatz, der nie verloren geht, sondern Zinsen trägt bis zuletzt (S. 37). Oder: Das freie Denken will in Freiheit geübt sein, und behält seine geisterzeugende Kraft nur dann, wenn es nicht zum täglichen Drill wird' (S. 36). Oder: ein Ausspruch, der doppelt schwer wiegt, weil er aus Ed. Schwartzens Munde kommt:

[1]) Eduard Schwartz, Gymnasium und Weltkultur. Frankfurt a. M., Englert und Schlosser, 1917. 39 S. (warum fehlt die Paginierung?) 1 ℳ.

[2]) Max Wiesenthal, Der preußische Gymnasiallehrplan, auf seine Einheitlichkeit und Deutschheit hin betrachtet in Gesprächen mit einem Nichtschulmann. Halle a. S., Waisenhaus, 1917. 123 S. 3 ℳ.

Zum Lehrer taugt nur ein voller Mensch, der den Mangel wissenschaftlicher Produktion mehr als ausgleicht durch die im Unterricht wichtigere Gabe, den von der Wissenschaft gebotnen Stoff organisch aufzunehmen und als ein Ganzes, von ihm Geformtes widerzugeben'. Und aus Wiesenthals geistvollem Dialog sei verraten, wie er die erzieherische Aufgabe der vier obersten Klassen je auf eine Formel bringt: für Untersekunda: 'Freiheit'! für Obersekunda: 'Treue'! für Unterprima: 'Ehre, Pflicht und Recht'! und für Oberprima: 'Gott, Freiheit, Unsterblichkeit'!

Wie studiert man Deutsch?

Ratsuchenden Studenten — und deren soll es heute mehr geben als vor einem Menschenalter — ist für das Studium des Deutschen Georg Baesecke[1]) zu empfehlen. Mit Recht beklagt der Verfasser (18) das Aussterben der Verbindung deutscher und klassischer Philologie, wonach dann die Vermittlung selbstgeschauter Antike für den Deutschlehrer fortfalle. Die Unbeliebtheit des heutigen 'Oberlehrers' glaubt Baesecke auf eine Fremdheit und Abgelebtheit dessen zurückführen zu sollen, was er zu lehren habe. Wenn damit gemeint ist, daß die Jugend heute wählerischer oder auch kritischer ist, als zu den Zeiten des schnupfenden Konrektors, so mag etwas Wahres daran sein. Aber es könnte auch davon kommen, daß die Persönlichkeit des 'Oberlehrers' vielfach nicht mehr den Weg zum Herzen des Schülers[2]) findet. besonders in Prima: hier ist es mit 'Pädagogik' und 'Didaktik' nicht getan, wenn nicht ein in der Wolle gefärbter Philologe dahinter steht.

Harnacks Lutherbüchlein[3])

Eine Festschrift für die evangelischen Schulen, aber wahrlich auch für solche genießbar und nahrhaft. die der Schule entwachsen sind. aus dem Vollen geschöpft, wie selbstverständlich bei Harnack. Kindliche Schlichtheit wie bei Luther oder Wilh. Grimm. hinreißenden Schwung, wie bei Treitschke. und künstlerische Rundung und Glättung, wie sie Erich Marcks gelingt, wird man nicht erwarten. Harnack schreibt ein silbernes Deutsch, hie und da noch mit Silberersatz, aber klar und fest treten die Hauptlinien hervor, wundervoll umrankt von erlesenen Sätzen Luthers. Auch an Wärme fehlt es nicht. und eine wohltuende Milde läßt auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren. Das Büchlein wird überall eine gute Wirkung tun.

Gelegentlich sei noch hingewiesen auf eine monumentale Darstellung der Reformation von Harnacks Hand im Augustheft der Internationalen Monatsschrift (Teubner. Einzelheft 1 ℳ). s.

---

[1]) Georg Baesecke, Wie studiert man Deutsch? Ratschläge für Anfänger. München, C. Beck, 1917. 26 S. 8 80 ₰.

[2]) Vgl. Hermann Weimer, Der Weg zum Herzen des Schülers (3. verb. und vermehrte Auflage. München, C. Beck, 1917. 177 S. 8. 3 ℳ), besonders S. 31 ff. und 121 ff. und 167 ff.

[3]) Adolf von Harnack, Martin Luther und die Grundlegung der Reformation. Festschrift der Stadt Berlin vom 31. Oktober 1917. 64 S. 41.—55. Tausend. Berlin, Weidmann, 1917. 8.



ANZEIGEN

1) Johannes Rinkefeil, Das Schulwesen der Stadt Borna bis zum dreißigjährigen Kriege. Dresden, Remmingsche Buchdruckerei, 1916. XIV u. 132 S. 8.

Es ist zunächst ein Akt der Pietät der Arbeit dieses Mannes zu gedenken, der sie eingereicht hatte, um sich den philosophischen Doktorgrad an der Universität Leipzig zu erwerben, aber zuvor als Leutnant der Reserve am 30. August 1914 im Kampf für sein Vaterland den Heldentod finden sollte. Es würde ihm für die Arbeit die Doktorwürde erteilt worden sein, und Prof. Spranger widmet ihm warme Worte der Anerkennung. Aber die Abhandlung verdient auch an sich in vollem Maße eine Anzeige in dieser Zeitschrift wegen des großen Fleißes, den er ihr gewidmet hat, und wegen des schulgeschichtlich wertvollen Inhalts. Für das Thema angeregt durch einen fünfjährigen Aufenthalt als Lehrer an dem Realgymnasium in Borna, vollendete er die Arbeit als Oberlehrer am Gymnasium in Zwickau.

Auf sechs Seiten werden die zahlreichen archivalischen und literarischen Quellen aufgeführt, die der Verfasser zu seiner Arbeit studiert hat, daneben aber finden wir in den Fußnoten noch eine Menge von Ergänzungen und Belegen. Auf Grund besonders eines größtenteils noch nicht veröffentlichten oder voll ausgenützten Aktenmaterials hat er seine Einzeluntersuchungen zusammengestellt, sie aber zugleich in engste Beziehung zu der allgemeinen Entwicklung des deutschen Erziehungswesens gesetzt und so aus dem großen Gang der Schulgeschichte, zunächst des reich entwickelten Schulwesens des sächsichen Landes, heraus zu verstehen gesucht. Nach einem Überblick über die politisch-wirtschaftliche und die kirchlich-religiöse Entwicklungs Bornas bis ins 17. Jahrh. folgt zunächst in großen Zügen eine kurze Darstellung der Anfänge und der Weiterentwicklung des Bornaer Schulwesens. Das bildet die Grundlage für die Hauptaufgaben, nämlich den Entwurf zweier systematisch gruppierter Kulturbilder, welche den beiden Hauptabschnitten der älteren bornischen Schulentwicklung entsprechen (1. die Schule vor und während der Reformationszeit, bis etwa 1550, und 2. die Blütezeit der städtischen Lateinschule von etwa 1550 bis 1630). Zu den Unterabteilungen über Schulregiment, Lehrer und Schüler, Unterricht (auch Stoff und Methode) und endlich Erziehung erhalten wir eingehende, lebensvolle und interessante Bilder, auf die ich hier leider nicht näher eingehen kann. Ich möchte nur besonders auf die Erziehungsweise und den Unterrichtsbetrieb (darunter auch die Schulkomödien) aufmerksam machen. Rückblicke am Ende der einzelnen Abschnitte fassen das Ergebnis schön zusammen.

Trotz äußerlicher Beengtheit bietet diese kleine Schulwelt ein Bild rege pulsierenden, bunten Lebens. Sie kann als Repräsententin eines mittleren Typus der alten Lateinschulen gelten. Jetzt hat die Stadt ein blühendes Realgymnasium, in dem die alte lateinische Schule in verjüngter und modern veränderter Gestalt zu neuem Leben erwacht ist.

Ein Muster deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaftlichkeit hat uns der Verfasser in dieser Abhandlung hinterlassen, die die Pforten zu einem hoffnungsvollen Gelehrtendasein weisen sollten, doch es war ihm bestimmt, sich in der Hingabe seines Lebens für des Vaterlandes Ruhm mit schöneren Ehren zu schmücken.

2) Alfred Stolze, Die deutschen Schulen und die Realschulen der Allgäuer Reichsstädte bis zur Mediatisierung. Beiheft I der Monumenta Germaniae Paedagogica. Berlin, Weidmann. 1916. XIV u. 175 S. 8. 6 *M*.

Die Arbeit behandelt die deutschen Schulen und die Realschulen der sieben Städte Kempten, Lindau i. B., Memmingen, Kaufbeuren, Ravensburg, Leutkirch und Isny, zwischen denen sich eine gewisse Zusammengehörigkeit zeigt. Sie will nicht nur Beiträge zur Ortsgeschichte liefern, sondern auch der allgemeinen Bildungsgeschichte Deutschlands durch Mitteilungen aus den Archiven eines bis jetzt von der Schulgeschichte noch wenig berücksichtigten Gebietes einen Dienst erweisen. Sie beschränkt sich möglichst auf das Schulgeschichtliche, den inneren Schulbetrieb und Unterricht, und der alte 'Schulmeister', seine Stellung und Besoldung, findet nur soweit Berücksichtigung, als zum Verständnis des Unterrichtsbetriebs nötig ist. Viele das Ganze belebende Einzelheiten werden uns aus Archiven und Stadtbibliotheken geboten, Förderungen und Hemmungen, Entwicklung und Stillstand, dann Unzufriedenheit, die erst wieder fruchtbaren Antrieb schuf, kinderliebe Behandlung und harte Zucht, primitive Verhältnisse und eine Auffassung und Darstellung, die oft recht komisch wirken, das Amt der corycaei oder custodes, das des Provisors oder Callaborators; Tätigkeit und Anschauung des Scholarchats und der Obrigkeit, Verordnungen, über Disziplin und Schulbesuch, treffliche pädagogische und methodische Anweisungen neben unglaublich unvollkommenem und verkehrtem Verfahren. Wir hören Proben aus den Schulpredigten des lebensprühenden Pfarrers Zeämann, die in köstlich urwüchsiger und bildreicher Sprache ein scharfes Schlaglicht nicht nur auf die Kemptner, sondern wohl überhaupt auf die deutschen Schulverhältnisse zu Anfang des 17. Jahrh. werfen, und hören von den wertvollen und verbreiteten 'Lehrgebriff' von Lunz (1782). Wir sehen, welche Zeiten fruchtbar für die Schulen waren und welche wenig, den Einfluß der Reformation, des Pietismus, der Aufklärung und des Philanthropismus. Erörtert wird die Entstehung der 'Volksschule', Entwicklung der deutschen und der Privatschule, das Verhältnis der deutschen zur Lateinschule und der Kampf gegen die Winkelschulen. Kempten steht voran, weil es die erste nachweisbar deutsche Schule und die erste Bürgerschule besaß und in der Aufklärungszeit, begünstigt durch seine zentrale Lage, auf die andern Städte einwirkte. Nach den vielen Einzelheiten, die uns vor-

geführt werden, wird dann am Ende noch einmal von erhöhter Warte Umschau gehalten, um die Ähnlichkeiten, die Verschiedenheiten, die gegenseitige Beeinflussung und das Verhältnis dieser Schulen zu denen anderer deutscher Gebiete klarer herauszuheben; und es ist reizvoll zu sehen, wie die großen Wellen der Geschichte hier früher, dort später, hier stärker, dort schwächer hereinfluteten auch in die kleinen Gemeinwesen der Reichsstädte, deren große Zeit nach der Reformation wohl vorüber war, die sich aber doch den Gezeiten des Lebens nicht verschlossen und immer Stätten regeren Bildungsstrebens blieben.

Ein verhältnismäßig lichtes Bild zeigt unser Buch, wohl begründet in der Kleinheit des Staatsgebiets, und die Schulgeschichte kleiner und kleinster Staatswesen findet ihre innere Berechtigung in der genaueren Ausmalung der großen Umrisse. Das Eindringen in die vielen oft nebensächlichen Einzelheiten beschenkt uns mit manchen charakteristischen und persönlichen, oft auch scherzhaft anmutenden Zügen. Gerade dieser persönliche Anstrich verleiht der Geschichte der kleinen alten Reichsstädte ihren hohen Reiz und läßt uns ihre Sendung für das kulturelle Leben Deutschlands erst so recht verstehen. So berührt sich der Inhalt dieses Buches nahe mit der im Vorausgehenden von mir angezeigten Dissertation von Rinkefeil über das Schulwesen der Stadt Borna.

Wir danken dem Verfasser, daß er aus den vielen Archiven, Stadtbibliotheken und einschlägigen Schriften uns eine so ansprechende und belehrende Arbeit geliefert hat.

3) Otto Francke, Geschichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar. H. Böhlaus Nachf. 1916. X u. 386 S. 8. 10 ℳ.

Quis est nostrum liberaliter educatus, cui non educatores, cui non magistri sui atque doctores, cui non locus ipse mutus ille, ubi alitus aut doctus est, cum grata recordatione in mente versetur? Unter dieses Motto aus Cicero stellt der Verfasser, einst selbst Schüler der Anstalt, und nun schon seit Jahrzehnten als Oberlehrer an derselben tätig, seine mit viel Liebe, Sorgfalt und Fleiß geschriebene Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums am 30. Oktober d. J., zugleich 'um dem erlauchten Gründer Herzog Wilhelm Ernst, dessen Andenken das Buch gewidmet ist, einen bescheidenen Zoll des Dankes zu entrichten'. Hemmend und lähmend griff der Krieg in die fortschreitende Arbeit ein, gewaltig wuchs der Stoff der verschiedenen Archive dem Verfasser unter der Hand an und die Vorarbeiten boten ihm nicht viel. Aber mit liebevoller Hingabe und unermüdlicher Ausdauer hat er den überreichen Stoff gesichtet und geordnet und in ansprechender Weise zu dem vorliegendem Buche verarbeitet. Neben der Zeitfolge der Ereignisse wird gelegentlich auch sachlich Zusammengehöriges auf weitere Strecken hin zusammengefaßt, auch werden hier und da vergleichende Ausblicke auf die Entwicklung der höheren Schulen in anderen Teilen Deutschlands geboten. Auch wird auf gar mancherlei Interna ausführlicher eingegangen, was der Darstellung Wärme und Leben gibt und als individuelle Erscheinung doch vielfach zum Typus wird und kulturhistorische Bedeutung hat. Auch die häufige Einführung der

lebendigen Rede der in Betracht kommenden Persönlichkeiten in der ursprünglichen Fassung, Briefe, Eingaben, Verfügungen vermögen dem Ganzen das Gepräge größerer Frische und Unmittelbarkeit zu verleihen.

Nach Mitteilungen über das Weimarische Schulwesen aus der Zeit vor der Reformation, über den Einfluß dieser, über die gesellschaftliche Stellung der Lehrer und ihre Besoldung sowie einem Rückblick auf die Zeit von 1610—1712 folgt der Bericht über die Gründung des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums, dem eine Abbildung desselben auf S. 30 beigegeben ist. Am 30. Oktober 1716 fand zur Einweihung des neuen Heims der Anstalt in der Aula ein Festaktus statt, wobei ein Schüler der 1. Klasse in deutscher Sprache eine Festrede hielt. Er feierte die Verdienste sächsicher Fürsten um die deutsche Kulturentwicklung und schloß mit dem Wunsch für den Herzog Wilhelm Ernst:

Der höchste sei hinfort, durchlauchtigster, zugegen,
Er rüste ferner dich mit seinen Gaben aus:
Und wer erbitten will des Himmels reichen Segen,
Der sage, daß er komm' auf unser Fürstenhaus.

Einen erfreulichen Aufschwung nahm das Gymnasium in der Folgezeit durch Joh. Matthias Gesner, der von 1715—29 Konrektor der Anstalt war. Über seine Bedeutung, sein Wirken und seine Methode erhalten wir interessante Mitteilungen S. 35 ff. 'Stolz muß die Schule sein, die einen der größten Philologen und besten Menschen zu ihren Lehrern zählen durfte'. Auch noch als gefeierter Universitätslehrer in Göttingen bewahrte er dem Weimarischen Gymnasium ein treues Andenken. Bis zum letzten Viertel des 18. Jahrh. zeigt die Anstalt das typische Bild der alten Gelehrtenschule. Da führte ein gütiges Geschick einen Meister ohnegleichen zur allmählichen Ordnung der Dinge nach Weimar, Joh. Gottfried Herder, der das Amt des Generalsuperintendenten und Ephorus oder obersten Leiters des gesamten Weimarer Bildungswesens übernahm. Francke schildert eingehend, in welchem Sinne der große Mann seine Pflicht aufgefaßt hat, wobei er insbesondere auch alles, was seine andauernde Fürsorge für die Lehrer und Schüler des Gymnasiums betrifft, in volleres Licht rückt, da diese Seite seiner Tätigkeit noch keine erschöpfende Darstellung gefunden hat. Der 90 Seiten umfassende Abschnitt über seine Wirksamkeit für die Schule und den Unterricht ist wohl der interessanteste und wertvollste Teil des Buches. Mit seinem Freunde Goethe als Intendanten des Hoftheaters kam er gelegentlich in Streit wegen Verwendung der Chorschüler des Gymnasiums auf dem Theater, der dadurch veranlaßten Versäumnis des Unterrichts und der Nachteile, die den jungen Leuten aus dem Verkehr mit den Schauspielern erwuchsen. Unter den Direktoren verdient Karl August Böttiger besondere Erwähnung, ein Freund Herders, der nach dem Tode dieses infolge der Entfremdung mit Goethe und Schiller 1804 gern eine Berufung nach Dresden annahm, um die Direktion des dortigen Pageninstituts zu übernehmen, ein trefflicher Schulmann, wenn auch sein Charakterbild immerhin etwas Schwankendes enthält. Gar schön und lesenswert sind in seiner Abschiedsrede, in der er auch mit warmen Worten noch Herders gedenkt, seine Ausführungen über das Glück und die Be-

friedigung, die ihm seine Amtsverhältnisse, sein Unterricht und der Verkehr mit seinen Schülern gewährten (S. 178f.). Unter seinen Nachfolgern ragt hervor Hermann Sauppe, der, von Zürich berufen, nach seiner Amtsführung in Weimar (1845–56) einem Rufe als Professor der klassischen Philologie in Göttingen folgte. Die ihm bei seinem Abschied erwiesenen Ehrungen zeigen, welches Maß von Liebe, Hochachtung und Vertrauen er bei Lehrern und Schülern genossen hatte. Ein besonders liebes Andenken an seine Wirksamkeit in Weimar bilden dort seine 'Weimarischen Schulreden' (Verlag von Böhlau in Weimar). Von 1881 bis 1908 hatte das Gymnasium an Ludwig Weniger einen zielbewußten, kunstliebenden Leiter, unter dem, da das alte, ehrwürdige Haus am Töpfermarkt nicht mehr ausreichte, ein den Ansprüchen der neuen Zeit entsprechendes Schulgebäude errichtet wurde (eine Abbildung s. S. 339). Mit einer Abschiedsfeier schied man 1887 aus den alten, durch eine reiche Vergangenheit geheiligten Räumen.

Die hundertjährige Jubelfeier wird uns S. 225ff. geschildert, nun besteht das Wilhelm-Ernst-Gymnasium 200 Jahre. Was hat es in dieser Zeit alles erlebt, welche Wandlungen, Entwicklung, Fortschritte im Unterricht und Methode, welchen Wechsel von Lehrern und Schülern! Unter den Schülern finden wir Söhne von Herder, Goethe und Schiller; wir sehen treffliche Lehrer, die reichen Segen stifteten und ihre Schüler in Zucht hielten, und schwache, unter denen schlimme Ausartungen im Verhalten der Schüler zutage treten, wovon uns erschreckende Beispiele vorgeführt werden. Gar viel können die Nachgebornen aus der Vergangenheit auch dieser Schule lernen!

Wir danken dem Verfasser für seine Festschrift, die nicht nur für ehemalige Schüler der Anstalt, sondern auch für viele andere, schon wegen des klassischen Bodens, auf dem sie steht, und die mannigfachen Beziehungen zu den großen Männern aus Weimars großer Zeit von besonderem Interesse sein muß, wir danken ihm, daß er in treuer Arbeit mitten im Toben des Weltkrieges dieses Buch geschrieben hat als einen Beweis gründlichen deutschen Fleißes, treu den Worten Goethes vom Ende November 1813, die jetzt wieder ganz zutreffen: '. . . indes bei dem gegenwärtigen wichtigen Kampfe ein großer Teil unserer hoffnungsvollen deutschen Jugend aufgeopfert wird, so haben diejenigen, welchen Verhältnisse erlauben, in ihrer stillen Werkstatt zu verharren, eine doppelte Pflicht das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, sorgfältig zu bewahren, damit nach vorübergegangener Kriegsnacht bei einbrechenden Friedenstagen es an dem unentbehrlichen Prometheischen Feuer nicht fehle, dessen die nächste Generation bedürfen wird'.

Ein Anhang von 36 Seiten bringt noch ergänzende Urkunden, Briefe, Belege usw. sowie ein Verzeichnis der 26 Stiftungen des Gymnasiums. Dann kommt ein genaues Personen- und ebenso ein Sachverzeichnis, durch die man instand gesetzt wird, sich mühelos über gewünschte Einzelheiten und über Zusammengehöriges in dem Buche zu unterrichten.

Die Ausstattung der Festschrift ist sehr schön.

4) Richard Scholz, Marsilius von Padua, Defensor Pacis. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. VIII u. 131 S. 8. kart. 2,20 ℳ.

Das vorliegende Büchlein ist in der Quellensammlung zur deutschen Geschichte von Brandenburg und Seeliger erschienen und enthält für Übungszwecke im Universitätsunterricht bestimmte Auszüge aus dem Defensor Pacis des Marsilius von Padua. Wohl verdient das Werk dieses beachtenswerten Philosophen und Rechtsgelehrten als 'das hervorragendste Erzeugnis politischen Denkens aus dem Mittelalter' einen Platz im Universitätsunterricht. Es ist bekannt, daß Marsilius († c. 1330) in der Zeit der heftigen Kämpfe zwischen Ludwig dem Bayern und dem Pasttum dieses Werk schrieb (1324) zur Verteidigung der Rechte des Kaisers gegen die Päpste und nachzuweisen suchte, daß der Kaiser dem Papste nicht unterworfen sei, sondern dieser vielmehr sowohl in weltlichen Dingen als auch in Kirchensachen dem Kaiser Gehorsam zu leisten schuldig sei. Dict. II Cap. IV: Nec papam nec ullum ministrum evangelii iure divino in politia aut ecclesia habere dominium, nec oblatum ei ab aliis suscipiendum; sed magistratui subesse debere demonstratur Christi testimoniis et exemplo ac patrum octhodoxo consensu. (Johann XXII erließ 1327 ein Dekret gegen ihn, worin er seine Schrift widerlegte und ihn in den Bann tat). Das Buch ist nun zunächst in den vorhandenen alten Drucken schwer zugänglich, sodann aber erfordert es Kürzungen, damit die Hauptgedanken und die Gliederung des Ganzen schärfer hervortreten. So war es ein dankenswertes Unternehmen des Herausgebers, daß er in zweckentsprechender Weise Wiederholungen, Anhäufungen von Zitaten und Argumenten, weitschweifige Interpretationen, sodann die nur theologisches oder logisch-dialektisches Interesse bietenden Partien ausgeschieden hat. Doch ist der Inhalt solcher des Zusammenhangs wegen, meistens mit einigen Worten angedeutet. Wird so das aus praktischen Gründen für den Universitätsunterricht bearbeitete Heftchen diesem nächsten Zweck gute Dienste leisten, so wird es, wie ich annehmen darf, auch in weiteren Kreisen der Philologen und Historiker Interesse finden, zumal es eine defensio pacis ist, des Friedens, den wir stets gewollt und nach dem sich jetzt alle Welt sehnt 'Omni quippe regno desiderabilis debet esse tranquillitas, in qua et populi proficiunt et utilitas gentium custoditur. Haec est enim bonarum artium mater. Haec mortalium genus reparabili successione multiplicans facultates prodendit, mores excolit'.

Nach einem Vorwort von zwei Seiten, haben wir auf drei Seiten ein Inhaltsverzeichnis und auf einer Seite eine Zusammenstellung der wichtigeren Literatur. Unter dem Text finden wir Belegstellen. Ein Sachregister von 10 Seiten am Schluß erleichtert die Auffindung und Verfolgung der Namen und wichtigsten Begriffe.

5. Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. 7. Heft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Gym.-Dir. Dr. Eugen Grünwald. Berlin, Weidmann, 1916. 160 S. 8. Brosch. 2 ℳ.

Der Abschnitt 'Aus unserer Vereinstätigkeit' berichtet zuerst über einen Vaterländischen Kriegsabend (4. Dez. 1914), an dem Oberregisseur

Droescher aus den Heldengesängen und Kriegsreden des Altertums kraftvolle und erhebende Proben vortrug. Dem folgen Mitteilungen aus Vorstandssitzungen der Berliner Vereinigung und des Deutschen Gymnasialvereins. Direktor Lück hatte für den 19. September v. J. eine Zusammenkunft in Berlin veranlaßt, in der man sich zu einer inzwischen veröffentlichten Kundgebung (S. 14f.) zugunsten des humanistischen Gymnasiums einigte. Auch wird über die am 3. Oktober in Frankfurt a. M. abgehaltene Vorstandssitzung des Deutschen Gymnasialvereins berichtet. Scharfe Verurteilung fand der vielgenannte Heerensche Aufsatz (Monatschr. für höhere Schulen 1915, Heft 5/6). Als Nachfolger Uhligs wurde zum ersten Vorsitzenden Univ.-Prof. Immisch in Freiburg i. B. gewählt. Der Bericht über die elfte Jahresversammlung vom 27. November v. J. bringt eine schöne Ansprache des ersten Vorsitzenden, Geh. Kons.-Rats D. Scholz, nach der Prof. Immisch den inzwischen gedruckten, bei Weidmann erschienenen, Vortrag über 'das alte Gymnasium und die neue Gegenwart' hielt. Daran schloß sich noch ein nachdrückliches Wort von Dr. Lück.

Auf 42 Seiten folgen dann die Verhandlungen im preußischen Landtag über die höheren Lehranstalten vom 2. und 3. März 1915 sowie 15. und 16. März 1916 mit Hervorhebung des besonders für das Gymnasium Bedeutungsvollen und mit eingefügten beachtenswerten Anmerkungen. So beachte man die jetzt so ganz zeitgemäße Ausführung Wieses in seinen 'Lebenserinnerungen' (II S. 54) auf S. 38.

Die nun folgenden zehn Abhandlungen von Fachmännern und anderen aus verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften haben alle das eine Ziel, als 'Not und Abwehrartikel' den großen, bleibenden und durch nichts zu ersetzenden Wert des humanistischen Gymnasiums darzutun. Sie enthalten jar viel schöne, kraftvolle, kampfesfreudige und beherzigenswerte Worte und Ausführungen, worauf ich hier natürlich nicht näher eingehen kann. Schön ist die Idee von Bottermann zur Anlage eines Museion in der Schule (S. 108 ff.), und er selbst hat ein solches an seinem Gymnasium in Ratzeburg eröffnet. H. Müller in Wilmersdorf zeigt an schönen Beispielen den eigenartigen Bildungswert besonders des Lateinischen.

Nach Mitteilungen über und von unseren Kriegsfreiwilligen kommt als Schlußartikel von Grünwald 'Werden Sie lieber Schuster . . .' Der gehört nicht eigentlich zum Thema; ist aber so voll gesunder Pädagogik, auch für den Verkehr mit Eltern, und köstlichen Humors, daß wir ihn uns gern als erheiternden Schluß nach den beweglichen Worten über unseren 'Weihefrühling' und den ernsten Kampfesartikeln gefallen lassen.

Kassel. Fr. Heußner †.

Heinrich Gerstenberg, Deutschland, Deutschland über Alles! Ein Lebensbild des Dichters Hoffmann von Fallersleben. München, C. H. Beck, 1916. 100 S. Geb. 2 ℳ.

Zum 75. Gedenktage der Entstehung unseres Nationalliedes hat der Herausgeber der gesammelten Werke Hoffmanns von Fallersleben ein Lebensbild des Dichters erscheinen lassen, um seine Bedeutung für

unser neues Deutschtum zu erweisen (S. VI des Vorworts): der heutigen Zeit stehe er durch sein Lied der Deutschen näher als vergangenen Geschlechtern (S. 3 der Einleitung). Dieser Behauptung ist zuzustimmen, denn das Wesen und der Wert deutschen Denkens und deutscher Gesinnung ist in ihm aufs tiefste erfaßt und einfach, doch auch selbstbewußt echt volkstümlich zum schönsten dichterischen Ausdruck gebracht, so daß wir eine Umarbeitung, wie sie Franz Dülberg gerade am 26. August in der Vossischen Zeitung darbietet, gewiß allgemein ablehnen werden. Die Richtigkeit des obigen Satzes beweist der Verfasser mehrfach in seinen Darlegungen, so sagt er S. 5, daß Hoffmann, der in den Literaturgeschichten der politische Sänger und Kämpfer der vormärzlichen Zeit war und blieb, erst in unsrer Zeit in Erkenntnis seines innersten Wesens in sein Ehrenrecht eingesetzt wurde.

Das Buch schildert den Dichter zunächst in seiner Jugend, dann nach seinem dreifachen Wirken als deutschen Gelehrten, deutschen Dichter, politischen Sänger und deutschen Kämpfer, um zuletzt von seinem Lobgesang auf Deutschland näher zu handeln. Überall tritt uns Hoffmann daraus als der echte, treue deutsche Mann entgegen, ohne daß seine Schwächen verkannt würden.

Zu Beginn seiner Lebensbeschreibung wird seine vaterländische Bedeutung treffend in dem Satze zusammengefaßt: er war von Geburt Hannoveraner — nicht etwa Braunschweiger, wie es in dem Aufsatz Sokrates 1/2 1916 S. 51/53 heißt — ging nach Preußen über und wurde ein Deutscher. Der Grund für seine spätere nervöse Reizbarkeit und Eigenwilligkeit wird wohl nicht mit Unrecht in seiner Verziehung infolge Kränklichkeit während seiner ersten Lebensjahre gesucht. Anschaulich führt der Verfasser dann aus, wie schon den Braunschweiger Primaner die deutschen Dichter fesselten und die vaterländische Begeisterung der Freiheitskriege zum Dichten 'deutscher Lieder' antrieb, wie den Göttinger Studenten, der noch kein bestimmtes Ziel für seine Studien hatte, ein Besuch bei Jakob Grimm für seine Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Literatur entscheidend beeinflußte, und wie er von der engeren Heimat, die ihm durch den kalten und vornehmen Ton Göttingens verleidet wurde, sich nach Bonn wandte, in die freiheitliche Bewegung hineingeriet und Deutschlands Einigkeit, Freiheit und Größe von nun an zum Ziel seines Strebens machte. Der Verfasser hebt aber auch hervor, daß das Aufgeben seines hannoverschen Vaterlandes, seine Heimatlosigkeit ihn zur Unruhe führte und schließlich auch zur Unzufriedenheit, wenn er sich auch desto bestimmter an den Gedanken des Deutschtums hielt.

Im nächsten Abschnitt wird seine erfolgreiche mühevolle Tätigkeit als Gelehrter, sein unermüdlicher Sammeleifer im Nachforschen nach altdeutschen Sprach- und Literaturdenkmälern auf Wanderungen und Reisen und in den Archiven der Bibliotheken gewürdigt. Eine seiner verdienstvollsten Handlungen auf diesem Gebiet, die Widerentdeckung der verloren gegangenen Urhandschrift des althochdeutschen Ludwigsleichs in Valenciennes während der Universitätsferien 1837 zugleich mit dem romanischen Lobgesang auf die heilige Eulalia, wird mit des Dichters eigenem

Bericht erzählt und seine zahllosen Veröffentlichungen, auch im Bereich des Niederdeutschen, wie Reineke de Vos, ein niederdeutscher Äsop, die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung, und des Flämischen, desgleichen seine Forschungen über das deutsche Kirchenlied, die schlesischen Volkslieder u. a. erwähnt. Am Schluß dieses Teils spricht der Verfasser von den Berührungen des Dichters, die er mit manchen Bestrebungen der Gegenwart in seinem Unwillen über die Vorherrschaft der altklassischen Sprachen besonders im Unterrichtswesen hat, sowie von seiner Bekämpfung der Fremdwörtersucht und der Verwelschung unsrer Sprache, entsprechend der jetzigen Zeitströmung. Es folgt eine Übersicht seiner lyrischen Dichtung, insbesondere auch der vaterländischen in reicher Auswahl von Proben.

Im vierten sehr lesenswerten Abschnitt wird auseinandergesetzt, welche Umstände Hoffmann zum politischen Sänger werden ließen, und über ihn geurteilt, daß er eine Rolle spielte, die seinem inneren, im Grunde reichen Wesen nicht entsprach: gerade in der Zeit, in der er schon seine Kampflieder dichtete, entstanden zugleich seine schönsten Vaterlandslieder, ein Zeichen für die Zwiespältigkeit seines Wesens, den Widerstreit seines kindlich-schlichten, reichen und warmen Gefühlslebens und seiner kritisch-satirischen Anlage (S. 52). Auch weist der Verfasser darauf hin, daß er die Abneigung gegen französischen Einfluß, den Haß gegen die russische Knute und die Erkenntnis von Englands Neide mit der Gegenwart teilt (S. 84). Das Ende dieses Teiles bilden Lieder, die von der Freude Zeugnis geben, mit der er die Gründung des Reiches begrüßte, und von der Innigkeit und Treue, mit der er bis zu seinem Lebensabend an seinem Glauben an Deutschlands Zukunft festhielt.

Abschnitt V ist dem Liede der Deutschen gewidmet, ausgestattet mit einem Abdruck seiner Urschrift in der Königl. Bibliothek in Berlin. Der Erzählung von der Entstehung des Liedes und seiner Verbreitung folgt eine Abwehr der feindlichen Vorwürfe, als läge in ihm Selbstüberschätzung und Begierde nach Weltherrschaft (vgl. auch dazu meinen Aufsatz Sokrates 4/5 1916 S. 196/98).

Demnach bietet Gerstenbergs Buch ein treffliches, unparteiisches Lebensbild des Dichters und eine allseitige, gründliche Würdigung seiner Schöpfungen, dem, in Übereinstimmung mit der Anzeige in Hinnebergs deutscher Literaturzeitung, H. 27, 1916, S. 1248, weite Verbreitung zu wünschen ist.

Dem Buche sind als Abbildungen beigegeben: eine sehr ansprechende photographische Aufnahme des Dichters aus den letzten Lebensjahren, eine Handzeichnung des Schlosses Corvey an der Weser von dem Sohne, sowie eine Radierung seines Arbeitszimmers in diesem Ruhesitz seines Alters von dem Enkel Hoffmanns, hocherfreuliche Gaben gleich der schon erwähnten Urschrift des Liedes.

Am 26. August d. J. fand eine Gedenkfeier am Grabe des Dichters in Corvey statt, und eine Gedächtniseiche ward von der nahe gelegenen westfälischen Stadt Höxter gepflanzt, in den unruhevollen Tagen schmählichen Vertragsbruchs bisheriger Verbündeter und Erstehens neuer Feinde

Deutschlands, eine ernste Mahnung zu unerschütterlicher Einigkeit, wie sie dem prophetischen Geist unsers Dichters vorschwebte.

Berlin-Friedenau. Reinhold Gottschick.

Anthologie aus den Elegikern der Römer. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Jacoby. Viertes Heft: Ovid. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1915. 84 S. 8. 1,20 *M*.

Jacobys Anthologie war schon in der zweiten Auflage (das Ovidheft erschien zuletzt 1896) ein ganz brauchbares Buch, in der dritten wird sie, nach dem ersten bis jetzt vorliegenden Hefte zu schließen, noch bedeutend besser sein und kann reiferen Schülern der obersten Gymnasialklassen sowie Studenten zur Einführung in die Lektüre der römischen Elegiker neben Schulzes beliebtem Buche empfohlen werden.

Der Text ist ziemlich derselbe geblieben, und in der Tat lag für umfassende Änderungen kein Grund vor. Trist IV 44 wird jetzt richtig *nocet — iuvat* gelesen. An folgenden Stellen finde ich die Interpunktion verschlechtert: trist I 2, 59 *qui venit, hic fluctus fluctus* statt des richtigen *qui venit hic fluctus, fluctus,* trist I 3, 23 *femina virque, meo pueri* statt *femina virque meo, pueri.* Geradezu verdorben wird der Sinn ex P III 214, durch die Interpunktion *vicinum metuens, ne trahat inde malum* und die neue Anmerkung '*vicinum*: acc. masc. gen.' Von *metuens* kann nicht zugleich das Objekt *vicinum* und der *ne*-Satz abhängen, die Annahme einer Verschränkung aber = *metuens, ne vicinus trahat* führt auf Unsinn. Man hat *vicinum malum* zu verbinden. An einigen Stellen ist aber der Text doch etwas rückständig. Trist I 1, 83 durfte nicht *Capharea* gelesen werden; durch trist V 7, 36 met XIV 471, 482 ist die Form *Caphereus* *Καφηρεύς* völlig gesichert. Ebenso mnß es trist I 2, 65 durchaus *in undas*, ebd. 91 *corpora*, ex P III 2, 63 *per aequora* heißen. Endlich wird unrichtig trist I 3, 9 die anscheinend auf eigener Konjektur beruhende La. *comitis* beibehalten, jetzt mit der Erklärung '*comitis*: kollektivisch wie *miles, pedes* u. a.' Das ist neben *servorum* unwahrscheinlich, ist gegen die Überlieferung, ist durch trist IV 10, 101 widerraten. Und was ist an dem überlieferten *comites* auszusetzen? *non mihi cura fuit servorum, non cura comites legendi!* Warum sind eigentlich die Stücke aus den Amores und der Ars an den Schfuß, hinter die Gedichte aus der Verbannung gestellt?

Der Kommentar ist sorgfältig durchgesehen und an vielen Stellen glücklich verbessert. Besonders fällt angenehm auf, daß die in der zweiten Auflage etwas breite, redselige, diffuse Fassung der Anmerkungen weit knapper, straffer, gehaltener geworden ist. Nur ein Beispiel (zu rist I 1, 58):

2. Auflage.	3. Auflage.
facerent, possem: während in Prosa nur nach *fac* regelmäßig der bloße Konjunktiv ohne *ut* steht, findet sich dieser bei Dichtern auch nach anderen Formen von facere.	*possem*: der bloße Konjunktiv ohne *ut* wie in Prosa nach *fac*.

Gekürzt ist auch dadurch, daß bei Parallelstellen der Wortlaut weggelassen ist. Aber die nun übrig gebliebenen nackten Zitate, in

wissenschaftlichen Werken unentbehrlich, haben keinen pädagogischen Wert: selbst der reifere Schüler mag sie nicht nachschlagen (sie bieten ja auch gewöhnlich nur einen Anklang im Ausdruck oder eine Ähnlichkeit des Gedankens, die ihm nicht besonders interessant sind) und kann sie in vielen Fällen nicht nachschlagen — kurz, sie bleiben dürre, tote Zahlen. Also die unwichtigen ganz streichen, die wichtigen ausschreiben! Ganz besonders gilt das von den Verweisungen auf Stellen deutscher Dichter, die jetzt nicht selten begegnen. Der Schüler denkt gar nicht daran, sie nachzuschlagen — und oft lohnts wirklich nicht. Was soll z. B. trist III 10, 30 *serpere* das Zitat 'Vgl. Joh. Gaudeus, Freiherr von Saiis-Seewis, Winterlied'? Und wo ist das für den Schüler zu finden? Also ausschreiben, wenns wirklich so schön ist! Im übrigen ist durchaus anzuerkennen, daß die dritte Auflage durch viele neue, gute und das Verständnis der Texteswortc fördernde Anmerkungen sehr gewonnen hat.

Aber zu bessern bleibt noch mancherlei. Einl. S. 1 'Sulmo, dem heutigen Sulmona.' So auch trist IV 10, 3. Es heißt aber Solmona. Einl. S. 5 'Während Ovid durch die Herausgabe der Fasten deutlich kundgetan zu haben glaubte, daß er mit der leichtfertigen erotischen Dichtung endgültig gebrochen habe, traf ihn plötzlich der schwere Schlag der Verweisung.' Hatte er sie denn herausgegeben?? Eben hieß es ja, die Verbannung habe ihn gehindert, das Werk zu vollenden. Der Satz ist wohl nur eine verunglückte, nichtssagende Übergangsformel. Einl. S. 6 'Noch weniger Erfolg hatte er bei dem Nachfolger des Augustus.' Noch weniger? Wie ist das möglich? Ebd. 'In dieser Beziehung.' In welcher? Die Anknüpfung ist erstaunlich ungeschickt, ebenso fast I 499 'den Tiberstrom - stromaufwärts'. fast I 545 *domus Tegeaea* 'Haus des Euander in Arkadien', vielmehr 'Haus des Arkadiers'; es stand ja auf dem Palatin. Ebd. 559 'da *male* bei Dichtern sehr häufig die Stelle einer Negation vertritt'. Genauer: bei Wörtern guter oder neutraler Bedeutung! Vgl. dagegen *male insanus, male perfidus* u. a. Ebd. 569 'mit der Faust handgemein werden' ist kein Deutsch. trist I 1, 1 '*parve liber*: das erste Buch ist gemeint, das nur elf Gedichte enthält.' Die besondere Kürze ist nicht Grund der Anrede (Buch IV ist mit zehn Gedichten noch kürzer!); sie bezeichnet einen *libellus*, ein kleines Liederbuch. Ebd. 85 '*percutere*: einen Stoß erhalten' ist recht irreführend — höchstens doch *percuti*. Ebd. 100 'Telephus . . . ging in Bettlergestalt zu Agamemnon, der gezwungen ihm half.' Dieser entlegene; hier völlig gleichgültige, in dieser Form überdies unverständliche Zug der Sage muß weg. trist I 2, 9 'bei Ovid findet sich nur *parce* und *parcite*' verlangt den Zusatz 'in diesem Sinne'. Ebd. 54 mußte gesagt werden, daß *moriens* mit *corpus* zu verbinden ist. trist I 2, 19 Ovids Tochtermann hieß nicht Fidus Cornelius, sondern ganz sicher Cornelius Fidus trotz Seneca Dial II 17, 1, ebenso sicher wie Horazens Freund Sallustius Crispus trotz der Anrede *Crispe Sallusti*! Ebd. Aus 29, 30 folgt nur, daß Ovids Haus unweit des Kapitols, nicht daß es ,auf dem Kapitol' stand. Ebd. 48 Es ist unrichtig, daß Zeus die Kallisto an den Himmel versetzt habe, 'um sie den Verfolgungen der Artemis zu

entziehen'. Juno hatte sie verfolgt, Artemis nur aus ihrem Gefolge verstoßen. Ebd. 50 fehlt Anmerkung. Es war zu sagen, daß *fugae* Dativ ist: 'für die Verbannung' = 'vor der Verbannung'. Ebd. Das übertragene *summa* mußte nicht durch das ebenfalls übertragene *extrema*, sondern durch *ultima* erklärt werden. trist III 3, 16 *plus parte* nicht 'den größeren Raum', sondern entweder in besserem Deutsch 'mehr. als die Hälfte' oder 'füllst ganz aus'; der Ausdruck schillert. Ebd 21 '*suppressa*: sc. *sit* — *restituenda* sc. *sit*' ist unrichtig: *sit* ist nur einmal bei *restituenda*, und zwar mit der Erklärung 'wider belebt werden kann' zu ergänzen. Ebd. 41 f. scheint ganz mißverstanden: *lacrimis cadentibus* ist Abl. abs., *animae meae* Dativ, *tempora parva* Nominativ. trist III 10, 51 *redundatas flumine aquas* sind nicht 'die hochgehenden Fluten des Flusses', sondern 'die aus dem Strombette übergeströmten, ausgetretenen Fluten'. trist IV 10 In der Vorbemerkuug ist zweimal dasselbe gesagt: 'Lebensbeschreibung des Dichters' und 'Aufschluß über sein Leben'. Ebd. 3 *gelidis uberrimus undis* 'der Wasserreichtum wird oft von Ovid gerühmt'; das war als charakteristisch für den Südländer hervorzuheben. Ebd. 13 'auch bei den Römern war Minerva eine kriegerische Göttin'. Das 'auch' ist sinnlos. Ebd. 66 Der Konjunktiv *moveret* war einfach konsekutiv zu erklären: *quodque* = et tale ut. Ebd. 80 '*proxima*: die nächste, sc. *patri*; die nächste nach ihm war die Mutter' ist unverständlich: *proxima* ist doch nicht Femininum, sondern gehört zu *iusta*. Ebd. 108 'Der Nordpol ist uns Bewohnern der nördlichen Halbkugel stets sichtbar, der Südpol verborgen.' Referent ist Bewohner der nördlichen Halbkugel, hat aber den Nordpol noch nie gesehen — sollte es nicht noch manchem Mitbewohner ebenso gehen? Es mußte wirklich gesagt werden, daß es sich hier um den (durch den Polarstern bezeichneten) Himmelspol handelt. ex P III 2, 1 f. zu *Quam legis a nobis missam tibi, Cotta, salutem, missa sit ut vere perveniatque, precor* heißts jetzt: '*vere*: der Wirklichkeit entsprechend' — womit gar nichts gesagt ist. Die schwierige Stelle bleibt also unerklärt. Denn auch Schulzes Note 'daß mein Glückwunsch richtig an dich abgegangen sei' (so hatte ich mich einst mit der Schwierigkeit abzufinden gesucht) befriedigt nicht: Wie kann man denn noch wünschen, daß ein Glückwunsch, den der Adressat schon in Händen hat (*quam legis*) richtig an ihn abgegangen sei; der Beweis dafür ist ja erbracht! Meine jetzige Erklärung (Ovid in Auswahl z. St.) ist anscheinend nicht beachtet worden. So mag sie noch einmal hier stehen: Der Dichter spielt mit dem Doppelsinn des Wortes *salus*; 1. Heil und Segen, 2. Gruß. Sinn also: Ich wünsche, daß Heil und Segen, Worte, die du im Eingange meines Briefes liesest (*salutem missam* = S. D.) wirklich (nicht als leere Worte im Gruße, sondern als Realität = *vere*) an dich abgegangen sein und richtig (bei dir) ankommen (und hinfort in deinem Hause wohnen) mögen.' — Ebd. 55 '*taeda* . . . die Mütter geben ihren Töchtern mit den Brautfackeln das Geleit in die neue Wohnung'. Mir neu. Knaben tragen die Hochzeitsfackeln. ex P IV 5, 2 *vir honoratus* ist unser 'Staatsmann'. Ebd. 24 heißt *de parum noto officio consulere* nicht 'wegen seines ihm wenig bekannten Amtes Rat holen', sondern 'über einen

nicht genügend aufgeklärten (zweifelhaften) Fall Vortrag halten'. — Ebd. 40 *'fore mancipii tui* dir treu ergebener Diener sein werde' erklärt die Konstruktion nicht; etwa 'zu deiner Sklavenschar gehören werde'. Am I 15, 29 *Hesperiis . . . Eois.* Dazu heißts: *'Hesperiae . . . Eoae* sc. *terrae'.* Falsch statt *Hesperii* und *Eoi.* Vgl. Prop II 3, 43 *sive illam Hesperiis sive illam ostendet Eois, uret et Eoos, uret et Hesperios.* Am III 9, 43f. 'Der Tod des Tibull ist gleichsam ein Götterfrevel'. Ganz unverständlich. Ebd. 64 heißt *animae prodigus* ganz gewiß nicht 'der sein Leben gern für andere hingibt'. ars III 336 fehlt durchaus Erklärung zu *vellera germanae, Phrixe, querenda tuae.*

Auch der wohl hauptsächlich für Lehrer und Studierende bestimmte Anhang ist durch einige Nachträge erweitert. Haupts Metamorphosenausgabe durfte aber hier nicht mehr nach der siebenten (1885), noch gar nicht von Ehwald besorgten Auflage zitiert werden. Noch besser als jetzt würde der Anhang seinen Zweck erfüllen, wenn er nicht bloß Verweisungen, sondern auch Begründung und Vertiefung der Textgestaltung und des Kommentars böte. Das würde freilich einige Druckseiten mehr kosten.

Der Druck ist ausgezeichnet korrekt. Mir ist im Texte nur trist III 3, 27 das Fehlen der Interpunktion hinter *affirmo* aufgefallen. Im Kommentar muß es z. trist I 3, 20 heißen *fati* f. *fasti,* im Anhange zu trist IV 10, 44 K. P. Schulze statt K. O. S.

Berlin-Pankow. Hugo Magnus.

Gottlob Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. 6. Auflage. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe, Erich Gußmann, 1917. Ein Band von 887 Seiten. Geh. 14 ℳ, in Leinen geb. 15,50 ℳ.

Die Tatsache, daß das Buch, das 1908 in erster Auflage erschien, heute bereits in sechster Auflage vorliegt, spricht am besten für den Wert und die Gediegenheit des Werkes.

Es ist ein Buch, das in der Bibliothek keiner Lehranstalt und keines Deutschen fehlen sollte.

Für den Geschichtslehrer, der in der Oberprima seine Schüler in die Geschichte der neuesten Zeit einführen soll und der von einem universalgeschichtlichen Standpunkt aus die Politik der Mächte, mit denen wir heute im Kampfe liegen, behandeln will, ist es unentbehrlich. Aber auch jeder Gebildete, der die Ereignisse der letzten Jahrzehnte gerne in gedrängter Form überblicken will, wird reichen Gewinn aus dem Buche schöpfen. Erst bei seiner Lektüre wird man sich dessen bewußt, wie wenig positives Wissen über Zeitgeschichte wir trotz eifrigen Zeitungsstudiums uns als dauernden geistigen Besitz erworben haben.

Das Buch will eine Zusammenstellung der wichtigsten politischen Zeitfragen bis auf die allerneueste Zeit — es reicht bis zum Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg — geben. Von dem reichen Inhalt führe ich an die Abschnitte: Balkanfrage, Bismarcks Sturz, Bismarcks Nachfolger, Borromäusenzyklika, Burenkrieg, Chinesische Revolution, Wie England wächst, Englands innere Entwicklung, Trennung von Staat und

Kirche in Frankreich, Japans Entwicklung, Homerule in Irland, Italien in Tripolis, Marokkofrage, Modernismus in der katholischen Kirche, Neuer Kurs in Deutschland, Rußland und England in Persien, Schwarz-blauer Block, Wahlrecht in Preußen, Weltkrieg 1914—16. Dazu kommt ein rasch orientierendes und reichhaltiges Register, für das der Leser besonders dankbar sein wird.

Wir folgen dem Verfasser, der die gewaltige Fülle des sorgsam gesammelten und gesichteten Stoffs meisterhaft beherrscht, mit Genuß und wir werden uns ihm bei der Lektüre eines jeden Abschnitts, der in leichtverständlicher, fesselnder Sprache in den einzelnen Kapiteln ein geschlossenes, künstlerisch abgerundetes Ganzes darstellt, für Vertiefung und Bereicherung unseres Wissens stets zu Dank verpflichtet fühlen. Daß man nach seinem politischen Standpunkt manches anders beurteilt sehen möchte, als der Verfasser getan hat, ist ganz selbstverständlich. Aber man muß anerkennen, daß er sich alle Mühe gegeben hat, in objektiver Weise die Ereignisse darzustellen und zu beurteilen. Man vergleiche z. B. sein ruhig abwägendes Urteil über die Finanzreform von 1909. Das Buch ist bis zur unmittelbarsten Gegenwart fortgeführt, die beiden letzten Abschnitte — der Ausbruch des Weltkriegs und sein Verlauf — beanspruchen darum ganz besonders unser Interesse. Die Erzählung der Ereignisse zeigt mancherlei Berichtigungen und Erweiterungen im Vergleich zu der fünften Auflage und hält den Leser auf der wissenschaftlichen Höhe geschichtlicher Forschung und Darstellung.

Daß eine Geschichte des ungeheuren Völkerringens in vollem Sinne noch lange nicht möglich ist, sieht der Verfasser selbst ein. So bietet er, was etwa zur Zeit geboten werden kann.

Ich schließe mich seinem Wunsche von Herzen an: Möge Gott unsren Waffen auch fernerhin Heil und Sieg und unsrem Volke einen ehrenhaften Frieden schenken!

Bensheim. Rudolf Glaser.

---

1) Karl Schwering u. Wilh. Krimphoff, Ebene Geometrie. 8. Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1914. VIII u. 143 S. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ.

Wie die übrigen Lehrbücher Schwerings verdient auch dieser Leitfaden, den er im Verein mit Krimphoff verfaßt hat, immer von neuem die Beachtung der Schulmathematiker. Nachdem in der siebenten Auflage einige Bemerkungen, die der Entwicklung des Funktionsbegriffes dienen sollen, hinzugekommen sind, ist in der neuen, achten, den neueren Anforderungen insofern Rechnung getragen worden, als einige Figuren in Buntdruck, d. h. mit einigen roten Linien, hergestellt sind. Daß die Anschaulichkeit dadurch gewonnen hat, wage ich zu bezweifeln, vom ästhetischen Standpunkt möchte ich die früheren einfarbigen Figuren mit den gleichmäßig zarten Linien durchaus bevorzugen. Der Hauptwert des Leitfadens liegt aber in der methodischen Bearbeitung des Lehrstoffes, die dem Quartaner nicht zuviel zumutet und trotz der mehr oder weniger eingehenden Behandlung zahlreicher Aufgaben auf dem verhältnismäßig knappen Raum von 143 Seiten

bis an die Grenzen dessen führt, was der Schule zugänglich ist. Namentlich junge Lehrer werden in dem planmäßig aufgebauten Lehrgang vielfach Anregung finden, wenn sie z. B. immer wider betont finden, daß die Figur eines Lehrsatzes der Voraussetzung entsprechend konstruiert werden muß; wie es nämlich so häufig bei methodischen Lehrbüchern ist, so weist auch dieses manche Winke für den Lehrer auf, die streng genommen in ein für die Hand des Schülers bestimmtes Buch nicht hineingehören. In Einzelheiten wird man oft andrer Ansicht als die Verfasser sein, vor allem bei dem Vorkursus. So kann ich nicht einsehen, weshalb man nicht die Gleichheit der rechten Winkel beweisen soll, anderseits würde ich auf den bekannten Scheinbeweis für die Winkelsumme des Dreiecks (S. 18) gern verzichten. Daß in dem Vorkursus die Behandlung von Körpern auf ein Mindestmaß beschränkt ist, halte ich für sehr richtig, es wird aber nicht überall Billigung finden.

2) B. Féaux, Lehrbuch der elementaren Planimetrie. 11. verbesserte Auflage, besorgt durch Friedrich Busch. 1914. VIII u. 223 S. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ.

3) B. Féaux, Ebene Trigonometrie und elementare Stereometrie. 9. verbesserte Auflage, besorgt durch Friedrich Busch. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1914. VI u. 196 S. 1,80 ℳ, geb. 2,20 ℳ.

Die mathematischen Lehrbücher von Féaux sind jetzt 60 Jahre alt (die erste Auflage der Planimetrie erschien 1856) und geben noch immer an vielen Stellen ein getreues Bild des Unterrichts, den die älteren unter uns genossen haben. Den Reformbestrebungen ist auch in den neueren Auflagen kaum Rechnung getragen, wohl aber haben die Gebiete, die seitdem dem Schulunterricht neu zugewiesen worden sind, z. B. die sphärische Trigonometrie und die Anfangsgründe der analytischen Geometrie, in besonderen Anhängen Aufnahme gefunden. Dabei sind aber mit Absicht nur die Bedürfnisse des Gymnasiums berücksichtigt worden. Nach Ausweis des amtlichen Verzeichnisses sind es auch nur noch einige Gymnasien in Westfalen, an denen die Bücher benutzt werden, und es erscheint fraglich, ob sie sich in der jetzigen, doch etwas veralteten Gestalt neue Freunde erwerben werden. Die Behandlung des Stoffes ist im wesentlichen systematisch. Auffällig ist eine ermüdende Breite, die den Lehrer zu weitgehenden Kürzungen veranlassen muß; denn, um nur ein Beispiel anzuführen, 36 Lehrsätze über die Kreislehre, abgesehen von den Erklärungen, Zusätzen und Aufgaben, sind denn doch des Guten zuviel. Die Gliederung in Lehrsatz, Voraussetzung, Behauptung und Beweis ist schon bei den Anfangsgründen durchgeführt und findet sich schon bei dem Satz, daß alle flachen Winkel einander gleich sind. Bei den trigonometrischen Funktionen fehlen die graphischen Darstellungen, dafür finden sich weitläufige Erörterungen über den Verlauf der einzelnen Funktionen. Der neu aufgenommene strenge Beweis des Cavalierischen Satzes (nach Killing und Horestadt, Handbuch des mathematischen Unterrichts) nimmt sich in dem Buche recht merkwürdig aus, da z. B. kurz vorher die Formel für den Rauminhalt des Würfels unter Verzicht auf jede mathematische Strenge hergeleitet ist. Das Buch wird also, wenn es im Wettbewerb

mit den zahlreichen Neuerscheinungen bestehen will, einer gründlichen Umgestaltung unterzogen werden müssen. Bei der Gelegenheit müßten dann auch zahlreiche stilistische Unebenheiten ausgemerzt und die Figuren fast durchweg erneuert werden; einige von diesen sind gänzlich verzeichnet, wie z. B. die Schnitte durch den Kreiskegel, einige sind unschön durch die übertriebene und ungleichmäßige Verstärkung von Linien, einige sind undeutlich, und öfter stimmen auch die Buchstaben nicht mit denen des Textes überein.

4) R. Heger, Fünfstellige logarithmische und goniometrische Tafeln sowie Hilfstafeln zur Auflösung numerischer Gleichungen. 2. verbesserte Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1913. 124 S. Geb. 2,40 *M*.

Die Tafeln sind mit großer Sorgfalt und bewunderungswürdigem Geschick aufgestellt und werden an Anstalten, die auf die Ausbildung im Zahlenrechnen ein größeres Gewicht legen, ohne Zweifel mit Vorteil benutzt werden können. Das auf verhältnismäßig kleinem Raum gebotene Material ist außerordentlich reich. Es fehlen z. B. nicht die Logarithmen der Summen und Differenzen, die sonst wohl mit Recht in Schulbüchern keine Stätte haben. Bei den goniometrischen Tafeln sind die Grade in Minuten und Sekunden eingeteilt, und zur Erreichung einer gleichmäßigen Genauigkeit sind die Logarithmen von Sinus und Tangens für 0^0 bis 5^0 von 10 zu 10 Sekunden, für die größeren Winkel nur von Minute zu Minute gegeben. Bei den Werten von Arcus, Sinus und Tangens beträgt der Zwischenraum $10'$. Recht brauchbar sind die Tafeln der Quadrat- und Kubikzahlen sowie der Quadrat- und Kubikwurzeln. Die Tafeln 29 und 30 gestatten, auf elementarem Wege den Logarithmus jeder beliebigen Zahl und der Funktionen Sinus und Kosinus in den Grenzen von 0 bis 30^0 zu berechnen, so daß schon der Untersekundaner jeden Logarithmus, den er verwendet, nachprüfen kann. Die 31. Tafel gibt die Grundzahlen für die Lebensversicherung, die in keiner für höhere Schulen bestimmten Tafel fehlen sollten. Außerordentlich reichhaltig ist die 32. Tafel mit einer großen Zahl von geographischen, astronomischen, physikalischen und chemischen Konstanten. Eine Besonderheit des Buches bilden die Tafeln 8 bis 28 (Seite 76—86). Diese enthalten nämlich Tabellen für die Zahlenwerte verschiedener Funktionen. Die beiden ersten Funktionen sind $y = x + x^3$ und $y = x - x^3$; sie stehen in enger Beziehung zu der Gleichung dritten Grades und gestatten die näherungsweise Auflösung jeder Gleichung von der Form $x^3 + a x = b$. Die übrigen Funktionen beziehen sich auf gewisse geometrische Aufgaben, z. B. die Funktion $m = x^2 - x^3$ auf die Aufgabe, in einen geraden Kegel mit der Mantellinie 1 einen geraden Zylinder hineinzustellen. Bezeichnet man nämlich den Teil der Mantellinie von der Spitze bis zur oberen Grundfläche des Zylinders durch x, so ist 3 m das Verhältnis der Rauminhalte des Zylinders und des Kegels. Die Tabelle erlaubt somit, zu jedem Wert von x das zugehörige m zu finden und umgekehrt, und wenn größere Genauigkeit verlangt wird, so kann der Wert von x als Ausgangspunkt eines Näherungsverfahrens dienen,

wofür der Verfasser übrigens in den beigefügten Erläuterungen auch noch wertvolle Winke gibt. Ob aber derartige Tabellen einen Wert für die Schule haben? Man wird selten mehr als ein Zahlenbeispiel durchführen lassen; wozu dann aber eine ganze Tabelle, deren Benutzung doch auch erst erklärt werden muß? Ich bedaure also, daß ich den Wert dieser Tabellen mit Ausnahme etwa der beiden ersten nicht einzusehen vermag.

Rathenow. W. Guthjahr.

R. Mietz, Acht Jahre Werkunterricht. Stoffverteilung auf Grund des bestehenden Lehrplans mit Typen, Einführung und Technik. Lehrmittelverlag der Kefersteinschen Papierhandlung, G. m. b. H., Halle a. S. und Berlin.

Nachdem die Frage der 'Arbeitsschule' aus der Theorie in die Praxis übersetzt ist, kann es für die weitere Entwicklung nur von Vorteil sein, wenn aus dieser heraus in weitgehendem Maße über die gesammelten Erfahrungen berichtet wird und gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist das vorliegende Werk zu begrüßen.

Es zerfällt in einen allgemeinen Teil, der die allgemeinen Grundlagen des Arbeitsunterrichts und seine Anwendung auf die einzelnen Fächer der Volksschule behandelt und einem besonderen, der eine Anleitung für das Formen in den ersten fünf Schuljahren und einem ausführlichen, durch Skizzen erläuterten Lehrplan für acht Schuljahre gibt.

Auf den Inhalt des ersten Teiles näher einzugehen verbietet sich. Mag man bis ins einzelne mit ihm einverstanden sein oder nicht, er wird jedem denkenden Benutzer Anregungen geben. Aber eins muß man sich stets hier, wie bei allen ähnlichen Veröffentlichungen vor Augen halten: Es handelt sich nicht um den, sondern um einen Weg zum Ziele. Auch hier führen viele Wege nach Rom, ein sklavisches Nacharbeiten eines bestimmten Schemas steht im Widerspruch zum Grundgedanken des Arbeitsunterrichts, der nicht nur dem Schüler, sondern auch dem Lehrer Freiheit zur Selbstbetätigung lassen soll.

Deshalb sollte aber auch der Verfasser sich hüten, ungerechtfertigte Angriffe gegen andere zu richten. Er sagt auf Seite 27 unter 'Deutsch': 'Gegen diese "Selbstbetätigung" (Legen großer lateinischer Anfangsbuchstaben mit Stäbchen. Der Referent) läßt sich an und für sich nichts einwenden . . . . Wenn die Schüler aber erst im zweiten Halbjahre mit der deutschen Schreib- und Druckschrift beginnen, so dürfte hierzu die Zeit etwas zu knapp werden. Die höheren Schulen haben im Elternhause einen bereitwilligen Helfer. In der Volksschule sind wir ganz auf die eigene Arbeit gestellt. Es ist überhaupt fraglich, ob wir jene Methode für die Volksschule anwenden können. . . . . . Bleiben wir bei unserer bewährten Methode, so verteilen wir den Lehrstoff gleichmäßiger und brauchen im letzten halben Jahr nicht im Galopp zu arbeiten, um das vorgeschriebene Pensum zu erreichen.'

Ich muß ganz kurz auf diese Äußerungen eingehen, da sie mich selbst betreffen. Ich stelle fest: Wir nehmen die Hilfe des Elternhauses beim Schreibenlernen nicht nur nicht in Anspruch, wir suchen sie viel-

mehr zu verhindern, da sie uns mehr schadet als nützt. Erst wenn fast das gesamte Alphabet gelernt ist, werden häusliche Aufgaben gegeben. Daß die Methode in den Volksschulen anwendbar ist, ist nicht mehr fraglich, sondern in ziemlich weitem Maße schon erwiesen. Sollte der Verfasser nicht die Ausstellung am 'Zoo' vor etwa vier Jahren besucht haben, sollte ihm dort z. B. die prächtige Ausstellung der Stadt Hannover entgangen sein und sollte er die verschiedenen Berichte aus Sachsen nicht kennen? Daß von einem 'Arbeiten im Galopp' im zweiten Halbjahre bei uns und in den anderen Fällen gar keine Rede sein kann, trotzdem wir ein weit größeres Pensum im ersten Schuljahre zu bewältigen haben, als die Volksschulen, darüber hätte sich der Verfasser mit Leichtigkeit bei uns durch persönliche Anschauung oder schriftliche Anfrage vergewissern können, und das wäre seine Pflicht gewesen. Von jemandem, der solche Urteile fällt, sollte man doch verlangen, daß er sich zunächst die tatsächlichen Unterlagen beschafft.

Und nun die 'altbewährte Methode'! Mit diesem Schlagwort kann jede Neuerung bekämpft werden, es wurde auch von den Gegnern der Arbeitsschule ausgiebig gebraucht. Die Bezeichnung 'alt' gilt für jede eingebürgerte Sache gegenüber Neuforderungen, ist aber kein Grund für ihre Beibehaltung. Ob sie dabei bewährt ist, unterliegt dem Urteil, und selbst, wenn sie es ist, entsteht die Frage, ob etwas anderes sich nicht noch besser bewährt.

Was Verfasser über die Benutzung einer Druckmaschine sagt, ist teils entstellend (eine Nebensache wird zur Hauptsache gemacht), teils naiv ('will das Kind sich schriftlich verständlich machen, so druckt es keine Buchstaben, sondern schreibt sie').

Dem Charakter des ganzen Buches würde es sicher mehr entsprochen haben, wenn der Verfasser anstatt Angriffe auf Gleichstehende zu richten, bezüglich des Schreibleseunterrichts auf die Bemerkung beschränkt hätte, daß er sich hierin den bestehenden Lehrplänen angeschlossen hätte.

Nun noch eine kleine Äußerlichkeit: Verfasser schreibt stets d i e Kontur statt d e r Kontur. Warum übrigens nicht das gute deutsche Wort Umriß?

Sehr verdienstlich ist die Ausarbeitung des Lehrplans in tabellarischer Form, freilich muß dabei im Interesse der Sache betont werden, daß es sich um ein Beispiel, nicht um etwas Bindendes handelt. Besonders werden die zahlreichen Skizzen reiche Anregung bieten können. Aber sollte hierin nicht etwas zu viel getan sein? Die zahlreichen Umrisse von Ländern — die übrigens vielfach noch viel zu wenig skizzenhaft sind — könnten doch wohl ohne weiteres fehlen, jeder kann sie nach dem Atlas entwerfen. Auch manche Ansichten (Wartburg, Niederwalddenkmal, Siegessäule in Berlin usw.) dürften besser durch Abbildungen (Tafeln, Postkarten) ersetzt werden als durch Zeichnung an der Tafel. Das selbe gilt von manchen geschichtlichen Bildern. Der gewonnene Raum könnte der besseren Ausführung wichtiger Skizzen zugute kommen. Und da komme ich auf einen Punkt, in dem manches Versehen vorliegt. Skizzen sollen eine vereinfachte Darstellung bringen, um die Haupt-

sache um so schärfer hervorzuheben. Daran mangelt es aber hier an vielen Stellen, wie die folgenden Beispiele zeigen werden.

Aus Lesebuch und täglichem Leben; Anschauung: S. 59: Die Walnuß ist auf beiden Seiten gleich, während sie doch ein stumpfes und ein spitzes Ende hat. S. 60: Unrichtige Größenverhältnisse (Knabe, Wasserrose und Wasserrosenblatt). S. 62: Das Wasser im Gerinne muß bergauf fließen. S. 68: Haltung der Vorderflügel des fliegenden Maikäfers falsch. S. 70: Das Kanalisationsrohr ist unten weit und oben eng statt umgekehrt (um bei niedrigem Wasserstande die Senkstoffe abzuführen). Der in das Sprungtuch Springende wird sich die Beine brechen. Den Kindern sollte die richtige Sprunghaltung: Aufprallen mit Gesäß oder besser noch Rücken eingeprägt werden. S. 72: Die Blätter des Igelkolbens sind viel zu breit und haben falsche Haltung. S. 75: Talsperre zeigt das wesentliche, die Wölbung der Mauer nach der Wasserseite zu, nicht deutlich genug, sie verführt eher zur gegenteiligen Anschauung.

Religion, Geschichte, Erdkunde. S. 69: Arche Noah mit rauchendem Schornstein! S. 76: Darstellung der Mondbahn noch falscher, als sie gewöhnlich in den Atlanten (Schlangenlinie) steht. S. 78: Die Abbildung des Oderbruchs vor und nach Regulierung dürfte wohl kaum ein zutreffendes Bild geben. S. 82 und an zwei anderen Stellen falsche Darstellung der verschiedenen Sonnenhöhe. Für Winter und Sommer der selbe Auf- und Untergangspunkt der Sonne (eine der schwerstausrottbaren falschen Anschauungen bei den Schülern). — Darstellung von Ebbe und Flut ganz unverständlich. S. 78: Nebelflecke und Sternschnuppen — ich vermute nach der nebenstehenden Inschrift 'andere Himmelskörper', daß es sich bei dem Pflanzenei und den Borsten um solche handeln soll — dürften sich für Wandtafelskizze am wenigsten eignen. S. 79: Saturn hat nicht einen Ring, sondern mehrere.

Botanik. S. 64: Tulpe mit fünf (S. 69 mit acht) statt mit sechs Perigonblättern. S. 64, 65: Einseitswendigkeit des Maiglöckchens nicht genügend hervorgehoben; zwei Blütenschäfte aus einer Pflanze dürften wohl nur äußerst selten oder nie vorkommen. S. 69: Das Blatt der Erbse hat am Grunde z w e i große Nebenblätter, zwischen denen die Mittelrippe des gesamten Blattes ansetzt. — Linde: An dem selben Flügel ist ein Blütenstand und ein Fruchtstand! S. 72: Hülse: Die Samen dürfen nicht frei in der Hülse liegen, sondern sind zu den Seiten der Naht an winzigen Stielchen befestigt. — Die Trennungsnaht zwischen den Teilfrüchten der Ahornfrucht geht nicht bis zum Grunde durch. S. 77: Zeichnung der Lippenblüte ganz falsch, die Bestäubungseinrichtung der Salbeiblüte — ich vermute, daß sie es sein soll — ganz unverständlich. Auch bei anderen Darstellungen der Lippenblüten fehlt z. B. eine Andeutung der wichtigen Dreiteilung der Unterlippe. S. 81: 'Schierlingswurzelstock': Es handelt sich nicht um Schierling, sondern um Wasserschierling.

Die angeführten Beispiele dürften wohl genügen, um zu zeigen, daß die Skizzen einer gründlichen Überarbeitung bedürfen. Auch wenn sie nicht als Vorbilder für die Benutzung in der Klasse, sondern nur

zur Veranschaulichung des Lehrstoffs dienen sollen, müssen solche Fehler vermieden werden. Nicht jeder Benutzer des Buches hat die Möglichkeit, die Figuren auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen.

Es könnte scheinen, als ob ich Kleinigkeitskrämerei getrieben hätte, dem ist aber nicht so, es handelt sich um etwas grundsätzlich Wichtiges. Gerade der Arbeitsunterricht soll zu genauer Anschauung führen, darum müssen die in so ausgedehntem Maße verwandten Skizzen, die die wichtigsten Punkte der gewonnenen Anschauungen festlegen sollen, in diesen Hauptpunkten unbedingt zuverlässig und anschaulich sein, umsomehr, wenn es sich um ein Werk handelt, daß in die Praxis des Arbeitsunterrichts einführen soll; noch dazu, wenn es aus einer so bekannten Schule wie der von Rektor Seinig hervorgegangen ist.

Berlin. Wetekamp.

Matthäus Doell, Sexualpädagogik und Elternhaus. München, Otto Gmelin, 1913. 40 S. 60 ₰.

An sexualpädagogischer Literatur ist heutzutage kein Mangel; doch wird man nicht allem, was auf diesem Gebiet erscheint, so freudig zustimmen können, wie dem vorliegenden Aufsatz. Fern von prüder feiger Verhüllungsmethode, aber noch weiter entfernt von übereifrig aufklärendem Radikalismus, tritt der Verfasser ein für eine vorsichtige dem Alter und Wissensbedürfnis angemessene Aufklärung aus Elternmund. Doch ist ihm die Aufklärung nicht die Hauptsache. Das größte Gewicht legt er mit Recht auf die Bildung des Willens und der Weltanschauung, auf das Beispiel in der Familie, die er für die herrschenden Mißstände auf sexualethischem Gebiet verantwortlich macht, ferner auf sorgfältige aber unauffällige Überwachung des heranwachsenden Geschlechts in Lektüre und Verkehr, auf geeignete Körperkultur, die nicht nur das Triebleben hemme, sondern auch ethische Werte durch Bildung des Willens und des Gemüts entwickele. Ja, er geht folgerichtig noch weiter und verlangt eine Bekämpfung sittengefährdender Zustände im öffentlichen Leben durch Familienverbände. Er faßt also seine Aufgabe tief, nach dem Goetheschen Wort: 'Laßt uns besser werden, bald wird's besser sein.' Und sicher ruht die Hauptaufgabe aller Sexualpädagogik in der Entwicklung des Willens. Mag auch die Art, wie die Erkenntnis sexueller Dinge vermittelt wird, nicht gleichgültig sein — gewiß nicht! — Der Wille muß doch in jedem Falle dem expansiven Triebe, der mit oder ohne Aufklärung sich einstellt, entgegenwirken.

So wollen es nun einmal unsere sozialen Zustände, die den stärksten natürlichen Trieb des Menschen für ein Drittel seiner Wirksamkeit zur Untätigkeit verdammen. Das mag ein aufrichtiger Naturwissenschaftler beklagen — so lange wir es nicht ändern können, ist der feste Wille der beste Wall.

Die mit feinem Verständnis für die Jugend und mit reifem pädagogischem Gefühl geschriebene Arbeit sei den Lesern warm empfohlen.

Naumburg a. S. Raimund Jebens.

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

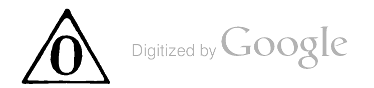
VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND
10/11. HEFT. OKTOBER/NOVEMBER

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES OKTOBER/NOVEMBERHEFTES

Seite

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages



Losorakel bei Germanen

von

Ludwig Weniger.

I.

Homer wußte sehr wohl, was er sagte, wenn er das Schicksal im Schoße der Götter liegen ließ. Wir haben zu zeigen versucht, wie bei den klassischen Völkern des Altertums bereits früh die Weissagung durch Lose üblich gewesen ist, und wie sie sich bis weit hinab in die christliche Zeit erhalten hat[1]). Es lohnt aber auch einen Blick auf die germanischen Völker zu werfen, bei denen die Losung von unvordenklichen Zeiten her geübt worden ist.

Es liegt im Wesen der germanischen Seele, daß sie in der umgebenden Welt geheime Vorgänge ahnte, die für das eigene Leben von wirksamer Bedeutung sein mußten. Und so geschah es, daß man alle Mittel aufbot, um den Willen jener Mächte, von welchen die Zukunft abhing, zu ergründen. Wenn sie gleichfalls zur Losung ihre Zuflucht nahmen, so trug dazu nicht wenig der Umstand bei, daß diese Form aus uraltem Völkerbesitz überkommen war, ein Erbteil, das die Vorväter bereits mitbrachten, als sie ihre Wohnsitze im jetzigen Deutschland und im Norden bezogen.

Herodot berichtet von den Skythen aus der Zeit um Ende des 6. Jahrhunderts, sie hätten viele Wahrsager gehabt. Diese betrieben ihre Kunst, indem sie große Bündel von Stäben aus Weidenholz machten, auf den Boden stellten und dann auseinander warfen. Auf jeden einzelnen Stab, den sie hinlegten, weissagten sie sodann, und während sie redeten, nahmen sie die Stäbe in umgekehrter Folge auf und taten sie wider einzeln zusammen. Diese Wahrsagung hätten sie von den Vätern ererbt. Die Darstellung des griechischen Geschichtsschreibers läßt manches im Unklaren. Zwar die Wahl der Weidenzweige hat einen verständlichen Grund. Wenn die Weide im Safte steht, läßt sie sich schälen, und aus den aufgeschossenen Zweigen kann man schneeweiße Stäbe herstellen, die leicht einzuschneiden oder mit dunklen Zeichen zu versehen sind. Auf diese kam es offenbar an. Die Zweige an sich können keine Auskunft geben. Auf die Erde ge-

[1]) Sokrates N. F. V, 1917, 305 ff.

fallen, wie es sich fügte, nahm man sie auf, legte sie nebeneinander und gewann so einen Zusammenhang. Die Bedeutung der Zeichen war Geheimnis der Wahrsager.

Wir haben den skythischen Brauch vorausgeschickt, weil er manches von der germanischen Form des Losorakels aufschließt. Den deutschen Völkern eigentümlich ist, daß sie absonderlich den Frauen die Gabe der Weissagung zutrauen. Heilige Weiber sollen die Strudel der Flüsse beobachtet und aus Windung und Rauschen der Strömung die Zukunft erkannt und verkündet haben. Von den Cimbern berichtet Strabon, daß unter dem Troß ihres Heerhaufens priesterliche Wahrsagerinnen ihr Wesen trieben, hochbetagt, mit grauem Haar, in weißem Gewand und leinenem Überkleide, das ein eherner Gürtel zusammenhielt, und mit bloßen Füßen. Ein Schwert in der Hand, suchten sie die Kriegsgefangenen im Lager heraus und schleppten sie zu einem ehernen Kessel im Umfange von 20 Eimern. Dort stiegen sie auf einen Auftritt, bogen ihrem Opfer den Kopf zurück und schnitten ihm die Gurgel ab. Das entströmende Blut ließen sie in den Kessel laufen, und entnahmen daraus die Wahrsagung. Zur weiteren Bestätigung aber schnitten andere die Leiber auf und verkündeten aus den Eingeweiden ihren Landsleuten mit lauter Stimme den Sieg.

Ein halbes Jahrhundert später begann Caesar die Unterwerfung Galliens. Gleich im ersten Jahre stieß er mit den Germanen zusammen. Er erzählt in seinem Kommentar, wie ihr König Ariovist gezögert habe, den Kampf anzufangen, weil die Hausmütter aus Losen weissagten, die Germanen würden nicht den Sieg davontragen, wenn sie vor Eintritt des Neumondes den Angriff unternähmen. Ferner berichtet er, einer seiner Offiziere, C. Valerius Procillus, den Ariovist als Caesars Abgesandten in Gewahrsam zurückbehalten hatte und der nach dem Siege der Römer daraus befreit wurde, habe erzählt, in seiner Gegenwart sei dreimal durch Losung Rats gepflogen worden, ob er sofort durch Feuer getötet oder auf spätere Zeit verspart werden solle. Den Losen habe er seine Rettung zu verdanken.

Welch großes Ansehen hundert Jahre darauf die Jungfrau Veleda aus dem Stamme der Brukterer genoß, ist aus Tacitus bekannt. Weithin übte sie ihre Macht aus, nach dem alten Glauben der Germanen, welche die meisten Frauen als kundig der Zukunft und bei gesteigerter Verehrung geradezu als Göttinnen ehrten. Als Claudius Civilis den Sieg erlangt hatte, stand Veledas Ansehen auf der Höhe; denn sie hatte das Glück der Germanen und den Untergang der Legionen vorausgesagt. Bei einem Bündnisse der Kölner und Tenkterer sollte sie Schiedsrichterin sein. Als Gesandte mit Geschenken ankamen, erreichten sie, was sie wünschten, aber vor ihre Augen zu treten und mit ihr zu sprechen wurde nicht erlaubt; man hielt, sagt der Römer, sie vom Anblicke zurück, um die Ehrfurcht zu steigern. Veleda wohnte auf einem Turm. Ein Auserwählter ihres Volkes brachte alle Anfragen vor

sie und trug ihre Antworten zurück, wie der Bote einer Gottheit.

Nach dem gelungenen Überfalle der römischen Flotte auf dem Flusse Lippe machte man das Kriegsschiff des Befehlshabers der Veleda zum Geschenke. Das Ende der hohen Frau war ein tragisches. Sie geriet in die Gefangenschaft der Römer, und wie es ihr dort ergangen sein wird, läßt sich denken.

II.

Die Hauptstelle über Orakellosung der Germanen steht bei Tacitus in der Schrift über Deutschland und lautet also:

'Auf Zeichendeutung und Lose legen sie so großen Wert, wie nur irgendein Volk. Das gewöhnliche Verfahren der Losung ist einfach. Von einem fruchtbringenden Baume schneiden sie ein Reis ab und teilen es in lauter kleine Stücke. Diese versehen sie mit verschiedenen Zeichen und streuen sie dann, wie es der Zufall fügt, über ein weißes Tuch. Danach spricht, wenn es sich um eine Befragung der Gemeinde handelt, deren Priester, wenn es sich um eine eigene handelt, der Hausvater selbst, ein Gebet zu den Göttern, nimmt, den Blick zum Himmel gerichtet, dreimal je eines auf und deutet die aufgenommenen nach dem vorher eingedrückten Zeichen. Sind sie ungünstig, so findet über die selbe Sache am gleichen Tage keine weitere Befragung statt. Sind sie günstig, so wird noch eine Bestätigung durch Vogelschau für nötig geachtet. Denn auch bei den Germanen versteht man Stimme und Flug der Vögel zu befragen. Eigentümlich dem Volk aber ist, daß sie die Vorzeichen und Weisungen der Pferde erkunden':

Auspicia sortesque ut qui maxime observant. Sortium consuetudo simplex. virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. mox, si publice consulitur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae, precatus deos caelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur. si prohibuerunt, nulla de eadem re in eundem diem consultatio; sin permissum, auspiciorum adhuc fides exigitur. et illud quidem etiam hic notum, avium voces volatusque interrogare. proprium gentis equorum quoque praesagia ac monitus experiri.

Unter den fruchtbringenden Bäumen darf man keine Obstbäume verstehen; denn solche hatten die Germanen nicht, wie Tacitus (5) selber bestätigt, sondern einen von der Art, wie sie heute noch wildwächst, Buche, Eiche, Hasel, Hollunder, Wachholder. Ein solcher Baum galt als von der Gottheit mit Segen bedacht, also Gutes vorbedeutend. Nur mußte es Hartholz sein; Weichholz, wie das von Hasel, Hollunder, Wachholder, war nach deutschem Glauben unheilig und unbrauchbar für die Losung. Wenn nun von den hölzernen Losklötzchen drei aufgenommen

werden, so muß man voraussetzen, daß jedes sein Zeichen hatte, und weiter, daß nicht eine beliebige Menge ausgestreut wurde, sondern eine bestimmte Anzahl. Es liegt nahe, an neun zu denken Denn die Neunzahl galt als heilig, wie sich aus vielen Beispielen belegen läßt. In einem gegen Krankheit und Gift gesprochenen angelsächsischen Kräutersegen zerschlägt Woden die Natter mit neun Wunderzweigen. Beim mecklenburgischen Suchtenbrechen werden neun Reiser gegen die Auszehrung gebrochen. Auf einem im nordischen Museum zu Stockholm bewahrten Stecken sind ringförmig neun Weidenruten gezogen, die man zur Heilung über einen Kranken warf.

Vor allem drängt sich die Frage auf, was mochten die Zeichen, welche auf den Holzklötzchen eingedrückt waren, bedeuten?, wie mochten sie aussehen? Die erste Frage läßt sich nur so beantworten, wie bei den antiken Orakeln auch: sie zeigen Glück oder Unglück an, Leben oder Tod, Krankheit, Krieg, Sieg, Niederlage, kurz, was das Leben dem Menschen bringt, oder aber ganz einfach 'ja' und 'nein'. Und die Zeichen mußten bekannt sein, da nicht bloß der Gemeindepriester, sondern auch jeder Hausvater sie zu deuten verstand. So liegt es denn nahe, daß sie nichts anderes gewesen sind, als was man später 'Runen' genannt hat. Rûna bedeutet sowohl gotisch, wie althochdeutsch, 'Geheimnis', 'geheime Beratung'. Man schrieb denn auch den Zeichen, welche diesen Namen trugen, eine geheime, zauberische Kraft zu. Die eingeritzte Marke — *nota* — verkündet nicht nur, sondern beeinflußt die Zukunft. Dies aber taten die Runen durch den Namen, der einer jeden zukam, insofern, als sie damit ein bestimmtes, mit ihrem Laut anhebendes, Hauptwort darbot. In dem nordischen Gedicht einer Kopenhagener Handschrift, die wahrscheinlich dem 15. Jahrhundert angehört, werden die 16 Runennamen Fé, Ur, Thuss, Os, Ridr, Kaun, Hagl, Naud, Is, Ar, Sól, Tyr, Biarkan, Laugr, Madr, Yr gedeutet. Wilhelm Grimm hat die Verse übersetzt; z. B.

Fé: Geld, bringt Streit unter Verwandte —,
Der Wolf nährt sich im Walde.

Naud: Not, macht knappe Kost —,
Den Nackten frierts im Forst.

Ar: Fruchtbares Jahr, ist der Menschen Glück —,
Ich höre, daß Frode freigebig war;

und so weiter. Die zweite Zeile ist nur des Reimes wegen zugesetzt und steht dem Inhalte nach mit der ersten nicht in Verbindung. Das gemeingermanische Runenalphabet hatte 24 Zeichen, das nordische 16. Aber das nordische ist nicht älter, wie man lange gemeint hat, sondern aus dem andern abgeleitet und gekürzt. Das gemeingermanische ist unter Benutzung des lateinischen Kapitalalphabetes hergestellt und reicht bis in das dritte oder zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück.

Natürlich bleibt unentschieden, ob bei Tacitus' Bericht an Runen zu denken ist. Vorhanden waren sie bereits vor ihm, und

wenn ihre Anwendung zunächst auf Losung und Zauberei beschränkt war, so paßt das für seine Darstellung durchaus.

Weitere Bekräftigung der Losung durch die andern Vorzeichen, welche Tacitus anführt, bestätigt, was Caesar von den Hausmüttern berichtet, die auch außer den Losen noch weitere Mittel der Erkundung anwandten, und was Strabon von den Cimbern erzählt, die nach dem Blutkessel noch die Eingeweide ihrer Opfer befragten. Für den Vogelruf kommen, nächst dem Kuckuck, auch Rabe, Krähe, Eule, Specht in Betracht, auf die der Aberglaube noch heutiges Tages zu achten pflegt.

III.

Ähnlich wie das, was Tacitus von den Germanen im allgemeinen mitteilt, ist eine Nachricht des Ammianus Marcellinus über die Wahrsagung der Alanen: 'Die Zukunft', schreibt er, 'erkennen sie in wunderbarer Weise voraus. Sie legen möglichst grade Weidenruten zusammen, tun sie dann mit geheimnisvollen Zaubergesängen zu vorbestimmter Zeit auseinander und erkennen so ganz deutlich, was vorausbestimmt ist.' Die Darstellung erinnert an Herodots Erzählung von den Skythen und findet ihre Erläuterung durch Tacitus' Angaben; denn offenbar waren die Stäbe ebenfalls mit Zeichen versehen. Ein Neues aber ist die vorher bestimmte Zeit. Es ist bekannt, daß man im Laufe des Jahres heilige Zeiten unterschied. Solche waren die Tage um beide Sonnenwenden, besonders aber die im Winter, wenn die zwölf Nächte naheten. Im Norden galt das Julfest als Loszeit vor andern, in der man in die Zukunft einen Ausblick tat und die kommende Witterung und was der Familie bevorstand, voraussagte. Lostage für Kunde und Bestimmung des Wetters, sowie für Beginn von Saat und Ernte, kennt der Volksglaube noch heute.

Wenn in der Edda es heißt: 'Die Walgötter rüsteten ein Festgelage zu, sie schüttelten die Stäbe und besahen das Opferblut', so sieht man beide Arten der Wahrsagung, die aus Losstäben, wie Tacitus und Ammian sie schildern, und die aus dem Blutkessel, wie Strabon sie von den Cimbern überliefert, vereint und bestätigt.

Wilhelm Grimm teilt aus der alten Livländischen Reimchronik eine Stelle mit, die ähnliches von den heidnischen Samländern berichtet:

> ir blutekirl der warf ze hant
> sin lôs, nach ir alten site;
> ze hant er blutete alles mite
> ein queck, als er wol wiste.

'Blutekirl' bedeutet den Opferpriester, 'queck' das Tier; 'bluten' ist so viel wie opfern. Aus dem tröpfelnden Blute wurde die Weissagung gegeben, nachdem zuerst die Zweige geworfen waren.

Von den alten Sachsen wird berichtet, daß sie keine Könige hatten, sondern Häuptlinge, denen sie im Frieden untertan waren.

Brach aber ein Krieg aus, so wurde einer von ihnen durch das Los gewählt, dem dann alle zu gehorchen hatten. Auf diese Weise war die Wahl in die Hand der waltenden Gottheit gelegt.

In den Xantener Annalen steht unter dem Jahr 845, daß die nordischen Seeräuber eine schwere Niederlage erlitten, bei welcher der Anführer dieser Bösewichte, der die Christen und ihre heiligen Stätten gebrandschatzt hatte, Reginheri mit Namen, durch das Eingreifen des Herrn sein Ende fand. Sie hielten einen Rat und warfen Lose, von welchem ihrer Götter sie Rettung zu erwarten hätten; aber die Lose fielen nicht heilbringend. Da redete ihnen ein gefangener Christ zu, sie möchten doch vor dem Gotte der Christen die Lose legen. Sie taten es, und ihr Los fiel heilbringend.

Ziemlich ähnlich ist, was Alkuin im Leben des heiligen Wilibrord vom Friesenkönige Radbod erzählt. In seinem Grimme gedachte dieser an einem Priester des lebendigen Gottes die Beleidigungen seiner Götter zu rächen, und drei Tage hintereinander warf er nach seiner Sitte dreimal täglich das Los. Aber niemals konnte das Los der Verurteilten, da Gott die Seinen schützte, über einen Knecht Gottes oder einen seiner Leute herauskommen. Bloß von den Bundesgenossen wurde einer durch das Los bezeichnet und erlangte die Krone des Märtyrers.

Daß in Schweden die Annahme des Christentumes durch das Los entschieden wurde, steht im Leben des heiligen Anskar. 'Es scheint', so heißt es dort, 'daß sie Lose mit den Namen ihrer Götter und eines mit dem Namen Christi bezeichneten und fragten, welcher ihnen helfen wolle. Da kam das Los Christi heraus.'

In den Anfang des 9. Jahrhunders und bereits in die christliche Zeit führt die Gesetzgebung der Friesen, deren Gebiet von der Schelde bis zur Weser reichte. Wenn bei einem Auflauf ein Mensch getötet wird und der Täter nicht zu ermitteln ist, so sollen Sieben des Mordes angeklagt werden und dann zuerst ihre Unschuld, jeder mit zwölf guten Mannen, beschwören. Hierauf werden Lose *(sortes)* hergestellt, und zwar auf folgende Weise: Von einem Reise werden zwei Stücke geschnitten, welche sie 'Tene' nennen. 'Ten' ist ein niederdeutsches Wort, hochdeutsch 'zein' oder 'zen', und bedeutet einen Zweig, dann ein grades Stück Holz, also Rute, Stab. Von diesen beiden Stücken versehen sie das eine mit dem Zeichen eines Kreuzes. Dann werden beide in der Kirche auf den Altar gelegt und zugedeckt. Hierauf nimmt der Priester oder ein unschuldiger Knabe nach vorausgegangenem Gebet eines heraus. Ist es das bekreuzte, so werden die Angeklagten freigesprochen. Ist es das andere, so befindet sich der Schuldige unter den Sieben. Und nun muß jeder der Sieben einen neuen 'Ten', sein eigenes Los, von dem Reise machen und mit seinem Zeichen — *signo suo* — versehen, damit es ebenso er selbst, wie die übrigen, welche herumstehen, erkennen. Jetzt werden die Lose wider zugedeckt und durch einen unschuldigen

Knaben eines nach dem andern herausgenommen. Wessen Los zuletzt herauskommt, der gilt als schuldig und ist gehalten, das Wergeld zu bezahlen. Wir sehen: Das Zeichen, welches jeder auf dem Losklötzchen anbringt, ist nicht ein beliebiges, sondern ein eigenes, dem Mann angehöriges, sein gewöhnliches Abzeichen, nichts anderes als seine Hausmarke. Es soll noch weiter davon die Rede sein.

Nach Saxo Grammatikus war auch auf der Insel Rügen die Losung im Gebrauche. Man warf als Los drei Holzklötzchen, der eine Teil weiß, der andere schwarz, in den Schoß. Die weißen bedeuteten Glück, die schwarzen das Gegenteil.

Eine norwegische Sage berichtet von dem im Jahre 1066 verstorbenen König Harald Hardráda, daß er in seiner Jugend als Haupt der Wäringer in Diensten der Kaiserin Zoë stand. Es geschah, daß er auf einem Kriegszuge mit dem griechischen Oberanführer Georgios darüber in Streit geriet, welche der beiden Scharen vorausziehen und sich das beste Nachtquartier aussuchen dürfe. Man kam überein, daß man Lose in den Schoß trüge und zwischen Griechen und Wäringern lose. Darauf wurden die Lose gemacht und bezeichnet. Da sprach Harald zu Georgios: 'ich will sehen, wie du dein Los zeichnest, damit wir nicht beide einerlei Zeichen haben'. Also geschah es; Harald zeichnete sein Los und warf es in den Schoß. Als nun der zum Ziehen bestimmte Mann eines aufnahm, es zwischen den Fingern emporhielt und ausrief: 'Diese sollen voranreiten', ergriff Harald seine Hand, nahm das Los, warf es in das Meer und rief: 'Das war unser Los'. Georgios sagte: 'warum hast du es da nicht mehrere Leute sehen lassen?' Harald erwiderte: 'sieh hier das andere, welches übrig ist; da kannst du dein Zeichen erkennen'. Man besah das übrig gebliebene, und alle erkannten Georgios' Zeichen.

Von Haralds Urenkel Sigurd, der 1139 starb, berichtet die Sage, daß er mit seinem Bruder Eystein über die Ausübung eines königlichen Rechtes losen wollte. Lose sollten geschnitten und in den Schoß gelegt werden. Nachher hielt man es für billig, noch einen dritten Bruder, der sich aber schon für Eysteins Meinung erklärt hatte, mitlosen zu lassen und zu dem Ende das dritte Los in den Schoß zu schneiden, worauf Sigurd äußerte, daß Eystein nun zwei Lose im Schoße habe, er selber nur eines. Hierauf wurden die Lose in den Schoß gelegt, und das Los Sigurds kam heraus.

Aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt das, unter dem Namen der Grâgâs bekannte, Rechtsbuch Islands. Dort wird in dem Kapitel 'über die Losung' bestimmt, daß alle, die auf einem Thing ihre Prozesse entschieden haben wollen, am Gerichtstag ihre Lose zusammen auf ein Tuch werfen sollen. Vorher aber soll jeder sein Los gezeichnet haben. Danach sollen vier Lose aufgenommen werden und die Rechtssachen ihrer Inhaber zuerst darankommen nach der Reihenfolge der Lose.

Da dem Gebrauche des Loses zur Ergründung der Zukunft in den Augen der Kirche etwas Heidnisches anhaftete, wurde die Kunst des *sortiarius* — davon *sorcier*, der Zauberer, *sorcière*, die Hexe — verpönt und das Losen nur als Rechtsmittel erlaubt, wenn eine Entscheidung nicht anders getroffen werden konnte. So fügte es sich, daß das Los zum Gottesurteile geworden ist, an das lange Zeit jedermann glaubte. Doch schwand dieser Glaube mit zunehmender Aufklärung, und allmählich kam der Gebrauch ab, wenigstens im Strafprozeß. In Zivilsachen hat er sich als letzte Aushilfe lange erhalten.

Das im Jahre 1296 königlich bestätigte Landschaftsrecht von Upland in Schweden setzt den Fall, daß ein Bruder in Gemeinschaft des Grundbesitzes bleiben, der andere aber teilen will. Er spricht: 'ich will schneiden und schichten, mein Los wissen und meines Väterlichen mächtig sein'. Haben nun die Brüder Gut an mehreren Orten, so sollen zunächst die väterlichen und mütterlichen Verwandten möglichst gleiche Teile machen; sodann sollen die mütterlichen Los schneiden, die väterlichen im Schoße halten und die mütterlichen Los aufnehmen.

Der Ausdruck in den Schoß geben, in den Schoß legen, *in gremium conicere*, war allgemein üblich. Wir erinnern uns an das Homerische *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται*, wo gleichfalls, wie früher gezeigt wurde, der Gedanke an Lose zugrunde liegt.

IV.

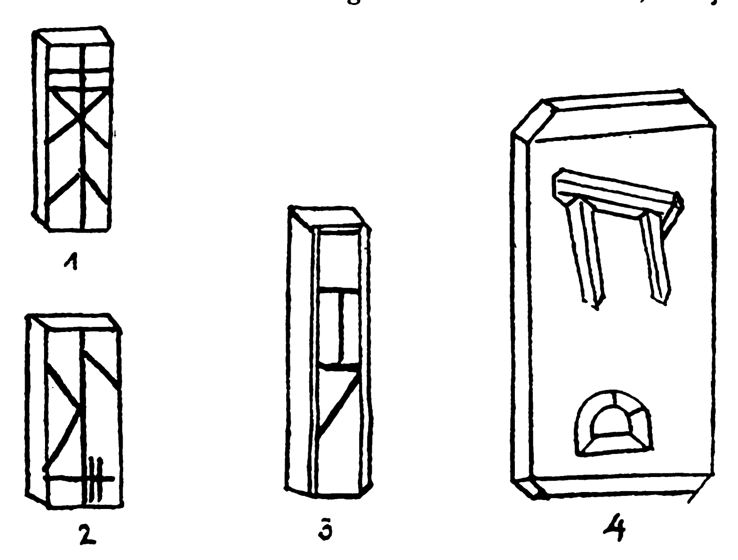
Die Sitte des Losens mit gezeichneten Hölzern hat sich im deutschen Norden bis in die neuere Zeit erhalten.

Von der Insel Hiddensee an der Westseite von Rügen berichtete zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Schullehrer auf die Anfrage Homeyers, dem unsere Darstellung in den angeführten Zeugnissen sich anschließt, folgendes: 'Wenn ein bis drei Mann in Angelegenheiten der Ortschaft eine Reise machen sollen, so entscheidet das Los. Die Lose sind gleichgroße vierkantige Klötze, worauf das Mark des Hausbesitzers eingeschnitten ist. Sämtliche Lose, 'Kaveln' genannt, werden in ein verdecktes Gefäß getan, und der Schulze holt, nachdem es umgerüttelt ist, so viele Kaveln hervor, als nötig' (Abbildung 1 und 2 zeigen nach Homeyer eine Probe solcher, etwa einen Zoll langer Hölzchen). Der Ausdruck 'Kavel'(m.) für solch zugeschnittenes Holz findet sich nicht bloß in Niederdeutschland, sondern auch in Skandinavien, Northumberland, Schottland. Das davon gebildete Zeitwort 'kaveln' im Sinne von losen begegnet in alten Rechtsquellen und noch jetzt im Munde des Volkes, z. B. in Pommern.

Der Gebrauch der 'Hausmarken', d. i. linearischer Zeichen, die Buchstaben gleichen, aber doch anders sind, war in Deutschland lange Zeit üblich. Sie unterscheiden sich kaum von den, auf alten Gebäuden angebrachten, Zeichen der Steinmetze und sind noch vereinzelt zu finden, gleichsam bürgerliche Wappen, die man über einer Haustür, auf Säcken, Geräten und selbst auf Grabdenk-

mälern herstellte, das Wahrzeichen dessen, der es sich ausgedacht oder vom Vater ererbt hatte. Auf der Insel Föhr vertraten vor hundert Jahren die Hausmarken die Stelle der Verlosungsnummern bei der Verlosung des Haide- und Wiesenlandes und des in Haufen gesonderten Brennmaterials. Man hatte sie auf Brettchen von der Größe der Taschenbücher eingeschnitzt und diese durchbohrt, um sie auf ein Seil aufreihen zu können. Beim Gebrauche wurden sie losgemacht und in eine Schürze getan, dann einzeln herausgenommen und auf die Haufen gelegt.

Etwa zur selben Zeit bediente man sich in Peenemünde auf der Insel Usedom zur Verlosung der Gemeindewiesen, die jähr-



lich den Bauern zur Nutzung überlassen wurden, kleiner, mit ihren Hausmarken bezeichneter Stöckchen von 1½ Zoll Länge und ⅛ Zoll Breite und Dicke, die auch dort 'Kaveln' heißen. Einen solchen zeigt Abbildung 3. Abbildung 4 endlich gibt (ebenfalls nach Homeyer) ein kleines Holzstück wider, das eine eingeschnittene Hausmarke trägt. 80 dieser Art bewahrt das Altertumsarchiv in Stockholm.

Fassen wir das Ergebnis der beigebrachten Zeugnisse zusammen, so läßt sich sagen, daß die von Tacitus beschriebene Art der Orakellosung nicht bloß in die Vorzeit unseres Volkstums hinaufreicht, sondern auch bis nahe an unsere Tage sich erhalten hat. In verkümmerter Form mag sie heute noch da und dort zu finden sein.

Es ist bekannt, daß sich die Erinnerung an die alte Weissagung in dem Worte 'Buch' und 'Buchstab' erhalten hat. Das gotische bôka fem. und bôk neutr. bedeutet im Singular 'Buchstab', im Plural 'Buch', ähnlich wie im Lateinischen *littera* und

litterae. Die Grundbedeutung aber bezeichnet den Baum, danach Buchenrinde, Buchentäfelchen, und die einzelne *littera* hieß Stab, *surculus*, oder rûnstab oder buochstab, d. i. Buchenstab. Und so hat sich auch im Worte 'lesen' der ursprüngliche Sinn des Aufklaubens der Lose erhalten. In der Sprache niedergeschlagen, lebt die Erinnerung an Sitte und Glauben der Vorfahren heute noch fort und wird kaum je erlöschen.

Erwägen wir im Hinblick auf die mannigfaltigen Zeugnisse noch einmal Art und Wesen der Losorakel, so lassen sich nach dem Endziele, auf das es abgesehen war, drei Formen unterscheiden. Vorausgesetzt ist dabei überall eine geheime Gottesmacht, welche die vorgenommene Handlung beeinflußte und den Ausgang wirkte. Sie willig zu machen glaubte man durch Gebet oder den Gesang von Zauberliedern.

In der ersten Form handelt es sich um ein Entweder-Oder, z. B. Glück oder Unglück, Ich oder Du, Leben oder Tod und so weiter fort, je nachdem. In der zweiten Form wird aus vielen Eines oder Einer herausgesucht. Sie bedeutet also eine einfache Wahl, bei der es natürlich nicht darauf ankommt, ob aus einer Menge mehrere erkoren werden; das Endziel bleibt das gleiche. Die dritte Form ist die vollendetste, insofern als sie den Wechselfällen des menschlichen Lebens Rechnung trägt und über die Gestaltung des Schicksals Auskunft begehrt, möglichst genau, damit der Frager danach seine Entschließungen treffen kann.

So sehr die Kirche im Kampfe gegen das Heidentum das Loswesen abgelehnt hat, so findet sich doch auch bei ihr die Anwendung der Losung von Anfang an. Von den Aposteln wurden nach dem schrecklichen Ende des Judas zwei Männer zum Ersatz aufgestellt: Josef gen. Barsabas und Matthias. Dann beteten sie und warfen das Los, und das Los fiel auf Matthias. Auch durch die Reformation ist die Losung nicht beseitigt worden. Bei den Herrnhutern wird sie in wichtigen und zweifelhaften Fällen wie Ämterbesetzung und bei Aufnahme neuer Mitglieder heute noch benutzt. Bei Eheschließungen jetzt nur, wenn die Beteiligten es wünschen. Weit bekannt und verbreitet sind die gedruckten 'Losungen und Lehrtexte' der Brüdergemeinde. Von etwa 2000 Sprüchen des Alten Testaments, deren Auswahl immer von neuem gesichtet, geprüft und ergänzt wird, ziehen Glieder der Unitätsdirektion für jeden Tag des Jahres einen, welcher danach 'die Losung' heißt. Das andere Schriftwort wird aus den Schriften des Neuen Testaments frei gewählt und heißt 'der Lehrtext'.

Wie in Spiel und Scherz und Liebeständelei das Losen sich erhalten hat, braucht nicht gesagt zu werden. Erhalten hat und weiter erhalten wird. So lange Glaube und Hoffnung das Menschenherz regieren, wird es niemals aufhören.

---

50 Jahre neuen Deutschlands (1866—1916) und die athenische Pentekontaetie (479—429 v. Chr.)

von

Albert Wittneben.

II.

Die deutsche allgemeine Wehrpflicht ist bescheidener im Umfang, sofern sie die 15 obersten Jahrgänge frei läßt, wird dafür aber in Friedenszeiten planmäßiger staatsseitig gepflegt, während die Athener die Weiterbildung zu sehr dem Belieben überließen. Daß Preußen dieses Kleinod durch die Zeit gerettet hat, in der die anderen deutschen Staaten es sich bequemer machten, das weiß am besten zu würdigen, wer vor 1866 wenigstens als Kind in Hannover mit angesehen hat, wie kein Vermögender sich persönlich der Dienstpflicht unterzog, wie vielmehr der steigende oder fallende Preis eines Stellvertreters das zuverlässige Wetterglas für Kriegs- oder Friedensaussichten war. In Preußen war der Heeresbestand von ursprünglich 1 % der Bevölkerung im Laufe der Zeit so sehr zurückgeblieben, daß König Wilhelm I. im Anfang der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts das Heer beinahe verdoppeln mußte. Und auch nach der Reichsgründung waren widerholt Mißverhältnisse ruckweise zu beseitigen; dazu nötigte uns die Kriegsrüstung der großen Nachbarstaaten, dazu befähigte uns das erfreuliche Wachstum der Bevölkerung.

Was für Früchte das deutsche Volk aus dieser preußischen Saat erntet, das zeigen die Jahre 1864, 1866, 1870/71, das rühmt der volkswirtschaftliche Aufstieg in der Zwischenzeit und vollwertig die Hauptprobe 1914/17. Doch wer hätte es für möglich gehalten, daß unser neues Deutsches Reich, noch nicht 50 Jahre alt, auch auf dem Meere den Kampf mit der ersten Seemacht der Welt erfolgreich aufgenommen hat? In friedlichen Unternehmungen auf See hatten es die Deutschen als würdige Nachfolger der Hanse den Athenern gleich getan mit einzelnen Reedereien und großen weltberühmten Schiffahrtsverbänden, wie dem Norddeutschen Lloyd in Bremen und der Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft, und hatten einen angemessenen Handelsverkehr auf der ganzen Welt errungen; es fehlte nur noch immer an staatlichem Rückhalt und an kriegsmäßigen Mitteln, den Wettbewerb zu schützen. Zudem mußte das Deutsche Reich danach streben, für die Kunsterzeugnisse aller Art Rohstoffquellen und Absatzgebiete zu bekommen, also Weltpolitik zu treiben, nachdem Bismarck, um die ewigen Verdächtigungen, als ob das Reich durch seine militärische Überlegenheit die Nachbarländer mit Eroberungsgelüsten bedrohe, zu entkräften, es in Europa für 'saturiert' erklärt hatte. Daher betrat die Reichsregierung die Kolonialbahn, genau 200 Jahre nach dem verfrühten Versuche des Großen Kurfürsten. Mit bewußter Absicht nahm sie 1883 den brandenburgischen Faden wider auf. Das erste Kolonialgeschwader, Seiner Majestät Schiff Bismarck an der Spitze, lief von Wilhelmshaven aus Groß-Friedrichsburg

auf der Sklavenküste an, hißte dann die deutsche Flagge in Angra-Pequena, wo inzwischen unter dem Deckmantel der Bremer Firma Lüderitz eine Strecke Landes angekauft worden war, und legte den Grund zu der Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika. Es folgte kurz hintereinander eine stattliche Reihe, 1884 Togo und Kamerun, 1885 Deutsch-Ostafrika, sowie Kaiser-Wilhelmsland auf Neu-Guinea nebst den vorliegenden Inselgruppen des Bismarck-Archipel und der Marschalinseln. Mit dem Mutterlande wurden alle diese Schutzgebiete durch Dampferlinien verbunden, und mit der Neuordnung der dortigen Rechtsverhältnisse gingen echt deutsch wissenschaftliche Forschungen Hand in Hand. Dem Klima gemäß ist Deutsch-Südwest als Siedelungskolonie zu gebrauchen; die anderen liegen in der heißen Zone, weil anderswo keine mehr zu haben waren, und weil die Tropengegenden unsere heimische Volkswirtschaft am natürlichsten ergänzen. Schon bei der 25 jährigen Gedenkfeier des Reiches, am 18. Januar 1896, ehe Kiautschou erworben wurde, konnte Kaiser Wilhelm II. sagen: 'Aus dem Deutschen Reiche ist ein Weltreich geworden. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, mir zu helfen, dieses größere Reich auch fest an unser heimisches anzugliedern.' So ist es geschehen. Unter persönlicher Leitung des Kaisers ist die deutsche Flotte schnell und doch planmäßig ausgebaut, um dem Reiche die gebührende Seegeltung zu verschaffen, an Zahl der englischen noch weit nachstehend, an Technik und Geist ihr bereits überlegen.

Wer beim Besuche des Hamburger Hafens alles wegdenkt, was im 19. Jahrhundert die Dampfkraft und Elektrizität hinzugebracht hat, wer ferner mit seiner Einbildungskraft die schlotreichen Kolosse durch desto zahlreichere kleine Fahrzeuge mit zierlichen Ruderreihen zu ersetzen versteht, der hat ungefähr das Bild des Handelshafens im alten Peiraieus: das selbe rührige Treiben von Volk aus aller Herren Ländern, das selbe Nebeneinander aus allen Bevölkerungsschichten vom Reeder und Großkaufmann bis zum niedrigsten Gelegenheitsarbeiter, eine gemischte Gesellschaft, der gegenüber Aristoteles in der Politik aus seiner begreiflichen Abneigung kein Hehl macht. Schon die Bauart bewies, daß hier alles auf praktischen Gebrauch berechnet war, gerade, rechtwinklige Straßen, hohe Häuser im Vergleich mit der Oberstadt Athen, wo die einfachen Privatwohnungen sehr gegen die prächtigen Tempel und öffentlichen Gebäude abstachen, und die Hafenanlagen selbst, alles deutete darauf hin, daß, wie in Athen das Hirn, so im Peiraieus das Herz zur Regelung des handelspolitischen Blutumlaufs seinen Platz hatte.

Soweit es mit Athens Vorteil im Einklang war, erfreute sich das ganze weite Gebiet des attischen Seebundes des Freihandels, man überließ es also jedem einzelnen Mitgliede und in den einzelnen Städten jedem Kaufmanne, was er aus persönlicher Tüchtigkeit und durch Benutzung günstiger Umstände gewinnen konnte. Nur ausnahmsweise wurde einmal aus besonderen Gründen eine Stadt ganz ausgeschlossen, wie z. B. über Megara ein athenischer Beschluß kurz vor dem pelo-

ponnesischen Kriege die Handelssperre verhängte. Athen als Doppelstadt heimste natürlich die ergiebigste Ernte ein. Hafengelder, Einfuhr- und Ausfuhrabgaben von allen im Peiraieus verkehrenden Schiffen füllten neben den Privatgewinnen der Kaufleute die Staatskasse mit den Erträgen dieser Finanzzölle. Schutzzollgedanken kamen kaum auf, denn höchstens die Öl- und Feigeneinfuhr hätte die heimische Bodenwirtschaft beeinträchtigen können. Getreide, Fische, überhaupt alle Arten von Lebensmitteln mußten der zahlreichen Bevölkerung der Hauptstadt sehr willkommen sein. Denn nur die Ebene von Eleusis ließ etwas ausgedehnteren Ackerbau zu, dem der eleusinische Demeterdienst seinen Ursprung verdankte, das übrige Attika konnte wegen der dünnen Ackerkrume und wegen der unzureichenden Bewässerung den Bewohnern noch weniger die nötigen Nahrungsmittel liefern, als heute das dem Ackerbau entfremdete England den seinigen. Desgleichen waren allerlei Rohstoffe dem Gewerbfleiß Athens sehr erwünscht, besonders den Großbetrieben, bei denen zahlreiche Sklaven eine ähnliche Rolle spielten, wie die Maschinen in unseren Fabriken. Metoiken wetteiferten mit den Bürgern, die daraus gefertigten Kunsterzeugnisse über das beherrschte Gebiet auszugießen. Die Hafengebühren waren die regelmäßigsten, sichersten, zahlenmäßig nachweisbaren Staatseinkünfte; zugleich wurden sie, wie indirekte Steuern überhaupt, weniger unangenehm empfunden, als die immer gewaltsamer geforderten und, wo es nötig war, immer unerbittlicher von eigens dazu ausgesandten Schiffen eingetriebenen Tribute der Bundesgenossen und Untertanen, waren auch harmloser, als die Gerichtsgelder, die um so höher anwuchsen, je mehr alle erheblichen und einträglichen Rechtsstreitigkeiten in der Hauptstadt entschieden werden mußten. Auf direkte Steuern, die später zur Zeit des Demosthenes so notwendig wurden und besonders unbeliebt waren, konnte, abgesehen von den freiwillig-unfreiwilligen Leiturgien der reichsten Bürger, der Choregie und der Trierarchie, das perikleische Zeitalter verzichten.

Das Deutsche Reich verharrte in den ersten Jahren auf den Bahnen des preußisch-deutschen Zollvereins, der die Binnenzölle bereits vor der Reichsgründung aufgehoben hatte. Da aber die Einfuhr aus dem industriell vorausgeeilten England den deutschen Reichskörper mit Abmagerung bedrohte, worüber die Hochflut der französischen Milliarden nur vorübergehend hinwegtäuschte, schwenkte Bismarck zum Verdruß seiner bisherigen Förderer 1878/79 in die Schutzzollpolitik um, damit das Reich nicht mehr in Form der Matrikularbeiträge, die jährlich von den Einzelstaaten an die Reichskasse zu zahlen waren, deren lästiger Kostgänger zu sein brauchte, sondern, auf eigenen Füßen stehend, aus Zöllen seine gewaltigen Ausgaben, namentlich zum Militäretat, selbst zu decken vermöchte. Hatten allein diesen Zweck die Abgaben von solchen Waren, die im Reiche selbst beim besten Willen gar nicht oder doch nur spärlich gewonnen wurden, Kaffee, Tee, Tabak und allerhand Kolonialerzeugnisse, so hatte anderseits das Deutsche Reich sich auch vor dem Auslande zu schützen auf allen möglichen Wettbewerbsgebieten, die dem perikleischen Attika keine Sorge zu machen brauchten, eine Pflicht, die Bismarck so lebhaft beschäftigte, daß er eine Zeitlang das Handelsministerium selber übernahm. Ihm lag außer dem einheimischen Gewerbe

ganz besonders am Herzen, unsere Landwirtschaft lebensfähig und kaufkräftig zu erhalten, einmal um nicht die gesundeste Quelle der deutschen Wehrkraft versiegen zu lassen, dann auch um das deutsche Volk möglichst aus eigenen Vorräten ernähren zu können. Sein Nachfolger, Reichskanzler Caprivi, verließ diese Richtung, indem er durch den Zolltarif von 1891 einseitig auf den Vorteil des Gewerbfleißes bedacht war, während der spätere Reichskanzler Fürst Bülow, beide Interessen maßvoll ausgleichend, das Deutsche Reich instand setzte, die eigene Erzeugung der notwendigen Nahrungsmittel selbst für den Fall sicher zu stellen, daß die Zufuhr von außen irgendwie unterbunden würde. Mit Recht ist Bülow in seiner 'Deutschen Politik' stolz darauf, daß er die Caprivische Gefahr gebannt hat, und die damaligen Gegner seiner Zollpolitik müssen ihm jetzt Abbitte tun, denn ohne diese Umkehr hätte in dem gegenwärtigen Kriege das deutsche Volk ungeachtet seiner militärischen Überlegenheit sich längst aus wirtschaftlicher Not dem Todfeinde England beugen müssen.

Athen war inmitten seines Reiches auch nur so lange dieser Sorge überhoben, als es mit seiner Flotte das Meer beherrschte und die Zufuhr nach Bedürfnis regeln konnte; nachdem Lysandros die letzte Flotte bei Aigospotamoi vernichtet hatte, mußte die Stadt, rings eingeschlossen, in derselben Frist sich 404 v. Chr. auf Gnade und Ungnade ergeben, die der gründliche Kenner Englands, Karl Peters, unsern Feinden, falls es unseren U-Booten gelänge, ihnen die Zufuhr abzuschneiden, in Aussicht stellte. Und schon vorher bietet uns in kolonialpolitischer Hinsicht das attische Reich ein mahnendes Beispiel. Welche Sorgen hat es ihm bereitet, im peloponnesischen Kriege sich die engen Pforten zum Schwarzen Meere, den Hellespont, die Propontis und den Bosporos, offen zu halten, weil sein Lebensunterhalt ganz abhängig war von den pontischen Küsten. Hat es doch sogar Alkibiades alle Missetaten verziehen, als er ihm durch den Sieg bei Kyzikos 410 und durch die Widereroberung der Wasserstraßen die vornehmsten Lebensbedingungen gewährleistete; hat Alkibiades doch selber scharfblickend erkannt, daß er erst durch diese Wohltat sich ein Anrecht auf Rückkehr in seine Vaterstadt verdienen könnte. Ohne den freien Verkehr mit jener Fundgrube von Rohstoffen wäre Athen noch hilfloser gewesen, als wir jetzt, wo uns vorläufig der Zugang zu allen unseren Kolonien versperrt ist.

Das Beispiel ist lehrreich, es mahnt uns daran, wenn irgend möglich, uns eine dauernde Verbindung mit unsern afrikanischen Schutzgebieten zu verschaffen, wenn auch auf einem weiten Umwege. Solange unser Weltverkehr auf den Kanal zwischen England und Frankreich angewiesen ist, sind wir zu sehr von der Gnade unserer Erzfeinde abhängig. Richten wir daher zugleich unsere Blicke nach Südosten, um nicht nur einen schönen, breiten Landweg von Antwerpen bis Bagdad festzuhalten, nein, der Suezkanal und Ägypten müssen der uns befreundeten Türkei wider zufallen, so daß wir eine Landverbindung mit Deutsch-Ostafrika und über den Kongostaat durch das mittlere Afrika nach Kamerun und Deutsch-Südwest gewinnen. Man lächele nicht angesichts der Entfernungen, zumal da ich mich jetzt nach Rudolf Kjellén, 'Die

politischen Probleme des Weltkrieges'. S. 40ff. in sehr berufener Gesellschaft befinde. Bei den heutigen Verkehrsmitteln erscheint der Plan nicht so sonderbar, wie Napoleons I. Absicht, den Weg nach Ostindien zu finden und dort das sonst unerreichbare England tödlich zu treffen. Da nun auch die gegenwärtige Erfahrung lehrt, daß die Kriege der Neuzeit doch länger sind, als man vor 1914 allgemein annahm, ist in einem künftigen Kriege trotz der Weiten ein militärischer und wirtschaftlicher Zusammenhang zwischen Mutterland und Kolonien möglich und nützlich. Naturgemäß soll hierdurch der Seeweg dorthin ebenso wenig ausgeschlossen werden, wie die Ausrüstung unserer Kolonien zu selbstständiger Verteidigung.

Die Kontrolle der Einnahmen und Ausgaben im athenischen Staate mutet beinahe modern an. Der Voranschlag für das kommende Rechnungsjahr und die Prüfung der Ausgaben nach Ablauf des Jahres betrachtete die Versammlung der Bürger als eines ihrer wichtigsten Rechte. Nur ein Posten 'für notwendigen Aufwand' (εἰς τὸ δέον) war davon ausgenommen. Welchen staatlichen Zwecken dieser Geheimfonds diente, ersehen wir aus einem einzelnen Verfahren des Perikles. Als dessen Absicht, das benachbarte Boiotien unter attischen Einfluß zu bringen, infolge der Niederlage bei Koroneia im Jahre 447 gescheitert war, als Euboia vom Bunde abgefallen war und von Perikles persönlich gezähmt werden mußte, als gleichzeitig ein spartanisches Hoplitenheer unter Pleistoanax und Kleandridas zum Einfallen in Attika bereit stand, da griff Perikles insgeheim zu dieser Summe und bewirkte, daß die Führer Attika mit ihrem Heere verschonten.

Der Regierung des Deutschen Reiches stehen ebenfalls einige Mittel zu Gebote, die nicht nachgeprüft werden; freilich wird schon lange und insonderheit jetzt, wo zum Vorschein gekommen ist, wieviel mehr unsere Feinde von geheimen Aufwendungen Gebrauch machen, um Staatsmänner und Presse des In- und Auslandes sich gefügig zu stimmen, unserer Diplomatie vorgeworfen, daß sie sich dessen im vaterländischen Sinne zu wenig bediene. Aber sonst sind die Verwaltungsgrundsätze, wie sie seit König Friedrich Wilhelm I. sich als feste Grundlagen des preußischen Staatswesens herausgebildet haben, auf das Reich übertragen.

Verwendet wurden und werden die Reichsmittel dort und hier mit dem wesentlichen Unterschiede, daß mehr und mehr, je stärker die selbständigen Bundesgenossen zusammenschmolzen, Athen fast ausschließlich darüber verfügte, während im Deutschen Reiche sämtlichen Vertretern die Mitentscheidung gewahrt bleibt, ferner mit der abweichenden Gliederung, daß in dem attischen Seebunde die staatlichen und die allgemeinen kulturellen Aufgaben von der Vormacht gleichmäßig bestimmt wurden, während in dem deutschen Verhältnis die letzteren größtenteils den Einzelstaaten belassen worden sind. In erster Linie dienten und dienen die Reichsmittel dazu, das staatliche Gebilde in der Vollkraft zu erhalten und kräftig zu entwickeln, vor allem die Wehr, in Griechenland zur siegreichen Fortsetzung der Perserkriege bis zu Kimons Tode, der hierdurch zugleich das Zweigespann vor dem gesamthellenischen Wagen, die beiden Mächtegruppen, unversehrt erhalten wollte. Später, als die perikleische

Partei allein das Heft in der Hand hatte, war das Hauptaugenmerk des leitenden Staatsmannes darauf gerichtet, den Seebund unnachsichtlich zusammenzuhalten und Athen für die über kurz oder lang zu erwartende Abrechnung, die dann im peloponnesischen Kriege erfolgte, bei Zeiten instand zu setzen. Dreihundert schlagfertige Dreidecker, die in Gruppen zu je 60 sich in bestimmten Zeiträumen zu vollem Dienst ablösten, die oben erwähnten Hopliten und Festungstruppen, sowie der auf der Akropolis verwahrte Tempelschatz, der sich 431 v. Chr. auf 6000 Talente (über 27 Millionen Mark) belief, bürgten dafür.

Wer denkt dabei nicht an unsern Reichsschatz im Juliusturm zu Spandau? Und doch ist der Zweck wider verschieden. Die unter Perikles allmählich auf der Aropolis niedergelegte Summe war leihweise zur Aushilfe bestimmt, wenn etwa in Kriegszeiten die regelmäßigen Einkünfte ausblieben oder für die laufenden Ausgaben nicht reichten, und es zeugt von besonnener Staatsverwaltung, daß Perikles rechtzeitig die Volksversammlung zu dem Beschlusse bewog, ein Sechstel des Schatzes solle sogar in gewöhnlichen Kriegsbedrängnissen unantastbar sein, um in alleräußerster Not den Staat zu retten, ein Fall, der nach dem verunglückten Unternehmen gegen Syrakus eintrat, als Athen eine neue Flotte beschaffen mußte. Dagegen hat das gemünzte Geld im Juliusturm, das schon im preußischen Staate 80 Millionen Mark betrug und nach der Reichsgründung aus den französischen Kriegskosten auf 120 Millionen erhöht wurde, die Kosten der ersten Mobilmachungstage zu bestreiten, bis der schleunig einberufene Reichstag verfassungsmäßig größere Mittel bewilligen kann. Für die Schlagfertigkeit ist dies so wichtig, daß wir in langen Friedensjahren das Geld unverzinslich liegen lassen, damit es der Kriegsleitung unmittelbar zu Gebote steht.

Der perikleischen Anleiheform, deren man sich zur Verwendung des Atheneschatzes auf der Akropolis bediente, steht unsere neuzeitliche gegenüber, die sich gegen Reichsschuldverschreibungen mit angemessenem Zinsfuß den Geldbesitz der einzelnen Bürger freiwillig so zur Verfügung stellen läßt, daß diese außer dem Bewußtsein, dem Vaterlande einen Dienst erwiesen zu haben, auch einen nennenswerten Vorteil erwarten dürfen. Immer aufs neue widerholt sich der Kreislauf von der Börse der Bürger zur Reichsbank und von der Reichsbank in den bürgerlichen Privatbesitz. Daneben erhalten die Milliarden ebendort aufgestapelter Goldmünzen den deutschen Geldwert im Auslande auf annehmbarer Höhe, so daß wir noch nicht an das Einschmelzen von goldenen Christusbildern, Abendmahlskelchen und anderen heiligen Geräten zu denken brauchen. Perikles wies nämlich, als der peloponnesische Krieg ausbrach, in einer Rede (Thukydides II, 13) auf die Werte hin, die nötigenfalls außer dem baren Gelde aushelfen könnten. Die Kunstwerke im Staats- und Privatbesitz veranschlagte er auf 500 Talente einschließlich der heiligen Geräte und des persischen Beuteschatzes. Ja, er vergriff sich in Gedanken an seinem höchsten Kleinod, dem Goldelfenbeinbilde der Stadtgöttin Athene im Parthenon, und erinnerte daran, daß ihr Gewand, 40 Talente wert, abnehmbar sei. Tatsächlich eingeschmolzen ist es erst in der Diadochenzeit.

Perikles war also entschlossen, wenn es so weit käme, der vaterländischen Pflicht die herrlichsten Kunstwerke zu opfern, und widerlegte damit die Vorwürfe, die seine Gegner, gestützt auf den Unmut der durch Kriegsnot und Seuche aufgeregten Volksmassen, gegen ihn schleuderten, als habe er die Beiträge der Bundesgenossen vergeudet, um die Stadt Athen zu schmücken wie ein freches Weib, das sich mit kostbaren Steinen behänge. — Hatte denn Perikles nicht für Gegenwart und Zukunft die Wehrmacht zu Lande und zu Wasser auf den Schutz der Bundesgenossen eingerichtet, die, sich selbst überlassen, unrettbar der Perserherrschaft wider anheimgefallen wären? Konnte er ihnen nicht die Mittelmauer welche die Doppelstadt erst völlig schirmte, handgreiflich entgegenhalten? Sprachen ihn nicht Schiffswerften, Lagerhäuser und sonstige Nutzbauten im Kriegs- und Handelshafen Peiraieus frei? Vollends der garstige Vergleich stempelt sie zu unberufenen Beurteilern, denn er spricht ihnen jedes religiös-sittliche, schönsinnige und staatsmännische Verständnis ab. Oder kann ein unbefangener Besucher Berlins aus einer preußischen Provinzialstadt oder aus einem deutschen Einzelstaat es der Reichshauptstadt mißgönnen, daß sie durch Schmuckgebäude, durch Bildsäulen berühmter Männer, durch Museen und Sammlungen aller Art sich vor allen anderen auszeichnet? Wird nicht vielmehr jeder Verständige, der in Berlin geweilt hat, mit dem Bewußtsein nach Hause zurückkehren, daß ein solcher Vorrang sich für den Mittelpunkt des mächtigen Reiches geziemt? Wird nicht jeder sich mit dem ganzen deutschen Volke in dem Glanze Berlins mitgeehrt fühlen? Den selben Eindruck wollte Perikles jedem Besucher aus dem delisch-attischen Seebunde mitgeben und ihn durch den Reiz der Schönheit und durch das Hochgefühl, einem solchen Staatsverbande anzugehören und dazu beigetragen zu haben, innerlich um so zuverlässiger an Athen fesseln.

Wer aber für den perikleischen Idealismus nicht empfänglich genug ist, wen nicht einmal der Parthenon des Iktinos und Kallikrates, die Propyläen des Mnesikles und die Kunstwerke des Pheidias über einfach spießbürgerliche Nützlichkeitsgedanken hinauszuheben vermögen, der vergegenwärtige sich Plutarchs Perikles, Kapitel 12: 'Den im kräftigen Lebensalter stehenden Bürgern gewährten die Feldzüge die nötigen Hilfsmittel aus der Staatskasse; und da er (Perikles) nicht wollte, daß die außerhalb der militärischen Ordnung stehenden breiten Volksmassen von Einnahmen ausgeschlossen wären, aber sie auch nicht träge und müßig erhalten sollten, legte er dem Volke große Baupläne und kunstvolle Entwürfe zu arbeitsreichen Werken vor, damit der zu Hause bleibende Teil ebenso, wie die auf der Flotte, auf Wachtposten und im Feldheere Dienenden, Gelegenheit hätte, aus der Staatskasse Nutzen zu ziehen. Denn wo Stein, Erz, Elfenbein, Gold, Ebenholz, Zypresse den Stoff darboten und die diese kunstgerecht bearbeitenden Gewerbe, Baumeister, Bildhauer, Kupferschmiede, Steinmetzen, Färber, Gold- und Elfenbeinarbeiter, Maler, Buntwirker, Graveure, und ihnen zur Seite auch Lieferanten und Beförderer, Kaufleute, Schiffer und Steuerleute, zu Lande Wagenbauer, Gespannhalter und Kutscher, sodann Seiler, Leineweber und Riemenschneider, Straßenbauer und Bergleute, überhaupt jeder Gewerbezweigvertreter, wie

der Feldherr sein Heer, so die Arbeiter und Handlanger in Ordnung hielt so daß es ein persönliches Werkzeug zur Arbeit wurde, da ließen die Gewerbe den Wohlstand sozusagen auf jedes Alter und jeden Beruf voll ausströmen'. Das Kapitel bedarf keiner besonderen Erläuterung, um erkennen zu lassen, daß in der perikleischen Volkswirtschaft kaum etwas fehlt, was in den deutschen Verhältnissen des alten Reiches vorhanden war, daß unsere Zeit es nur in den Zweigen überbietet, welche das 19. Jahrhundert erst gezeitigt hat. Das athenische Handwerk hatte wirklich goldenen Boden und verstand mit dem einfach Nützlichen und mit der alltäglichen Brauchbarkeit feinen Geschmack zu verbinden, so daß auch die ideal Veranlagten zu ihrem Rechte kamen und die in den weniger bevorzugten Bürgerkreisen von Natur vorhandenen Keime glänzend entfaltet wurden.

Staunenswert ist der hoch entwickelte Staatssozialismus, wie wir ihn sonst geschichtlich nur in der Regierung hochbegabter Monarchen ausgeprägt sehen, welche mit ideellem Schwung die Staatseinkünfte nicht bloß zu den nächstliegenden staatlichen Zwecken verwenden, sondern die kulturelle Förderung zugleich in den Dienst der wirtschaftlich zu hebenden Volksschichten stellen. In dieser Hinsicht steht Perikles neben den besten römischen Kaisern, die sogleich von Augustus an Rom aus der Ziegelstadt in ein Marmorjuwel umwandelten und in den kunstliebenden Päpsten verständnisvolle Fortsetzer fanden, neben den deutschen Kaisern des Mittelalters, die ihre Städte mit gotischen Domen schmückten, und nicht zuletzt neben den kunstliebenden Hohenzollern, die den Staatssozialismus im modernen Gewande zugunsten der arbeitenden Klassen zur höchsten Vollendung geführt haben. Welche Summen Perikles so dem Volke mittelbar hat zufließen lassen, das können wir ihm an einem Beispiele nachrechnen. Zu den Propyläen, jenem prachtvollen Durchgangsgebäude am Westrande der Akropolisplattform, hat er nachweislich 2012 Talente verausgabt, also fast so viel, wie unser Kaiser Wilhelm II. aus Reichsmitteln allein für den neuen Berliner Dom, um von anderen öffentlichen Gebäuden zu schweigen, aufgewendet hat. Wieviele Baumeister, Künstler, Handwerker und Arbeiter haben dort aus den perikleischen Baugeldern, hier aus dem jährlichen Reichsaufwand von einer Million Mark zehn Jahre hindurch für sich und ihre Familien den Lebensunterhalt gezogen!

Das Deutsche Reich ist aber in seiner Volksfürsorge noch einen guten Schritt weiter gegangen. Perikles brauchte staatlich nur für die Bürger zu sorgen; die Sklaven zu berücksichtigen, war Sache der Besitzer. Die athenischen Sklaven sind darin unseren Dienstboten zu vergleichen, daß ihnen die Sorge für den Lebensunterhalt abgenommen war. Wirkliche Not lernen diese ja auch erst kennen, wenn sie einen eigenen Haushalt gründen; dagegen die Fabrikarbeiter unterliegen der Gefahr, in wirtschaftliche Bedrängnis zu geraten, früher und leichter, eben weil sie selbständiger dastehen und durchgehends in barem Gelde entlohnt werden. Perikles gab allen Beteiligten als Entgelt für Kopf- und Handarbeit den verdienten Lohn, jedoch nur, soweit und solange ihre werktätige Gegenleistung dauerte; das Deutsche Reich sorgt auf Grund der Sozialgesetzgebung für die Erhaltung der Arbeitskraft und

darüber hinaus, wenn nach dem natürlichen Lebenslauf diese nachläßt und schließlich ganz aufhört. Mit der Unfall-, Kranken-, Alters- und Invaliden-Gesetzgebung, sowie mit der Hinterbliebenen-Versicherung schützt es nicht nur alle, die ihren ganzen Lebensberuf dem Staatsdienste gewidmet haben, sondern auch die Privatarbeiter bis zum Lebensende vor einem sorgenvollen Alter. Hiermit hat sich das Deutsche Reich unvergänglichen Ruhm erworben, indem es zuerst unter allen Staaten die werktätige Nächstenliebe im Sinne der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 staatlich regelte und so das Los der weniger Bemittelten in Lagen der Erwerbsunfähigkeit nicht mehr allein von dem guten oder schlechten Herzen ihrer Umwelt abhängen ließ. Und welch ein Gewinn an Volkskraft, teils durch verlängerte Lebensdauer, teils durch Sicherung eines kräftigen Nachwuchses in den folgenden Menschenaltern! Wie viele Kranke mögen früher ohne ärztliche Behandlung vor der Zeit ins Grab gesunken, wie viele Unbemittelte, infolge von Unterernährung entkräftet oder verwahrlost, auf Irrwege geraten sein und damit ihr eigenes Dasein entwertet, ihre Familienpflicht vernachlässigt, ihre Kraft dem Staate entzogen haben. Die Folge davon war ein dumpfes Hinbrüten unter Niederdruckstimmung bei den einen, bei den meisten, je nach dem Charakter, ein mehr oder weniger stürmisches Sichaufbäumen gegen die Notlage, die nicht mehr häufig, wie in vergangenen Jahrhunderten, als gottgewolltes Schicksal aufgefaßt wurde. Wollte Bismarck einerseits durch das Sozialistengesetz alle Ausschreitungen mit schwerer Hand niederhalten, so sollten andererseits die großen Volksmassen durch die wirtschaftlich wirksamen Humanitätsmittel dem Reiche wohlwollend gestimmt werden. Lehnten die am weitesten nach links stehenden Parteien die Wohltat auch ab, um ihren Anhängern gegenüber Aufreizungsstoff in der Hand zu behalten, so hat doch die einmütige Abstimmung des Reichstages vom 4. August 1914 und die willige Erfüllung der vaterländischen Pflichten in allen Volksschichten das Werk als heilsam erwiesen. Denn was der politische Abscheu vor der russischen Knute, was der nationale Gegensatz gegen das rachedürstende Frankreich, was die industrielle Furcht vor der nimmersatten Handelspolitik Englands nicht bewirkt haben würde, das brachte der Gedanke fertig, daß man sich niemals des Trägers der Volkswohlfahrt, des Deutschen Reiches, durch seine Feinde berauben lassen dürfe. Keine Einrichtung des perikleischen Zeitalters hat so einigend gewirkt, wie die deutsche Sozialreform.

Wie steht es denn aber mit den Gebildeten? Haben deren höheren Ansprüchen beide Staatswesen, das perikleische Athen und die ersten 50 Jahre des neuen Deutschlands, genug getan? Athen antwortet mit der Grabrede, die Perikles zu Ehren der im ersten Jahre des peloponnesischen Krieges Gefallenen hielt, und diese könnte, auf neudeutsche Verhältnisse übertragen, fast buchstäblich den deutschen Kriegern gehalten werden. Perikles wies (Thukydides II, 35—46) bekanntlich nach, daß es sich wirklich verlohne, für einen solchen Staat den Heldentod zu erleiden, und das Deutsche Reich rechtfertigt nicht weniger die für die höchsten Güter dargebrachten Opfer. Nicht mit eitler Selbstbespiegelung, sondern wahrheitsgemäß rühmt der Redner die Vorzüge seiner Vaterstadt.

Voran stellt er die persönliche Freiheit, mit der jeder athenische Bürger sein Privatleben führen kann, ohne von seinem Nachbar scheel angesehen zu werden. Es schwebt ihm dabei die staatliche Gebundenheit der Spartaner oder auch das steife Wesen der Boioter als Gegensatz vor, und er zielt nicht auf ein wüstes Sichausleben ab, wie es später unter dem Einfluß des peloponnesischen Krieges und der Sophistik in der Selbstsucht eines Alkibiades oder Kritias zum Vorschein kommt. Zwar rieben sich schon im perikleischen Zeitalter die Interessen der einzelnen aneinander, zumal bei der athenischen Lebhaftigkeit, und begründeten schon den Ruf, daß die Athener das prozeßsüchtigste Volk seien; aber die hohe allgemeine Bildung wirkte naturgemäß mildernd, wie ja überall die gebildeten Kreise mit den Strafgesetzen weniger in Berührung kommen. Der ganze Sklavenstand bleibt hier wider ganz außer Betracht, weil er sich mit persönlichem Empfinden und Begehren nicht hervorwagen durfte.

Wenn in der deutschen Bürgerschaft die Millionen von Arbeitern infolge der menschenwürdigeren Stellung mitzureden haben und ihre Ansprüche geltend machen, so ist damit an sich ein viel breiterer Raum zu Mißgunst, Neid und Klassenhaß gegeben, doch begünstigt eben der auch auf diese Schichten ausgedehnte Volksschulunterricht bis zu einem gewissen Grade den sittlichen Ausgleich. Und die im Auslande so arg verschrieene Gebundenheit des deutschen Staatsbürgers in den Ketten des preußischen 'Militarismus', die uns aus Unkenntnis der deutschen Verhältnisse oder aus Böswilligkeit nachgesagt wird, widerlegen zu wollen, erübrigt sich, da es für Deutsche überflüssig und für das Ausland nutzlos sein würde.

Nein, das Ausland hat uns gerade das beste Zeugnis ausgestellt durch sein Verhalten gegen die deutsche Kultur, indem es Deutschland als allgemeine Bildungsstätte (παίδευσις) anerkannte. Bald nach der Gründung des Deutschen Reiches sah man in den Hörsälen der Berliner Universität — auf den anderen Hochschulen und Akademien wird es ähnlich gewesen sein — nicht nur außerdeutsche Europäer immer zahlreicher werden, sondern aus Ostasien fanden sich von Semester zu Semester immer neue Japaner ein, und in den folgenden Jahren erschienen bei den militärischen Schaustellungen auf dem Tempelhofer und Bornstedter Felde in dem Gefolge von Kaiser Wilhelm I. die buntesten fremden Uniformen, vor allen widerum japanische. Solange man darin keine Gefahr witterte, konnte man, wie Perikles niemanden auswies und nichts zu verheimlichen hatte, stolz darauf sein, daß das deutsche Volk der Lehrmeister auf allen möglichen Gebieten wurde; indessen benahm bald die ausländische Hochflut den Deutschen Licht und Luft, und heute weiß jedermann, wie jene Ausländer das, was sie von hier mitgenommen haben, nun gegen uns kehren in dem Maße, wie es Athen infolge der selben Weitherzigkeit nicht erlebt hat.

Großzügigkeit kennzeichnet das Wesen der Athener, Unternehmungsgeist mit Klugheit und Vorsicht gepaart. Ein hochbegabtes Volk richtete seine Fahrten in ungemessene Weiten, auf den Spuren der Argonauten bis zu den Ostküsten des Schwarzen Meeres; und was im fernen Westen Homer in nebelhafter Ferne ahnte, das wurde den Pfadfindern der folgenden

Jahrhunderte Wirklichkeit, ohne daß es eines Sängers bedurfte. Herolde athenischen Ruhmes waren auf allen Küsten und Inseln angelegte Handelsplätze, zugleich Träger einer scharf ausgebildeten Griechenkultur den Barbaren gegenüber.

In dieser Hinsicht ist das deutsche Volkstum lange Zeit hinter den Griechen zurückgeblieben. Was den Germanen in der großen Völkerwanderung widerfahren war, daß ihre Wanderstämme entweder untergingen oder von der vorgefundenen Bevölkerung aufgesogen wurden, das war noch im 19. Jahrhundert die Regel, wenigstens bis 1866, wo der Deutsche sich im Auslande mehr als Deutscher zu fühlen anfing; sogar jetzt spielen unsere Landsleute in den Vereinigten Staaten noch keine politische Rolle, die ihrer Millionenzahl und ihrer Bedeutung entspräche. Wohl aber stellen sie die am meisten kulturfördernde Schicht dar: gediegene Arbeiter, in allen Betrieben auch nichtdeutscher Besitzer gern gesehen, solange es nur auf den geschäftlichen Vorteil ankommt, oft aber auch mit mißgünstigen Blicken betrachtet, wo sie dem fremden Wettbewerb den Rang ablaufen. Daher hatte sich schon lange, bevor es zum Kriege kam, Deutschfeindlichkeit im stillen eingestellt, obgleich die deutsche Arbeitskraft, Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit dort noch immer hoch im Werte stand; in welchem Umfang, das ist erst klar geworden, als beim Kriegsausbruch die Tausende deutscher Zivilgefangener in den Konzentrationslagern unserer Feinde zusammengetrieben wurden.

Die in der Heimat verbliebenen Deutschen brauchen vor dem Vergleich mit den Athenern sich nicht zu scheuen. Schon in der Zeit, wo sie noch keine eigentliche Weltgeltung hatten, wußten sie die Güter der Erde zu finden und den entsprechenden Anteil für sich zu entnehmen. Wenn Perikles von Athen rühmt, daß dort der Reichtum von allen Seiten zusammenströme und in der Behaglichkeit des einzelnen Hauswesens zum Ausdruck komme, so erinnern wir uns unwillkürlich daran, wie sehr sich innerhalb der letzten fünf Jahrzehnte die Lebensführung gehoben hat, wie Volkskreise, die sich früher mit der bescheidensten Häuslichkeit begnügten, nun ihr Heim mit englischem 'Komfort' ausstatteten. Und einen Schmuck hat das deutsche Haus vor dem athenischen voraus, die auf gleicher Achtung der Geschlechter beruhende Gattenliebe. Perikles' Familienverhältnis zu der schönen und gebildeten Milesierin Aspasia führte zwar zwei geistreiche Persönlichkeiten zusammen, entbehrte aber doch der deutschen Herzinnigkeit, auch wenn man von dem Klatsch absieht. Und was hat der Redner den Witwen der gefallenen Krieger zu bieten? Nichts als den Rat, sich so zu verhalten, daß sie weder im guten noch im schlechten Sinne viel von sich reden machten.

Obwohl man Perikles sonst in seiner unerschöpflichen Arbeitskraft nur von Hause zu den Regierungsgeschäften und vom Dienste wider nach Hause gehen sah, hatte er doch für die menschliche Anlage im allgemeinen und für das Erholungsbedürfnis des Volkes volles Verständnis und suchte es zu befriedigen nicht durch Untätigkeit, sondern durch Anregung. Er hebt ausdrücklich den attischen Festkalender hervor, der die Feiertage über das ganze Jahr verteile, er hat ihn selber bereichert mit musikalischen Aufführungen, denen er eine neue Feststätte im Odeion

bereitete, er hat die Panathenäen mannigfaltiger gestaltet und Pheidias veranlaßt, davon ein anschauliches Bild auf dem über 200 m langen Marmorband, dem Parthenonfriese, der Nachwelt vor Augen zu stellen, das noch heute in dem trümmerhaften Zustande seinen ursprünglichen Zauber ausübt, er hat überhaupt die Kunst in Plastik und Dichtung als trefflichstes Bildungsmittel betrachtet. Gesetzt den Fall, wir könnten Perikles persönlich als Urheber der später so verderblichen Schau- oder Theatergelder (θεωρικά) verantwortlich machen, so würden wir ihm doch die Entartung nicht zur Last legen dürfen. Sie sollten auch die ärmeren Bürger instand setzen, die Theateraufführungen zu besuchen. Dürfte man nun vergleichend von den heutigen Volksbühnen ausgehen, die es nur auf einige angenehm unterhaltende Abendstunden abgesehen haben, so würde man sie mit verurteilen müssen. Allein man sehe sich in den Dramen der attischen Tragiker jener Zeit den Inhalt darauf an, und das Verdammungsurteil wird verstummen. Das athenische Theater hatte zugleich mitzuleisten, was bei uns die Kirche besorgt, wie denn die meisten Stoffe der religiösen Überlieferung entnommen sind. Es standen demnach, wenn anders nicht ein Teil der Bürger dessen verlustig gehen sollte, zwei Wege offen: entweder mußte jedem das Theater, wie bei uns die Kirche, unentgeltlich geöffnet sein oder, wenn der Theaterpächter Eintrittsgeld verlangte, dieses aus öffentlichen Mitteln vergütet werden. Allerdings war hiermit eine abschüssige Bahn betreten, die im folgenden Jahrhundert dahin führte, daß Demosthenes mit Mühe nur ausnahmsweise einmal zu Rüstungen retten konnte, was die schaulustige Menge nur zum Vergnügen begehrte.

Hätte nun das perikleische Athen sich damit begnügt, kunstsinnig die Akropolis mit Prachtbauten zu schmücken und sich an den Kunstwerken des Pheidias zu weiden, oder hätte es seinen Ruhm nur darin gesucht, die Menschheit mit den Dichtungen des Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes zu beglücken, in der Volksversammlung erstklassige Reden zu hören oder in den Philosophenschulen über die tiefsten Gründe menschlichen Denkens zu grübeln, so hätte Sparta ihm den Vorrang gegönnt; ebenso hätten die Völker Europas den Deutschen neidlos den Namen der Dichter und Denker verziehen, wenn nur Bismarck nicht auch andere in dem deutschen Volkscharakter schlummernde Eigenschaften geweckt und auf den Leuchter gestellt hätte. Aber wir beschäftigen uns mit der Wissenschaft ohne Verweichlichung, sagt Perikles. Gewiß, kein Volk des Altertums hat so viel für Kunst und Wissenschaft getan, wie die Athener: das veranschaulicht eine Wanderung über die Akropolis, das beweist der Wert der athenischen Literatur bis auf den heutigen Tag, davon sucht U. von Wilamowitz in seinem griechischen Lesebuche schon den Schülern der oberen Klassen einen Begriff zu geben durch Proben, daß die einzelnen Zweige der Wissenschaft und Technik unserer Zeit ihre Keime, Anfänge und Vorstufen im griechischen Altertum haben. Aber die Athener haben sich nicht so einseitig der geistigen Ausbildung gewidmet, wie die Spartaner der körperlichen. Als Autochthonen hatten die Herrschenden die eigene Bevölkerung nicht so zu fürchten, wie die spärlichen Dorier als fremde Eroberer die so viel zahlreicheren Unterworfenen des Peloponnes. Sie konnten also, auf den solonischen Grundlagen weiter-

bauend, allseitig einen gesunden Geist in einem gesunden Körper als Ziel der Erziehung und Lebensführung verfolgen. Daher das schöne Ebenmaß geistiger und körperlicher Kraft, das ihnen schon in der ersten Hälfte der Perserkriege das Übergewicht über die Feinde und über die Bundesgenossen verlieh und im perikleischen Zeitalter die herrlichen Früchte trug. Religiös-sittlich ist die Doppelnatur in der Pallas Athene verkörpert, die nicht nur klug und geschickt die Kunstfertigkeit der römischen Minerva handhabt, sondern auch als Kriegsgöttin, als Tochter eines gewaltigen Vaters die Reihen der Helden mit der Lanze bändigt.

Was haben wir Deutsche denn dem an die Seite zu stellen? Wehrkraft und Bildung tiefgründig gepaart. Der Scharnhorstische Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, in der Zeit der napoleonischen Not aus altgermanischem Geiste widergeboren, war in dem Befreiungskriege von 1813 bereits erprobt, ehe der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre darauf ihn allgemein in gesetzliche Form kleidete, und machte Preußen zur Musterschule für die anderen deutschen Staaten und Stämme, die seit 1866 hineinbezogen wurden, nach 1870/71 auch für unsere Nachbarn, nur schade, daß die Franzosen uns das Einjährig-Freiwilligenwesen und das damit zusammenhängende Reserveoffiziertum, worin sich das doppelte Wesen der Pallas Athene am augenfälligsten zeigt, wenigstens auf der Bildungsgrundlage, vergebens nachzumachen versuchten, vergebens, weil bei ihnen die notwendigen Vorbedingungen nicht vorhanden waren, geschweige denn bei den tiefer stehenden Völkern. — Noch einige Jahre älter ist das deutsche Turnen. 1811 von Ludwig Jahn eingeführt und, wenn auch vorübergehend in den Jahren, wo die Regierungen überall staatsfeindliche Umtriebe witterten, verkannt und verfolgt, hat es sich mehr und mehr durchgerungen, so daß es niemand mehr in der deutschen Erziehung missen möchte. Besuche die Tausende von Turnvereinen, besichtige die Turn- und Spielplätze, beobachte die neuerdings hinzugefügte Jugendwehr: nirgends wirst du enttäuscht sein, wenn du den Maßstab von den Gymnasien und Ringschulen der Athener anlegst. Im Gegenteil, der Segen ergießt sich bei uns noch viel weiter auf einer Grundlage, die uns noch wider um 100 Jahre zurückführt. 1717 ist das Geburtsjahr der allgemeinen Schulpflicht in Preußen, einer Schöpfung des praktisch-vernünftigen Königs Friedrich Wilhelm I., der natürlichen und notwendigen Vorstufe der allgemeinen Wehrpflicht. Dieser glücklichen Verbindung haben wir es zuzuschreiben, daß unsere Heere keinen Rekruten bekommen ohne Volksschulbildung und keinen Reservisten entlassen, der nicht außer der soldatischen Schulung eine ausreichende Charakterbildung ins Leben mitnähme, erziehlich ausgestattet mit dem allgemeinen Rüstzeug für jegliche Berufsarbeit. Kein Wunder, daß dieser 'Militarismus' den Neidern und Feinden des deutschen Reiches ein Dorn im Auge wurde, zumal da er es nicht nur auf dem Schlachtfelde unüberwindlich machte, sondern auch auf allen Gebieten des bürgerlichen Lebens die Leistungen dermaßen steigerte, daß unsere Handelsschlußrechnung in den letzten Jahren vor dem Kriege den Engländern unmittelbar auf den Fersen saß, daß sie sich mit gutem Grunde bald überflügelt glaubten und durch gewaltsames, lange vorbereitetes Eingreifen sich davor zu schützen suchten.

So hat dem deutschen Volke die Schicksalsstunde geschlagen, wie dem athenischen im peloponnesischen Kriege, kurz vor Ablauf der fünfzigjährigen Glanzzeit. Perikles hat es selber noch erlebt, den Schöpfern des Deutschen Reiches ist die Erfahrung erspart geblieben. Aber im Geiste haben sie gleich Perikles das Unheil kommen sehen und nichts unterlassen, das Volk darauf vorzubereiten. Taub gegen die unzeitgemäßen Abrüstungsvorschläge, haben sie unentwegt an dem Grundsatze festgehalten, daß ein Staatswesen durch die Mittel erhalten wird, durch die es groß geworden ist; als Staatsmann hat Bismarck die drohende Vereinigung unserer Feinde hintangehalten und noch am 6. Februar 1888 in der Rede, die gleichsam als Vermächtnis der großen Zeit Kaiser Wilhelms I. gelten kann, an einer allgemeinen europäischen Rundschau nachgewiesen, wie die Ruhe Europas nur durch verstärkte deutsche Wehrmacht verbürgt sei. Ebenso hat Moltke sich nicht in Sicherheit gewiegt, nein, er hat unablässig den Gedanken rege erhalten, ganz Europa starre in Waffen, und das Deutsche Reich habe längstens in 50 Jahren noch einmal eine kriegerische Probe sondergleichen zu bestehen. Noch um einige Jahre früher ist sie erschienen, denn das gefüllte Pulverfaß wartete nur auf den zündenden Funken.

In beiden Fällen war die Zündschnur recht lang und ihre Wirkung dennoch furchtbar. Das im fernen Nordwesten, außerhalb des griechischen Rahmens gelegene Epidamnos (Durazzo) gab den Anlaß zum peloponnesischen Kriege, wie 1914 das winzige und entlegene Serbien. Was ursprünglich bloß eigene Angelegenheit der beiden nächstbeteiligten Staaten, dort Epidamnos und Kerkyras, hier Serbiens und Österreichs, war, das wurde dort zu einer gesamtpeloponnesischen Bundesfrage auf der Tagsatzung in Sparta aufgebauscht, hier durch Serbiens Hoffnungen auf Rußland und durch England, den Lenker der Marionetten, zu einer europäischen Frage umgewandelt. Nun flammten zwei Mächtegruppen, dort der peloponnesische Bund unter Spartas und der attische unter Athens Führung, hier der von Bismarck im Jahre 1879 mit Österreich-Ungarn geschlossene Zweibund in allgemeiner Kriegswut auf. Nun zeigte es sich, daß in beiden Fällen das gespannte Verhältnis zwischen den Gruppen schon lange zum Kriege geführt haben würde, wenn nicht dort Perikles besonnen die Kriegsfurie gefesselt hätte, besonders durch den nach ihm benannten Frieden vom Jahre 445; wenn nicht Kaiser Wilhelm II. friedliebend 1906 durch die Algeciraskonferenz und 1911 durch das Afrikaabkommen die Marokkofrage verhindert hätte, schon damals den jetzigen Weltkrieg heraufzubeschwören. Und auch an verräterischen Bundesgenossen fehlt es hüben und drüben nicht, die sich unter dem geheimen Druck der Gegenpartei von dem langjährigen Bundesverhältnis absprengen ließen, in Griechenland Poteidaia, das aus räumlichen Rücksichten als einzige dorische Kolonie auf Chalkidike sich dem delisch-attischen Seebunde angeschlossen hatte, aber die dorischen Einflüsse seiner Mutterstadt Korinth auf sich einwirken ließ, bis es sich kurz vor dem peloponnesischen Kriege von Athen lossagte, und 428/27 die äolisch besiedelte Insel Lesbos, in unserer Zeit Italien und Rumänien. Weniger um die deutsche Seite zu stärken, als um der feindlichen Gruppe einen stammverwandten Mitläufer

zu entziehen, benutzte Bismarck Italiens Ärger über die Einverleibung von Tunis in Frankreich dazu, es von dem romanischen Westeuropa zu trennen, und ebenso Rumäniens wirtschaftliche Interessen und Angst vor Rußland, das ihm seine Beihilfe im russisch-türkischen Kriege 1877/78 schlecht gelohnt hatte, um dem russischen Gieren nach Konstantinopel einen Riegel vorzuschieben. Allerdings wurde bald klar, daß die natürliche Verwandtschaft sich doch nicht dauernd durch äußerliche Interessen verdrängen ließ, und daß Italiens Liebäugeln mit Frankreich doch mehr als eine harmlose Extratour gewesen war.

Im geheimen geschürt war das Feuer an beiden Stellen seit geraumer Zeit, und doch hätte, als der Brand offen ausbrach, der Spartanerkönig Archidamos seinem Staate gern noch einige Jahre zur Vorbereitung verschafft; auch am 28. Juni 1914 ging der Schuß zur Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares zu früh los; denn die Anstifter hatten einen späteren Zeitpunkt verabredet, Frankreich, um die dreijährige Dienstzeit noch einige Jahre wirken zu lassen, Rußland, um für die französischen Milliarden das Kriegseisenbahnnetz gegen Österreich und Deutschland zuvor auszubauen. Und als nun doch kein Halten mehr war, da forderte Sparta mit echtenglischer Scheinheiligkeit (cant) die Beseitigung des kylonischen Fluchs, der längst gesühnt war, d. h. die Entfernung des Todfeindes Perikles, England die Wahrung der heiligen Neutralität Belgiens, die längst nicht mehr bestand; da verlangte Sparta, die Athener sollten die megarische Handelssperre aufheben, und spielte sich, wie England heute, als Schirmer der Kleinen auf; da verstieg sich Sparta zu dem Ansinnen an Athen, die Bundesgenossen alle freizugeben, und der Dreiverband im August 1914? Dasselbe Ziel, das Deutsche Reich aufzulösen, hatten England, Frankreich und Rußland ebenfalls im Auge, aber es auszusprechen, wäre doch gar zu lächerlich gewesen, darum bemäntelten sie ihr Vorhaben mit einem Kampf gegen den preußischen Militarismus. Daß dies eine törichte Trugrechnung war, hat ihnen das deutsche Volk durch die Tat bewiesen, und es konnte nicht anders sein dem oben dargelegten Gefüge gemäß.

War das Ergebnis des peloponnesischen Krieges: 'Wehe, wehe, du hast sie zerstört, die schöne Welt, mit mächtiger Faust!' so ist die selbe Absicht an der Widerstandskraft der Mittelmächte zerschellt. Wir haben weiter guten Mut und gründen unsere Zuversicht auf die in allen Teilen des Weltkrieges zu Lande, zu Wasser, unter See und in der Luft erwiesene Wehrfähigkeit; auf den sittlichen Wert des deutschen Wesens, das aus der Weltordnung nicht ausgeschaltet werden darf; auf die Erwartung, daß bei uns keine ochlokratischen Irrungen Platz greifen, die den Athenern die schönsten Erfolge verdarben; auf die tröstliche Hoffnung, daß auch keine unberechenbaren Zwischenfälle, wie die Athen heimsuchende Pest, die Reihen unserer wackeren Kämpfer lichten mögen dank der Vollkommenheit der deutschen Gesundheitspflege; überhaupt auf das nun schon im dritten Kriegsjahre bewiesene beispiellose Selbstgenügen (*αὐτάρκεια*) in allen Zweigen kriegerischer und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes.

Synastria

von

F. Boll.

Zufällig bin ich dieser Tage auf eine Photographie in meinem Besitz gestoßen, die nach Paris. graec. 2424 wenigstens den Anfang des in diesem Jahrgang S. 6 erwähnten Kapitelchens des Julianos von Laodikeia enthält, und bald darauf noch auf eine zweite nach Paris. graec. 2506, die das ganze Kapitel in vollem Umfang widergibt, leider in einer zur Publikation unbrauchbaren, weil am Rande den Text abschneidenden Aufnahme. Das Wort *συναστρία* kommt hier nur in der Überschrift vor; im Text wird mehrfach — nicht immer — von Veränderung und Umschlagen in der Freundschaft gesprochen, aber auch von einer so tiefgehenden Feindschaft, daß einer des andern *πνεῦμα* haßt (Skutsch würde sich über diese Parallele zu seiner Erklärung von odium — zu *ὄδωδα* usw., s. Glotta II 230 ff. — sicherlich gefreut haben). Das Wort *συναστρία* ist hier in weiterem Sinn als bei Ptolemaios gebraucht; es heißt ganz allgemein 'durch die Sterne bewirkte Freundschaft'. — Für den Neubearbeiter des Passow sei ein in dem Kapitel vorkommendes bei Stephanus und van Herwerden fehlendes Wort notiert: *φιλιαίνεταί* (*τις*), einer wird befreundet, zu *φίλιος* wie *κοιλαίνω* zu *κοῖλος*.

Zwar nicht für den Namen, aber für den Begriff der Sternenfreundschaft ist in den Carmina burana (Schmeller Nr. 62, 2. Aufl., S. 152) ein so anmutiges Beispiel zu finden, daß ich es gern hier mitteilen möchte, wobei dem an einer Stelle leider unheilbar verdorbenen Text auch die hübsche Übersetzung von Ludwig Laistner (Golias S. 45) hinzugefügt werden mag:

Jove cum Mercurio	Als Merkur und Jupiter
geminos tenente	Sich im Zwilling grüßten,
et a libra Venere	Mars zugleich und Venus sich
Martem expellente	In der Wage küßten,
nata est Caecilia	Kam Caecilchen auf die Welt —
tauro iam latente.	Stier war in der Rüsten.
Natus ego pariter	Ganz die selbe Konjunktur
sub eisdem signis	Hat sich mir gefunden.
par pari coniunctus sum	So bin ich ihr zugesellt
legibus benignis,	Durch die Gunst der Stunden
par pari ignibus	Und durch meine Sterne schon
par accendit ignis.	Meinem Stern verbunden.

MITTEILUNGEN

Humanismus und Nationalismus

Der Vortrag von Troeltsch vor den Berliner 'Freunden' 1916 [1]) wird den Hörern eine Überraschung gewesen sein und dürfte es den meisten Lesern sein, die dem humanistischen Gymnasium freundlich gegenüberstehen Schon in den ersten Worten deutet Troeltsch an, daß er 'Bedenken' gegenüber den Bildungszielen des heutigen Gymnasiums habe, und deren Darlegung und Begründung ist der ganze Vortrag gewidmet. Um ihn billig zu würdigen, muß man allerdings andrerseits wissen, daß Troeltsch das Gymnasium 'für die Erhaltung des wissenschaftlichen Geistes und Sinnes als unentbehrlich' betrachtet und daß es nach ihm in dieser seiner Eigenart 'der Eigenart des neueren Deutschtums, Welt und Dinge wissenschaftlich zu nehmen, entspricht.' Man wird weiter zu berücksichtigen haben, daß seine Bedenken gar nicht auf eine augenblickliche Umgestaltung des Gymnasiums hinführen wollen, da sie aus dem Wunsche einer zukünftigen Neuorientierung unseres geistigen Wesens hervorgehen und es nach seiner sehr richtigen Auffassung 'ganz unmöglich die Aufgabe der Schule sein kann, Probleme zu lösen, die unsere geistige Gesamtarbeit und die Gesamtkraft der Nation noch nicht gelöst hat.'

Der Zukunftstraum, den er uns vorträgt, läuft darauf hinaus, daß ein 'nordisch-deutscher Humanismus an Stelle eines antikisch-südländischen' treten müsse. Es liegt ihm daran, diese beiden Humanismen als Gegensätze recht scharf empfinden zu lassen; darum spricht er auch, wenig freundlich gegenüber denen, die eine Synthese suchen und für möglich halten, 'von mehr oder minder gedankenlosen Redensarten von der Ergänzung'. Ich denke, wir wollen uns durch diese Zensur nicht irre machen, wohl aber einladen lassen, recht sachlich zu prüfen, wie es denn nach Troeltsch selbst mit der Gegensätzlichkeit steht. Ich fürchte, das Ergebnis ist, daß der geistvolle Redner sie gewaltsam konstruiert, und das nicht ohne Unbilligkeit gegen die Freunde des humanistischen Gymnasiums. Ich bestreite, daß der heutige Humanismus des Gymnasiums 'das dogmatisch verewigte ethisch-ästhetische Menschheitsideal der Griechen ist', daß für die Erziehung 'eine dogmatisierte und kanonisierte Norm des Menschentums in Betracht kommt.' Was die Alter-

[1]) Ernst Troeltsch, Humanismus und Nationalismus in unserm Bildungswesen. Vortrag, gehalten in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 26. November 1916. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1917. 8. 42 S. Preis 1 ℳ.



tumsstudien auf der Hochschule betrifft, so erkennt ja Troeltsch selbst an, daß sich eine historische Auffassung durchgesetzt hat; für das Gymnasium kann ich auf meine Ausführungen im 'Panther' 1916 S. 1537 verweisen, die aus eigener Unterrichtserfahrung heraus geschrieben sind. Sollten bei Troeltsch etwa mehr als dreißigjährige Erinnerungen an das damals freilich sehr konservative Gymnasialwesen unserer Vaterstadt nachwirken? Ich bestreite ferner, daß es im heutigen deutschen Gymnasium einen 'doktrinären Monismus, nur mit einem einzigen Prinzip arbeiten zu wollen', gibt, und verweise auf die Frankfurter Verhandlungen des Gymnasialvereins vom Oktober 1916; wir haben guten Grund, in diesem Punkte die Beweislast Troeltsch zuzuschieben. Kämpft hier Troeltsch gegen Windmühlen, so rennt er andrerseits offene Türen ein, wenn er fordert, man müsse den deutschen Unterricht 'als Unterweisung in der deutschen Kulturgeschichte verstehen.' Dafür darf ich auf meinen Münchener Vortrag 'Das humanistische Gymnasium und der Weltkrieg' (Beck, 1916) verweisen. Freilich, für den Ausbau des deutschen Unterrichts geschieht wohl noch nicht überall alles, was geschehen könnte, aber der Wille ist doch auf allen Seiten vorhanden; wenn der Referent auf der Frankfurter Tagung vor Übertreibung warnte, so wußte er wohl warum.

Auf der andern Seite können wir unsere Bedenken gegen das Ideal des 'gotischen' Menschen nicht unterdrücken, das uns Troeltsch zeichnet. Er erwähnt mit besonders warmem Danke Benz' 'Blätter von deutscher Art und Kunst', wenigstens das Heft III/IV, in dem Benz — wahrlich interessant genug — den gotischen Menschen charakterisiert. Aber die radikale Ablehnung der Entwicklung, die unser deutsches Geistesleben in künstlerischer Hinsicht in den letzten 400 Jahren genommen hat, macht er doch nicht mit. Bedarf es eigentlich einer besonderen Empfehlung des gotischen Menschen als des Deutschen der Zukunft für den, der mit Troeltsch 'in der Kunst bis zu Barock und Rokoko das Sprudeln und Branden gotischer Phantasie bemerkt' und urteilt: 'In der Tat, wir sind heute immer noch gotischer als wir wissen'? Wenn auch die Zeiten schlimmsten Niederganges des Nationalbewußtseins uns diese Eigenart nicht haben rauben können, so wird die Zucht der Antike in Zukunft, da wir doch dem Altertum mit voll erwachtem Selbstgefühl gegenübertreten, uns vollends unserem besten Selbst nicht entfremden können.

Aber es ist vielleicht unfruchtbare Schulmeisterei, wenn man aus einzelnen Stellen nachzuweisen sucht, daß Troeltschs Zukunftsgemälde weder in den Grundzügen wahr genug noch in der Ausführung geschlossen genug ist, um den zu gewinnen, der mit eigenem Urteil davor hintritt. Troeltsch würde den und jenen Punkt preisgeben und doch behaupten können, das Wesentliche seiner Gegenüberstellung bleibe davon unberührt. Da ich ja für meine Person — es wird verzeihlich sein, wenn ich mich mit einer so stark persönlich gefärbten Rede persönlich auseinandersetze — bis auf einen zuletzt zu behandelnden Punkt jeder unmittelbaren Forderung Troeltschs zustimmen kann, so muß das Mißbehagen, mit dem ich den Vortrag wider und wider gelesen habe, tiefer wurzeln. Ich meine, es liegt in der ganz verschiedenen Einstellung, unter der wir das Problem der Volksindividualität und ihrer künftigen

Pflege betrachten. Troeltsch (und noch mehr Benz, den man aber besser erst wird ausreden lassen, ehe man sich eingehend mit ihm auseinandersetzt) scheinen mir dieses Problem zu sehr als Gegenstand freier Wahl unseres Volkes oder seiner Führer zu betrachten. Kann aber schon das einzelne Individuum nur in seltenen Ausnahmefällen sein Leben nach Belieben gestalten, so kann es eine Nation noch viel weniger. Benz wird uns ja noch zu zeigen haben, wie sich die Deutschen vor 400 Jahren eigentlich hätten verhalten sollen, als die neue Kunst entstand und die Besten der ganzen westeuropäischen Kulturwelt über die Erschließung neuer Bildungsquellen in der Antike jubelten. Gewiß, wir Deutschen haben weder die Renaissance gemacht noch den Humanismus: beide haben sogar merkwürdig langsam bei uns Boden gewonnen. Aber was wäre aus uns geworden, wenn die Führer nicht mit heißer Mühe in sich selbst die Vereinigung des Alten und Neuen vollzogen und so den Anschluß an die Gesamtentwicklung hergestellt hätten? Isolierung, Verkümmerung wäre unser Los gewesen. Und so scheint mir jede große Bewegung in der europäischen Kultur in erster Linie als Aufgabe vor jedes Volk zu treten, das in dieser Kulturgemeinschaft mitzuwirken berufen ist. Welche Nation die Aufgabe zuerst stellt und erfaßt, das hängt von der inneren Entwicklung jeder einzelnen und von den Zufälligkeiten ihrer äußeren Geschichte ab. Liegt aber die Aufgabe einmal vor, so kann kein Volk sagen: Ich tue nicht mit. So wird es auch in Zukunft bleiben.

Wer die Notwendigkeit dieses Mitlebens und Mitschaffens an den Kulturaufgaben der Menschheit zugibt, der wird sich auch für die ganze Nation der Folgerung nicht entziehen können, die jeder einzelne an sich selbst erlebt: daß sich die Individualität im Laufe des Lebens wandelt. So gewiß niemend aus seiner Haut kann, so gewiß sich bei jedem ein Wesenskern behauptet, — so sicher wird gerade der entwicklungsfähige, innerlich reiche Mensch über seiner Arbeit und seinem Erleben 'ein anderer'. Es gibt unendlich viele Grade der Veränderung, — aber jegliche Erfahrung spricht dafür, daß es nicht die erfreulichsten Persönlichkeiten sind, die man nach einem Menschenalter schlechthin als die alten widerfindet oder widerzufinden meint. Damit ist freilich nicht gesagt, daß jede Entwicklung erfreulich, und daß der Wunsch frevelhaft sei, dies und jenes Entwicklungselement wider auszuscheiden, — soweit sich eine solche Operation überhaupt machen läßt. Auf Grund derartiger allgemeiner Erwägungen kann man also in der Tat niemand die Frage verwehren, ob wir Deutschen nicht gut daran täten, den 'antikischen' Einschlag in unserer geistigen Individualität nach Kräften einzuschränken, ja, wenns gelänge, zu tilgen. Aber sobald man sich genauer vorzustellen versucht, wie das zu geschehen und was es für Folgen hätte, wird wohl jedem, der nicht vom Utilitarismus oder Antihistorismus — oder vom Ideal des 'gotischen' Menschen fasziniert ist, bald unheimlich zumute. Die größte Zeit unserer Literatur müßte als ein großer Irrtum verleugnet, Lessing, Herder, Goethe, Schiller müßten mit einem sehr wesentlichen Teil ihres Fühlens und Wollens uns fremd werden, damit wir unser vermeintlich Eigenstes widerfänden. Nein, in Wahrheit steht denn doch der Gymnasialverein in der

Kontinuität unseres geistigen Seins, wenn er (Hum. Gymn. 1917, 5) erklärt: 'Im Mittelpunkt des deutschen Unterrichts müssen nach wie vor die Werke unserer klassischen Zeit stehen, ... vor allem, weil in ihnen die wesentlichsten und zugleich der Jugend zugänglichsten Ausgangspunkte des deutschen Idealismus beschlossen sind, der für die neuere deutsche Entwicklung geistig, politisch und auch wirtschaftlich maßgebend geworden ist.'

Der Gesichtspunkt, daß wir durch eine Rückbildung ins 'Gotische' auch noch im 20. Jahrhundert Gefahr liefen uns ähnlich zu isolieren, wie wir es durch Ablehnung des Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert getan haben würden, wäre am Ende auch noch zu erwägen; es sei dafür an Berzeviczys Wiener Vortrag erinnert.

Was hier über unsere gewordene Individualität, ihren Wert und ihre Pflege gesagt ist, trifft, das sei ausdrücklich betont, eher Benz als Troeltsch. Er will ja die antiken Bildungsquellen gar nicht preisgeben; er erklärt ja: 'Die Frage kann nur sein, ob dieser antikische Humanismus nicht einer Erweiterung durch starke Betonung des humanistischen Wertes unserer eigenen Geschichte und Überlieferung fähig ist.' Dem kann man, wie schon oben ausgesprochen, lebhaft zustimmen, wie auch der späteren Erklärung, daß der Goethische Neuhumanismus nicht die schlechthinige Lösung des uns Deutschen so besonders peinvollen Rätsels der Vereinigung von 'Freiheit und Form' ist. Daraus folgt, daß wir auch nach Troeltsch an diesem Problem weiterzuarbeiten haben und daß auch nach ihm die Antike für uns eines der Mittel bleibt, mit denen wir uns um die Lösung bemühen müssen. Ein jeder von uns, ein jeder unserer Zöglinge muß eben doch innerlich den antikischen und den deutschen Humanismus in ein Verhältnis bringen. Den Rest von Gegensätzlichkeit zwischen Troeltsch und uns, der übrig bleibt, können wir vielleicht so ausdrücken: so wenig wir Philologen uns im Namen des 'gotischen' Ideals es uns verbieten lassen, griechische Kunst als ein Höchstes zu bewundern, uns für sie zu begeistern, sie als Bereicherung unseres Innenlebens in uns aufzunehmen, sie uns als Korrektiv unserer angeborenen Formlosigkeit nutzbar zu machen, so wenig werden wir aus Scheu, das 'Gotische' in unserer Jugend zu schädigen, davon abstehen, unserer Jugend unser Gefühl, unser Schauen zu offenbaren.

Es deckt sich nicht mit dem des Neuhumanismus vor hundert Jahren, wie gesagt. Und eben aus dem Recht und der Pflicht heraus, unser Eigenes in der Schule zu geben, werden wir nicht so einseitig das Ästhetische am Altertum im Unterricht betonen, wie es vor 30 Jahren im allgemeinen noch geschehen ist. Fragen wir aber, welche Seiten der Antike denn jetzt stärker hervorzutreten haben, so kommen wir freilich auf einen weiteren Differenzpunkt mit Troeltsch. Wir wollen gar nicht etwa nur griechische Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaft, Geographie, Geschichtsforschung neben die griechische Dichtung stellen, sondern, wie das auch schon in Wilamowitzens Lesebuch geschehen ist, griechische Politik. Die gegen Ed. Spranger gerichtete Polemik, in der Troeltsch diese auch von mir in meinen letzten Äußerungen zur Gymnasialfrage widerholt betonte Aufgabe des humanistischen Gymnasiums

leugnet, scheint mir durchaus verfehlt. Natürlich ist politisches Verständnis ein Bildungsziel, Staatsgesinnung ein Erziehungsziel, und warum die Arbeit der Schule in dieser Richtung 'die Menschen eher linkisch, befangen und doktrinär' machen soll, ist wahrhaftig nicht einzusehen. Warum soll politische Bildung allein aus dem öffentlichen Leben und der politischen Arbeit stammen dürfen und für sie, müssen wir wohl hindenken, der Unterbau historischer Bildung und einer von den Tagesfragen nicht unmittelbar berührten Betrachtung schädlich sein? Wenn Wilamowitz schon vor mehr als zwanzig Jahren begeistert von der politischen Größe des hellenischen Volkes gesprochen hat, 'die wahrlich in dem Reichtum der Formen und der Gedanken, die sie erzeugt hat, unvergleichbar dasteht bis auf den heutigen Tag' (Aristoteles und Athen I 372), wenn Pöhlmann (Hum. Gymn. 1914) eine Überfülle politischer Belehrung gerade auch aus den Irrtümern griechischer Politik zu ziehen weiß, so wären wir doch Toren, so wären wir wahrhaftig Doktrinäre, wollten wir zu dieser Quelle unsere Jugend nicht hinführen, vollends, wenn wir hoffen dürfen, dadurch etwas beizutragen zur Lösung der Aufgaben, die eine schwere Gegenwart und eine problemreiche Zukunft unserem deutschen Nachwuchs stellen wird.

München. A. Rehm.

Deutsche Privatlektüre[1])

Das Feldgeschrei der jüngsten Reformer auf dem Gebiete des Deutschen Unterrichts, 'Erlebnisaufsatz', hat das Gute gehabt, die Frage auf die Tagesordnung zu setzen, was ist ein Erlebnis? Was bedeutet Kindern, großen und kleinen, was dem werdenden Manne, was dem Schöngeist und dem Völligreifen ein Erlebnis? Man wird dabei wohl immer deutlicher unterscheiden lernen zwischen den Augenblickserlebnissen des Kindes wie des Zeitungen lesenden Philisters, den Phantasieerlebnissen des Obersekundaners oder der Backfische und den wirklich fruchtbaren des Kulturmenschen, die nicht denkbar sind ohne tieferes mit eigenen bedeutenden Gemütserfahrungen Hand in Hand gehendes Einleben in die literarisch und künstlerisch geformten Erfahrungen der Großen im Geiste. Freilich: gefährlicher als Abneigung gegen Bücherlesen ist das bücherverschlingende Viellesen. Ein Verlangen nach Bereicherung des Innenlebens durch Lektüre findet sich in einem rechtschaffnen Gemüte wohl noch immer ein, vielleicht spät und dann oft um so tiefer und kräftiger; ist aber der Kopf erst einmal durch Viellesen ruiniert, dann kommt alle Heilung zu spät. Daraus erwächst der Schule die Pflicht, rechtzeitig ratend, fördernd oder hemmend einzugreifen.

Deckelmann weiß nun wohl zu scheiden zwischen pensenmäßig aufgegebner und freier Privatlektüre. Er macht anschaulich, wie eine von der Schule geregelte Hauslektüre für Referate und Vorträge, für Aufsätze und größere Ausarbeitungen fruchtbar werden kann. Die Schule hat zu

[1]) Heinr. Deckelmann, Deutsche Privatlektüre. Berlin 1917, Weidmann. 75 S. 8. 2 ℳ.



lehren, wie man mit der Feder in der Hand lesen, wie man Exzerpte machen kann. Daß diese Exzerpte, nachdem die erste Anleitung gegeben ist, auf den obern Stufen unbedingt Geheimnis des Schülers bleiben müssen, wenn es eine wirkliche Privatlektüre bleiben soll, sei doch immer wider betont. Aber zunächst handelt es sich in der Tat um eine Anleitung der ganz Unmündigen und um Herstellung einer selbsterworbenen Literaturkenntnis, auf der in den oberen Klassen dann der Unterricht weiter bauen mag, also um eine Art 'Kanon', freilich ein gefährliches Ding grade in der deutschen Hauslektüre; wie leicht wird er zu eng und wie leicht auch widerum zu umfangreich, beides nach der Willkür der Gesetzgeber.

Das wertvollste an der Arbeit Deckelmanns ist nun, S. 53—72, ein klassenweis geordnetes Verzeichnis der empfohlenen Bücher unter Anführung der besonders bequem und wohlfeil zugänglichen Ausgaben. Mit Herstellung der Groschen- und Markbibliotheken wirklich guter Bücher hat sich unser Buchhandel ein großes Verdienst erworben. Solch ein Verzeichnis sollte man auf wenigen Blättern den Schülern, etwa alle fünf Jahr erneuert, in die Hand geben, vielleicht mit kurz orientierenden, die Leselust vorsichtig reizenden Bemerkungen; anhangweise dann das selbe Verzeichnis literarhistorisch geordnet. Und Deckelmann wäre grade der Mann, diese Arbeit vorbildlich zu leisten, vielleicht zur Vermeidung aller Einseitigkeiten in Zusammenarbeit mit seinem trefflichen Gesinnungsgenossen, dem Verfasser des Buches, 'Was sollen unsre Jungen lesen?

Physiker, Mathematiker und Mediziner *pro gymnasio*

Die unterzeichneten Physiker, Mathematiker und Mediziner der Heidelberger Universität erklären: . . . 'Sie wünschen auch ihrerseits auszusprechen, daß sie die ungeschmälerte Fortdauer des auf altklassischer Grundlage ruhenden humanistischen Gymnasiums, das seinen besonderen Wert auch als Bildungsstätte für den künftigen Arzt, Mathematiker und Naturforscher vielfach erwiesen hat, als eine wesentliche Gewähr für die Erhaltung der Tiefe und Gründlichkeit der deutschen Bildung betrachten und die auf Zerstörung oder Wesensänderung des humanistischen Gymnasiums gerichteten Bestrebungen verwerfen.'

Braus, Elze, Fürbringer (Anatomie). — Ewald (Physiologie). — Ernst (Pathologie). — Bettmann, Erb, Fleiner, Grafe, Hammer, Hoffmann, Krehl, Lust, Moro, Siebeck (Innere Medizin). — Baisch, Franke, Narath, Rost, Schmidt, Wilms (Chirurgie). — Eymer, Menge, Schaeffer (Frauenheilkunde). — Gruhle, Homburger, Nißl (Psychiatrie). — Beck, Kümmel (Ohrenheilkunde). — Laubenheimer (Hygiene). — Port (Zahnheilkunde). — Bopp, Cantor, Koehler, Koenigsberger (Mathematik). — Valentiner (Astronomie). — Quincke (Physik). — Curtius, Jannasch, Stollé (Chemie). — Herbst (Zoologie). — Glück (Botanik).

Innere Weiterbildung unserer höheren Schulen

Zu den erfreulichen Arbeiten zweier jüngerer Kollegen über die Fortbildung der Oberlehrer (Sokr. 269 u. 324) tritt jetzt, den Blick auf das Ganze der Schule gerichtet, eine nicht minder erfreuliche, flott und herzhaft geschriebene, im Stil seltsamerweise hie und da etwas altfränkisch anmutende Schrift eines erfahrenen Schulmannes[1]). Wie schon der Titel vermuten läßt, handelt es sich um nichts anderes als was unser 'Sokrates' vor allem anstrebt, um eine Schulreform von innen heraus. Hier redet vom Verhältnis der höheren Schule zu Wissenschaft und Leben ein Mann, der beide kennt und beide liebt, und wie die eingestreuten Beispiele aus der Praxis beweisen, im Unterricht beides in die Tat umzusetzen versteht.

Künftige Stellung des Deutschen Unterrichts[2])

Wider ein Versuch, der deutschen Volksseele auf den Grund zu kommen, diesmal weniger scharfsinnig zergliedernd, als gemütvoll sinnend. Daher wird weder eine straffe Gedankenführung angestrebt noch besondrer Wert auf knappe Formulierungen gelegt. Es fehlt denn auch, wie stets bei völkerpsychologischen Versuchen, namentlich wenn sie das eigne Volk betreffen, nicht an Halbwahrheiten, leider auch nicht an sprachlichen Anstößen ('des Denken' 63, 'des Subjekt', in einem Zitat, 51, 'Einsicht darin' 21, 'voll und ganz' 14, 'eines Kant, Luther, Goethe, Fichte, Aeschylus' usf., als ob diese Namen nur Typen bedeuteten, als ob die Kants, Luthers, Goethes so rudelweis anzutreffen wären; und wie verfänglich ist es, von einer 'selten zeitgemäßen Wahrhaftigkeit' zu reden 61; zentripedal 52 ist ein lustiger Druckfehler).

Aber trotz allem: hier redet kein Kampfhahn und kein Fachegoist, sondern ein warmherziger Freund deutscher Art und Kunst, und was er sagt, geht fast mehr die Vertreter aller andern Unterrichtsgegenstände an, als grade des Deutschen. Der Unterricht im Deutschen selber, seine Hauptaufgabe: Beherrschung der Muttersprache, vom Sprechenkönnen bis zur freien Rede, vom Buchstabieren bis zum Vorlesen und zur Bildung eines leidlich sichern Geschmacks in der Würdigung literarischer Kunstwerke, von der Handschrift bis zum Stil, lauter Gebiete, auf denen Deutschland nicht durchweg in der Welt voran ist, dies alles bildet nicht den Gegenstand dieser sonst recht lesenswerten Schrift.

Die neue Prüfungsordnung

Die soeben erschienene neue Prüfungsordnung[3]) wird, wie sie eine Frucht ist langer und vielfältiger Erwägungen, so weiterhin Gegenstand mannigfacher Erörterungen sein bis zur nächsten Neuordnung. Da sie in den Hauptzügen — Erweiterung und Steigerung der wissenschaftlichen Anforderungen und zweijährige Seminarzeit mit einer pädagogischen Prüfung am Schluß — als bekannt vorauszusetzen ist, so sei für heute nur noch hingewiesen auf die gleichzeitig erschienenen Erläuterungen[4]). Wer Karl Reinhardts Wirken seit einem Menschenalter verfolgt hat, der weiß, daß da nichts vom grünen Tisch verfügt wird, sondern alles erwachsen ist auf der nicht immer schönen, aber, so lange wir nicht bergab gehen, immer grünen Weide des Lebens. Ich möchte den Kandidaten, oder auch den Professor, sehn, dem bei der Lektüre nicht warm ums Herz würde: ich würd ihm raten, so-

---

[1]) Max Siebourg, Die innere Weiterbildung unserer höheren Schulen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 72 S. 8. 1,20 M.

[2]) Paul Lorentz, Die künftige Stellung des Deutschen Unterrichts an den höheren Lehranstalten. Berlin, Weidmann, 1917. 79 S. 8. 2 M.

[3]) Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen und Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen. Amtliche Ausgabe. Berlin, J. G. Cotta Nf., 1917. 53 S. 8. 80 Pf.

[4]) Karl Reinhardt, Erläuterungen zu der Ordnung der Prüfung usw. Berlin, Weidmann, 1917. 124 S. 8. 2,80 M.

fort umzusatteln und einen Beruf zu ergreifen, wo er weniger in Gefahr wäre, gemeinschädlich zu werden.

Die deutsche Freiheit

Fünf deutsche Reden von der deutschen Freiheit[1]), alle vorwiegend eine Auseinandersetzung mit den 'Freiheiten' der westlichen 'Demokratien'. Wenn man das Ganze ein wohlabgestimmtes Quintett nennen darf, so wird man aus jeder Rede leicht ein besonderes Instrument heraushören, bei Meinecke einen überaus feinen Geigenstrich und bei Troeltsch eine virtuos beherrschte mächtige Klaviatur. — Diese Reden gehen gerade jetzt jeden Deutschen an, insonderheit jeden Lehrer der Geschichte. Aber es ist auch genug darin, was dauernden Wert behalten mag.

Goethe und Jena[2])

Eine sinnigere Weihnachtsgabe hat wohl kaum eine Universität ihren Söhnen ins Feld schicken können, als im vorigen Jahr die Universität Jena ihren feldgrauen Kommilitonen mit 'Goethe und Jena'! Was dem heimlichen Berater, dem Dichter, dem Naturforscher und dem Geheimen Rat die Universität, und was Goethe selber dem 'allerliebsten Orte' verdankt, hat Michels in raschen Zügen umrissen. Dabei drängt sich wohl jedem Leser die Frage auf, welch hohe Freude grade auch der Naturforscher Goethe an der neusten Entwicklung der werdenden Großstadt haben würde, die jetzt ein gewaltiger Strom modernsten Lebens durchbraust, ohne ihr allzuviel von ihrer alten Lieblichkeit zu nehmen. 'Goethe im Gespräch mit Karl Zeiß und Prof. Abbe' sich auszumalen, das wäre ein treffliches Thema für Träumereien im Unterstand.

Otto Baumgarten, Erziehungsaufgaben des Neuen Deutschland. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1917. 213 S. 8. 3 (4.50) M.

15 Vorlesungen über Erziehung der Deutschen zu etwa 15 Kardinaltugenden, bei sichtlicher Vorliebe für das alte Gymnasium, doch den Blick immer gerichtet auf das Ganze der Volkserziehung. Ein Satz sei aus den wohlgemeinten, doch etwas flüchtig redigierten Vorlesungen herausgehoben, der uns näher angeht: 'Kein Zweifel, daß in den bevorstehenden Andringen, moderner, alldeutscher, aktueller Interessenten gegen die klassische Bildung die Vertreter der alten Sprachen eine große Verantwortung vor der Nation haben, ihre gute große Sache wirklich gut und groß zu vertreten.'

A. Philippson, Der französisch-belgische Kriegsschauplatz. 92 S. Mit einer geologischen Karte, einer Profiltafel und einer Formationstabelle. Leipzig, Teubner, 1916. Geh. 1,80 M.

J. Partsch, Der östliche Kriegsschauplatz. 120 S. Leipzig, Teubner, 1916. Geh. 2 M.

Zwei unserer hervorragendsten Geographen geben hier eine fesselnde Darstellung von den Kriegsschauplätzen in Ost und West, von ihrer Landesnatur und deren Einwirkung auf die Kulturverhältnisse und im besondern auf die Kriegsereignisse. Jeder gebildete Leser wird aus diesen Heften wertvollen Gewinn an Verständnis für die Bedeutung des Schauplatzes in dem großen Völkerringen davontragen.

In dem Abschnitt über Nordfrankreich würde Philippsons Schrift eine wesentliche Erleichterung des Studiums erfahren durch eine übersichtliche Kartenskizze der Landstufen des Pariser Beckens; die an sich sehr hübsche geologische Karte und die Profiltafel bieten dafür keinen vollen Ersatz.

Schulpforta. L. Henkel.

---

[1]) Die deutsche Freiheit. Fünf Vorträge von Harnack, Meinecke Sering, Troeltsch, Hintze. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1917. 169 S. 8.

[2]) Victor Michels, Goethe und Jena. Gedruckt als Weihnachtsgruß des derzeitigen Prorektors an die im Kriegsdienst stehenden Angehörigen der Universität Jena. Jena, Gustav Fischer, 1916. 30 S. 8.

ANZEIGEN

1) Friedrich Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Vierter Teil: Das neunzehnte Jahrhundert und die Gegenwart. Elfte Auflage. Neu bearbeitet von Konstantin Oesterreich. Berlin, Mittler & Sohn, 1916. 8. XIV u 910 S. 15 ℳ.

Mit dem vierten Teil, der das neunzehnte Jahrhundert und die Gegenwart behandelt, liegt Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie in völliger Umarbeitung nun vollendet vor.

Bei diesem vierten Teil stellten sich dem Bearbeiter, Konstantin Oesterreich, ganz besondere Hindernisse entgegen. Der alte Ueberweg reihte geradlinig einen Philosophen an den andern, gab über jeden einen kurzen Überblick, fügte ausführliche Exzerpte aus seinen Schriften an und sammelte die wichtigste Literatur über ihn. Einem tieferen historischen Bedürfnis ward im wesentlichen dadurch genügt, daß am Anfange der Kapitel einige Zusammenhänge in den gröbsten Linien dargestellt waren. Infolgedessen war der 'Ueberweg' mehr ein Nachschlagewerk, als eine Philosophiegeschichte im eigentlichen Sinne.

Auf wesentlich höheren Standpunkt hat sich auch die vorliegende Bearbeitung nicht stellen können. Die Fäden in dem überaus verwickelten Geflecht der philosophischen Bestrebungen seit Hegel sind bisher nicht genügend verfolgt. Ihre Verknüpfungen sind bei weitem nicht klar genug aufgedeckt, um das Bedürfnis nach historischer Kontinuität nur einigermaßen befriedigen zu können. Auch der Zusammenhang der Philosophie dieser Periode mit der übrigen Kultur wird mehr gefühlt, als überall deutlich erkannt.

Der Bearbeiter hat sich daher auf die Ergänzung der zahllosen Lücken beschränken müssen, die der alte Ueberweg aufwies. In dieser Hinsicht ist in der kurzen Zeit von vier Jahren Erstaunliches geleistet. Eine Fülle von neuen Namen tritt uns entgegen von der Hegelschen Zeit an bis in die jüngste Gegenwart. Die Darlegung der verwickelten und tief hinabreichenden Bestrebungen unserer Tage ist ein besonderes Verdienst der Neubearbeitung. Noch größer ist die Masse der Berichtigungen und Ergänzungen, die überall angebracht sind.

Was die Einteilung anlangt, so liegen jetzt drei Abschnitte vor statt der früheren zwei. Der erste behandelt das Zeitalter der spekulativen Systeme (bis 1831), der zweite die Philosophie in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts (1831 bis 1870), der dritte die Widergeburt des philosophischen Denkens (seit 1870). Nur die erste dieser drei Überschriften enthält eine inhaltliche Zusammenfassung. Die zweite weist in

ihrer zeitlichen Abgrenzung auf die Schwierigkeit hin, diese Übergangszeit ihrem Wesen nach zu durchschauen. Die dritte enthält ein Werturteil und deutet eine Hoffnung an. In Wirklichkeit sind die ersten beiden Abschnitte historisch vom dritten scharf geschieden. Dementsprechend stellt auch der Bearbeiter für die nächste Auflage die Teilung des Buches in zwei Bände in Aussicht. Dieser Schnitt wird nicht nur aus inneren, auch aus äußeren Gründen notwendig werden, da die Masse des verarbeiteten Materials, das diesmal noch zurückgestellt werden mußte, nach der Versicherung des Bearbeiters eine höchst beträchtliche ist.

Außer der historischen Folge liegt dem Buche noch ein zweites Einteilungsprinzip zugrunde, nach den Nationalitäten. Den breitesten Raum nimmt natürlich Deutschland ein mit 477 Seiten. Ihm folgt aber noch Frankreich, England, Nordamerika, Italien, Skandinavien, Holland, Ungarn, die slavische und spanische Philosophie, sowie einige Notizen über die Balkanländer und Asien. Diese Abschnitte sind meist von Angehörigen der betreffenden Nationalitäten bearbeitet worden. In diesem Einteilungsprinzip spricht sich eine Tatsache aus, nämlich die im Vergleich mit den Naturwissenschaften unbedeutende gegenseitige Beeinflussung der entsprechenden Philosophien, und eine Verlegenheit, insofern die doch vorhandenen Beeinflussungen eben nicht genügend bekannt oder verstanden sind.

Wie in den anderen Bänden des Werkes sind auch hier die Literaturangaben nicht zu den einzelnen Philosophen gestellt, sondern in einem Schlußkapitel zusammengefaßt. Dies füllt in übersichtlichem Druck einen Raum von 112 Seiten.

Die zusammenfassenden Einleitungen zu den einzelnen Denkern, Schulen und Zeitabschnitten sind sachgemäß und klar.

2) Erich Becher, Naturphilosophie. Aus: Die Kultur der Gegenwart, hrsg. v. P. Hinneberg, Teil III Abt. VII: Naturphilosophie und Psychologie, Bd. I. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. X u. 427 S. 8. Geh. 14 ℳ, geb. 16 ℳ bzw. 18 ℳ.

Bechers Naturphilosophie will keine Wissenschaftslehre oder Logik der Naturwissenschaft geben. Von dem formalen und methodologischen Aufbau der Physik und Chemie, der Zoologie und Botanik sieht sie ab. Statt dessen soll der gesamte Wissenszusammenhang der Naturlehre in seinen Fundamenten festgelegt, in seiner Struktur durchschaut und vorsichtig auf Grund des so gewonnenen Überblicks erweitert werden. Es wird also ein Gesamtbild unsrer Naturansicht in den Hauptzügen entworfen.

Ein solches Bild erfordert eine schier unabsehbare Menge von Fachkenntnissen. Bechers Naturphilosophie unterscheidet sich vorteilhaft von anderen Versuchen, besonders aber von der alten verpönten Naturphilosophie des vorigen Jahrhunderts durch die Vollständigkeit und Genauigkeit dieser Kenntnisse. Es dürfte nicht leicht sein, dem Verfasser selbst bis in die neueste Zeit hinein auf dem Gebiet der exakten, wie der beschreibenden Naturwissenschaften wesentliche Lücken nachzuweisen. Zu

kurz kommt die alte Mechanik, sowohl was ihre Prinzipien anlangt, als in Hinblick auf ihren Einfluß. Etwas ausführlicher würden sich viele Leser gern über das Trägheitsgesetz, über den Kraftbegriff oder über das Energieprinzip unterrichtet sehen. Der Verfasser steht da allzusehr unter dem Einfluß der vermeintlichen Zersetzung der klassischen Mechanik.

Die philosophische Durcharbeitung dieses ungeheuern Wissensgebiets ist klar und frei. Nirgends bemerkt man eine Versklavung zugunsten irgendeines außerhalb der Wissenschaft selbst erwachsenen Systems. Besonders sind die Kantischen, so sehr überschätzten Einflüsse nicht in der üblichen Weise betont. Man erkennt leicht, daß der Verfasser in den exakten Wissenschaften gelebt und gearbeitet und daher seine Orientierung aus ihnen selbst und den Gedanken der großen Forscher gewonnen hat. Von diesem Gesichtspunkt aus hat auch der Rückgang auf den gesunden Menschenverstand, der häufig das letzte Wort ist, seine eigentümliche Bedeutung. Eine prinzipielle Untersuchung dieser Erkenntnisquelle dürfte aber in Zukunft nicht unterbleiben und könnte zu bedeutungsvollen Ergebnissen führen.

Das Buch will das Gesamtgebiet der Naturwissenschaften zum Zweck einer Lebens- und Weltanschauung umschreiben. Es wird daher für alle, denen eine solche Synthese am Herzen liegt, wertvoll sein. Aber auch der arbeitende Naturwissenschafter, der von den Spezialuntersuchungen zu den Grundlagen zurückkehren möchte, wird das Buch mit Nutzen studieren können. Besonders ist es den Lehrern zu empfehlen, die ihren Schülern nicht nur Einzelkenntnisse, sondern auf der obersten Stufe auch ein Gesamtbild der Natur vermitteln wollen. Solchen Interessen kommt der Verfasser durch eine klare, von unnützen Fremdwörtern freie, genügend breit ausladende, aber doch präzise Darstellung entgegen.

Die leider sehr kurzen geschichtlichen Mitteilungen zeugen ebenfalls von seltner Sachkenntnis.

Berlin. Ernst Goldbeck.

J. Rammelt, Das Pädagogische Seminar zur Ausbildung der Kandidaten des höheren Lehramts im Herzogtum Anhalt. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. 29 S. 8. 1 ℳ.

Verfasser begegnet sich mit dem Berichterstatter in dem Wunsche, daß, wie sie beide und einige andere es getan (vgl. des Berichterstatters 'Zum 25jährigen Bestehen der Oberlehrerseminare neuerer Ordnung' = Sokrates, 3. Jahrgang, 6. Heft, 1915, S. 263—268), recht viele Seminarleiter über ihre Behandlungsweise der Aufgabe öffentlich Bericht erstatten möchten, um damit eine vielseitige Vergleichung zu ermöglichen und durch sie zur Vervollkommnung des Verfahrens beizutragen.

Das Anhaltische Seminar in Dessau besteht erst seit dem 1. Oktober 1912. Bis dahin wurden die Seminarkandidaten aus dem Herzogtum preußischen Anstaltsseminaren zugeteilt. Wenn Rammelt schon jetzt über den Betrieb in der neuen Einrichtung uns unterrichten will, so hat das eine persönliche Veranlassung und einen sachlichen Grund. Ersteres entsprang seinem Verlangen, 'geistiger Arbeit' sich wider zuzuwenden,

nachdem er ein Jahr im Felde gestanden, ein Begehren, daß jeder, der in gleicher Lage gewesen, ihm sehr lebhaft nachzufühlen vermag, während sachlich die besondere Organisation des Anhaltischen Seminars für ihn bestimmend war.

Das Seminar ist angegliedert an die Oberschulbehörde, die Herzogliche Regierung, Abteilung für das Schulwesen, hat seine Leitung dem Dezernenten für das höhere Knaben-Unterrichtswesen, dem Verfasser vorliegender Schrift, übertragen. 'Bei der praktischen Ausbildung treten dem Leiter vier Hilfskräfte aus den hiesigen (Dessauer) Lehrerkollegien zur Seite, die die besondere Fachausbildung der Kandidaten übernehmen. Nach Bedarf werden von diesen besondere Fachsitzungen abgehalten. Es sind dies die beiden Direktoren der hiesigen staatlichen höheren Lehranstalten (Gymnasium, Oberrealschule), der eine ein Altphilologe, der andere ein Naturwissenschafter, und von jeder der beiden Anstalten je ein Oberlehrer, ein Neuphilologe und ein Mathematiker.' Wie ist für Deutsch, Geschichte, Erdkunde gesorgt? bleibt hier zu fragen. Die Kandidaten werden auf die beiden Anstalten verteilt und nach Ausbau des Realgymnasiums i. E. auf diese drei. Es besteht ein vereinigter Michaelis- und Oster-Seminarkursus. Außer den gemeinsamen wöchentlichen Sitzungen finden für den jüngeren Kursus im ersten Vierteljahr noch Sondersitzungen statt. Immerhin können bei dieser Verkoppelung von zwei Altersschichten beide in den gemeinsamen Sitzungen nicht zu ihrem vollen Recht kommen. Noch übler wurde die Sache durch das Anwachsen der Besuchsziffer auf 17 vor dem Kriege. Die Regierung wußte sich nur damit zu helfen, daß sie die Zahl der Aufzunehmenden auf sechs zu jedem Termin herabsetzte. Was soll nun aus den übrigen werden? Müßten nach dem Kriege wider Kandidaten ausgeschlossen bleiben, so ließe es sich wohl nicht mehr abweisen, um alle gleichmäßig zu versorgen, zur Abzweigung eines Anstaltsseminars, oder besser gleich überhaupt zu dieser Form überzugehen. Die neben den Anstaltsseminaren in Preußen noch vorhandenen älteren Pädagogischen Seminare verdanken ihr Fortbestehen der historischen Tradition und finanziellen behördlichen Interessen, neubegründet würden sie nach Errichtung der Anstaltsseminare vor einem Vierteljahrhundert schwerlich worden sein. Es ist kein Vorzug dieser Pädagogischen Seminare, daß, ganz im Gegensatz zu demjenigen, aus dem das zu Berlin und hernach die anderen hervorgegangen, dem von dem Minister von Zedlitz und dem Direktor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums F. Gedicke 1787 begründeten, von einer Ausnahme abgesehen, eine Trennung der Leitung zwischen dem Provinzialschulrat für die theoretische und dem Direktor einer Anstalt für die praktische Seite der Ausbildung besteht. Gewiß erscheint es einem Schulrat erwünscht, Kandidaten auf diese Weise näher kennen zu lernen und hiernach sich bei späteren Anstellungen und Berufungen richten zu können, aber es führt dies doch leicht zu einer Ungleichmäßigkeit in den Entscheidungen gegenüber der großen Mehrheit der Kandidaten aus den Anstaltsseminaren. In Anhalt werden dem Dezernenten allerdings alle Kandidaten durch das Seminar näher bekannt, aber wenn er sich dazu beglückwünscht, so steht doch hier wider einer solchen schulrätlichen

Seminarleitung namentlich das schwere Bedenken entgegen, daß damit der nicht abzuwehrenden Beflissenheit der Seminarmitglieder zuviel Vorschub geleistet wird, den persönlichen Intentionen des Leiters-Dezernenten sich anzuschmiegen. Und für die Direktoren der beteiligten Anstalten muß die ihnen hier zugewiesene Bestellung als 'Hilfskräfte' abgelehnt werden. Sollen sie ihre Vollkraft für den Seminartrieb einsetzen, dann kann dies nur geschehen, wenn das Seminar mit ihrer Anstalt verbunden und nach allen Seiten hin ihrer Führung untersteht.

Zu verwerfen ist ebenfalls die Bestimmung, wonach die 'Aufsicht über den Unterricht' der Kandidaten nicht der zuständige Fachlehrer führen soll, sondern die betreffende 'Hilfskraft'. Um so mehr kommt dies einer Degradation für den Fachlehrer gleich, als der Verfasser ganz offen hierzu erklärt, der Fall werde ja 'nicht selten sein, daß der Lehrer, dessen Unterricht von dem Kandidaten übernommen wird, kein Vorbild ist'.

Die Grundsätze für die Beschäftigung des Seminarkandidaten stimmen im wesentlichen mit der preußischen Ordnung überein.

Der Satz 'Endlich haben alle Kandidaten auch einmal deutschen Unterricht zu erteilen' spitzt jedoch die dahingehende preußische Empfehlung noch schärfer zu. Mit Unrecht. Nicht jeder Kandidat ist ein geeigneter Deutschlehrer, die Schüler der unteren Klassen dürfen ebensowenig wie die der oberen ein Betätigungsobjekt beispielsweise für Mathematiker bilden, um diese, wie Verfasser sagt, der Gefahr zu überheben, 'daß sie bei Behandlung ihres abstrakten Stoffes selbst abstrakt bleiben' und nicht zu der gehörigen 'inneren Verbindung' mit ihren Zöglingen gelangen.

Eine merkwürdige Abneigung wohnt dem Verfasser inne gegen alles Zurückgreifen auf das Geschichtliche des Unterrichtswesens. Von den bedeutenden Pädagogen will er außer Herbart nur die nächsten Zeitgenossen berücksichtigt wissen. Mag er auch 'Geschichte der Pädagogik' als solche mit gutem Grunde ausschließen, einen Einblick in den Entwicklungsgang der einzelnen Lehrfächer müssen die Kandidaten aber auf alle Fälle gewinnen.

Für die Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit der Gesichtspunkte, unter die die Vorträge der Kandidaten in den Sitzungen gestellt worden sind, liefert die Zusammenstellung der 'Themen für die Berichterstattung' ausgezeichnetes Zeugnis.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

---

1) Georg Beer, Hebräisches Übungsbuch. Sammlung Göschen. 1916. 8. 135 S. 90 ₰.

Zu seiner im Göschenschen Verlage (Nr. 763 und 764) erschienenen Hebräischen Grammatik hat der Verfasser nun auch ein Übungsbuch herausgegeben, dessen Studium sich für den Selbstunterricht, auch für den 'angehenden Lehrer des Hebräischen' sehr wohl eignet. Die Übungsstücke zu Nomen und Verbum sind trefflich zusammengestellt, auch an unpunktierten Texten fehlt es nicht. Den zweiten, größeren Teil des Büchleins bilden zusammenhängende Lesestücke sowohl zum Übersetzen aus dem Hebräischen wie zum Übersetzen ins Hebräische. Beer beab-

sichtigt mit ihnen zugleich eine geschichtliche Einführung in die verschiedenen Stilarten der alttestamentlichen Prosa und Poesie zu geben. Sie sind gut ausgewählt, erklärende und kritische Bemerkungen erleichtern das Verständnis der hebräischen Texte, auch zur Übertragung der deutschen Stücke (Daniel 7, Tobias und Benjamin von Tudela) sind ausreichende Noten gegeben. Wörterverzeichnisse beschließen das nützliche Büchlein.

2) Paul Fleischmann, Alttestamentliche Lyrik. Heft 8 der VI. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, begründet von Fr. M. Schiele. Tübingen, Mohr, 1916. 8. 60 S. 50 Pf.

Der Band bringt nach einer knappen in die hebräische Poesie einführenden Einleitung eine Reihe der herrlichsten Psalmen in guter Übersetzung und mit einer ihren poetischen und religiösen Wert würdigenden Erklärung; auch eine kurze Einführung in das Hohelied nebst Auswahl bezeichnender Partien aus ihm ist angeschlossen. Ich stehe nicht an, das Büchlein dem Religionslehrer zur Verwendung im Unterricht zu empfehlen.

Nicht zwar für diesen Zweck geeignet, doch zum Studium dringend zu empfehlen ist die folgende auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erhebende Schrift:

3) Hermann Gunkel, Esther. Heft 19 und 20 der II. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher. 119 S. 1 M.

Nachdem der Verfasser eine eingehende, alles einzelne prüfende und erklärende Besprechung des Inhalts des Buches Esther gegeben und seinen künstlerischen Aufbau dargelegt hat, unterwirft er im zweiten Teil den Charakter des Schriftwerks einer Würdigung, die freilich nicht allzuviel Geschichtliches an ihm anerkennt, aber seine geschichtliche Lehrhaftigkeit sehr hoch einschätzt (wie schon Eduard Meyer in seiner Geschichte des Altertums III 1): sie liegt einmal in dem lebendigen und zuverlässigen Bilde, das von den Zuständen des persischen Reiches übermittelt wird, und betrifft sodann die Geschichte des Judentums und den Charakter seiner Literatur. Der von Jensen behauptete mythologische Ursprung der Esther-Erzählung wird mit guten Gründen zurückgewiesen. In den das Buch beschließenden Anmerkungen findet man genaue Quellenangaben und die Fachliteratur.

Neubrandenburg. P. Dörwald.

---

1) Hans Röhl, Abriß der deutschen Dichtung, Sprache und Verskunst nebst einer Einleitung vom Wesen der Dichtkunst und einem Anhang über die griechische Tragödie und Shakespeare für die oberen Klassen höherer Lehranstalten entwicklungsgeschichtlich dargestellt. Leipzig, Teubner, 1916. VIII u. 168 S. 8. Geb. 1,60 M.

Nach dem Vorwort des Werkes mit dem langen Titel hatte ich etwas ganz 'Neuzeitliches' befürchtet. Da heißt es: Die ausführliche Behandlung des 19. Jahrhunderts 'sollte und wird auch in der Schule immer mehr Platz finden, denn wir sind Menschen der Gegenwart, nicht Zeitgenossen Klopstocks oder Herders'. Bei der näheren Betrachtung des Buches aber war ich recht angenehm enttäuscht. Wenn der Dichtung

des 19. Jahrhunderts etwa 30 Seiten gewidmet sind, auf denen in guter Einteilung alle wirklich nennenswerten Dichter mit ihren Werken betrachtet und gewürdigt werden, so kann das gewiß auch dem Lehrer willkommen sein, der das 19. Jahrhundert mehr gelegentlich durch Schulvorträge, Anregung zum häuslichen Lesen, Aufsätze u. dgl. behandelt und nach wie vor den Hauptwert auf die eingehende Behandlung der Klassiker legt. Dafür kann ihm der Abriß mit 25 Seiten von Klopstock bis Goethes Faust wertvolle Dienste leisten. Gerade die ganz knapp gehaltenen Abschnitte über Klopstock, Wieland, Herder sind vorzüglich gelungen. Ebenso steht alles übrige wissenschaftlich auf der Höhe. Besonders der Zusammenhang der Literatur mit der allgemeinen Kultur ist z. B. bei Abschnitten wie Aufklärung, Romantik sehr gut dargestellt. (Unter den bleibenden Ergebnissen der Romantik vermisse ich die deutsche Geschichtschreibung und Sprachkunde.) Dieser wissenschaftliche Wert stellt das Büchlein hoch über ähnliche für den Unterricht eingeführte, weshalb ihm eine recht weite Verbreitung zu wünschen wäre.

2) H. Röhl, Geschichte der deutschen Dichtung. Berlin, B. G. Teubner, 1914. 312 S. Geb. in Leinen 2,50 ℳ, in Halbfr. 3 ℳ.

Die aus äußeren Gründen verzögerte Besprechung des 1914 erschienenen Buches darf wohl heute noch einen größeren Raum beanspruchen. Handelt es sich doch um ein Werk, dessen Inhalt durch die Zeitereignisse nicht beeinflußt wird und dem gerade nach dem Kriege eine recht weite Verbreitung in Schule und Haus zu wünschen wäre.

Die Geschichte der deutschen Dichtung ist wert an die Stelle vieler älteren noch immer im Gebrauche befindlichen zu treten und namentlich die große Menge der recht minderwertigen Schulliteraturgeschichten zu verdrängen.

Ihr Wert beruht auf dem wissenschaftlichen Inhalte und der gemeinverständlichen Darstellung. Der erstere zeigt sich gleich in dem Verständnis für die Begrenzung der Aufgabe: Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung hört auf, wo die noch in Entwicklung befindliche Gegenwart beginnt. Dies tiefe wissenschaftliche Verständnis kommt in den beiden Hauptvorzügen des Buches zum Ausdruck. Dies sind innige Verbindung der Literatur mit Kultur- und Zeitgeschichte und wirkliches Eingehn auf die einzelnen Dichtungsarten, Persönlichkeiten, Dichtwerke. Einzelne Abschnitte zur Einführung in die Zeit- und Kulturgeschichte sind um ihrer selbst willen wertvoll besonders für ein Volks- und Schulbuch. Durch geschickte Beschränkung und Auswahl ist es dem Verfasser gelungen, ohne irgend wichtiges zu übergehn, trockene Aufzählung zu vermeiden. Was er gibt, einen wichtigen Abschnitt der Dichtung, eine bedeutende Dichterpersönlichkeit, eine für das betreffende Zeitalter wichtige Dichtart, ein besonders wichtiges Einzelwerk, gibt er ganz, doch so, daß im Leser der Wunsch bleibt, selbst kennen zu lernen.

Gleich die Einleitung macht meisterhaft die Ergebnisse gelehrter Forschung für weitere Kreise verständlich. Vorzüglich ist der Abschnitt über Spielleute und Volksepos ebenso wie der über Rittertum und höfische Dichtung. In gleicher Weise wird das Wesen des Volksliedes und

des mittelalterlichen Dramas hier wirklich jedermann verständlich, was auch für die Bedeutung des Humanismus gilt. Man müßte den ganzen Verlauf der deutschen Literaturgeschichte verfolgen, um alle besonders guten Abschnitte hervorzuheben.

Wohl wird die Einteilung des 19. Jahrhunderts nach dem Gesichtspunkte des Realismus der Fülle des Stoffes nicht Herr, aber sie erweist sich als praktisch. Wertvoll ist dabei namentlich auch, daß kräftig mit Scheingrößen aufgeräumt wird, die ihren Ruhm nur günstiger Konjunktur verdanken. Aber auch den von kritischen Zeiten mit Recht auf den Thron Erhobenen wird nicht nur Weihrauch gestreut. Das wird zur Beurteilung der Dichtung der eigenen Zeit besonders für unsere Jugend lehrreich sein. Der Schluß mit seinem Ausblick ist des Ganzen würdig.

[Bereits nach drei Jahren ist soeben eine neue Auflage erschienen, da der Verfasser im Felde steht, nur vermehrt durch eine bis zur Gegenwart fortgeführte Zeittafel und durch Zusätze von Lebensdaten im Register.]

3) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Vorstufe. 2. Schuljahr Oktava. 3. Schuljahr Septima. Unter Mitwirkung des Vorschullehrers Georg Hecht bearbeitet von Willy Scheel. Mit Buchschmuck von Paul Brockmüller. Berlin, Mittler & Sohn, 1915. XVI u. 179 S. 1,40 *M*. XVI u. 219 S. 1,80 *M*.

Durch die beiden Bände wird das altbewährte Lesebuch von Hopf und Paulsieck zu einem vollständigen Lesebuchwerke für höhere Schulen ausgebaut. Die im Vorwort ausgesprochenen Grundsätze des Verfassers gewährleisten eine glückliche Mischung zwischen Festhalten am erprobten Alten und Berücksichtigung der neuen Strömungen. So finden wir unter den Verfassern der Schriftwerke Gellert und Gerhardt ebenso wie Dehmel und Falke; auch ganz neue Märchen finden sich neben weniger bekannten älteren. Eine Anzahl von Lesestücken werden in unaufdringlicher Weise zu den ersten naturkundlichen und geschichtlichen bzw. staatsbürgerlichen Belehrungen Anlaß geben. An dem schönen Buchschmuck können die Eltern mit ihre Freude haben, den Kleinen werden sie den künstlerischen Geschmack bilden helfen.

4) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Kriegsanhang für die Unterstufe. Dass. für die Mittelstufe von F. Willy Scheel. Je 28 Seiten. 20 *Pf*.

Es mag sein, daß wir im Felde anders darüber denken als die in Heimat und Beruf Zurückgebliebenen. Wir sind ja gerade deshalb hinausgezogen und stehen jetzt nach 40 Monaten noch draußen, damit die Heimat, von Feind und Krieg möglichst unberührt, weiter schaffen könne. Daß das grelle Feuer des Kriegsbrandes doch beständig in Herz und Sinn auch unsrer unmündigen Jugend hineinleuchtet, ist selbstverständlich; ob man aber den Krieg zum besonderen Unterrichtsgegenstand noch machen muß, dem ein eigenes Lehrbuch zugrunde gelegt wird, scheint mir recht fraglich. Doch wag ich die Bedürfnisfrage nicht zu entscheiden, da ich die Schule im Kriege ja nicht kennen kann. Die getroffene Auswahl zeigt, wie schwer es ist, von Schriftwerken einer in voller Entwicklung begriffenen Bewegung, bereits für die Jugend zu

sammeln, der man doch das beste nur geben sollte. Dichter wie Kerr, Vesper und Hauptmann können eben die Jugend nicht begeistern, wie das viel bessere ältere verstanden haben, die sich in allen Lesebüchern finden. Die Erzählungen einzelner Ereignisse wird gewiß jeder deutsche Junge gern lesen, aber dazu braucht er kein Lesebuch. Warum soll ihm nicht auch sein Lehrer etwas aus einer Zeitung oder Zeitschrift vorlesen, was ihm gerade für seine Schar besonders geeignet scheint. Daß gar Karl Kinzel den 'Jungmannen' ein Loblied singt, wäre wohl zu entbehren; ich glaube, diese leiden ohnedies nicht an übertriebener Bescheidenheit. — Man verstehe mich nicht falsch: über den Wert z. B. der Gedichte von Herzog, der Urkunden des deutschen Kaisers, des großen Hauptquartiers oder Hindenburgs für die Jugend ist nicht zu streiten, auch werden sie sicher in den nächsten Auflagen unsrer Lesebücher schon Aufnahme finden. Doch jetzt erlebt ja der Kleinste unter den Kleinen schon mit, was er fassen kann. Die Aufgabe der Schule scheint mir vielmehr zu sein, von den Ereignissen des Tages abzulenken zu ernster Arbeit in stiller Sammlung.

5) Evers-Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Neu herausg. von Walz-Kühne. Leipzig, Teubner. 4. Teil: Untertertia (Ausg. A, Ausg. B für paritätische Anstalten). 4. Aufl. X u. 374 S. 2,50 ℳ. — 5. Teil: Untertertia (Ausg. A, Ausg. B für paritätische Anstalten) X u. 340 S. 2,50 ℳ.

Mit den 1914 erschienenen Teilen für Unter- und Obertertia ist die Umgestaltung des Lesebuches vollendet. Die Grundsätze für die Umarbeitung sind hier ebensogut durchgeführt wie bei den andern Teilen. Wegen der Scheidung in zwei Ausgaben verweise ich auf das in Bd. LXVI, 521 dieser Zeitschrift Gesagte. Hoffentlich bringt der Krieg in solchen Dingen eine Wandlung. Im übrigen gilt auch hier alle Anerkennung, die den ersten Teilen gezollt werden konnte: eine verständige Berücksichtigung neuzeitlicher Stücke, ohne das gute Alte zu vergessen. Ohne auf Einzelheiten einzugehn, möchte ich in beiden Teilen die Auswahl der Erzählungen auf 42 bzw. 50 Seiten als besonders dankenswert erwähnen. Für Untertertia enthalten darin beide Ausgaben das selbe, für Obertertia ist zu bedauern, daß einer Konfession Kleists Michael Kohlhaas vorenthalten wird. Im Abschnitt 'Heimat und Fremde' wird jetzt auch das Deutschtum im Auslande berücksichtigt. Besonders erfreulich ist auch, was in kurzen Anhängen zur Literaturgeschichte, Poetik und Metrik gegeben wird.

6) Jos. Hense, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Freiburg, Herder. 1. Teil: Dichtungen des Mittelalters. IX u. 263 S. 6. u. 7. Aufl. 1913. 3,30 ℳ. 2. Teil: Dichtung der Neuzeit. XVI u. 532 S. 5. u. 6. Aufl. 1913. 6 ℳ. 3. Teil: Prosa. XII u. 570 S. 3. u. 4. erweiterte Aufl. 1913. 6,40 ℳ.

Die Doppelauflage zeigt erneut den Erfolg des Buches. Muspilli und Wessobrunner Gebet sind mit Übersetzung neu aufgenommen. Die schwer verständlichen und verschwommenen Sachen bedeuten keinen großen Gewinn. Im zweiten Teile ist Gustav Falke in Gnaden aufgenommen. Im dritten Teil sind bis auf wenige Ausnahmen nur wirklich

bedeutende Schriftsteller mit Werken vertreten, über deren Wert wohl allgemeine Übereinstimmung herrscht. Das ist ein wirklicher Vorzug vor vielen Prosalesebüchern. Dadurch wird dieser Teil auch da brauchbar, wo man die anderen Bände nicht benutzen will und kann. Sehr schön sind einige Kunstblätter, und selbst die Musteraufsätze, die mancher gern missen würde, sind wenigstens gut und nehmen einen bescheidenen Raum ein.

7) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgeg. von Rudolf Lehmann. 2. Aufl. bearb. v. Gottf. Boetticher. 2. Aufl. Leipzig, Freytag, 1913. 1. Teil: Sexta. 314 S. 2 ℳ. 2. Teil: Quinta. 295 S. 2 ℳ. 3. Teil: Quarta. 364 S. 2,30 ℳ.

Daß auf die 1904 erschienene erste Auflage erst nach zehn Jahren die zweite folgt, ist zu bedauern, liegt aber an der Herrschaft bestimmter Bücher und an dem Vorzuge dieses Lesebuchs, der Treue gegenüber dem alten Verfasser. Die ersten drei Teile sind gegen früher etwas verkürzt, trotzdem ist Neues aufgenommen. Erwähnt sei im Sextanerteil 'Die Gamsjagd' aus dem Jagdbuche des deutschen Kronprinzen, im Quintateil 'Wie Hildebrand mit seinem Sohne Hadubrand kämpfte' und fünf deutsche Heldensagen aus Keck, in dem für Quarta 'En Boot is noch buten' von Arno Holz. Vorzüglich ist der knappe Anhang für Geschichtserzählungen im ersten, sehr brauchbar die Gesamtübersicht über die Schriftsteller aller drei Teile im dritten.

8) Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. Ein Hand- und Hilfsbuch für den Lehrer. Unter Mitwirkung von E. Hartmann von K. Dorenwell. 4. verb. u. verm. Aufl. Hannover, C. Meyer, 1913. IX u. 548 S. Geb. 6 ℳ.

Daß auf die 1905 erschienene Auflage schon wider eine neue nötig wurde, rührt wohl daher, daß tatsächlich das Buch nicht nur als Hand- und Hilfsbuch für den Lehrer benutzt wird. Das ist der Fluch aller Aufsatzbücher. Das von Dorenwell ist wenigstens gut. Das zeigen auch die Änderungen der neuen Auflage. Obwohl zahlreiche Aufsätze fortgefallen, hat sich die Gesamtzahl von 212 auf 255 erhöht. Hinzugekommen sind, entsprechend der Betonung der Staatsbürgerkunde im Unterricht, ein Dutzend Aufsätze aus diesem Gebiete zu den geschichtlichen, ferner eine Anzahl freie Themen (IV. Stoffe gemischten Inhalts). Einige Themen erscheinen in zwei Bearbeitungen, was auch dem Schüler lieb sein wird. Am meisten hat sich natürlich in dem noch immer mit Recht am besten ausgestatteten Abschnitt der Stoffe aus der deutschen Literatur geändert. Zu sehr verbrauchte Themen sind fortgefallen und durch ähnliche oder ganz neue aus dem betreffenden Werke ersetzt worden. Einige neue Gedichte und Schillers philosophische Gedichte finden Beachtung. So hat das gute Buch durch die Neubearbeitung durchaus noch gewonnen.

9) Deutsche Aufsätze für die oberen Klassen höherer Schulen. Entworfen von Anton Jonas. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1913. VII u. 182 S. 3 ℳ.

Die aus der Arbeit in der Schule unmittelbar hervorgegangenen Themen sind teilweise so eigenartig, daß man sie nicht oft wählen wird.

So bietet das Buch gerade dem etwas, der Ungewöhnliches sucht. Das gilt auch für vier der fünf neu hinzugefügten.

10) K. Hüffner, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Für höhere Schulen, Lehrerbildungsanstalten, sowie zur Vorbereitung auf das Einjährig-Freiwilligenexamen. 4. verm. Auflage. München u. Berlin, Oldenbourg, 1913. XI u. 243 S.

Herzlich gedankt sei dem Verfasser für den Satz im Vorwort: 'Das Gute und Richtige, das in den Reformvorschlägen steckt, hatte ein mit dem jugendlichen Geiste vertrauter, dem vollen Leben zugewandter Lehrer schon vorher seinem Unterrichte nicht entgehen lassen'. Das könnten sich alle Reformer zu Herzen nehmen und nicht nur auf dem Gebiete des Aufsatzes bestätigt finden, wo sie glauben, durchaus Neues erfunden zu haben. Wenn dies Buch auch ehrlich zugibt, auch für Schüler bestimmt zu sein, so bietet es gerade dem Lehrer sehr viel, besonders in den einleitenden Abschnitten über die Schwierigkeiten des Unterrichts in stilistischer Beziehung und auf stofflichem Gebiete (II u. III). Man möchte mehr darüber vom Verfasser hören und ihm dafür manchen der Musteraufsätze schenken, die sein Buch in reicher Auswahl gibt. Wertvoll ist auch das aus Jahresberichten (als Stichprobe) zusammengestellte und nach Stoffen geordnete Verzeichnis von Aufgaben (V). Der VI. Teil enthält eine äußerst brauchbare Zusammenfassung dessen, was der Schüler zur Fertigstellung eines Aufsatzes alles wissen muß. Von Seite 54 an beginnen 57 ausgeführte Aufsätze, denen von Seite 221 an noch 20 Dispositionen beigefügt sind. Mit Recht wird in dem Buche betont, daß die Ausbildung im Disponieren gar nicht der wichtigste Teil des Aufsatzunterrichtes ist.

11) Auswahl deutscher Dichtungen. Herausg. von Hermann Kiehne. 2. Bd.: Wilh. Tell. 3. Bd.: Schillers Gedichte. 4. Bd.: Hermann und Dorothea. 5. Bd.: Goethes Gedichte. 6. Bd.: Uhland, Ernst Herzog von Schwaben. 7. Bd.: Uhlands Gedichte. 4 u. 6 50 ₰, 2 u. 3 70 ₰, 5 bis 7 90 ₰. Frankfurt, Diesterweg.

Diese Schulausgabe ist gewiß nicht ohne Vorzüge: Schöner Druck, ein gutes Übersichtskärtchen zu Tell, verständig zurückhaltende Anmerkungen zu Herzog Ernst, eine recht praktische Auswahl der Gedichte. Aber schon die Anmerkungen zu Goethes Gedichten sind dürftig; was schwierig für die Erklärung, sucht man in ihnen vergeblich. Die zu Schillers Gedichten sind geradezu ein Muster für schlechte Anmerkungen: sanft und keck = bescheiden und mutig, schier = ganz und gar, erröten = Zeichen der Liebe, erbleichen = Zeichen der Angst wird bemerkt, zu 'verhehle' 'hat der Brave gerettet die edle Seele', 'Doppelstrom', 'krochs heran' findet sich keine Bemerkung. Wer soll seinen Schülern zumuten, für so etwas Geld auszugeben? Hoffentlich bringt die nach dem Krieg nötige Sparsamkeit die ganz billigen Texte zu Ehren. Wenn sie keine Anmerkungen haben, werden erfahrungsgemäß von Lehrern und Schülern umso bessere gemacht.

Im Felde. Carl Heinze.



Otto Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. (Grundriß der german. Philol., herausgegeben von H. Paul, 3.) Straßburg, K. Trübner, 1916. 399 S. 7 ℳ, geb. 8,20 ℳ.

Bereits in vierter Auflage ist O. Behaghels Geschichte der deutschen Sprache erschienen, ein Beweis für die Vortrefflichkeit des Werkes und für das Verlangen zahlreicher Freunde unserer Sprache, sich in den Besitz des wertvollen Hilfsmittels zu ihrer Erforschung zu setzen. Der Verfasser hat sich aber auch seit Jahren bemüht, das Buch auf der Höhe zu erhalten, und nicht nur selbst bedeutsame wissenschaftliche Untersuchungen zu diesem Zwecke angestellt, sondern auch die einschlägigen Leistungen anderer gewissenhaft zu Rate gezogen, Irrtümer beseitigt, Mangelhaftes durch Besseres ersetzt, Neues aufgenommen, vor allen Dingen die Mundarten aller Gegenden unseres Vaterlandes auf Grund der neuesten Bearbeitungen eingehend berücksichtigt. Überall spürt man die Tätigkeit der nachbessernden Hand, so daß es einem Freude macht, die gegenwärtige Ausgabe mit den früheren zu vergleichen. Die Zahl der Seiten ist gegenüber der dritten um 45 gewachsen, von 354 auf 399.

Von den zehn Abschnitten, aus denen das Buch besteht, enthalten die vier ersten (S. 1—41) die Einleitung, Erörterungen über den Namen der deutschen Sprache, die Ausbreitung des Deutschen und seine Anwendung im Innern des Sprachgebietes, die vier nächsten (S. 42—134) über die Gliederung der deutschen Sprache, Sprache und Schrift, das Zeitmaß der Rede und die Betonung. Am ausführlichsten sind naturgemäß die Laute im neunten Kapitel (S. 134—265) und die Wortbiegung im zehnten (S. 266—375) erörtert. Ein Sach- und Wortverzeichnis schließen das Ganze ab; sie sind in der vierten Auflage wesentlich erweitert, ohne daß irgendwelche Vollständigkeit in bezug auf einzelne Wörter erstrebt wäre.

Neu sind im neunten Abschnitte besonders die Ausführungen über halbgebrocbenes iu S. 173, über die Behandlung der funktionslos gewordenen Redeteile S. 190 ff., über das in den Mundarten bald antretende bald fehlende, in der Schriftsprache aber nicht vorhandene -e in Wörtern wie Student(e), Prophet(e), Katholik(e) u. a. S. 191, im zehnten aber die über Erhaltung des Genetivs in südlichen Mundarten S. 321 und über den Ersatz von 'ihm' durch 'sich' im Neuhochdeutschen S. 368.

Für die sicherlich in einigen Jahren zu erwartende fünfte Auflage möchte ich folgende Ergänzungen und Verbesserungen vorschlagen:

S. 31. Der für das friesische Sprachgebiet bezeugte Übergang von k in tj findet sich auch im polnischen Sprachbereich, z. B. in der Gegend von Thorn; vgl. die Zeitschrift für deutsche Mundarten 1915, S. 258.

S. 194. Bei den starken Kürzungen von Ortsnamen durch Ausfall neben- oder tieftoniger Silben sind treffliche Belege Formen wie *Berlepsch* (Berechtliebeshusen), *Mülsen* (Mühlhausen) u. a.

S. 209. Bei der Angleichung sind nicht berücksichtigt rl > ll in *Ballast* (vgl. intellego aus interlego), tl > ll in *Holland*, tg > gg in *Stuggert* (Stuttgart).

S. 222. Umstellung von Konsonanten wie bei *Vogesen* = Vosegus mons liegt auch vor bei *Essig* = alemannisch achiss, got. akeit, lat. acetum, *Kitze* neben Zicke, *kitzeln* neben alemann. zicklen und engl. tickle, niederländ. *bakeljauw* = Kabeljau (aus russ. koblovaja, Adjektiv zu kobel, Stock, also Stockfisch). Besonders häufig begegnet diese Erscheinung im Lusernischen, wo z. B. *krozegen*, rülpsen für krogezen, *pfergesch* für Pfirsich steht (vgl. Archiv für das Studium der neueren Sprachen 118, 426 und Jos. Bacher, Die deutsche Sprachinsel Lusern S. 170).

S. 226. Für das Anwachsen von Bestandteilen vorausgehender Präpositionen oder Artikelformen sind nur Belege aus der Gegenwart beigebracht; doch können wir den Vorgang bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. In Urkunden steht neben Hugo von Eigen (Huc de Praedio, von praedium, das Eigen) Hugo de *Meigen* (daneben Chuonrat von Ineigen; vgl. Nagl, Deutsche Mundarten II, 118). Bei der Verschiebung der Wortgrenze kommen auch in Frage *Sal-band* = Selb-end (in Österreich Tuchend, in Sachsen Sahlleiste) und *Echse*, Neubildung aus Eidechse, ahd. egidehsa.

S. 229. Altes inlautendes w hat sich auch im Schlesischen (z. B. in Brzowie und in Teilen des Adlergebirges) erhalten, so in *krôwe*, Krähe, *blôwe*, blaue, *grôwe*, graue, *pfôwe*, Pfau.

S. 238. Das scheinbar zur Tilgung des Hiatus eingefügte n (und r) ist nicht nur im Bayrischen und Alemannischen, sondern auch im Fränkischen reich entwickelt, wie ich in meiner Abhandlung über den Hiatus in den deutschen Mundarten, Zeitschrift für deutsche Mundarten 1912, 97—112 dargetan habe. Dort ist auch die übrige Literatur über diese Erscheinung S. 107ff. verzeichnet.

S. 256 wird der Übergang des inlautenden d in r auf großen Gebieten des Niederdeutschen und Mitteldeutschen behandelt, aber nicht sein Schwund zwischen zwei Vokalen im Anlaut unbetonter Silben, z. B. *Frerichs* = Frederichs, *Nehrung* = Niederung, *Sauerland* = Süderland, *âl* = mittelniederdeutsch adel (vgl. H. Schönhoff, Emsländische Grammatik § 171, E. Maurmann, Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr § 113).

S. 255 heißt es: 'Germanisches b war im ältesten Bayrisch durchweg zur hauchlosen Fortis geworden. Im Süden ist die Fortis erhalten. Wann im nördlichen Gebiete der Anlaut zur Lenis geworden ist, ist nicht zu erkennen. Bis zum Beginn der neueren Zeit halten bayrische Handschriften an der Schreibung p- fest, die noch heute im Namen Passau (castra Batava) vorliegt.' Wir finden aber die Fortis auch noch in zahlreichen anderen Namen, so in vielen mit Bär und Buche zusammengesetzten oberdeutschen Ortsnamen, wie *Pernau, Pernegg, Puchstein, Puchheim,* ferner in Personennamen, wie *Luitpold, Rupert* (Ruprecht), *Lampert* (Lamprecht), *Gumpert* (Gumprecht), *Puchner, Puschmann, Walpurgis* (vgl. *Notker* neben Gernot).

S. 332. Ein e wird auch im Leipziger und Altenburger Dialekt abweichend von Schriftdeutsch im Dativ der Einzahl angefügt, einmal

nach nichthochtoniger Silbe, z. B. dem *Schiebekarrne,* im *Grâme* = Grabene, *niemanne* = niemand, *Hermanne, Albrechte,* dem *Fidibusse, Spiritusse,* sodann auch nach hochtoniger Silbe bei Fremdwörtern wie im *Hotelle, Loschie, Biroe* (Bureau), dem *Filue.*

S. 335. Als Belege für Übertragung von Pluralendungen auf den Singular, oder vielmehr für den Gebrauch von Mehrzahlformen im Sinne einer Einzahl ließen sich englische Wörter wie *Schlips, Rips, Keks* und *Koks* anführen.

S. 360. Eine weitverbreitete schlesische Erstarrung ist die von fels = volles in Verbindungen wie ein *Topffels* Wasser, ein *Glasfels* Wasser, ein *Hampfels* Sand (eine Handvoll Sand). Vgl. Gräbisch, Der Wanderer im Riesengebirge 1907, S. 43.

Nicht behandelt sind folgende Lauterscheinungen:

1. Die Anfügung eines d oder t in Wörtern wie *Dutzend, Papst, Habicht* usw.

2. Die Behandlung des ht in der Endung -echt, -icht im Oberdeutschen, z. B. *drecket, talket.*

3. Der Übergang von al in ou, z. B. alemannisch und niederländisch *boud* (bald); vgl. eichstättisch und oberpfälzisch *fööd,* Feld, *pyt,* Bild, Zeitschrift für deutsche Mundarten 1903, 369.

4. Der Wandel von anlautendem kl, gl zu dl in verschiedenen mitteldeutschen Gebieten, z. B. obersächsisch, altenburgisch, erzgebirgisch, unterfränkisch, siebenbürgisch (Dlogge = Glocke, dnaupeln = knaupeln). Vgl. Göpfert, Erzgebirgische Mundart S. 25, Philipp, Zwickauer Mundart S. 34, Albrecht, Leipziger Mundart S. 13, Schmeller, Die Mundarten Bayerns §§ 475 und 518, Frommann, Deutsche Mundarten 2, 497; 4, 257; 5, 368. Deutsches Wörterbuch IV, 1, 1109; V, 4; Lyons Ztschr. f. d. d. Unterr. 1909, 260.

5. Der Übergang von t in kt, gd, z. B. brukt (Braut), legde (Leute) in der Moseleifel, Huß, Zeitschrift für deutsche Mundarten 1910, 267 ff. Vgl. auch niederländisch tijt, Zeit und Siebenbürg. Wörterbuch XXXIV.

6. Die Entwicklung eines r oder n in unbetonter Silbe bei Fremdwörtern wie *kartholisch, Karnalje, karduk, Karnal, Pimpernelle; profentieren, spedentieren, visentieren, revendieren* u. a. Vgl. meine Abhandlung in der Zeitschrift für deutsche Mundarten 1901, 244 ff.

7. Die Aussprache des ae wie ê vor Zahnlauten im Obersächsischen und Altenburgischen, z. B. *speete, quehlen, wehlen, zehlen, Gefeeße, Scheeler* (Schalen), *Zehne* (Zähne), *Speene.* Vgl. neuhochdeutsch leer, schwer, Scheere.

Von Druckfehlern, die ziemlich selten sind, verzeichne ich folgende falsche Zahlenangaben: S. 194 Z. 11 lies S. 175 statt 475; S. 381 unter e Z. 14: S. 191 statt 216; S. 384 unter Hiatustilgung durch r S. 232 statt 332.

Eisenberg, S.-A. Oskar Weise.



1) F. W. v. Bissing, Die Kultur des alten Ägyptens. Mit 58 Abb. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1913. 1,25 ℳ.

Friedr. Wilh. v. Bissing gibt in geschickter Anordnung ein gutes Bild der ägyptischen Kultur, das jeder mit Vergnügen lesen wird.

In sechs Kapiteln werden Staat, Gesellschaft, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Religion behandelt. Bei dem heutigen Stande der Ägyptologie ist es nicht anders zu erwarten, daß eine Gesamtdarstellung nicht allseitige Zustimmung finden kann. Es wird niemand, der eine solche Darstellung gibt, umhin können, an vielen Stellen Vermutungen zu geben, wo sich gesicherte Tatsachen nicht mitteilen lassen, und dabei bleibt dem subjektiven Ermessen ein gewisser Spielraum.

Im folgenden möchte ich einige Stellen hervorheben, wo Bissings Darstellung geeignet ist, der Erkenntnis neue Wege zu weisen, sowie solche, die auch für Nichtägyptologen wichtig sind.

Was die Chronologie anlangt, so hat Bissing neben sein chronologisches System das Ed. Meyersche gesetzt (in seiner Geschichte Ägyptens S. 31), scheint also von seinen früheren Anschauungen nicht mehr so überzeugt zu sein, wie früher. Da diese Frage nicht nur für Ägyptologen von Bedeutung ist, möcht ich hierbei verweilen.

Bissing verwirft die von der 'Berliner Schule' aufgestellte Ansetzung des mittleren Reiches um 2000—1800 v. Chr. und setzt diese Zeit fast ein volles Jahrtausend früher. Dann muß er konsequenterweise auch die Kamareskultur auf Kreta in die erste Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends setzen, infolgedessen die zweite Stadt von Troja in die zweite Hälfte des vierten Jahrtausends, den Beginn der Bronzezeit im Gebiet des ägäischen Meeres um 4000 v. Chr. usw. Denn sämtliche Datierungen kretischer und mykenischer Zeit hängen ja von der ägyptischen Chronologie ab, ebenso auch die Datierung der Kulturschichten Palästinas, ja zum großen Teil auch die Chronologie der prähistorischen Zeiten Europas.

Ich glaube kaum, daß Bissing bei Archäologen und Prähistorikern auf Beifall rechnen kann, bisher haben sie sich allgemein der Ed. Meyerschen Chronologie angeschlossen und in der Tat stimmt diese aufs beste zu allem, was jene Wissenschaften lehren.

Und die Ansetzung Bissings stützt sich nicht auf archäologische und geschichtliche Tatsachen, sondern auf die Überlieferung der ägyptischen Königslisten. Das ist erstens bekanntlich Manetho, also ein Schriftsteller hellenistischer Zeit, aus dem wir nur Auszüge haben, deren Überlieferung so verderbt ist wie kaum je bei einem klassischen Text, dessen Zahlen, da wo sie sich kontrollieren lassen, falsch oder zum mindesten sehr ungenau sind, der neben Herodot und Eratosthenes ein beredtes Zeugnis dafür ist, daß man eine zuverlässige Überlieferung in griechischer Zeit eben nicht mehr besaß.

Bissing stützt sich zweitens auf die einzige uns erhaltene Königsliste, den Turiner Königspapyrus. Der ist aber sehr lückenhaft und für die dunklen Zeiten ägyptischer Geschichte, auf die es ankommt, gibt er fast keine Zahlangaben. Wär er vollständig erhalten, meinte man früher, so wär er eine absolut zuverlässige Quelle für ägyptische Geschichte.



Heute gilt auch das nicht mehr. Die babylonischen Chronologen haben mindestens ebenso exakt gearbeitet, wie die ägyptischen, heute unterliegt keinem Zweifel mehr, daß ihnen widerholt schwere Irrtümer untergelaufen sind.

Das selbe ist auch bei dem Verfasser des Turiner Papyrus so wahrscheinlich als nur möglich. Es gibt nach dem Ende des alten Reiches, nach einer großen Summierung sämtlicher Regierungen von Menes an, zwei Dynastien nacheinander, eine von 18 (oder 19) Königen, die im Fayum residierten, und sechs thebanische Herrscher. Daß die Regierungen nacheinander gedacht sind, daran läßt der Papyrus hier gar keinen Zweifel. Nun wissen wir mit absoluter Sicherheit, daß die Zahl sechs (die zweite) falsch ist, wir kennen mehr thebanische Könige aus dieser Zeit. Wir haben ferner in den letzten Jahren eine ganze Anzahl authentischer Nachrichten über die Zeit vor dem mittleren Reich erhalten, Grabinschriften aus Siut und Theben, wozu jetzt vor allem der endlich von Golenischeff veröffentlichte Papyrus kommt, der Unterweisungen eines Königs dieser Zeit enthält. Alle diese Angaben bestätigen, daß zwei Dynastien in dieser Zeit in Ägypten geherrscht haben, aber neben, nicht nacheinander. Erst zuletzt gelang es dem thebanischen Geschlecht, das ganze Land zu erobern, aber seine endlich errungene Herrschaft kann keine 50 Jahre gedauert haben. Die Angaben des Turiner Papyrus für diese Zeit sind also nicht richtig.

Daß sie es auch für die Zeit nach dem mittleren Reich nicht sind, hat Ed. Meyer vor Jahren gezeigt. Es wird ja wohl noch einmal die Zeit kommen, wo man derartige Nachweise nicht mehr als 'geistreiche Hypothesen' abtut, und sich auch nicht mehr die vergebliche Mühe macht, die ägyptischen Angaben des Turiner Papyrus um jeden Preis zu retten. Fast sämtliche Ägyptologen, auch Referent, haben früher dem Turiner Papyrus unbedingte Glaubwürdigkeit beigemessen, aber allmählich muß sich doch die Erkenntnis Bahn brechen: die ägyptische Überlieferung ist zuverlässig für Zeiten geordneter Verhältnisse, im übrigen muß sie durch die erhaltenen Denkmäler nachkontrolliert werden, und dazu sind wir heute bereits in der Lage.

S. 20 spricht Bissing über Erziehung und Unterricht. Ich hätte da gern eine klare Scheidung der Perioden und auch der Arten des Unterrichts gesehen. Aus ägyptischer Zeit wissen wir doch über den Elementarunterricht nichts. Wie die jungen Ägypter Hieroglyphen lesen und schreiben lernten, wissen wir nicht. Nur über den 'Höheren Unterricht' sind wir informiert und da können wir allerdings geradezu den Lehrplan feststellen. Freilich nur zum Teil, wir wissen nur von dem Unterricht, der für die Beamtenlaufbahn vorbereitete. Der Ausdruck Priesterschule ist irreführend, das Ziel der Schulen, aus dem die Select Papyri des Britischen Museums stammen, ist durchaus weltlich.

Bei Besprechung der Dichtung gibt Bissing die Büchersche Theorie über die Entstehung der Dichtung ohne jede Kritik wieder. Das ist doch wohl nicht richtig, wohl jeder, der beruflich mit Erklärung von Dichtungen zu tun hat, wird die Ansicht des Referenten teilen, daß

Bücher in seinem glänzenden Buche Arbeit und Rhythmus nur eine, nicht die Entstehungsform der Dichtung aufgezeigt hat.

Die metrische Form der ägyptischen Dichtungen hätte ich gern ausführlicher behandelt gesehen. Es ist doch klar, daß die Ägypter einen akzentuierenden Rhythmus hatten, genau so wie wir, im Gegensatz zu dem musikalischen Rhythmus der Griechen. Auch wird sich über den Strophenbau der ägyptischen Lieder vieles sichere sagen lassen, z. B. die Lieder der Neferhotep-stele (13. Dynastie) sind von durchsichtiger Form.

Anregend sind die Ausführungen Bissings über die Liebeslieder der Ägypter, doch weiß ich nicht recht, warum die Liebeslieder von einem Dichter herrühren sollen, daß die Geliebte regelmäßig die handelnde ist, widerlegt Bissing durch die mitgeteilten Proben selbst.

Das schöne Märchen vom verwunschenen Prinzen, der durch seine Göttin zweimal vor Unheil bewahrt wird, ist bekanntlich nicht vollständig überliefert. Der Text bricht mitten im Satz ab, und die dritte Gefahr des Prinzen, die ihm geweissagt worden war, ist in dem vorhandenen nicht mehr erzählt. Schloß das Märchen glücklich oder unglücklich? Bissing nimmt das erstere an und kann dafür anführen, daß ein Märchen regelmäßig glücklich schließt. Doch kommt auch anderes vor, und wer die Geschichte des Papyrus Harris 500 liest, kommt eher auf den Gedanken eines tragischen Schlusses.

In der Besprechung des Märchens von den zwei Brüdern, das der Papyrus d'Orbiney enthält, meint Bissing gewiß mit Recht, daß die erhaltene Erzählung kein Volksmärchen, sondern ein Literaturwerk ist, aber wie aus der Federprobe des Schreibers auf der Rückseite, die Namen König Sethos II. enthält, geschlossen werden kann, daß das Märchen für diesen König nicht nur aufgezeichnet, sondern direkt verfaßt sei (so Bissing), ist mir vollkommen unverständlich. Es scheint dies einer der vielen Irrtümer aus älterer Zeit unserer Wissenschaft, die anstandslos weiter gegeben werden, so falsch sie sind. Sehr hübsch ist Bissings Vermutung, daß das Göttermädchen, das dem Bata (Bissings Bytes) geschenkt wird, niemand anderes sei, als die verbrecherische Frau des älteren Bruders. Das ist dann aber erst durch den literarischen Bearbeiter des oder vielmehr der Märchen hineingekommen. Denn daß hier mehrere Erzählungen ineinander verflochten sind, ist klar und wird auch von Bissing zugegeben. Die Analyse des Papyrus Orbiney wird meines Erachtens wohl mehr Resultate erzielen, als Bissing für möglich hält. Zunächst lösen sich doch zwei Erzählungen von selbst heraus. Erstens Die Novelle von dem keuschen Jüngling und der Ehebrecherin. Dazu gehört notwendig der vereitelte Versuch der Frau, den Jüngling zu verführen, die Verläumdung der Frau und die Rache des Ehemanns, hier zugleich des Bruders, die Errettung des Jünglings und seine Erhöhung, letztere sozusagen als Belohnung für seine Keuschheit. Sämtliche erwähnten Züge kehren in den verwandten Novellen von Joseph, Bellerophontes, den entsprechenden Erzählungen in Tausend und einer Nacht usw. wider. So wird man annehmen dürfen, daß die Novelle mit der Vermählung mit der der Götter-

tochter, die ursprünglich gewiß nicht die verbrecherische Frau der heutigen Erzählung war, ihren Abschluß erreichte.

Darauf folgt in der Erzählung des Papyrus Orbiney, wie der König von Ägypten die Locke von der Frau des Bate findet und wie er beschließt das unbekannte Weib zu heiraten. Das ist das alte Aschenbrödelmärchen, das uns für Ägypten in der Form der Geschichte von der Rhadaze überliefert ist. Mit der Geschichte von den zwei Brüdern hat diese Erzählung ursprünglich nichts zu tun.

Daß noch andere Märchenmotive hier hineinverwoben sind, ist oft, so zuletzt von Borchardt gezeigt worden. Eine genaue Analyse wird zweifellos mehr liefern. Sehr zweifelhaft ist es allerdings, wie auch Bissing hervorhebt, die alte Göttersage, die einmal hineinverwoben war, herauszulösen. Überhaupt hat man bisher wohl zuviel Mythisches in dem schönen Märchenbuch gesucht.

Eine solche Analyse würde aber auch die zweifellose Kunst des ägyptischen Dichters klar herausstellen, die bedeutend größer ist, als z. B. in der Geschichte des Prinzen Kamar es Saman in 'Tausend und eine Nacht', die Maspero mit Recht zum Vergleich herangezogen hat.

Das Thema, das der ägyptische Erzähler einmal angeschlagen hat, verfolgt er ganz konsequent weiter: Die moralische Verderbtheit des Weibes. Darum kann er seine Erzählung nicht mit der glücklichen Heirat des Bate schließen. Auch dieses Werk aus göttlichem Stamme muß seine angeborene Schlechtigkeit bewähren, sie bringt ihren Gatten um, damit sie die Gattin des Pharao sein kann und zeigt ihren bösen Charakter auch späterhin. Nachher erleidet sie natürlich ihre verdiente Strafe.

Eine genaue Interpretation zeigt, daß der Verfasser der im Papyrus Orbiney erhaltenen Erzählung ein nicht zu verachtender Dichter war, und damit erhält die Anschauung der jüngeren Generation der Ägyptologen abermals eine Stütze, daß die ägyptische Dichtung eine bedeutende Leistung ist, die sich der bildenden Kunst der Ägypter ebenbürtig zur Seite stellt.

Die Erzählungen bei Herodot und Diodor dürfen meines Erachtens unbedenklich zur Ergänzung der uns so spärlich erhaltenen Fragmente ägyptischer Literatur herangezogen werden; mit dem 'griechischen Gewande' ist es namentlich bei Herodot nicht allzuweit her. Auch in Tausend und eine Nacht' wird eine genauere Untersuchung uns viele altägyptische Bestandteile entdecken lassen. Wenn uns in der Geschichte vom Prinzen Sayn-al-Asnam und dem König der Geister des Fayum und der Moeris-Su mit nicht zu verkennender Deutlichkeit geschildert werden, so kann man bei diesem Märchen wohl nicht an einem altägyptischen Ursprung zweifeln.

S. 55 seines Buches handelt Bissing von dem zuerst von Breasted erklärten Denkmal memphitischer Theologie, das vom ersten Erklärer als die erste bekannte Spur der Logosidee bezeichnet wurde. Breasted setzte die Inschrift, die uns auf einem Stein äthiopischer Zeit erhalten ist, in den Anfang des neuen Reiches, E. Meyer in das mittlere Reich, Adolf Erman führte in einer Berliner Akademieabhandlung den absolut sicheren Beweis von dem außerordentlichen Alter des Textes,

den, wie ich höre Sethe, noch weiter stützen wird. v. Bissing bestreitet das hohe Alter ohne jedweden Grund. Daß irgendein Schreiber der ägyptischen Spätzeit es so ausgezeichnet verstanden habe, eine nach Schrift und Sprache der Pyramidenzeit völlig entsprechende Inschrift zu liefern, ist einfach ausgeschlossen.

Bissing hat energisch Breasteds Auffassung bestritten, daß der Keim zur späteren Logosidee in diesem Texte enthalten sei, und hat u. a. auch dem Referenten, der sich Breasted angeschlossen hatte, gelegentlich in einer Rezension den Vorwurf gemacht, leichtsinnig unhaltbare Hypothesen nachgeschrieben zu haben.

Die Frage ist nicht nur für Ägyptologen von Interesse, also seien mir hier ein paar Worte der Verteidigung erlaubt.

Wenn in der Inschrift Z. 52a Ptah als Herz und Zunge der Götter bezeichnet wird, so ist das noch nicht die Logosidee in ihrer reinen Form, (so etwas hat auch niemand behauptet) aber der Keim, aus dem sie sich entwickeln mußte. In Z. 56 wird ausgeführt, das Herz ist der Urheber der Gedanken, und die Zunge Urheberin der Rede, die die Gedanken verkündet, so daß sie ausgesprochen werden. Folglich ist Ptah der Gedanken und Reden der Götter verursacht.

Mit diesem Gedanken kreuzt sich nun ein anderer, der Herz und Zunge des Ptah gleich Thoth und Horus setzt. Thoth als das Herz erdenkt alles und Horus als die Zunge spricht die Gedanken aus. Und durch das Aussprechen der Worte entsteht alles, Götter, Gottesworte usw. Die Tätigkeit des Herzens d. i. Thoth genügt noch nicht, es kommt die Tätigkeit der Zunge (des Horus) hinzu die alles entstehen läßt. Der Unterschied zwischen der Zunge, die die Worte spricht, und dem Worte, das von der Zunge gesprochen wird, ist wirklich nicht allzu groß. Von dem Satze der Inschrift. Sie (die Zunge) war es, die die Kas machte, alles Geliebte und alles Verhaßte machte, jedes Werk und alle Kunst machte, usw. (Z. 57) bis zu dem jahameischen: *Πάντα διὰ τοῦ λογου ἐγένετο καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ενὃ γέγονεν* ist der Weg wirklich nicht mehr allzu weit.

Daß der Gedankengang des Verfassers dieses alten Textes eine andere Richtung geht, daß allerhand Spekulationen darin durcheinander geworfen werden, weiß ich sehr wohl. Aber daß der Keim der Logosidee hier vorliegt, behaupte ich (und wahrlich nicht ich allein) nach wie vor. Freilich bleibt fraglich, ob die hellenistische Logoslehre wirklich diesen Ausgangspunkt haben muß. Das kann natürlich niemand beweisen. Aber Reitzensteins Ausführungen im 'Poimandres', der zum erstenmal den altägyptischen Text benutzt hat, machen für mich nach wie vor den ägyptischen Ursprung der Logosidee wahrscheinlich. Daß unter Griechen und Christen ganz etwas anderes aus dem alten Gedanken werden müßte, ist selbstverständlich und meines Wissens nie von irgend jemand bezweifelt worden.

Hierbei möchte ich noch einen längst gehegten Gedanken einfügen: Der alte Text enthält übrigens noch etwas sehr Interessantes, der von Erman in seiner Ausgabe als A bezeichnete, uralte Teil enthält die Osiris- und Horussage in dramatischer Form. Da keinem Zweifel unterliegen

kann, daß so etwas zu kultischen Zwecken gedichtet worden ist, bleibt wohl nur der eine Ausweg: 'Wir haben hier den Text eines Osirismysteriums, einer der Aufführungen, die an den Osirisfesten stattfanden, deren dramatische Form ja längst überzeugend nachgewiesen ist.

Dieses alte Denkmal memphitischer Theologie zeigt aber auch, daß die ägyptische Theologie nicht so schlecht war, wie sie meistens gemacht wird. Wenn Maspero meint, daß dem wunderlichen Buch der Gedanke zugrunde läge, dem Gotte von Memphis und damit auch seiner Priesterschaft eine höhere Stellung anzuweisen, so ist das gewiß richtig, aber es ist nicht der einzige Grund. Als die Priesterschaft in Jerusalem durchsetzte, nur an einem Orte dürfe Jahweh verehrt werden, fielen gewiß die materiellen Gründe, dabei sehr ins Gewicht, aber niemand wird die Entstehung des Deuteronomiums allein auf solche Motive zurückführen. Wir haben in dem ägyptischen Text einen zweifellosen Versuch vor uns, den Monotheismus philosophisch zu begründen, und für die damalige Zeit ist das eine imponierende Leistung. Die Theologie von Heliopolis wird kaum mit andern Mitteln gearbeitet haben, als die von Memphis, und die, deren letzte arg verwischte Spuren uns in der heometischen Literatur erhalten sind. Aus derartigen Spekulationen muß schließlich der Monotheismus Amenophis IV. entstanden sein, der ein so reiner Monotheismus ist, wie nur je im Altertum. Der ging über das, was die memphitischen Theologen wollten, hinaus. Die Priester von Memphis dachten nicht daran, die anderen Kulte zu beseitigen. Ihnen genügte es, die alleinige Existenz ihres Gottes theoretisch erwiesen zu haben. Der Ketzerkönig hat die anderen Kulte beseitigen wollen (wie Bissing dies S. 79 seines Buches bestreiten kann, ist mir unerfindlich), freilich ebensowenig beseitigen können, wie andere Religionsstifter des Altertums, die den Monotheismus durchführen wollten.

In der Schilderung der ägyptischen Wissenschaft, die Bissing S. 57 gibt, zeigt er mit Recht, daß der Ägypter im allgemeinen nie über die Sammlung von Tatsachen und vereinzelten Erfahrungen hinausgekommen ist. Doch gibt es Ausnahmen, wie Bissing sofort für die Medizin zugibt. Einmal mindestens hat ein findiger Kopf eine natürlich verfehlte, aber interessante Theorie des menschlichen Organismus aufgestellt, die Lehre von den 22 Gefäßen des Körpers. Die ägyptische Medizin ist nach meinem Dafürhalten überhaupt besser als ihr Ruf bei den Ägyptologen. Die Magie spielt trotz Bissing, wenn wir bestimmte Gebiete wie die Kinderkrankheiten ausnehmen, eine sehr geringe Rolle. Wenn von den ca. 200 Rezepten des Großen Berliner Papyrus drei magischer Natur sind, so ist das wirklich recht wenig, und zeigt, wie weit der Ägypter mit seinem nüchternen und praktischen Sinn über die Medizin der Naturvölker, bei der er angefangen hatte, hinausgekommen war.

Einen verhältnismäßig geringen Raum des Bissingschen Büchleins nimmt die Kunst ein. Hier bleibt dem subjektiven Ermessen der stärkste Spielraum, hier werden die Ausführungen des Verfassers wohl auch den meisten Widerspruch hervorrufen. Ich glaube z. B., daß Bissing recht hat, wenn er die eigenartige Form der ägyptischen Zeichnung aus dem

'Streben nach Deutlichkeit' erklärt, und könnte aus jahrelanger Praxis dazu Parallelen liefern. Ich habe seit Jahren nach bestimmten Gesichtspunkten von Kindern Zeichnungen aller möglichen Vorgänge, die sie interessierten, anfertigen lassen, und die Urteile der Kinder selbst aufgeschrieben. Dabei ergaben sich manchmal höchst merkwürdige Dinge. Aber der psychologische Vorgang, der einer solchen Zeichnung vorausgeht, ist doch viel zu kompliziert, als daß ich ihn mit dem kurzen Wort: 'Streben nach Deutlichkeit' abgetan sehen möchte. Über diese Fragen gibt es leider noch immer keine eingehende Untersuchung, und die Hoffnung, auf H. Schäfers seit Jahren versprochene Arbeit ist noch unerfüllt.

Die Eigenart der Kunst von Tell Amarna hebt Bissing gebührend hervor und stimmt darin z. B. mit Schäfer überein, daß er einigen Freunden und Geistesverwandten des Königs einen überwiegenden Einfluß auf diese merkwürdige Epoche zuschreibt. Absolut unverständlich ist mir die Annahme, Amenophis IV. habe sich in 'kaum freiwilliger Verbannung' nach seiner neuen Residenz begeben. Wohl hat es den Anschein, daß die Priesterschaft von Theben im Anfang der 18. Dynastie energisch um die Herrschaft über Ägypten gekämpft hat. Wahrscheinlich hat sie schon damals die merkwürdige Form der Regierung durch Amon und ein 'Gottesweib' schaffen wollen, wie sie es nach der Ramessidenzeit erreicht hat. Aber durch Thutmosis III. starke Hand sind alle diese Versuche niedergeschlagen und dafür, daß unter dessen Nachfolgern die Amonspriester wieder die Oberhand hatten, fehlt jeder Anhaltspunkt.

Wenn Bissing dann weiter (S. 67) sagt: Es darf als außerordentlich betrachtet werden, daß die Säulenform, die wir z. B. in dem prächtigen Tempel von Der el Bahri in langen Kolonnaden verwendet finden, den Griechen die Anregung zur dorischen Säule gegeben hat, so erscheint diese Hypothese wohl noch verfrüht.

Sehr hübsch und meines Wissens nach nicht ausgesprochen ist (S. 69) die Erklärung der hübschen kleinen Schalen die von schwimmenden Mädchen gehalten werden (die neulich vorgetragene Erklärung, es wären Dienerinnen, die sich zu Boden werfen, um ihrer Herrin die Schale zu überreichen, ist wohl ein unbeabsichtigter Lapsus calami). 'Ein nacktes Mädchen, das im Wasser schwimmt, hat eine Ente gefangen, deren Leib als Schale gebildet ist'. Später hat man die Entstehung des Motives vergessen, wie so häufig, und das Mädchen trägt nur eine einfache Schale.

Ebenso werden Bissings Ausführungen über die phönikischen Silberschalen und ihre ägyptischen Verbilder wohl allseitigen Beifall finden.

Den Beschluß des Bissingschen Buches bildet eine naturgemäß äußerst knappe Darstellung der Religion.

Auf S. 72 leitet Bissing den Ursprung des Gottes Horus aus Hierakonpalis her. Es erscheint mir fraglich, ob diese Annahme Anerkennung finden wird. Ich darf hinzufügen, daß ich seit vielen Jahren dieselbe Ansicht vertrete, doch habe ich bei Fachgenossen, mit denen ich darüber gesprochen habe, bisher kein Glück gehabt. Nach meiner Meinung hat Bissing auch vollständig recht, wenn er weiter sagt:

Der Falkengott von Hierakonpalis, der ursprünglich Horus hieß, hat den Gott von Edfu, der ursprünglich etwas ganz anderes war, sich willig unterjocht. Hier liegt ein bestimmter historischer Vorgang zugrunde, von dem wir nichts wissen. Nur als geflügelte Sonnenscheibe war der Gott von Edfu nicht gedacht. Der alte Mythus von Edfu zeigt seinen Gott als den Besieger eines Nilpferds oder ähnlichen Ungeheuers, setzt also menschliche oder menschenähnliche Gestalt voraus, und ebenso handelte auch die von Naville und Brugsch veröffentlichte Sage ursprünglich nur von diesem Kampf. Ein ganz unorganisches Einschiebsel darin ist die Erzählung, wie der Gott als geflügelte Sonnenscheibe gen Himmel fliegt, das ist erst verhältnismäßig spät hineingekommen, die Sage ist in der uns vorliegenden Form erst im neuen Reich entstanden, wie das Vorkommen der Astarte beweist. Die geflügelte Sonnenscheibe erscheint nicht früher als in der 5. Dynastie und ist damals wohl auch erst entstanden. Überall wo sie erscheint, trägt sie apotropäischen Charakter, sie soll den Tempel oder die Stele, auf denen sie angebracht ist, schützen. Und ganz augenscheinlich ist sie, die Sonne verbunden mit den beiden Falkenflügeln, das Symbol der Vereinigung des Sonnen- und Falkengottes des schon in den Pyramidentexten auftretenden Rē Harmachis. Daß Horus ursprünglich kein Himmelsgott ist, scheint mir unter anderem daraus hervorzugehen, daß in der ältesten ägyptischen Urkunde die wir haben, den Annalen von Palermo, der Horus des Himmels deutlich von dem gewöhnlichen Horus unterschieden wird.

S. 79 erörtert Bissing, inwieweit die religiöse Reform Amenophis IV. politischen Charakter trug, dabei hätte er vielleicht der wohl zuerst von Adolf Erman aufgestellten, höchst wahrscheinlichen Ansicht gedenken können, wonach der junge König einen Einheitskult für das ganze damalige ägyptische Reich schaffen wollte. Die Aton-Religion sollte wohl dieselbe Rolle spielen, die später im römischen Reiche dem kapitolinischen Jupiter übertragen wurde.

Da diese Besprechung schon über Gebühr lang geworden ist, muß ich es mir versagen, auf das einzugehen, was die Leser dieser Zeitschrift vor allem anderen interessieren würde, dem griechischen Einfluß auf die ägyptische Kultur, besonders auf die ägyptische Religion[1]). Bissing geht meines Erachtens darin oft zu weit, ich glaube z. B. nicht, daß wir im Setnaroman, dem umfangreichsten literarischen Werk der ägyptischen Spätzeit, das uns erhalten ist, orphische Einflüsse anzunehmen haben. Alles, was wir darin finden, ist nichts weiter, als konsequente Weiterentwicklung von echtägyptischen Anschauungen, und eine solche wird durch ausländische Einflüsse kaum befördert, eher gestört.

2) Hunger u. Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde. Mit 193 Abbildungen auf 96 Tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer, 1912. 1,25 ℳ.

Den beiden ebenso handlichen wie billigen Bildersammlungen über griechische und römische Kultur reiht sich hier ein kleiner Atlas zur

[1]) Aber wir tappen hier noch ganz im Dunkeln, und mit ein paar Seiten läßt sich die Sache nicht abtun.

Orientalischen Kultur an, der ebenso empfehlenswert ist. Die Tafeln sind durchweg gut, die angehängte Erklärung knapp und instruktiv.

Der Hauptanteil ist natürlich Ägypten und Babylon zugefallen. In je drei Abschnitten werden Religion, Staat, Privatleben behandelt, und man staunt, was auf so kleinem Raum alles geboten ist.

Nur für die Religion wünschte man eine etwas reichlichere Auswahl, aber wer die Schwierigkeiten eines derartigen Versuches kennt, wird auch diesen Mangel entschuldigen. Für die ägyptische Religion haben wir kein auch nur bescheidenen Ansprüchen genügendes Bilderwerk (Lanzones Dizionario ist längst veraltet) und der Atlas zu Jastrows Religion Babyloniens und Assyriens, der, soweit ich das beurteilen kann, auch nur eine vorläufige Abschlagszahlung darstellt, lag dem Verfasser noch nicht vor. Das Material, das für altorientalische Religion vorhanden ist, ist wohl zum größten Teil nicht oder ungenügend publiziert, und das Veröffentlichte an so vielen Stellen zerstreut, und so schwer zu verarbeiten, daß es unmöglich war, in so kurzer Zeit eine genügende Auswahl zu geben.

So sei denn das Werkchen, das hoffentlich sehr bald eine neue Auflage erleben wird, angelegentlichst empfohlen.

3) P. S. Landersdorfer O. S. B., Die Kultur der Babylonier und Assyrer (Aus: Sammlung Kösel) Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung. 1 ℳ.

Der Referent kann nicht den Anspruch erheben, die vorliegende Schrift als Fachmann beurteilen zu können. Aber soweit meine Kenntnis reicht, hat es bisher nicht nur an einer Zusammenfassung der Ergebnisse assyriologischer Forschung, wie sie hier geboten wird, völlig gefehlt, auch unter den Fachleuten gab es wohl nur sehr wenige, die für alle Gebiete der babylonisch-assyrischen Kultur Interesse zeigten. Um so dankbarer muß der Laie dem Verfasser sein, wenn uns hier auf 236 Seiten eine Gesamtdarstellung der babylonisch-assyrischen Kultur, soweit sie heute möglich ist, in ansprechender Form und mit besonnenem Urteil geboten wird.

Im Gegensatz zu den tollen 'panbabylonistischen' Phantasien, die man nur zu gewohnt war, werden hier, soweit irgend möglich (ganz lassen sich Hypothesen natürlich nicht vermeiden), einigermaßen gesicherte Ergebnisse geboten.

So kann Referent nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß recht viele sich aus dem Büchlein ebensoviel Belehrung holen, wie er sie gefunden hat.

Hoffentlich entschließt sich die Verlagshandlung in einer neuen Auflage, aus dem Buche einen Doppelband zu machen, und dafür eine Auswahl guter Abbildungen beizugeben, die vorhandenen genügen auch bescheidenen Anforderungen nicht.

Berlin. M. Pieper.



1) Herodot: Orientalische Königsgeschichten. Herausgegeben von Paul Ernst. (Die 50 Bücher, Band 6.) Berlin u. Wien, Ullstein, o. J. 189 S. 50 ℳ.

Die interessante Auswahl enthält die bekannten Geschichten von Krösus und seiner Besiegung durch Cyrus; von diesem, wie er seinen Großvater Astyages von Medien besiegt und auf einem Zuge gegen die Massageen den Tod findet; ferner von dem Wüterich Kambyses, dem Sohne des Cyrus, und seinen Feldzügen gegen Äthiopien und Ägypten. Auch er stirbt fern der Heimat. Dann von seinem Nachfolger Darius, seiner Eroberung Babylons und seinem Feldzuge gegen die Skythen. Endlich lesen wir von Xerxes, dem Sohne des Darius, und seinem Zuge gegen Griechenland.

Ferner sind in die Auswahl auch ein paar ägyptische Geschichten aufgenommen, von denen die vom Schatze des Rhampsinit die bekannteste und schönste ist (S. 87).

Literarhistorisch wichtig endlich sind die Geschichten von Gyges und Kandaules (S. 15) und die vom Ringe des Polykrates (S. 112), die Hebbel und Schiller als Quellen dienten. Die letzte läßt uns zugleich einen Blick in die Werkstatt des Dichters tun; denn bei Herodot befindet sich König Amasis von Ägypten nicht wie bei Schiller im Hause des Polykrates, sondern die ganze Geschichte geht brieflich vor sich.

So bietet das Büchlein sehr viel. Und sogar aktuell ist es manchmal. Oder wen berührt nicht in dieser Zeit das nüchterne und doch so ergreifende Wort des besiegten Krösus: 'Niemand ist leicht so unverständig, daß er den Krieg dem Frieden vorziehen wollte. Denn in diesem begraben die Kinder ihre Väter, in jenem aber die Väter die Kinder' (S. 54). Und wer denkt bei dem Kampf der persischen Übermacht gegen die kleine Zahl der Griechen nicht an unsern Kampf gegen die russischen Riesenheere, besonders wenn er liest, daß die Führer der Perser hinter ihren Leuten waren mit Peitschen und sie mit Schlägen vorwärts trieben! (S. 180). Die Übersetzung ist keine Neuschöpfung, sondern die alte von Goldfaden aus dem 18. Jahrhundert, zwar nicht sehr elegant, aber doch sehr lesbar und genau. Der chronikartige Ton paßt außerdem zu Herodot ausgezeichnet.

Anzuerkennen ist endlich die gute Ausstattung und der billige Preis.

2) Antike Erzählerkunst. Zwölf griechische Novellen. Übersetzt von Ernst Schwabe (Voigtländers Quellenbücher 86). Leipzig o. J. 96 S. 80 ℳ.

Seiner Bestimmung als Quellenbuch entsprechend bringt die Sammlung eine ganze Anzahl solcher Geschichten, die in der späteren Literatur als Quellen wichtig geworden sind. So enthält sie, wie die Auswahl aus Herodot, die Geschichte vom Schatz des Rhampsinit und die von Gyges und Kandaules, diese aber nicht nur in der Fassung Herodots, sondern auch in der ganz märchenhaften Fassung, wie wir sie in Platons Staat lesen. Hier verführt Gyges mit Hilfe eines unsichtbar machenden Ringes die Königin und bemächtigt sich dann des Reiches. Von einer Schuld des Kandaules und der Rache des beleidigten Weibes ist keine Rede.

Ferner bringt die Sammlung die Quellen zu den Goetheschen Balladen, der 'Braut von Korinth' und dem 'Zauberlehrling', letztere aus Lucian. Ebenso die für Lessing und Chamissos 'Lied von der Weibertreue', um nur die bekanntesten Bearbeitungen zu nennen, wichtige Geschichte von der Witwe zu Ephesus, die Petronius entnommen ist.

Von den sonstigen Novellen ist vor allem die reizende Idylle, der 'Jäger von Euböa', wohl die Perle der Sammlung, aus Dio Chrysostomus zu nennen. Ferner enthält die Auswahl ein Stück aus Alciphrons Hetärenbriefen, zwei Freundschaftsgeschichten aus Lucian und ebendesselben 'Wunderbare Reise' wo der Erzähler berichtet, wie er lange Zeit im Bauche eines Seeungeheuers lebt, wie er zur Insel der Seligen gelangt usw. Ganz nach Art von Münchhausens Seeabenteuern. Die beiden letzten Novellen endlich, 'Weibliche Rache' und 'Eine Kriminalgeschichte' sind Apulejus entnommen. Was die Übersetzung als solche angeht, so sagt der Übersetzer und Herausgeber in seinem Vorworte selbst, er sei, um die Geschichten einem möglichst großen Leserkreise zugänglich zu machen, in der Form da, wo es ihm nötig schien, von dem Original abgewichen. Es ist das weiter nicht schlimm, da diese Geschichten uns in erster Linie inhaltlich interessieren. Im übrigen gehen die Abweichungen nicht so weit, daß man, wie z. B. bei den Übersetzungen Eskuches, von Umformungen reden kann. Nur das Gedicht von Hero und Leander ist als Nacherzählung gegeben. Auch bei diesem Büchlein sei die gute Ausstattung und der billige Preis lobend erwähnt.

Schwedt a. O. A. Gerbig.

Friedrich Helmreich, Der Chor im Drama des Äschylus. I. Teil. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. humanistischen Gymnasiums Kempten für das Schuljahr 1914/15. Kempten im Allgäu. 1915. 52 Seiten.

Aristoteles sagt von Aischylos: *τὰ τοῦ χοροῦ ἠλάττωσε καὶ τὸν λόγον πρωταγωνιστὴν παρισκεύασε.* Helmreich zeigt in einer genauen Analyse der vier ersten Stücke, wie sich diese Entwicklung verfolgen läßt. In den Persern (S. 4—15) wie in den Schutzflehenden (S. 15—29) ist der Chor der Hauptträger der Handlung; schwächer ist seine Beteiligung als Träger der Handlung in den Sieben (S. 29—41), und im Prometheus (S. 41—52) beginnt die Entwicklung, die zu dem von Aristoteles festgestellten Ergebnis führen sollte, der Chor wird aus einem Träger zum lyrischen Begleiter der Handlung. Gleichzeitig untersucht der Verfasser die Frage, wieweit der Dichter das ἦθος des Chores festhält und durchführt. Nur in den Schutzflehenden ist das Ethos der Mädchen festgehalten, allerdings nachdem sie zuvor zu Griechinnen umgedacht wurden; im übrigen scheut sich der Dichter nicht, aus Gründen der dramatischen Technik oder aus Rücksicht auf die religiösen und politischen Anschauungen seiner griechischen Zuschauer Inkonsequenzen in der Ethoszeichnung zuzulassen.

Ich glaube nicht, daß der Verfasser in seinen Einzelinterpretationen immer auf Zustimmung hoffen darf. Das Lob auf Darius im Mund der



persischen Greise (S. 8) hilft gewiß die Dariusszene vorbereiten, aber nicht ausschließlich; denn schon in der Traumerzählung der Atossa 197f. ist das Thema dieses zweiten Teils des Stückes angeschlagen. Daß Atossa bei der ersten Schreckensbotschaft hinter dem Chor zurücktritt (S. 7), ist nicht ohne weiteres nur ein Beweis für die überragende Bedeutung des Chors, gehört vielmehr mindestens ebensosehr zur Ethosschilderung der Fürstin. Die Botschaft verlangte einen starkbewegten Ausdruck des Schmerzes, der aber der überall wohlbewahrten Würde der Königin versagt bleiben mußte. Die Umstellung der Verse 527ff. hätte der Verfasser nicht billigen sollen.

Trotz solcher Ausstellungen, die sich wohl noch vermehren ließen, bleibt die Arbeit meiner Meinung ein dankenswerter, anregender Versuch, dem künstlerischen Schaffen des Aischylos, wenigstens für die Chorbehandlung, nachzugehen, und man darf gespannt sein, wie der Verfasser seine Gedankenreihe für die Orestie weiterführt.

Frankfurt a. M. F. Adami.

Art and Archaeology. An illustrated magazine published by the Archaeological Institute of America. Vol. I, July 1914 bis June 1915. IV u. 264 S. Vol. II, July 1915 ff. The General Secretary, Archaeological Institute of America, The Octagon, Washington, D. C.

Art and Archaeology ist eine neue Zeitschrift, die infolge der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit ihres Inhalts und ihrer Abbildungen unsere Aufmerksamkeit verdient und, da die Amerikaner uns hier mit einer wahrhaft vorbildlichen Leistung vorangegangen sind, den Wunsch nach einer ähnlichen Publikation in Deutschland erweckt. Herausgeber der Zeitschrift ist das selbe Archäologische Institut von Amerika, dem wir das seit Jahren rühmlich bekannte American Journal of Archaeology verdanken. Während aber dieses der Forschung dient, soll Art and Archaeology in kurzen belehrenden, aber durchaus wissenschaftlichen Aufsätzen und durch reiches Bildermaterial die Resultate der Forschung verbreiten und das gebildete Publikum für edle Kunst und für Kunstgeschichte gewinnen und interessieren. Dieser Zweck ist in den mir bisher vorliegenden neun Heften (jährlich erscheinen sechs) in wirklich so vorzüglicher Weise erreicht, daß man die Amerikaner um den Besitz dieser Zeitschrift beneiden muß. In Amerika ist denn auch der verdiente buchhändlerische Erfolg nicht ausgeblieben (I 265; die Zeitschrift Records of the Past ist in Art and Archaeology aufgegangen).

Zunächst sei eine Übersicht des bisher Gebotenen gegeben. Ein Artikel gleich im ersten Hefte des ersten Bandes behandelt The school of classical studies of the american academy in Rome und führt deren Leiter, Francis Davis Millet und das Heim des Instituts in Villa Aurelia im Bilde vor; die Amerikaner lernen so eine der Stätten kennen, wo ihre Landsleute tätig sind, klassische Kunst zu erforschen. Über kretische Kunst handelt ein Artikel der bekannten amerikanischen Archäologin Edith H. Hall (die anderen Autorennamen unterdrücke ich hier, da sie uns meist wenig geläufig sind), die I 32ff. von den Ausgrabungen des Jahres 1912 in Vrokastro auf Kreta berichtet. (Auch sonst sind Ameri-

kanerinnen auf Kreta tätig; wer abgelegenere Teile dieser Insel kennt, wird abgesehen von den wissenschaftlichen Leistungen schon rein äußerlich den Mut dieser Frauen bewundern, die dort unter einer Schar von nicht eben immer vertrauenerweckend aussehenden Ausgrabungsarbeitern und sonst recht vereinsamt und fern von aller Kultur hausen.) I 211 führt die wundervolle goldelfenbeinerne Statuette der kretischen Schlangengöttin im Museum of fine Arts in Boston im Bilde vor; leider ist die Abbildung in Autotypie nicht so gut wie die Am. Journ. 1915 pl. X gegebene. Für uns Deutsche ist besonders interessant ein Aufsatz Excavations on the island of Corfu by the Kaiser and Dr. Dörpfeld (I 153) mit guten Abbildungen der Fundstücke, die ja noch nicht so allgemein bekannt sind wie sie es verdienen; dabei gibt Abb. 8 auch eine hübsche Ansicht von Pontikonisi, wobei freilich die Worte supposed to be the ship of Ulysses turned to stone besser weggeblieben wären (Dörpfeld sieht das versteinerte Phaiakenschiff vielmehr in Karawi vor Kap Kephali) und ebenso die Angabe: the original of Böcklins famous painting called Die Toteninsel. Der Aufsatz The German excavations at Baʿalbek (I 121 ff.) zeigt außer dem bekannten, uns in Puchstein-Lüpkes Baʿalbek bequem zugänglichen Abbildungsmaterial auch einiges neue, so die allgemeine Übersicht Fig. 1. Weströmische Architektur behandeln die Artikel The Roman Campagna (II 34), wo u. a. das trotz seiner guten Erhaltung sonst selten abgebildete, dem Grabmal der Caecilia Metella an der Via Appia ähnliche Grab des M. Plautius (an der Stelle, wo die Straße nach Tivoli den Anio kreuzt, beim Ponte Lucano) vorgeführt wird, und The Pont du Gard (II 45) mit einer sehr originellen Photographie, die die Spiegelung der Wasserleitung in den Fluten des Gard und damit auch die schöne landschaftliche Wirkung des gewaltigen Baues zeigt; ich habe seinerzeit bei einem Bade im Gard den Aquädukt in genauer Vorderansicht (nicht, wie er gewöhnlich abgebildet wird, schräg) gesehen und kann bestätigen, daß die Photographie offenbar in einem Boote sehr geschickt aufgenommen ist. Ein Artikel Roman Remains in Great Britain (I 51 ff.) führt in zwei Bildern des römischen Bades in Bath eine gut erhaltene römische Badeanlage vor, die ich lebhaft bedaure, bei einem Aufenthalt in England nicht besucht zu haben. Ich hätte das sicher getan, wenn — ihre Existenz mir bekannt gewesen wäre; aber ihre Kenntnis ist mir, wie ich gestehe, erst durch Art and Archaeology vermittelt worden so wie die mancher anderer, höchst stattlicher römischer Baureste in England. — Eine Reihe von Artikeln sind für den Archäologen wie für den Philologen gleich interessant, so ein solcher über die freilich bei uns allgemein bekannte Ergänzung des vatikanischen Demosthenes mit gefalteten Händen statt mit der Buchrolle (I 47 ff.), ferner ein Aufsatz über die neu entdeckte Horazvilla bei Rom, von der es ja in letzter Zeit auch schon vor dem Kriege merkwürdig still geworden ist, die aber, wenn nicht als Horazens Sabinum, so doch als nach Fig. 6 (I 185) relativ gut erhaltener Rest eines römischen Landhauses unsere Beachtung verdient, und ein Artikel über Plinius' Villa am Comer See (I 111 ff.). Vorzügliche Abbildungen bietet ein Artikel The Roman Theater (I 137 ff., 187 ff.), so Fig. 1 eine Rekonstruktion des Theaters des Pompeius in Rom, die man bei einer Besprechung Roms

und römischen Lebens in der Schule gern vorlegen wird, und Fig. 10 das hübsche Theater in Tusculum, das man selten abgebildet findet und das als reizend gelegenes Provinztheater in einer römischen Sommerfrische ein so hohes kulturgeschichtliches Interesse beansprucht; auch die Theater in Dougga, Fig. 16, und in Timgad, Fig. 17, sind ja in Deutschland weniger bekannt. Im American Journal of Archaeology liest man manchmal von Aufführungen altklassischer Stücke, die in Amerika in griechischen Freilicht-(ungedeckten) Theatern stattfinden. Solche Theater bildet Art and Archaeology I 195, 197, 199 ab, das der Universität von Kalifornien (gelegentlich einer Aufführung von Aristophanes' Vögeln), eine Skene im Harvard Stadium, Cambridge, Mass. (mit Aischylos' Agamemnon), dazu I 202 das (in Dörpfelds Sinne) griechische Theater des Bradfield College in Berkshire, England. Amerika und England haben uns also hier leider überflügelt; ich kenne keine deutsche Universität, die ein griechisches Theater besitzt. Man plant die Errichtung eines solchen (als gedeckten Baues) auf dem Gelände zwischen der Universität und der Museumsinsel in Berlin, das zugleich als Theater für Aufführung antiker und moderner Stücke unter Reinhardts Leitung und als geräumige, 5000 Studenten fassende Aula der Universität dienen soll, da die jetzige, nur 1800 Personen aufnehmende Aula zu klein ist; hoffen wir, daß der Krieg diesen Plan nicht vereitelt.

Höchst lehrreich ist eine Reihe von Artikeln, die Modern Masterpieces in classical Architecture behandeln und im Bilde vorführen; sie zeigen, wie man sich namentlich in Amerika auch noch in jüngster Zeit an große griechische Vorbilder angeschlossen hat. Neben dem Lincoln Memorial in Washington (I 38 f.) und dem Denkmal für Victor Emanuel in Rom (I 80 f.) ist hier besonders interessant der Temple of the scottish rite in Washington (I 130 f.), der eine Nachbildung der Adlerschen Rekonstruktion des Mausoleums in Halikarnassos ist (freilich scheinen bei dem Tempel in Washington die Fenster oder Türen des Unterbaues, die Adler nicht kennt, die künstlerische Wirkung etwas zu stören), vor allem aber das Field Museum of natural History in Chicago (I 208). Einen solchen Säulenbau hätte ich mir für den Leipziger Hauptbahnhof, den größten in Europa, gewünscht, der statt dessen zwei Eingangsfassaden im Warenhausstil und zwei Flügel mit ödesten Reihen von Kasernenfenstern zeigt und auch sonst vielfach baulich und ästhetisch ganz verfehlt ist. Wenn man freilich den Gedanken äußert, hier, bei dieser gewaltigen, lang ausgedehnten Front wäre ein stolzer griechischer Säulenbau, und nur ein solcher, berechtigt gewesen, so begegnet man nur einem mitleidigen Lächeln; denn der moderne Mensch in Europa ist davon überzeugt, daß die 'alten' Griechen für einen praktischen Bau der Gegenwart doch nichts lehren können und daß, wer die Nachahmung antiker Bauten empfiehlt, damit nur beweist, daß er für moderne Architektur in ihrer ganzen 'Schönheit der Zweckmäßigkeit' eben kein Verständnis hat. Nun, die Amerikaner lehren uns, daß der antike Baustil mit großem Erfolge auch bei modernen Bauten angewandt werden kann und daß Bauwerke wie das Brandenburger Tor in Berlin oder die Münchner Propyläen in Deutschland gar nicht bloß Überbleibsel einer für das Altertum begeisterten, aber

vom modernen Fortschritt längst überholten Zeit zu sein brauchten. Ich empfehle mit diesen Worten, da es sich bei den genannten amerikanischen Bauten bloß um einen Anschluß an die antike Bauweise handelt, durchaus nicht eine den modernen Fortschritt ausschließende sklavische Nachahmung, beneide aber gleichwohl die Bewohner von Nashville, Tenn., die 1896 so glücklich waren, sich in ihrer Stadt eine völlig getreue Nachbildung des Parthenons, freilich in Stuck, aber in Originalgröße und der originalen Färbung des heute prachtvoll abgetönten Marmors errichten zu können (I 256). Nun haben wir ja unseren Parthenon auch in Deutschland, und er ist II 60 auch in Art and Archaeology vertreten: The Walhalla, the German temple of fame; aber leider gehört dieser Bau bei uns eben einer jetzt 'überwundenen' Geschmacksrichtung an, denn ein moderner Architekt würde sich um alles in der Welt nicht bereit finden lassen, als deutsche Ruhmeshalle einen altgriechischen Tempel zu errichten. I 219 ff. behandelt ein Artikel mit dem Titel Thomas Jefferson and the origins of the classical revival in America die ersten Bauten in klassischem Stil in Amerika.

Außer der griechisch-römischen Kunst und Kultur kommt aber auch die anderer Zeiten und Völker sehr ausgiebig zu ihrem Rechte, so babylonische (I 27 ff., Keilschrift), palästinensische (I 62 ff., A recently discovered painted tomb of Palestine), arabische (I 228 ff., With the Moors in Andalusia, wo Fig. 3, Banquet Hall of the Alcázar, Seville besonders schön arabische Ornamentik in ihrer ganzen Pracht zeigt; in Fig. 5, Hof der zwei Schwestern in der Alhambra, ist freilich bei den von der sonst tüchtigen Photographenfirma Underwood & Underwood hineingesetzten kostümierten Staffagefiguren der Nargileh ein arger Anachronismus; doch eignen sich sonst diese Bilder vorzüglich für die Schule). Der Krieg hat dazu geführt, die Kathedrale von Reims in dem Zustande vor der Beschießung im Bilde festzuhalten (I 129) und ebenso Bauten in Löwen (I 159 ff.: Louvain, mother city of Flanders, mit guter Abbildung des wunderbaren Stadthauses). Neben diesen Beispielen edler Architektur stehen solche schöner italienischer Plastik und Malerei, so die Heimsuchung von Luca della Robbia in Pistoia (I 21 ff.) oder der Cherubfries in der Pazzikapelle in Florenz (I 72 ff.). Die Bilder eines Aufsatzes über eine Leihgabenausstellung von Werken italienischer Malerei im Fogg Museum, Cambridge (II 10 ff.) zeigen, wie wundervolle Kunstwerke sich in amerikanischem Privatbesitz befinden; und besonders glücklich war der Gedanke, in einer Reihe von Artikeln weniger bekannte Meisterwerke italienischer Malerei abzubilden, von denen namentlich auf eine herrliche Madonna von Crivelli in der Kathedrale von Ascoli (I 241) und auf eine ebensolche, über alle Beschreibung reine und keusche von Bernardino Luini in der Sammlung Layard in Venedig (II 58) hingewiesen sei.

Uns ferner liegend, aber darum doppelt interessant und wichtig sind Artikel über indianische Kunst; die indianische Archäologie, die bei uns naturgemäß wenig gepflegt wird, steht in Amerika in Blüte, und zwar mit Recht. Was Art and Archaeology hiervon bietet, muß in der deutschen Schule namentlich dem Historiker wichtig sein, der die Eroberung Amerikas und die sinnlose Zertrümmerung der einheimischen

Kultur durch die Europäer behandelt; wie ganz erstaunlich hoch diese freilich uns in ihren Kunstformen sehr absonderlich erscheinende Kultur stand, wird durch die Abbildungen in Art and Archaeolgy vorzüglich klar. Hervorgehoben seien Reliefs und skulpierte Fassaden (I 1 ff.), eine merkwürdige aztekische Caeremonialmaske in Mosaik (I 91 auf einer farbigen Tafel widergegeben), ein steinernes Opfermesser mit künstlerisch verziertem Griff (I 102), das als rituelles Residuum der Steinzeit eine dieser sonst fremde Kunstfertigkeit zeigt und an ägyptische Löffel erinnert, deren Griff geschmackvoll durch eine menschliche Figur gebildet ist, eine archaische Statue einer Göttin (I 210), in der wohl sicher Übertragung von Holzskulptur in Steinplastik vorliegt (also eine Parallele zu den lakedaimonischen Heroenreliefs u. a.), ferner große, in wunderlichster geometrischer Kunst verzierte Fassaden (I 243 ff. mit 13 Abb.). Das dritte Heft des zweiten Jahrgangs ist als Sondernummer ganz dem Ancient America at the Panama-California Exposition gewidmet; dort sind von voreuropäischer Kultur in Amerika besonders interessant Fig. 10, 11, eine Inschrift aus Palenque, Fig. 14, ‚Königin', skulpierte Stele, Quirigua, Fig. 16—21, (leider sehr kleine) Panoramen alter Mayastädte mit zum Teil höchst stattlichen Ruinen.

Nach Indien führt ein Artikel über Temples in the Vale of Cashmere (II 23 ff.), nach China ein solcher über The mortuary Temple of Yung-Lô near Peking (I 103 ff.), den ich besonders unseren Geographen empfehlen möchte, soweit sie im Unterrichte auch auf die Kultur der fremden Länder eingehen. Die Abbildungen zeigen u. a. einen weiten Torbau aus weißem Marmor mit fünf Durchlässen und eine Zugangsstraße mit marmornen Tierfiguren zu beiden Seiten, die an die berühmte Widderallee bei Karnak in Ägypten erinnert. Dabei sind ein Elefant und ein Kamel, die besonders abgebildet werden, schöne Beispiele einer vollkommen naturgetreuen Tierplastik, deren Existenz in China mir ganz unbekannt war; als freilich völliger Laie auf diesem Gebiete habe ich mir chinesische Kunst stets verzwickt und stilisiert vorgestellt. Die Bilder verdienen also als etwas von dem üblichen Abbildungsmaterial über China ganz Abweichendes Eingang in die Schule, ebenso das der gewaltigen Brücke aus weißem Marmor, die zu den Gräbern der Mingkaiser führt, da es einen ähnlich prächtigen und kostbaren Brückenbau in ganz Europa nicht gibt. I 132 erfährt man, daß die Amerikaner die Gründung einer American school of archaeology in Peking eingeleitet haben, ein Unternehmen, das uns wohl zur Nacheiferung anspornen sollte. Das Arbeitsgebiet dieses Instituts soll u. a. sein Höhlenkapellen des 5. Jahrh. in der südlichen Mandschurei, buddhistische Kunst des 5. Jahrh., Keramik, altchinesische Schrift, Spuren der Zivilisation Dschingis Kans, Themen, die auch uns aufs höchste interessieren würden.

Relativ wenig zahlreich sind Artikel über moderne Kunst (I 163 ff., Paul Bartlett's pediment group for the house wing of the National Capitol, I 259 ff. Valentine's classic group, Andromache and Astyanax) und solche aus der allgemeinen Kunstgeschichte. Die beiden ersten behandeln gute echte Kunst, nicht, wie dies leider in anderen Kunstzeitschriften geschieht, verrückten Kubismus und ähnliches, was dem sich erstaunt an den Kopf

greifenden Beschauer auch noch zur Bewunderung empfohlen wird; ins Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte gehört ein Aufsatz (II 1 ff.), der die menschliche Figur als architektonischen Träger von den Karyatiden des Knidierschatzhauses in Delphi und des Erechtheions über ein Kapitell in San Ambrogio in Mailand bis zu den Karyatiden des Jean Goujon im Louvre behandelt, und (II 48 ff.) ein museographischer über The Albertina, Viennas repository of priceless treasures.

In den jeder Nummer angefügten Mitteilungen ('Current News and Notes') sind die kurzen Notizen ebenfalls oft von Bildern begleitet. So wird I 40 der Tempel in Korfu vorgeführt, der Gerhart Hauptmann auf seiner griechischen Reise so sehr entzückte (Hauptmann spricht im Griechischen Frühling mit Unrecht allzu begeistert von ihm; er kannte damals noch nichts Größeres), ebenda — leider sind beide Bilder zu klein — die vor nicht allzu langer Zeit ausgegrabenen, merkwürdigen runden Vorbauten vor der Basilica in Paestum (die Thiersch Jahrb. 1913 Anz. 428 als Reste alter Ovaltempel erklärt), I 213 in guter Abbildung die jüngst in Kyrene entdeckte Aphrodite, jetzt im Reale Museo Nazionale (Thermenmuseum) in Rom, I 215 die Bronzestatue eines römischen Knaben, ein ungemein anziehendes und für römische Porträtkunst höchst wichtiges Stück des Metropolitan Museums in New York, II 61 f. eine mir bisher völlig unbekannte Aphrodite griechischen Fundorts im Royal Ontario Museum of Archaeology in Toronto, die mit Kephisodoto's Eirene in der Münchner Glyptothek verwandt ist.

Die Rezensionen besprechen Werke, die für ein allgemein gebildetes Publikum Belehrendes bieten, so Powers, The Message of Greek Art, Weller, Athens and its Monuments, Waldstein (der bekannte Erforscher des Heraions in Argos), Greek Sculpture and modern Art, Stobart, The glory that was Greece, ders., The grandeur that was Rome.

Man sieht: eine höchst geschickte Redaktion und ebensolche Mitarbeiter, die nie etwas Langweiliges bieten, sondern aus der Überfülle der Kunst aller Zeiten und Völker immer wider Interessantes herauszugreifen wissen. Danach wird man es begreiflich finden, wenn oben der Wunsch nach einer ähnlichen deutschen Zeitschrift ausgesprochen wurde. Der Preis von Art and Archaeology, zwei Dollars jährlich, ist für Amerika, wo der Dollar weit geringeren Wert hat als bei uns vier Mark, sehr billig und für uns Deutsche an sich nicht zu hoch, wird dies aber doch voraussichtlich auf längere Zeit durch den Stand des deutschen Kurses sein. In Deutschland könnten wir uns die Zeitschrift billiger herstellen. Und zwar möchte man sich, um trotz des populären Inhalts ihre volle Wissenschaftlichkeit gewährleistet zu sehen, sie von unseren führenden wissenschaftlichen Instituten herausgegeben wünschen, den archäologischen Teil also vom Kaiserlich deutschen archäologischen Institut. Diesen Wunsch wird mancher freilich insofern befremdlich finden, als er in der Herausgabe einer populären Zeitschrift eine Art Herabsteigen von der wissenschaftlichen Würde erblickt; wer eine unserer Akademien um Veröffentlichung einer Sammlung wie etwa Aus Natur und Geisteswelt ersuchen wollte, würde vermutlich sein Gesuch nicht nur abgelehnt, sondern gar nicht beantwortet sehen. Aber wenn das Archaeological

Institute of America sich für die Herausgabe einer allgemein belehrenden Kunstzeitschrift nicht für zu vornehm hält, so braucht dies ein deutsches Institut auch nicht zu tun; darüber unten mehr. Und unser archäologisches Institut legt ja mit Berichten über Ferienkurse und Archäologie im Gymnasium im Anzeiger des Jahrbuchs nicht nur auf Forschung Wert, sondern auch auf Verbreitung der Forschungsergebnisse. Ferienkurse sind aber immer nur einer kleinen Zahl von Teilnehmern zugänglich, eine billige Kunstzeitschrift wie die angeregte dagegen würde in jedem kleinsten Provinzgymnasium gehalten werden können (während mir an einem großen Leipziger Gymnasium vom Jahrbuch nur der Anzeiger zugänglich ist). Weite Verbreitung archäologischer und überhaupt kunstgeschichtlicher Kenntnisse im Gymnasium, eine weitere als sie jetzt vorhanden ist, ist jedoch recht erwünscht. Um niemanden durch Besprechung wenn auch wahrer Tatsachen unnötig zu ärgern, genügt es, daran zu erinnern, daß Archäologie außer in Bayern bisher in Deutschland kein Prüfungsfach ist. Art and Archaeology führte den Amerikanern das amerikanische archäologische Institut in Rom im Bilde vor; Via di Monte Tarpeo in Rom und die Pheidiasstraße in Athen mit unseren deutschen Instituten, also selbst die Äußerlichkeiten unserer archäologischen Arbeit, sind vielen Deutschen, auch solchen, die Rom und Athen besuchten, auch Gymnasiallehrern unbekannt. Art and Archaeology vermittelt eine gute Einführung in die heimisch-amerikanische Archäologie, der bei uns etwa die Kenntnis der römischen Zeit in Deutschland entsprechen würde; so wenig nun verkannt werden soll, was auf diesem Gebiete bei uns geleistet wird, so beklagen wir es doch, daß die Resultate dieser Arbeit noch nicht Allgemeingut sind; denn daß z. B. Abusina vielen vertraut wäre, kann man nicht sagen. Und die Zahl solcher, die auch nur über das Wenige, was von der Berliner griechischen Göttin bisher bekannt geworden ist, rein äußerlich über die Geschichte ihrer Erwerbung, über ihren Stilcharakter, ihre Schönheit genügend Auskunft geben können und in herzlicher Freude über diesen schönen, friedlich-wissenschaftlichen Sieg über Frankreich ihren Schülern diese Auskunft gaben, die Zahl solcher ist, wie ich fürchte, nicht allzu groß. Gewiß sind Abbildungen der Göttin erschienen, aber in Zeitschriften, die wie die Amtlichen Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen in Schul- und Privatbibliotheken doch recht selten vorhanden sind. Unter diesen Umständen könnte man sich von einer billigen, wie Art and Archaeology redigierten Zeitschrift, zu der klare, zusammenfassende Artikel beizusteuern unsere Facharchäologen nicht verschmähen dürften und die jeder seiner Bibliothek einverleiben könnte, viel Erfolg versprechen. In allen anderen Disziplinen gibt es neben Fachzeitschriften allgemein orientierende; warum nicht in der Archäologie?

In einer Zeit, in der wir uns auf uns selbst und unseren Wert besonnen haben, empfehle ich mit vielen Worten eine ausländische Zeitschrift als nachahmenswertes Muster. Denn die Abstoßung des Ausländischen, das verkehrt und lächerlich war und manchem Deutschen eben nur ob seines ausländischen Ursprungs preislich erschien, darf nicht zu einer Abweisung dessen führen, was das Ausland Gutes bietet. Das gerecht einzuschätzen und uns zu eigen zu machen, war auch in großen Zeiten

unserer Vergangenheit eine unserer guten Eigenschaften, von der wir auch in Zukunft nicht lassen wollen. Und ferner besitzen wir wohl so viel Objektivität, um den Groll über amerikanische Munitionslieferungen und das Urteil über wissenschaftliche amerikanische Leistungen auseinanderzuhalten.

Im Zusammenhang hiermit noch ein Wort über die meines Erachtens recht falschen Ansichten, die bei uns noch hie und da über amerikanisches Kunstleben verbreitet sind. In Deutschland denken immer noch manche, wenn sie von einem amerikanischen Kunstkauf hören, mehr oder weniger bewußt an einen Stahl- oder Petroleumkönig, der bei fabelhaftem Reichtum und ebensolcher Unbildung Kunstwerke nur eben wegen ihres hohen Preises aufkauft, ohne aber deren Kunstwert nur entfernt würdigen zu können. Und so mag man wohl auch meinen, das Amerikanische archäologische Institut müsse eine aufklärende Zeitschrift zur künstlerischen Durchbildung des Publikums herausgeben, während ähnliches in Deutschland überflüssig sei. Aber statt verächtlich auf die Amerikaner herabzusehen, sollten wir wohl in Europa an unsere eigne Brust schlagen. Zu verständigen Kunstkäufen gehört zweierlei, Kunstkenntnis und Geld. Nun sind erstlich die amerikanischen Leistungen auf dem Gebiete der Kunstforschung durchaus anerkennungswert, und wer glaubt, die Arbeiten der Amerikaner mißachten zu dürfen, irrt sehr; auch sind das Metropolitan Museum in New York und das Museum of fine Arts in Boston völlig mustergiltige wissenschaftliche Institute. Diese dienen aber nicht nur der Forschung, sondern üben auch eine sehr intensive erziehliche Wirkung auf das Publikum aus. Man glaube doch nicht, daß amerikanische Multimillionäre wahre Unsummen von Geld für Dinge ausgeben, für die sie sich absolut nicht interessieren und von denen sie gar nichts verstehen, bloß um als Parvenus ihre Wohnungen mit teuren Dingen zu schmücken. Wenn jemand zu großem Reichtum gekommen ist, so ist es charakteristisch für ihn, wie er sein Geld anwendet; gibt er es reichlichst und überreichlich für Kunstkäufe großen Stils aus, so haben wir gar keinen Grund, verächtlich die Nase zu rümpfen, ganz besonders nicht, wenn er neben einer recht großen geschäftlichen Tätigkeit noch Zeit findet, künstlerische Interessen zu pflegen und zu betätigen. In Deutschen, die als Nichtfachleute alte Kunst sammeln oder ihre Erforschung fördern, wie Frau Maria vom Rath, Freiherrn von Lipperheide, von Gans, den Geh. Kommerzienräten Sieglin und Dr. Junghans, Dr. James Simon u. a. sehen wir reiche Leute von hoch anzuerkennendem Kunstinteresse, und das mit Recht; sehr unrecht aber ist es, in einem ebenso tätigen Amerikaner bloß einen unverständigen Parvenu erblicken zu wollen. Wir würden damit bekunden, daß wir amerikanisches Geistesleben nicht kennen oder nicht kennen wollen. — Gesetzt aber einmal, wir hätten wirklich das größere Verständnis: nun, wo hatten wir denn unser Geld? Vorhanden war dies, das beweisen die 100 Milliarden Kriegsanleihe und ein Nationalreichtum, den wir früher selbst nicht ahnten; aber war dies Geld bei uns für Kunstkäufe großen Stils flüssig? Doch nur in geringem Maße, denn sonst befänden sich jetzt nicht soviele Kunstwerke allerersten Ranges in Amerika. Und zugegeben einmal, es seien

amerikanische Petroleumkönige, die teure Bilder kaufen: werden denn nach dem Kriege unsere Konserven- und Granatenkönige solche kaufen? Bis jetzt wenigstens wandern noch immer kostbare und unersetzliche Kunstwerke nach Amerika ab. Ferner empfindet jeder Amerikaner die Million, die ein einzelner für ein Bild aufwendet, mit nationalem Stolze; im lieben Deutschland muß die Kaufsumme für die Berliner Göttin ängstlich geheim gehalten werden — man hört darüber nur ein Getuschel —, nur damit die Herren Hinz und Kunz sich nicht darüber entrüsten, daß so viel Geld für ein 'altes' griechisches Werk ausgegeben worden ist. Ist es denn schon so weit mit uns gekommen, daß sich die Gebildeten ihrer Begeisterung für griechische Kunst vor der Mehrzahl ihrer Volksgenossen schämen müssen? Ich halte diese Zustände in unserem Kunstleben nicht für vorbildlich. Weniger Verachtung des amerikanischen guten Beispiels, mehr Opferfreudigkeit, das wäre das richtigere. Unser angefeindetster, aber doch unstreitig anregendster Gelehrter empfing für seine Arbeiten Mittel von einem Ausländer, die er gewiß vom deutschen Volke lieber angenommen hätte. Im Wettbewerbe mit den Franzosen, die in Delphi, Delos und in dem riesigen Gebiete des ganzen Tunesiens und Algeriens an mehreren Stellen zugleich graben, oder mit Italienern und Engländern in Kreta waren wir nicht die vorderen, da unsere Grabung in Pergamon aus Geldmangel nur je zwei Monate im Jahre geführt werden konnte, jeweils in der Zeit nach der Ernte, in der die Kräfte am billigsten waren. Das Ausgrabungsfeld in Olympia machte keinen guten Eindruck, weil wir dort seinerzeit alles — man entschuldige den Ausdruck; er ist zutreffend — wie Kraut und Rüben durcheinander liegen ließen; erst in allerjüngster Zeit kamen wir dazu, dort Ordnung zu schaffen, nicht zum mindesten unter dem moralischen Drucke dessen, daß die Franzosen in Delphi und Timgad alles ordentlich, manchmal freilich allzuordentlich aufräumten. Ein Däne beherrschte den Antikenmarkt im Süden mehr als wir; Jacobsen erhielt alles zuerst angeboten, weil er, und das als Privater, besser zahlte als deutsche Museen. Wenn das alles wahr ist — und jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß es so ist —, so ist es kein Ruhm für das Land der Dichter und Denker. Man liest in nationalen Zeitungen immer wider das 'Deutschland in der Welt voran'; wenn ich bei meinen bescheidenen Arbeiten und auf zahlreichen Reisen nach dem Süden sehe, daß dieser Wahlspruch doch nicht unbedingt Geltung hat, so schmerzt mich das sehr, und das Kind beim Namen zu nennen scheint mir ehrlicher und förderlicher zu sein als uns immer selbst zu beweihräuchern und unseren Studenten und unserem Publikum eine falsche allzu große Achtung vor unseren, eine ebenso falsche Mißachtung aber fremder Leistungen einzuflößen. Und so möchte ich auch nicht, daß es eines Tages von uns heißen könnte, wir stünden in allgemeiner Kenntnis griechischer Kunst und im Interesse unseres gebildeten Publikums daran hinter den Amerikanern zurück, weil wir es nicht ähnlich wie diese durch Art and Archaeology verstanden, dieses Interesse zu erwecken und wach zu erhalten.

Leipzig. Hans Lamer.



1) **Helm-Michaelis, Lateinbuch für Oberrealschüler.** 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner, 1915. Geb. 2,40 ℳ.

Von dem Werke, das durch Kombination zweier vorher vereinzelt erschienener Bücher 'Volkslatein von R. Helm' und 'Lateinische Satzlehre (verkürzte Ausgabe) von G. Michaelis' durch Hinzufügung von einzelnen Ergänzungen entstanden war, liegt die zweite Auflage vor, ein Beweis, daß das Buch sich praktisch bewährt hat. Eine Verbesserung der zweiten Auflage der ersten gegenüber besteht darin, daß die unbekannten Vokabeln der 'verkürzten Satzlehre' in dem lateinisch-deutschen Wörterbuch hinzugefügt worden sind.

Die Einrichtung des Buches ist folgende: Der I. Teil, das 'Übungsbuch' zerfällt in fünf Kapitel, in denen folgende grammatische Stoffe behandelt werden: I. 1. Deklination, Pronomina personalia; esse und 1. Konjugation; II. 2. Deklination, Adjektiva der 2. Deklination mit Adverbien, Pron. demonstr., 2. Konjugation. III. 3. Deklination mit Adv., Zahlwörter, 3. Konjunktion, Participium coniunctum. IV. 4. und 5. Deklination, Komparation, 4. Konjugation, Ablativus absolutus. V. Deponentia, Gerundium, Infinitivkonstruktionen. Jedes Kapitel zerfällt in zwei zusammenhängende Stücke, diese behandeln Stoffe aus der Geschichte (Coriolanus, Die Schlacht bei Thermopylae, Kämpfe Cäsars mit den Germanen, Hannibal) und Sage (das goldene Zeitalter, die Eroberung Trojas, die Irrfahrten des Odysseus, Theseus, die Hochzeit des Peleus und der Thetis). Am Schlusse sind eine Anzahl von Sprichwörtern und Zitaten, auch ein paar Beispiele für den jambischen Senar, den daktylischen Hexameter und das Distichon gegeben. Als Anhang zum ersten Teil folgen zur Einübung der fünf Kapitel fünf Stücke Einzelsätze. — Der zweite Teil enthält die kurze Satzlehre und 16 Seiten Übungssätze zu den Paragraphen der Satzlehre. Dann folgen zwei alphabetische Wörterverzeichnisse, ein lateinisch-deutsches, das die Wörter zu den lateinischen Übungsstücken und der Satzlehre enthält, und ein deutsch-lateinisches mit den Vokabeln zu den deutschen Übungssätzen der Satzlehre (die Vokabeln zu den deutschen Übungssätzen des ersten Teils sind unter dem Text zusammengestellt). Den Schluß bilden fünf Tabellen. Bei der bekannten pädagogischen Erfahrung der beiden Verfasser ist es nicht zu verwundern, daß ein vortreffliches Buch entstanden ist, das wohl geeignet ist, dem wahlfreien Lateinunterricht der Oberrealschüler zugrunde gelegt zu werden.

Wenn Referent sich erlaubt, drei Vorschläge zu machen, so sollen diese nur sein Interesse für das Buch bekunden.

1. In dem griechischen Buch von Helm, in dem deutsche Übungsstücke naturgemäß und mit Recht fehlen, stehen die Vokabeln unmittelbar hinter dem Text. Referent hält es nun dementsprechend für richtiger, daß dem Schüler die erste Präparation auch der lateinischen Stücke, in denen ihm doch zunächst sämtliche Vokabeln unbekannt sind, dadurch erleichtert werde, daß diese sogleich hinter dem Text angegeben werden und er der im Verhältnis zum Gewinn übergroßen Mühe des Aufsuchens im Wörterbuch überhoben werde. Hinter den deutschen Übungsstücken

brauchen nur die Vokabeln angegeben zu werden, die in dem lateinischen Stück nicht vorgekommen sind.

2. Um dem Oberrealschüler die Einprägung der lateinischen Wörter zu erleichtern, dürfte es sich empfehlen, die entsprechenden französischen Wörter (vielleicht auch bekannte Fremdwörter), in Klammern anzugeben, wie dies übrigens in dem Übungsbuch für Reformschulen von G. Michaelis geschieht.

3. Das lateinisch-deutsche Wörterverzeichnis würde Ref. nach Wortfamilien ordnen.

2) Ostermann-Müllers lateinisches und deutsches Wörterbuch zu sämtlichen Ausgaben der Übungsbücher und zu Cäsars Bellum Gallicum. Neunte Auflage neu bearbeitet von H. Fritsche. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1916. VI und 280 S. 1,90 ℳ.

Die vorliegende Neuauflage ist in mehrfacher Hinsicht ein ganz neues Buch geworden: 1. sind auch die Wörter der Ausgabe C der Übungsbücher eingereiht und in den lateinischen Teil ist auch der Wortschatz von Caesars bellum gallicum I—VII aufgenommen worden. Dagegen ist eine nicht geringe Anzahl seltener Vokabeln des bisherigen Wörterbuches gestrichen worden, weil sie sich in den zu berücksichtigenden Texten überhaupt nicht vorfanden, sondern vermutlich aus der ältesten Fassung der Ostermannschen Übungsbücher stehen geblieben waren. 2. Die Eigennamen sind jetzt in einer besonderen zwischen beide Teile gestellten Abteilung untergebracht. 3. 'Bei der Behandlung der Vokabeln des ersten Teils ist besonders berücksichtigt die Ableitung und Zusammensetzung der Wörter, die Grundbedeutung, Bedeutungsentwicklung und Zusammengehörigkeit der einzelnen Bedeutungen, Dinge die bisher im Wörterbuche völlig unbeachtet geblieben waren, aber im Interesse der Erkennung und Einprägung der Bedeutung sowie zur Verhütung einer rein mechanischen Aufnahme auch in den Vokabularien der Übungsbücher sowie im Unterricht mehr berücksichtigt werden sollten als bisher.' Auf diesen Punkt möchte Referent besonders hinweisen und bei dieser Gelegenheit den ihm seit Jahren am Herzen liegenden dringenden Wunsch aussprechen, daß die Verlagsbuchhandlung sich endlich entschließen möchte, alle Wörterverzeichnisse von der untersten Stufe an nach etymologischen Grundsätzen umarbeiten zu lassen. Denn was in den neuen Büchern von Niepmann-Hartke möglich ist, sollte auch in die alten Bücher von Ostermann-Müller Eingang finden können, wodurch diese den neuzeitlichen Forderungen hinsichtlich des Vokabellernens besser entsprechen würden.

Über die Quantitätsangaben bemerkt der Bearbeiter, daß er sich mit dem Verfahren Müllers nicht habe befreunden können, daß 'er in den für die Betonung in Betracht kommenden Silben im allgemeinen nur die kurzen Vokale vor einzelnen Konsonanten und die langen Vokale vor mehreren Konsonanten und Doppelkonsonanten mit Quantitätszeichen versehen habe.' Referent kann sich aber auch mit dem Verfahren des Verfassers nicht einverstanden erklären. Warum soll nur die Tonsilbe bezeichnet werden? Die Wissenschaft verlangt Konsequenz. Der Schüler

wird nach seiner, vom Verfasser selbst zugegebenen Neigung, das a in familia ebenso sprechen wie in fama, wenn es nicht bezeichnet ist; familia enthält aber ein kurzes a, ähnlich ist mit fātālis und fātīgō. Referent würde also die von den kleinen Schulwörterbüchern von Skutsch-Petschenig und Heinichen befolgte Art der Quantitätsangaben vorziehen, daß nur die Längen bezeichnet werden, diese aber auch alle.

Noch viel weniger kann sich Referent einverstanden erklären mit der Art, wie der Verfasser die Trennungsstriche verwendet. Referent vertritt den Grundsatz, den auch die beiden genannten Wörterbücher befolgen: In Ableitungen von Kompositen darf kein Trennungsstrich gemacht werden. Aber auch in wirklichen Kompositen empfiehlt es sich, den Trennungsstrich nur dann zu machen, wenn die Lautgestalt des Simplex in der Komposition nicht verändert ist. Es ist also zwar zu schreiben: ad-iuvō, aber adiūtor, ac-cēdō, aber accipiō (letzteres mit Heinichen gegen Skutsch). Was soll man zu einer Schreibweise cō-g-nōmen sagen? Skutsch schreibt cō-gnōmen, richtiger Heinichen ohne Trennungsstrich. Konsequenterweise hat der Verfasser auch ī-g-nōminia trennen müssen. Diese Worte sind falsche Analogiebildungen nach cō-gnōscō, ī-gnōscō. Auffallenderweise schreibt hier der Verfasser īgnōscō ohne Trennungsstrich (übrigens ist auch Heinichen hier inkonsequent). Wenn man ex-amīnāre trennt, muß der Schüler doch denken, es gebe ein Verbum amīnāre! Über die Angaben zu den einzelnen Wörtern möchte Referent noch einige Wünsche äußern. Nach des Referents Ansicht darf das mechanische Aufschlagen zur Wiederholung der Bedeutung einer Vokabel nicht der einzige Zweck bleiben, sondern es muß auch sprachgeschichtliches Wissen neu gewonnen oder gestärkt werden.

Deshalb mußten alle sprachwissenschaftlichen Angaben, die sich z. B. n den genannten Wörterbüchern finden, auch in das vorliegende Buch aufgenommen werden: 1. Bei den zahlreichen Fremd- bzw. Lehnwörtern aus dem Griechischen mußten die griechischen Wörter in Klammern gesetzt werden, bei denen aus andern Sprachen genügt eine einfache Angabe, z. B. ambactus (kelt.), alcēs (germ.) tunica (<* ctunica wie χιτών semit.) usw. 2. die urverwandten deutschen und griechischen Wörter sind anzugeben, wenn sie völlig gleich sind, mit =, sonst mit vgl.' 3. die deutschen Lehnwörter aus dem Lateinischen sind mit L. oder mit dem Zeichen > anzugeben. Dem Referenten ist aufgefallen, daß an zwei Stellen das deutsche Wort in Klammern hinzugefügt ist: lacus (Lache) und solum (Sohle). Unglücklicherweise ist es gerade bei diesen Wörtern zweifelhaft, ob sie urverwandt oder Lehnwörter sind. In solchem Falle müßte diese Unsicherheit durch ? ausgedrückt werden [1]).

Referent zählt jetzt die Wörter auf, bei denen ihm eine Hinzufügung der Etymologie noch wünschenswert erscheint: acerbus (ăcer);

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei es dem Referenten gestattet, auf sein in dem gleichen Verlage erschienenes unter Mitwirkung des Herrn Provinzialschulrats Dr. G. Michaelis herausgegebenes kleines Buch: 'Etymologisches Wörterbuch zunächst zu den Ostermannschen Übungsbüchern' Leipzig und Berlin 1914 hinzuweisen.



acuere (acus Spitze, Nadel), aestās (vgl. aestus) und umgekehrt; ager (agō); amiculum (amicīre < ambi + iacere); ārdēre (āridus); atrōx (āter); aurōra (vgl. aurum) und umgekehrt; bēlua (vgl. bēstia) und umgekehrt; bubulcus (vgl. subulcus) und umgekehrt; carmen (canō); clandestīnus ohne Trennungsstrich! clārus (calāre); coepī (< * co-ēpī: *apiō); cohors (vgl. hortus); color (celāre); con-dō (nicht zu dare, sondern √dhe verwandt mit facere); condīre (vgl. condere); consobrīnus (vgl. soror); creāre (vgl. crēşcere); crīmen (cernō); cruor (vgl. crūdus); culmen (vgl. collis) und umgekehrt; cūr (< *quōr); cūria (< * coviria); dēbēre (< *dē-habēre nicht dē-hibēre!); dēmum (dē) 'zu unterst'. — dē-prēndere, nicht dē-pr(eh)endi zu schreiben, sondern de-pre(h)endī: das h schwindet und die beiden ĕ werden zu ē kontrahiert; dicāre (vgl. dīcere). dīgnus (decet); ēbrius (vgl. sōbrius); ēminēre (vgl. minae, mōns); exemplar (exemplum); ex-uō (vgl. ind-uō und umgekehrt; faber (facere?); falx (vgl. flectō); famēs (vgl. fatīgō); fere (vgl. fīrmus) und umgekehrt; fēriae (vgl. fēstus) und umgekehrt; ferōx (ferus); fessus (vgl. fatīgō); fīlius (vgl. fēmina, fēlix) 'Säugling'; frequens (farcīre); fretum (vgl. fervēre); frētus (vgl. fīrmus); fulgēre (vgl. flagrāre) und umgekehrt; fūr (ferre); humus (vgl. homō); iacēre (vgl. iaciō) 'hingeworfen sein'; iānua (vgl. Jānus); immānis (vgl. mānēs); incendō (candeō); īnfra (īnferus); ingēns (gēns) 'ungeschlacht'; īnstar (< in-stāre) 'das Sicheinstellen des Züngleins bei der Wage'; īnstigāre (vgl. stinguō); iterum (is); iūgerum (vgl. jugum); līgnum (legere) 'Leseholz'; līnea (līneus); mānāre (vgl. madēre); māteria (māter) 'Mutterstoff'; mendāx und mendīcus (mendum); mentum (vgl. ēminēre, mōns); miser (vgl. maestus) und umgekehrt; modius (modus); monēre (vgl. meminī); mulier (vgl. mollis); mūrus (vgl. mūnīre); nāsci (< *guāsci, vgl. gēns); nepōs (ne + potis); nocēre (vgl. necāre); of-fendō (vgl. dē-fendō) und umgekehrt; operiō (vgl. aperio) und umgekehrt; opportūnus (portus 'dem Hafen gegenüber'; optimus (ops); ōrdō (ōrdior). ōrnō (ōrdō); pagus (pangō); pandō (vgl. pateō); pālus (pangō); paucī (vgl. paulum) und umgekehrt; penna (vgl. petere); perdō nicht zu dare, sondern zu √dhe (vgl. facere) 'vertun'; plācāre (vgl. placēre) und umgekehrt; poena (vgl. pūnīre); pōscō (vgl. pōstulō); praedā (prehendō und umgekehrt; possideō (potios) 'sitze als Herr'; procus (vgl. precēs); prōpāgō (pangō); proprius (< *propatrius); quondam (quīdam) 'zu gewisser Zeit'; rādīx (vgl. rāmus) und umgekehrt; rārus (vgl. rēte) und umgekehrt; rōbus (vgl. ruber) und umgekehrt; rogāre (regere); rūrsus nicht aus reversus, denn das hätte niemals rūrsus ergeben, sondern aus revorsus = reversus; saeculum (vgl. serō) 'Menschensaat, Generation'; saepe (saepīre) und umgekehrt; saxum (secāre); sēdulus (< * sē dolō = sine dolō); siccāre (vgl. sitis) und umgekehrt; signum (secāre) 'Kerbe'; simultās (simul); somnus (vgl. sopor) und umgekehrt; stimulus (vgl. īnstigāre, stinguere); suāvis (vgl. suādēre) und umgekehrt; sublica (vgl. liqueō). summus nicht zu super, sondern zu sub 'am meisten von unten nach oben', tabernāculum (vgl. trabs); tēlum (tendō); temperāre (tempus); tenēre (vgl. tendere) und umgekehrt; tēstis (vgl. trēs) 'als Dritter neben den beiden Parteien stehend; tolerāre (vgl. tollere) und umgekehrt; torreō (vgl. terra); trāmes (trāns + meāre, vgl. sēmita) und umgekehrt; tran-

quillus (vgl. quies); tribus (trēs); trucīdāre (trux und caedo); turma (vgl. turba) und umgekehrt; vel (velle); vēlōx (vgl. vehere); vēna (vgl. vehere); venia (venus); vīcus (vgl. vīlla) und umgekehrt; vīmen (vgl. vītis) und umgekehrt; vix (vgl. vincō); vulnus (vgl. vellere) 'Riß'.

Mit den Grundsätzen, nach denen der Verfasser den deutschen Teil bearbeitet hat, wie mit der Ausführung ist Referent vollkommen einverstanden.

Alles zusammengenommen, bedeutet die neue Bearbeitung des alten Buches einen erfreulichen Fortschritt.

Dem Referenten liegt noch ein Heftchen zur Besprechung vor:

3) Lateinische Reimregeln zur leichteren Erlernung des genus und der Deklination. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1915. 17 S. Preis 20 ₰.

Leider kann Referent das Büchlein nicht empfehlen, weil die Regeln viel zu umfangreich sind und manche Wörter enthalten, die heute aus dem auswendig zu lernenden Wortschatz der unteren Klassen ausgemerzt sind. Man vergleiche z. B. die Reimregel auf 10 von 8 Zeilen mit der kurzen von Ostermann-Müller: 'Neutra sind vās das Gefäß, ōs, ŏs, iter, vēr und aes'. Dagegen aequor, marmor wie auch cor, kommen nur als Neutra vor, aes, ōs ŏs und fas 'das Recht' haben sächliches Geschlecht. Neutra sind auf Endung er iter piper, und auch ver, acer endlich und papāver und zum Schlusse noch cadāver.

Es kommen von den genannten Wörtern vor: aequor bei Ovid und Vergil, marmor bei Cic. und Dichtern, cor bei Cic., Liv. und Dichtern, fas bei Cic., Liv. und Dichtern, es ist schon als indecl. als Neutrum kenntlich, acer 'Ahorn' bei Ovid, papāver bei Liv., piper bei Hor., cadāver bei Caesar und Cic.

Weilburg. F. Stürmer.

---

1) Le Bourgeois, L'art et les artistes français. Avec 21 illustrations et deux plans (= Schulbibl. franz. und engl. Prosaschriften, 65. Bch.). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. 8. 132 u. VIII S. Geb 2,40 ℳ.

Daß der Verfasser die Bedeutung seines Werkes sehr hoch einschätzt, ist sein gutes Recht. Nach seiner Ansicht nimmt die Kunst im Leben der Franzosen eine ganz hervorragende, wenn nicht die hervorragendste Stelle ein; nach ihm hat die französische Kunst im 13., 18. und 19. Jahrhundert einen beherrschenden Einfluß auf die künstlerische Entwicklung Europas und im besondren auf diejenige Deutschlands geübt; in seinen Augen sind die Kunstwerke seines Volkes dasjenige, worin der Geist des selben sich mit der höchsten Ursprünglichkeit kundgibt. Und wenngleich die französischen Kunstwerke — so meint er — keinen Anspruch auf die unvergleichliche Vollendung der antiken Werke erheben können, so sind sie uns dafür leichter verständlich und berühren uns vertrauter, da sie uns zeitlich soviel näher stehen.

Indes, ohne über eine dieser Behauptungen mit dem Verfasser sich in einen Streit einlassen zu wollen, möchte man doch bezweifeln, ob all die von ihm gerühmten Vorzüge eine derartig ausführliche Darlegung

der französischen Kunst in unsren deutschen Schulen rechtfertigen, insofern es sich nicht etwa um Fachschulen oder Kunstakademien handelt. Da natürlich muß für Derartiges die Zeit gewonnen werden und da auch dürften sich ja die Lehrkräfte finden, um eine solche Lektüre für ihre Schüler nutzbar zu machen. Sonst aber würde ich das Werk lieber privater Lektüre überlassen, und da wird es alle diejenigen, die aus Lust und Liebe dazu greifen, gewiß bis zum Ende fesseln, so geschickt und anmutend werden in dem Werke die Kenntnisse dem Leser vermittelt. Die Einkleidung ist allerliebst und gibt dem Verfasser das Mittel, den schwierigen Stoff überwiegend in Gesprächform darzubieten, was gleichzeitig zur Unterhaltung und zur Verdeutlichung der Materie beiträgt.

Einen besonderen Schmuck bildet die treffliche Widergabe typischer Werke aus allen Perioden der Kunst, die zudem so in dem Werke verteilt sind, daß sie jeweilig die im Texte gegebene Besprechung unterstützen. Auch hat der geläuterte Geschmack des Verfassers uns fast durchweg nur Schönes und Ansprechendes geboten. Die Geschichtstabelle auf S. 117, die Anmerkungen auf S. 119 bis S. 132 und die Skizzen 'Les principaux monuments de Paris' und 'Versailles et Trianon' am Schluß bilden eine vorzügliche Ergänzung des Buches, das in folgende Teile zerfällt: Introduction, L'art du moyen âge mit drei Unterabteilungen, L'art classique und L'art moderne mit je vier Unterteilen und Conclusion.

2) Molière, Le Bourgeois gentilhomme erklärt von Fritsche, 2. Auflage für den Schulgebrauch bearbeitet von Kaphengst. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. 112 u. 47 S. 8. 1,60 ℳ.

Für den Erklärer eines bedeutenden Schriftwerkes liegt die Verführung nahe, zuviel zu bieten und an all dem, was er aus dem Text herausgelesen oder auch in ihn hineingelesen und was er irgendwie im Anschluß daran gefunden hat, in möglichst reichem Maße den Leser teilnehmen zu lassen. Und Fritsche, der Bearbeiter der ersten Ausgabe des Bourgeois gentilhomme für die Weidmannsche Schriftstellersammlung, konnte immerhin zu seiner Rechtfertigung anführen, daß er sich seinen Leserkreis nicht auf Schüler beschränkt dachte. Aber obwohl der Neubearbeiter des Buches Prof. Dr. Kaphengst seiner Ausgabe diese Einschränkung mit auf den Weg gegeben hat, ist er doch mit dem Erbe Fritsches überaus schonend umgegangen und hat von der gewissenhaften und sorgfältigen Arbeit seines Vorgängers das meiste zu uns herübergerettet, soweit wenigstens als es vor dem heutigen Stand der Wissenschaft bestehen kann. Und wir danken es ihm. Denn grade an einem solchen scheinbar zu eitel Lust und Vergnügen dienenden Lesestoff gilt es ganz besonders zu zeigen, was alles bei ernstem Lesen daraus geschöpft werden kann und in unsren höheren Schulen geschöpft werden muß. Alle paar Zeilen drängt sich eine neue, kulturhistorisch oder literarisch oder sonstwie anregende Frage auf und, wenn man auch um des Gesamteindrucks willen eben mit dem Herausgeber der zweiten Auflage sich auf das Allerwichtigste beschränken will, man wird doch nicht umhin können, die sich anderwärts vielleicht nicht wider bietende Gelegenheit wahrzunehmen, über die *sérénade* (S. 31, 19), über den *dialogue*

(S. 31, 23), über die zu Molières Zeiten herrschenden *visions de noblesse* (S. 32, 1), über den *prologue de chansons et de danse* (S. 33, 30), über die *gens de qualité* (S. 34, 1) und über soviele ähnlich wissenswerte Dinge noch eingehend zu sprechen. Und darin unterstützt uns der Kommentar in der Tat auf das beste und bietet uns vielfach Neueres und Brauchbareres als andre Schulausgaben. Besonders glücklich finde ich den Herausgeber übrigens in den Übersetzungen, die er ganz vereinzelt spendet und nur dort, wo man nach solchen Hilfen sich umzusehen versucht ist, wo er sich aber mit Erfolg bemüht, den Reiz des Originals möglichst widerzugeben. Die beiden Anhängsel von Lullischer Musik, die Vie de Molière und die treffliche Einleitung mit ihren Abschnitten: 1. Entstehung und Charakter des Stückes, 2. Der Bourgeois gentilhomme in seiner Einrichtung als Comédie-ballet, 3. Beleuchtung des Stückes seinem Stoffe nach, 4. Vorkommnisse, die Molière benutzt haben mag, 5. Drucke empfehlen uns wie die ganze Ausstattung und Sorgfalt das Werk aufs höchste.

Sollte es nicht geraten sein, künftighin auf dem E den hingehörigen Akzent, so S. 4 in Les Grands Ecrivains, S. 6 in Epicure, S. 7 in Etourdi, S. 9 in Ecole, S. 11 in Eglise und an den andren in Betracht kommenden Stellen überall einzusetzen?

3) Gustav Schmidt, Manuel de Conversation scolaire. Troisième édition. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. 88 S. 8. geb. 1,40 ℳ.

Der Verfasser gibt zunächst eine Aufzählung der feststehenden, im Unterricht gebräuchlichen Redensarten auf 36 Seiten für den Lehrer, auf vier Seiten für den Schüler, und stellt damit ein durchaus berechtigtes Verhältnis her, insofern ja des Schülers Äußerungen in der fremden Sprache zumeist auch im Anschluß an die Äußerungen des Lehrers oder doch zum mindesten auf deren Veranlassung geschehen. Beim Lehrer bewegen sich die feststehenden Redensarten in der Regel im Rahmen von Befehlen, die der Schüler stillschweigend ausführt, von Fragen, bei deren Beantwortung der Schüler am besten tut, sich möglichst eng an die Worte des Lehrers anzulehnen, und in Beurteilungen, die der Schüler ja widerum ohne Selbstbeteiligung hinzunehmen hat. Der Schüler seinerseits wird zum Befehlen ja nur in ganz außerordentlichen Fällen sich veranlaßt sehen, sagen wir beispielsweise als Aufseher: *C'est moi qui ai la surveillance aujourd'hui. Il n'y a plus d'allumettes, vas en chercher chez le concierge. L'éponge est trop sèche; il faut aller la mouiller* oder zu Klagen: *Monsieur, mon camarade a déchiré mon cahier. Mon frère a emporté mon cahier dans son sac à livres en croyant que c'était le sien. Il a y un courant d'air ici. Mon voisin fait des grimaces pour me faire rire* oder zu Entschuldigungen: *J'étais absent hier, parce que j'étais enrhumé. Je n'ai pas copié mon travail sur mon ami, nous l'avons simplement fait ensemble. J'ai bien fait attention, mais je ne vous ai pas compris,* endlich zur Kritik, doch das ja gewöhnlich nur auf Veranlassung des Lehrers, und zu Fragen, die im geordneten Unterricht stets von einer regen Teilnahme der Klasse

zeugen. Zu solcher Teilnahme aber wird der Lehrer den Schüler am besten befähigen, wenn er ihm nach und nach die auf den Seiten 46 bis 49 gegebenen Redensarten in die Feder diktiert, und, namentlich von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, scheint die beschränkte Zahl der 'Locutions scolaires de l'élève' durchaus von Vorteil. Der ausgedehnte dem Lehrer gewidmete Teil aber kann zu seiner Rechtfertigung noch anführen, daß er in gewissen Grenzen geradezu eine Methodik des Unterrichts gibt, so vor allem das hübsche 'Modèle d'explication d'une fable de La Fontaine' mit den Unterabteilungen: Introduction dans la matière. Conversation sur le sujet. Explication des mots inconnus. Plan de la fable. Développement de la morale. Traduction.

Nur mit dem der 'Grammaire' gewidmeten dritten Teil kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären. Der Verf. beruft sich mit Recht auf den 'Plan d'études du 27 mars 1895' qui recommande formellement aux maîtres des écoles réales supérieures de se servir le plus possible, en classe, de la langue étrangère qu'ils sont chargés d'enseigner, und jeder im praktischen Unterricht stehende Lehrer moderner Sprachen hat gewiß ebenso wie ich die Erfahrung gemacht, daß die grammatische Terminologie sogar verhältnismäßig leicht durch die beständige Wiederholung der gleichen Worte und Redensarten sich bei den Schülern Eingang verschafft. Allein die Verschiedenheit der Auffassung, die sich hier natürlich in der Benennung der Satzteile und der entsprechenden Satzarten geltend macht, sollte uns eine gewisse Zurückhaltung auferlegen, umsomehr als ja auch in der Terminologie des deutschen und entsprechend des lateinischen, griechischen und des sonstigen fremdsprachlichen Unterrichts gar nicht die deutsche, sondern die lateinische Sprache die Grundlage abgibt.

Die ganze Anordnung und Einteilung, die 'Table alphabétique' auf S. 50 bis S. 54 und die am Schlusse des ganzen Buches zeugen von der wohlüberlegten und geschickten Arbeitsweise des Verfassers dieses dem modern unterrichtenden Lehrer der französischen Sprache zu empfehlenden Leitfadens.

4) Ludwig XIV. Ein Auszug aus 'Duruy, Histoire de France' ausgewählt und erklärt nebst einer geschichtlich-staatsbürgerlichen Betrachtung über unser Verhältnis zu Frankreich von Fr. Böckelmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. XXIV u. 125 S. Anhang 48 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

Man kann die Worte des Herausgebers, daß nichts unsrer Jugend die großen Fragen unsres öffentlichen Lebens und damit die Notwendigkeit unsrer staatlichen Einheit und Einigkeit in dem Grade nahezulegen vermöge wie die Beschäftigung mit der Geschichte Ludwigs XIV., als eine captatio benevolentiae bezeichnen; man mag die Äußerung am Schlusse der Vorrede, daß unsre deutsche Jugend, indem sie Französisch lernt, sich des eignen Volkstums erst recht bewußt werde, immerhin paradox nennen; so wird man doch nicht umhin können, die hier gebotene Lektüre als eine überaus wertvolle Bereicherung der Schulbibliothek französischer Schriftwerke anzusehen. Allerdings würde ich, um den Ideengehalt der Duruyschen Geschichtsdarstellung so recht auszu-

schöpfen, mich beim Lesen dieses Buches wesentlich auf die Kapitel 1, 4 und 5 beschränken und von den zwei andren Kapiteln nur die Deutschland betreffenden Abschnitte berücksichtigen. Abschnitte wie *Réorganisation des finances, Agriculture, Industrie, Commerce intérieur, Travaux publics, Réforme de l'armée, Fortification des frontières* aus dem ersten Kapitel, die Abschnitte *Suppression des états généraux, Soumission du parlement, Soumission de la noblesse, Le tiers état, Le clergé* aus dem vierten Kapitel und die Abschnitte *Caractère littéraire du dix-septième siècle en France, Philosophie, Érudition, Sciences, Arts* aus dem fünften Kapitel bieten eine solche Fülle des Wissenswerten, daß ihre eingehende Durchnahme die zur Verfügung stehende Zeit vollauf in Anspruch nehmen dürfte. Und zu flüchtiger Kenntnisnahme hat der Bearbeiter, der eine über zwanzig Seiten zählende gediegene Einleitung und eine Menge lehrreicher Anmerkungen sowie ein sorgsam gearbeitetes Namenregister grade zu diesen Abschnitten gespendet hat, sein Werk nicht bestimmt. Sehr willkommen übrigens dürften jedem Leser die Übersicht der europäischen Geschichte zur Zeit Ludwigs XIV. und die daran gefügte Stammtafel der Bourbonen und Habsburger sein.

5) Eugène Scribe, Le Verre d'eau. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. J. Hengesbach. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. XIV u. 136 u. 11 S. 8. Geb. 1,60 ℳ.

'Man sollte das Zeitmaß dieser Lektüre etwas beschleunigen; die Schwächen des Stückes treten dann ebensowenig wie bei einer Aufführung hervor'. Diese Worte aus der Vorbemerkung des Herausgebers sind durchaus von jedem zu beherzigen, der ein Werk Scribes, des *'Prestidigitateur de première force'*, wie ihn *Dumas fils* in seiner Vorrede zum *'Père prodigue'* nennt, der deutschen Jugend zu bieten wagt. Der Leser muß im fünften Akt sich bis auf das einzelne Wort der einschlägigen Stelle aus dem zweiten Akt erinnern können, muß in einem Sätzchen des vierten Aufzuges die Antwort auf eine im ersten Akt aufgeworfene Frage zu erkennen vermögen, muß in einer Anspielung auf der letzten Seite des Dramas die dabei ins Auge gefaßte Stelle aus den ersten Zeilen der ersten Seite sich ins Gedächtnis zu rufen imstande sein. Und an der Unmöglichkeit der Erfüllung dieser Forderungen scheint mir eigentlich das Lesen eines längeren Scribeschen Stückes in unsren Schulen zu scheitern. Daher auch würde ich die von Hengesbach in seiner vortrefflichen Einleitung zu unsrer Komödie genannten drei Einakter *'Avant, Pendant et Après'* oder den Zweiakter *'Le Diplomate'* entschieden vorziehen. Immerhin ist grade 'Le Verre d'eau' besonders geeignet, die Eigenart Scribescher Theaterkunst im hellsten Licht zu zeigen, und, wenn die eingangs angeführte Mahnung des Herausgebers nach Möglichkeit beherzigt und die wertvollen Beigaben, die die zwei Einleitungen in Verbindung mit den allerdings auf das Notwendigste sich beschränkenden Anmerkungen bieten, gewissenhaft benutzt werden, kann auch hier von einer ersprießlichen Verwendung französischer Lektürestunden die Rede sein.

Nicht ganz klar geworden ist mir, was ich mit der Anmerkung zu 26, 1 *un million de France = un million de francs* machen soll. Bei

42, 19 hätte ich zu 'Gottstausend' noch 'Potztausend' angefügt, um eine Parallele zu dem französischen *palsambleu* zu bieten. In einer neuen Auflage würde ich das Wort 'Einleitung' überall gleichmäßig abgekürzt wünschen, nicht einmal Einl. und ein andermal Einltg., und ich würde es ferner lieber sehen, wenn in der Anmerkung zu 115, 4 zu Lücking statt des dem Schüler jedenfalls unverständlichen 'a. a. O.' 'Französ. Grammatik[8]' hinzugefügt würde. Bei Anm. 38, 2 ist zwischen den beiden Zahlenangaben das Komma weggeblieben, bei Schluß der Anm. 66, 2 der Punkt, und in der Anm. zu 70, 26 ist statt 'dran' irrtümlich 'd'ran' gedruckt.

Frankfurt a. M. Max Banner.

Walter Reichel, Mathematischer Werkunterricht. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. VIII u. 63 S. Kart. 1 ℳ.

Der Verfasser gibt eine eingehende, auch für Schüler verständliche Anleitung zur Herstellung mathematischer Modelle mit sehr einfachen Mitteln. Er beginnt mit einigen Körpermodellen aus Pappe, bringt dann zahlreiche Modelle zur Veranschaulichung planimetrischer Sätze, durch die er der Forderung nach Beweglichkeit der Figuren gerecht zu werden vermag, und lehrt zum Schluß sogar die Herstellung von Feldwinkelmessern für Horizontal- und Vertikalwinkel. Der Verfasser hat die Apparate unter seiner Aufsicht von Schülern in dem zum mathematischen Werkunterricht ausgestalteten Handfertigkeitsunterricht herstellen lassen. Wo Handfertigkeitsunterricht besteht, wird man diesem Beispiel gern folgen. Aber geschickte Hände sind unerläßlich, z. B. wird die Herstellung von Rinnen in einem Holzbrett, die zur Aufnahme von beweglichen Schiebern dienen sollen, viel Sorgfalt erfordern und bei weniger geschickten Schülern zu großem Material- und Zeitverlust führen. Von den Modellen erwähne ich als besonders interessant Nr. 17, wo aus zwei gleichen Diagonalen ein bewegliches Rechteck hergestellt und auf einfachste Weise veranschaulicht wird, daß unter diesen Rechtecken das Quadrat den größten Umfang hat; Nr. 30, wo in sehr augenfälliger Weise der Satz zur Anschauung kommt, daß die Halbierungslinie eines Winkels der geometrische Ort für die Mittelpunkte der Kreise ist, die beide Schenkel berühren; Nr. 51, wo die Änderungen vorgeführt werden, welche die von der Spitze eines Dreiecks ausgehende Höhe, Winkelhalbierende und Schwerlinie erleiden, wenn die Spitze sich auf der Peripherie des Umkreises bewegt; Nr. 55, wo Sinus und Kosinus eines beliebigen spitzen Winkels durch einfache Ablesung an dem beweglichen Apparat gefunden werden. Manche Apparate erscheinen allerdings überflüssig, weil sie durch eine Figur an der Wandtafel in Verbindung mit einem Faden oder Lineal aufs einfachste ersetzt werden können, z. B. Nr. 5 (Drehung einer Geraden um einen Punkt zur Veranschaulichung des Begriffes der Parallelität, Nr. 25 (Abhängigkeit der Länge der Sehne von dem Mittelpunktsabstand), Nr. 29 (Übergang der Sekante in eine Tangente) Auch bei Nr. 19 (die Parallele als geometrischer Ort) und Nr. 10 (das Mittellot als geometrischer Ort) sind die veranschaulichten Verhältnisse so einfach, daß sich die Benutzung eines Apparates, der doch immer-

hin einige Wartung (Aufbewahrung, Herbeiholen, Fortschaffen) erfordert, erübrigt.

Rathenow. W. Guthjahr.

Eugen Netto, Algebra. XII u. 232 S. Mit 8 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. Geb. 8 ℳ.

Es ist in der Hauptsache das Verdienst von F. Klein, Göttingen, daß der Schule gezeigt wurde, wie die Aufgaben der Elementarmathematik durch die Arbeiten der Wissenschaft gefördert sind. Diesem Zwecke dienen mehrere Werke, unter denen besonders zu erwähnen sind F. Klein: Elementarmathematik vom höheren Standpunkte aus; Weber-Wellstein: Enzyklopädie der Elementarmathematik; Killing-Hovestadt: Handbuch des mathematischen Unterrichts; und Netto-Färber-Fr. Meyer-Thieme Grundlehren der Mathematik. Das letzte Werk ist als eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Erneuerung und Weiterführung von Balzers 'Elementen der Mathematik' gedacht, und Geometrie und Arithmetik sind von je einem Schulmanne und einem Universitätsprofessor bearbeitet. 1909 erschienen die Elemente der Geometrie von Thieme, 1911 die Arithmetik von † Färber, und 1915 ist die Algebra von Netto gefolgt. In diesem vorliegenden Werke ist 'möglichste Vollständigkeit und gleichmäßige Berücksichtigung aller für den Schüler und daher für den Lehrer etwa in Frage kommenden Abschnitte der Algebra erstrebt'. Es ist daher der Stoff nicht nach einem bestimmten Gesichtspunkt geordnet, sondern es sind einzelne Abschnitte herausgegriffen und das selbe Problem kommt von verschiedenen Stellen zur Behandlung.

Das Buch beginnt mit Determinanten, Matrix und Funktionen, namentlich ganzen Funktionen. Dann folgen Gleichungen, Resultanten und Diskriminanten; Wurzelexistenzbeweise, Einheitswurzeln, Kreisteilungsgleichungen. Zyklische und reziproke Gleichungen. Substitutionen. Auflösbarkeit algebraischer Gleichungen. Transformation, Invarianten, quadratische Formen. Den Beschluß bildet der Sturmsche Satz.

Die Darstellung ist sehr klar, aber etwas abstrakt. Nur in wenigen Fällen, z. B. bei der Ableitung und den Einheitswurzeln, ist eine geometrische Deutung angegeben; erwünscht wäre dies auch bei Substitutionen, Invarianten und quadratischen Formen. Nicht behandelt ist die im Unterricht nicht selten vorkommende Frage: Wie erhält man für eine gegebene Aufgabe rationale Zahlenwerte? Schon die kardanische Formel liefert eine rationale Wurzel nicht immer in rationaler Form.

Jedenfalls liegt hier ein wertvolles Werk zum Studium und zum Nachschlagen vor.

Tilsit. A. Schülke.

Physik (= Kultur der Gegenwart. III. 3. 1.). Leipzig, Teubner, 1914. VIII u. 762 S. Geb. 26,40 ℳ.

Der stattliche Band stellt einen Versuch dar, von den Grundgedanken, die heute die physikalische Wissenschaft bewegen, von ihren gesicherten Ergebnissen und ihren zur Lösung drängenden Aufgaben ein geschlossenes Bild zu entwerfen, das nicht allein dem Physiker, sondern



auch anderen wissenschaftlich Gebildeten etwas sagen soll. Das Buch erschien am Anfang des Weltkrieges. Aber bezeichnender als dieser äußere Markstein ist für sein Erscheinen die merkliche Veränderung, die sich im Antlitz jener Wissenschaft gegenwärtig vollzieht. Kühn hat sie den Bau der Atome ins Auge gefaßt; in der Relativitäts- und der Quantentheorie scheint sie Umwälzungen vorzubereiten, die unsere festesten Anschauungen mehr erschüttern müssen, als einst die Tat des Kopernikus; endlich ist sie im Begriff, bisher getrennte, ja vielleicht alle ihre Bereiche durch gemeinsamen Unterbau zu verbinden. Und eben diese Einheitlichkeit im Ziel, diese Richtung auf die tiefsten Zusammenhänge wird dem Leser des vorliegenden Werkes über die Fülle der Einzelheiten hinweg eindringlich zum Bewußtsein gebracht. — In 32 Abschnitten sind hier die Hauptgebiete der Physik von 36 namhaften Forschern bearbeitet worden. Diese waren gegenüber ihren großen Vorbildern in der Kunst gemeinverständlicher Darstellung, Bessel, Helmholtz, Mach insofern im Nachteil, als ihnen die belebende Betrachtung des Einzelnen versagt war, durch die jene bei der engeren Begrenzung ihrer Gegenstände eher zu fesseln vermochten. Auch bringt es die Natur mancher physikalischer Gebiete mit sich, daß kein Königsweg in sie hineinführt, so wenig wie in die Mathematik. Indessen wenn auch die Erörterungen gelegentlich eine mehr als nötig unnahbare Haltung annehmen (geometrische Optik) oder in aufzählende Trockenheit geraten (theoretische Atomistik) oder allzu formlos im Auszugshaften stecken bleiben (drahtlose Telegraphie), so haben doch im Ganzen die Darsteller mit meisterlichem Geschick die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe überwunden. Vor allem ist ihnen dabei das Mittel der geschichtlichen Entwicklung zustatten gekommen; und hierdurch wird das Buch auch für den Fachmann, zumal den Lehrer der Physik, besonders wertvoll. Seine unvermeidliche und doch auch reizvolle Vielgestaltigkeit findet einen Ausgleich in den zahlreichen Verweisen, durch die sich die Verfasser miteinander in Verbindung setzen. Lebhaftestes Interesse erwecken die ausgezeichneten Aufsätze über allgemeine Gesetze und Gesichtspunkte, mit denen das Werk ebenso würdig schließt, wie es durch die vollendete Behandlung der Mechanik eingeleitet wurde. — An Figuren ist das Buch arm, und zum Teil sind sie wenig erfreulich. Auch sind sie durchweg schematisch. Hätte nicht an gar manchen Stellen das photographische Bild eine beredte Sprache sprechen können? Aber es fehlt gänzlich. Daß z. B. selbst v. Laues überraschende und beziehungsvolle Beugungsfigur der durchs Kristallgitter gegangenen Röntgenwellen sich nirgends findet, bringt manchen Leser um einen unvergeßlichen Eindruck.

Naumburg a. S. Schönhals.

Richard Palleske, Deutsche Stilproben von Lessing bis auf die Gegenwart, nebst einer Einführung in die Lehre vom deutschen Stil. Paderborn o. J., Ferd. Schöningh. 212 S. 1,50 ℳ.

Die Einführung S. 1—18 mit einem nützlichen Abschnitt über Mängel des Ausdrucks, worin P. sich besonders erfreulich des leider absterbenden Konjunktivs annimmt, die Stilproben mit kurzen erklärenden Anmerkungen.

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

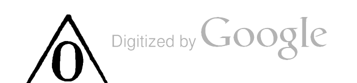
VON

OTTO SCHROEDER



5. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXI. BAND
12. HEFT. DEZEMBER

BERLIN 1917
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94



Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT DES DEZEMBERHEFTES

MITTEILUNGEN

ANZEIGEN

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages

Das Problem des humanistischen Gymnasiums vom realistischen Standpunkte

von

H. E. Timerding.

Daß nach dem Weltkriege unser deutsches Bildungswesen eine durchgreifende Umgestaltung erfahren wird, nehmen fast alle Schulmänner an und sehen dieser Umgestaltung je nachdem mit froher Hoffnung oder banger Sorge entgegen. Die Voraussicht kommender Umwälzungen hat auch schon während des Krieges den Kampf um das humanistische Gymnasium wider neu belebt. Die Befürchtung, daß unsere älteste, durch eine ruhmreiche Überlieferung geheiligte und mit der Geschichte des deutschen Geistes unlösbar verknüpfte Schulform durch eine neue Zeit hinweggeschwemmt werden könne, hat u. a. eine Anzahl unserer führenden Forscher auf geisteswissenschaftlichem Gebiet veranlaßt, aufs wärmste und entschiedenste für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums einzutreten.

Wo aber sind die Feinde des Gymnasiums zu suchen? Ist es eine geschlossene Phalanx, die dagegen vorrückt, oder handelt es sich um ein bloßes Geplänkel, um kecke Vorstöße, die von hier und da erfolgen, zwischen denen aber kein innerer Zusammenhang besteht? Es liegt der Gedanke nur zu nahe, in der naturwissenschaftlichen Geistesrichtung die wahre Grundlage der gegen das humanistische Gymnasium gerichteten Angriffe zu suchen, während dessen Stütze in den Geisteswissenschaften zu liegen scheint, zu denen auch die wissenschaftlichen Vertreter der neuen Sprachen sich bekennen. Hiermit ist aber, wie ich nachzuweisen hoffe, der wahre Sachverhalt nicht richtig gekennzeichnet. Wenn auch die Vertreter der Naturwissenschaften eine stärkere und zielbewußtere Berücksichtigung ihrer Fächer auf der Schule wünschen, so gibt ihnen doch allein der Umstand, daß für diese Fächer an den realistischen Anstalten eine größere Stundenzahl zur Verfügung steht, keinen Grund, diesen Anstalten in jeder Weise den Vorzug zu geben und gegen das humanistische Gymnasium zu Felde zu ziehen. Die Scheidung der drei Gattungen von höheren Schulen, die wir besitzen, ist von der Erwägung ausgegangen, daß alle Bildungszwecke, welche die höhere Schule in der Gegenwart zu erfüllen hat, durch eine einzige Schulart nicht *erreicht* werden können und daß deshalb eine Teilung der höheren

Schulen in mehrere Arten notwendig ist. Darin liegt schon ausgesprochen, daß auch dem humanistischen Gymnasium seine besondere Aufgabe zufällt, und hiergegen Einspruch zu erheben, muß an sich den naturwissenschaftlichen Kreisen durchaus fern liegen. Denn was haben sie in diese Zweckbestimmung der Allgemeinbildung, die außerhalb ihres fachlichen Interesses und außerhalb ihrer fachlichen Urteilsfähigkeit liegt, einzugreifen?

Der einzig mögliche Gedankengang ist vielmehr ein anderer. Die Naturwissenschaften, mit Einschluß der Mathematik, haben in unserm Kulturleben eine solche Bedeutung erlangt, daß eine gewisse Anteilnahme an ihnen für jeden Gebildeten ein unbedingtes Erfordernis ist. Die Stärke dieser Anteilnahme kann dabei je nach Geistesart und Berufstätigkeit eine verschiedene sein, und deshalb kann auch das Ausmaß der Stundenzahlen an den einzelnen Schulgattungen, die ja in der Ausbildung einer verschiedenen Geistesrichtung ihr Ziel sehen, eine abweichende sein. Der Grundgedanke, dem Schüler einen gewissen Besitzstand an mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen zu sichern und damit ihm das Verständnis für die darauf sich aufbauende Seite unserer Kultur zu erschließen, kann darum doch für alle Schulgattungen in gleicher Weise maßgebend bleiben. Ja selbst das Unterrichtsprogramm kann für die einzelnen naturwissenschaftlichen Fächer an allen Schulgattungen nahezu das gleiche sein. Nur die Vertiefung in die verschiedenen Nummern des Programms, die Ausführung der Einzelheiten kann und muß sich ja nach der Schulart differenzieren. Für die Mathematik hebt sich das besonders klar hervor. Der ganze Gedankengang, die Gebiete, die berührt werden, sind an allen Schulgattungen die selben, nur die Ausführlichkeit der Behandlung ist eine abweichende. Das gibt bei aller Verschiedenheit der Schularten der Ausbildung eine gewisse Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit. Es sondert sich nicht der Grundplan der Schulmathematik in eine Mehrheit ungleichartiger Auffassungsweisen je nach der Schulart, um die es sich handelt.

Dadurch wird bedingt, daß das Verhältnis, in dem die verschiedenen Schularten zu den naturwissenschaftlichen Fächern stehen, nicht ein so erheblich verschiedenes ist, wie man zuerst denken sollte. Wohl spielt die Pflege dieser Fächer an den Oberrealschulen die größte Rolle, aber die grundsätzliche Stellungnahme gegenüber der Mathematik und den Naturwissenschaften braucht deshalb keine andere zu sein als beim humanistischen Gymnasium. Dabei wollen wir nicht daran denken, daß diesen Wissenschaften von den Vertretern der Oberrealschulen oft weniger Wohlwollen erzeigt worden ist als von den Freunden des humanistischen Gymnasiums, oder daß mit Entschiedenheit die Bedeutung der Oberrealschulen als neusprachliche Gymnasien betont und der Anspruch der Naturwissenschaftler auf eine besondere Geltung ihrer Fächer zurückgewiesen worden ist. Wir wollen im Gegenteil die gleiche Anerkennung hier wie dort für

die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer voraussetzen. Dann ist der ganze Unterschied der drei Schularten der, daß je nach der Art des gewählten Bildungsganges, wie er der Besonderheit jeder der Schularten entspricht, den realistischen Fächern ein mehr oder minder breiter Raum gewährt werden kann.

Dagegen Einspruch zu erheben, wäre unklug, und liegt auch, soviel mir bekannt ist, den Vertretern der naturwissenschaftlichen Fächer durchaus fern. Im Gegenteil finden sich namentlich unter den Medizinern eifrige Verteidiger des humanistischen Gymnasiums. Was von naturwissenschaftlicher Seite verlangt werden kann und auch wirklich verlangt werden muß, ist, daß den Naturwissenschaften mit der Mathematik zusammen der Raum eingeräumt werde, der ihnen nach ihrer allgemeinen Kulturbedeutung zukommt, daß die Seite der Erziehung nicht vernachlässigt werde, die mit ihnen zusammenhängt, die Ausbildung der Beobachtungsgabe, des Anschauungsvermögens und des Verständnisses für die Bedeutung von Maß und Zahl in der Auffassung der Umwelt. Die Erscheinungen der Natur und die Vorgänge des Lebens dürfen heute dem Gebildeten nicht mehr ein Buch mit sieben Siegeln sein. Wieviel in unserem Dasein hängt von ihnen ab! Unsere ganze Kulturentwicklung ist dadurch bedingt, daß wir uns die Kräfte der Natur zunutze machen. An dieser Entwicklung gleichgültig und verständnislos vorüberzugehen, kann keinem gestattet sein. Es handelt sich dabei nicht bloß um die allgemeine menschliche Anteilnahme für die realistische Seite des Geisteslebens, die wir jedem sichern wollen, sondern auch um das Eingreifen der realen Faktoren in die Berufstätigkeit und die daraus folgende praktische Notwenigkeit, mit diesen Faktoren des Lebens vertraut zu sein. Denn es gibt kaum einen Beruf, bei dem nicht eine gewisse Bekanntschaft mit den einfachsten Elementen des natürlichen Geschehens und der darauf beruhenden technischen und landwirtschaftlichen Produktion in Frage käme. Der Geistliche kann nicht unter einer Landbevölkerung wirksam tätig sein, ohne wenigstens etwas von den natürlichen Bedingungen zu wissen, unter denen seine Gemeinde lebt. Der Richter und der Verwaltungsbeamte können nicht Entscheidungen treffen und Verfügungen erlassen, ohne die Fähigkeit zu haben, sich über ein technisches oder wirtschaftliches Sachgebiet leicht und sicher zu orientieren. Im anderen Falle kommen die berüchtigten Erlasse vom grünen Tische heraus, deren Verständnislosigkeit für die wirklichen Verhältnisse jeden praktischen Erfolg ausschließen muß und den Spott der wirklich Sachkundigen hervorruft.

Wir können heute selbst dem Stubengelehrten nicht mehr gestatten, allein in seinem Gedankenkreise zu bleiben und an dem Treiben der Welt achtlos vorüberzugehen. Zu mächtig und vielgestaltig drängt sich das äußere Leben an den einzelnen heran. Jeder, der sich behaupten will, muß sich auch mit praktischen Aufgaben abzufinden wissen.

Diese praktischen Gesichtspunkte sind es aber nicht allein, die zugunsten einer in maßvoller, vorsichtiger Beschränkung betriebenen und nach festen Zielpunkten geleiteten mathematisch-naturwissenschaftlichen Ausbildung sprechen. Ebenso stark kommt hierbei die geistige Schulung in Betracht, die mit einer solchen Ausbildung verknüpft ist, die Fähigkeit zur sicheren und vollständigen Erfassung eines vorliegenden Tatbestandes und zur Verfolgung einer daran sich anschließenden Gedankenkette. Die Unabhängigkeit von allem persönlichen Fühlen und Wollen, die strenge, nüchterne Sachlichkeit, die in den Naturwissenschaften oft unbequem und störend gegenüber dem freien Spiel der Phantasie und dem ungehemmten Gefühlsleben empfunden wird, schließt doch den ungeheuren Vorzug der absoluten Objektivität in sich, und wo bei der Ausbildung eines Forschungsgebietes die naturwissenschaftliche Methode als Muster vorschwebte, hat auch der Streit der Meinungen der unvoreingenommenen, zielsicheren Prüfung der Tatsachen Platz gemacht.

Darum glauben wir die Mathematik und die Naturwissenschaften als ein mächtiges und notwendiges Erziehungsmittel nicht entbehren zu können. Aber aus diesem Bildungsideal einen feindlichen Gegensatz zu dem Bildungsideal des Humanismus herzuleiten, liegt keinerlei Notwendigkeit vor. Beide, humanistische und realistische Bildung, können sehr wohl nebeneinander bestehen, ohne gegenseitig ihre Kreise zu stören. Im Gegenteil kann man geradezu in der Vereinigung von humanistischer und realistischer Bildung die höchste Vollendung menschlicher Gesittung erblicken. Wir brauchen ja nur zu beachten, wie außerordentlich hoch die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite von den Griechen selbst gewertet wurde. Man denke an ihre Einschätzung bei Platon, dessen Philosophie doch mit Recht als der Brennpunkt griechischen Wesens angesehen wird! Zwischen die Ideen und die Körperwelt schieben sich für Platon die Zahl- und Maßverhältnisse als die Träger der Weltharmonie. Diese Zahl- und Maßverhältnisse, die die Mathematik abstrakt untersucht, finden sich sichtbar verkörpert in den Bewegungen der Gestirne. Die Ordnung und Unwandelbarkeit des Weltalls wird das Vorbild des Menschen, ihre Erkenntnis sein erstes Besitztum.

Diese Auffassung spiegelt sich deutlich wider in der Renaissance, die das platonische Bildungsideal aufnahm und zur Grundlage eines geläuterten und veredelten Menschentums machte. Auch die Renaissance war durchzogen von dem beherrschenden Gefühl der Ordnung und Harmonie. Sie suchte diese Ordnung und Harmonie sowohl in den Werken der Kunst als in der Betrachtung der Natur. Der Künstler, der Naturforscher und der Philologe verbanden sich in e i n e m Streben. Nur gelegentlich wird die sachliche Erkenntnis dem bloßen Wortwissen gegenüber betont, aber immer ist sie selbst getragen von dem Studium der alten Philosophen und Mathematiker. Auch bei den großen Naturforschern, Kepler und Galilei, ist der humanistische Zug unver-

kennbar. Schon die glanzvolle Persönlichkeit Leo Battista Albertis, die am Anfange der Renaissance steht, zeigt deutlich diese Verschmelzung der beiden Gedankenrichtungen, die bei der stärkeren beruflichen Sonderung in unserer Zeit sich viel schärfer voneinander scheiden. Es will uns wie ein Wunder anmuten, daß ein Mann den Theologen, Rechtsgelehrten, Mathematiker, Baumeister, Maler und Dichter in sich vereinigen konnte. Allerdings war die hohe literarische Bildung, die Alberti besaß, auch bei damaliger Zeit bei einem ausübenden Künstler eine Seltenheit. Aber die Maler, Bildhauer, Baumeister und Ingenieure der Renaissance wirkten neben den Männern, die ihnen aus den antiken Quellen das Wesen und die Aufgaben von Kunst und Wissenschaften nachwiesen, einmütig in dem Bewußtsein, nach einem hohen Ziele zu ringen.

Diesem Bunde schloß sich die Naturforschung, sowie sie sich zu entwickeln begann, ungezwungen an. Die neuzeitliche Naturwissenschaft, die in der Renaissance ihren Ursprung hat, ist überhaupt aus dem Studium der antiken Quellen entstanden. Zunächst waren es die physikalischen Schriften des Aristoteles, die den Anlaß zu fortgesetzten Kommentaren, schließlich aber auch zu mehr oder minder heftigem Widerspruch boten. Hierbei lag es nahe, daß die Ansichten der Philosophen, die Aristoteles bekämpfte, namentlich der Atomismus des Leukipp und Demokrit, hervorgeholt und gegen die Meinung des vergötterten Lehrmeisters der Scholastik ausgespielt wurden. Außerdem begann die Vertiefung in die Schriften der großen Mathematiker des Altertums, Euklid, Archimedes, Apollonius, Ptolemäus und Heron. So mußte eine enge Wechselbeziehung zwischen den humanistischen Bestrebungen und dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschungsdrange vorhanden sein.

Diese Wechselbeziehungen, die uns die Vergangenheit zeigt, lassen es aber als möglich und wünschenswert erscheinen, auch in der Gegenwart die harmonische Verbindung des humanistischen und naturwissenschaftlichen Geistes zu erhalten, ja sie können unmittelbar an unseren humanistischen Gymnasien ihre Fortführung finden, an denen humanistische und realistische Bildung nebeneinander hergehn sollen. Diesen glücklichen Gedanken, humanistische Lehrziele in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht durch ein Zurückgehen auf die antiken Quellen der Mathematik und Naturwissenschaft hineinzutragen, hat Alois Riehl in einem Vortrage mit warmer Beredsamkeit entwickelt. Dem, was er sagt, muß ich durchaus zustimmen, nur meine ich, daß die angestrebte Vertiefung und Belebung des Unterrichts allein auf dem Lehrgebiet der Mathematik und eines Teiles der Mechanik möglich ist. Für die übrige Physik und gar für Chemie und Biologie vermag das Altertum innerhalb des Schulunterrichts kaum etwas zu bieten. Dagegen ist das Eingehen auf gewisse Bücher des Euklid, einzelne Schriften des Archimedes und auch bestimmte Abschnitte aus Heron aufs wärmste zu empfehlen.

Es wird so auch in dem Schüler die unglückselige Vorstellung zerstört, als ob ein innerer Gegensatz zwischen dem Griechentum und dem Geist der neuzeitlichen Naturforschung bestände, vielmehr wird aufs schlagendste bewiesen, daß der Ursprung dieses Geistes eben bei den Griechen zu suchen ist. Damit erledigt sich auch ein anderer Einwand, der gegen eine stärkere Betonung der mathematisch - naturwissenschaftlichen Fächer auf dem humanistischen Gymnasium gemacht werden kann und auch gemacht worden ist. Das humanistische Gymnasium, wird gesagt, ist die Lehranstalt für solche Schüler, deren Neigung und Begabung sie eben nicht nach der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite hinweist. Deshalb ist es eine nutzlose Quälerei, sie damit zu behelligen. Sie können ihre geistigen Kräfte eben viel besser anwenden, wenn sie sich auf die Fächer konzentrieren, die ihnen näher liegen.

Der Grund, weshalb wir uns dieser Auffassung nicht anschließen können, liegt darin, daß jede Erziehung sich bemühen muß, eine Einseitigkeit in der Ausbildung zu vermeiden, die später eine Einseitigkeit in der Lebensauffassung und eine krasse Unfähigkeit und Verständnislosigkeit einer Menge der wichtigsten Lebensgebiete gegenüber zur Folge haben muß. Menschen, die sich nicht auch praktisch betätigen können, die der Pulsschlag des modernen Lebens nicht berührt, dürfen wir nicht von unseren Schulen hinausschicken in die Welt. Deshalb ist, wenn ein Junge, mit starker Phantasie begabt, an den Dichtwerken und den Ereignissen vergangener Zeiten größeres Gefallen findet wie an dem Eindringen in die ewigen Seinsgründe und die Gesetze der Natur, dies kein Grund, ihn einfach dabei zu belassen, ohne den Versuch zu machen, ihm Interesse und Verständnis auch für die Seite der geistigen Betätigung beizubringen, die seiner Veranlagung zunächst nicht liegt.

Vielfach geäußerten Bedenken gegenüber möchte ich auf das Entschiedenste betonen, daß dies in fast allen Fällen auch wirklich gelingt, daß es nur das Zeichen eines verkehrten Lehrbetriebes ist, wenn der Schüler nicht auch für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer gewonnen werden kann. Bei der Mathematik hat viel Schaden die unrichtige Auffassung der mathematischen Lehrerkreise gestiftet, als ob es sich um die Vorbereitung für ein mathematisches Fachstudium handelte. Selbstverständlich kann für das Gymnasium von der Mathematik nur das in Betracht kommen, was an allgemein bildenden Werten in ihr steckt. Dazu gehört aber nicht die Übung in der Auffindung geometrischer Konstruktionen und Beweise und ebensowenig die Übung in der gewandten Umrechnung arithmetischer Ausdrücke. Wohl aber gehört dazu die Auffassung von Maß und Zahl an den Dingen der Umwelt und die dadurch bedingte exakte und sichere Beurteilung der Wirklichkeit. Ebenso haben auch Physik, Chemie und Biologie sich an das zu halten, was wirklich dem Schüler zu wissen nottut, was für die Erkenntnis der Naturerscheinungen von grund-

sätzlicher Bedeutung ist oder durch praktische Rücksichten nahegelegt wird, was dem Schüler hilft, sich später in den Aufgaben des wirtschaftlichen und sozialen Lebens zurechtzufinden.

Auf diese Weise wird aber eine Umgrenzung des Lehrgebietes und eine Methode des Unterrichtes erreicht, durch die das Interesse und das Verständnis aller Schüler auch wirklich erweckt werden kann. Sowie die Bestimmung des Lehrstoffes nicht aus fachlichen Sonderwünschen, sondern aus allgemein menschlichen Gesichtspunkten heraus erfolgt, wird auch nicht eine besondere Fachbegabung für die erfolgreiche Teilnahme an dem Unterricht verlangt, sondern nur die Fähigkeit zum Verständnis der allgemein menschlichen Kulturaufgaben. Diese Fähigkeit ist aber bei jedem unverdorbenen und unverbogenen Menschen vorhanden, und es gibt wohl kaum Dinge, die eine stärkere Wirkung auf die Allgemeinheit ausüben als die Wunder der Natur und der Technik, wenn sie in der rechten Weise dargeboten werden. Gerade darüber ist ja viel geklagt worden, daß die rein geistigen Bestrebungen unter der allzugroßen Hinneigung nach der naturwissenschaftlichen und technischen Seite hin litten.

Das humanistische Gymnasium kann die Mission erfüllen, die beiden Seiten menschlicher Gesittung, die uns manchmal als feindliche Gegensätze erscheinen, miteinander in harmonischen Einklang zu bringen, den Forderungen der Gegenwart gerecht zu werden und doch das Verständnis zu erhalten für die im klassischen Altertum rinnenden Quellen unserer Kultur und für die unvergänglichen Schönheits- und Erkenntniswerte, die sich daran knüpfen. So aber, wie gegenwärtig der Lehrplan ausgestaltet ist, muß die mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung ein Torso bleiben. Sie kann deshalb ihre Bedeutung nicht erweisen, weil sie gerade an den Stellen beschnitten ist, wo sie eine solche Beschneidung am wenigsten vertragen kann, und weil sie derart nichts Ganzes und Abgeschlossenes zu liefern imstande ist, wird sie vielfach mehr als eine Last denn als eine Wohltat empfunden. Das richtige Verständnis kann nicht erweckt, die nötige Nutzanwendung nicht gezogen werden. Es ist, als ob in einem Roman die Schlußkapitel fehlten. Der Leser würde dann auch die auf das Durchlesen verwendete Zeit für verloren halten. Die Biologie (Zoologie und Botanik) ist auf die unteren Klassen beschränkt, sie muß sich daher mit kindlichen Erzählungen aus der Tierwelt und dem Sammeln und Erlernen der in der Umgebung des Schulortes wachsenden Pflanzen begnügen. Zu einem wirklichen Erschließen der Gesetze des organischen Lebens kann sie nicht vordringen. Von der Chemie, den Gesetzen der Stoffverwandlung, erfährt der Gymnasiast so gut wie gar nichts. Die wichtigsten wirtschaftlichen Vorgänge, die natürlichen Grundlagen einer gesunden Lebensführung wie die großen volkswirtschaftlichen Fragen der Volksernährung und Rohstoffversorgung bleiben ihm daher in ihrer Bedeutung verschlossen. Günstiger ist es allerdings mit der Physik bestellt, die sich früher einen Platz an der Sonne sichern

konnte als die Chemie. In der Physik mag es schon jetzt gelingen, eine Übersicht über das Gesamtgebiet zu geben und soviel zu bringen, wie für das Verständnis der Naturvorgänge und der technischen Anwendungen unbedingt erforderlich ist, aber auch das wird nur dadurch angängig, daß der mathematische Unterricht der physikalischen Unterweisung methodisch in die Hand arbeitet, indem er die Hilfsmittel zur rechten Auffassung der physikalischen Gesetzmäßigkeiten liefert. Der mathematische Unterricht selbst ist am humanistischen Gymnasium in Preußen durch eine Einschnürung stark gehemmt, die er gerade an der entscheidenden Stelle, in den Tertien, durch die Herabsetzung der Wochenstunden von vier auf drei erfährt.

Aus allen diesen Gründen ist es für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer ein Lebensbedürfnis, etwas mehr Raum zu gewinnen, nicht um die Schüler mit noch mehr Wissensstoff zu überladen, sondern um ihnen eine gleichmäßig aufgebaute Ausbildung zu geben, die ihnen die wirklichen in den Naturwissenschaften steckenden Erkenntniswerte übermittelt. Dazu gehört eine Ausdehnung des biologischen Unterrichts auf die höheren Klassen, eine Verstärkung des chemischen Unterrichts und die Beseitigung der Einschnürung des mathematischen Unterrichts auf der Mittelstufe. Gerade wenn diese Fächer dem Schüler nicht bloß einen fertigen Bestand an Kenntnissen mitteilen wollen, wenn sie vielmehr auch die Fähigkeit eigenen Beobachtens, die Übung von Auge und Hand, die Sicherheit im Erfassen der Umwelt in ihm entwickeln sollen, so brauchen sie Zeit dazu. Nicht zu knapp bemessene Stundenzahlen bei vorsichtigster Beschränkung und Abgrenzung des Lehrstoffes, das müßte deshalb die Grundlage einer gedeihlichen Entwicklung dieser Seite der Bildung sein.

Den naturwissenschaftlichen Fächern kann an dieser Stelle die Erdkunde angereiht werden, die mit zu den realistischen Lehrgebieten zu zählen ist, obwohl mit Recht bei ihr eine einseitig naturwissenschaftliche Auffassung bekämpft wird, vielmehr der Zusammenhang des Menschen in allen seinen Lebenserscheinungen von den durch seinen Wohnsitz und seine Wohnart gegebnen natürlichen Bedingungen als der eigentliche Gegenstand der Forschung erscheint. In solcher Weise die Erdkunde dem Schüler zum Verständnis zu bringen, ist aber völlig unmöglich, wenn ihr nicht eine größere Anzahl von Lehrstunden zugebilligt wird, wenn sie nicht vor allen Dingen auch auf die oberen Klassen, wo die Schüler den Fragen mit gereiftem Verständnis gegenüberstehen, ausgedehnt wird.

Wenn so von der Seite der realistischen Fächer eine Erhöhung der zur Verfügung stehenden Stundenzahl gefordert werden muß, so fragt es sich naturgemäß, woher die hinzukommenden Stunden zu nehmen sind. Soll mit dem Verlangen nach einer Verstärkung der realistischen Bildung der Wunsch nach einer Verminderung des altsprachlichen Unterrichts, insbesondere des Griechischen, verknüpft sein? Gewiß nicht! Das humanisti-

sche Gymnasium steht und fällt mit einer gewissen Ausdehnung des griechischen Unterrichtes. Sobald dieser derart eingeschränkt wird, daß eine ergiebige Beschäftigung mit Platon und die Lektüre mehrerer der bedeutendsten Tragödien unmöglich wird, geht das beste daran verloren. Wenn der Schüler nicht mehr das Bewußtsein empfängt, selbst aus den Quellen der Weisheit und Schönheit, die in den griechischen Schriftwerken fließen, geschöpft zu haben, ist der Lebenskern des humanistischen Bildungsziels erstickt. Wir können mit dem Wunsch nach einer Verstärkung und Belebung der realistischen Lehrfächer am humanistischen Gymnasium eher den Gedanken einer Vermehrung als den einer Verminderung des griechischen Unterrichtes verbinden, weil über dem realistischen Wissen wahrhaftig nicht der humanistische Grundgedanke leiden soll.

Wie aber die nötige Stundenzahl gewinnen? Da meine ich, daß, was wirklich eine Herabsetzung erfahren kann, der neusprachliche, also nach den preußischen Lehrplänen der französische Unterricht ist. An und für sich gehört es nicht zur allgemeinen Durchbildung, daß jemand französisch kann. Das Französische ist nur eine Kultursprache neben anderen gleichberechtigten. Wenn wir es nicht als einen Mangel ansehen, nicht Englisch zu können, so ist es auch kein Mangel, nicht Französisch zu können. Die alten Humanisten haben es auch nicht für nötig befunden, eine lebende Fremdsprache zu lernen. Das Französische ist nur dadurch an das Gymnasium gekommen, daß die von dem französischen Wesen vollkommen beherrschte höfische Bildung auf die bürgerliche Gesellschaft übergriff und es nunmehr für einen Gelehrten notwendig schien, die französische Sprache zu beherrschen.

Es ist bekannt, wie die Entwicklung dann weiter gegangen ist. Das Französische stand jetzt im Lehrplan neben den alten Sprachen und hatte sich neben diesen zu behaupten. Es tat dies, indem es sich nach ihrer Analogie modelte. So entstand die berühmte oder berüchtigte Sprachlehre des Karl Ploetz, die ganz nach Analogie des Lateinischen die französische Grammatik entwickelte, aber damit an die Stelle der lebendigen Sprache ein konstruiertes Französisch setzte. Wer mit dieser Ausbildung vor die Notwendigkeit gestellt wurde, die Sprache im Verkehr mit Franzosen praktisch zu gebrauchen, mußte zunächst völlig umlernen. Die Regeln und Konstruktionen, die ihm sorgfältig eingeprägt waren, erwiesen sich ihm als nicht stimmend. Er fand ferner bei dem beschränkten ihm übermittelten Wortschatz, der auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens keine Rücksicht nahm, die größten Schwierigkeiten, zu sagen, was er ausdrücken wollte. Was er vermochte, war vielleicht, ein französisches wissenschaftliches Werk ohne allzu große Mühe zu lesen. Für das praktische Sprechen bedurfte er aber unbedingt einer ergänzenden Ausbildung.

Wenn nun auch die Lehrmethode in der neuesten Zeit, wie bekannt, erhebliche Umwandlungen und Verbesserungen erfahren

hat, so ist der Erfolg doch kaum ein anderer, als daß zum Verständnis eines sprachlich leichten Textes das Erlernte langt, zum praktischen Gebrauch der Sprache dagegen unzureichend ist. Mit diesem Erfolg steht die Anzahl der aufgewendeten Lehrstunden nach meinem Dafürhalten in keinem Verhältnis. Dadurch, daß der Unterricht über eine große Anzahl von Jahren mit verhältnismäßig geringer Stundenzahl ausgedehnt wird, geht der Fortschritt auf der Oberstufe so gut wie ganz verloren. Die Stundenzahl reicht eben nur aus, um das früher Durchgenommene im Gedächtnis zu halten. Neues hinzuzufügen bleibt keine Zeit. Deshalb glaube ich, daß ein über weniger Jahre erstreckter, etwas intensiverer Unterricht im Verhältnis günstigere Ergebnisse zeitigen, den Lehrplan aber weit weniger belasten würde.

Ohne mich im einzelnen in die Lehrplanarithmetik zu vertiefen, möchte ich nur noch eins bemerken: Die mir besonders nahe stehenden braunschweigischen Gymnasien haben in ihrem Lehrplan nicht bloß die französische, sondern auch noch die englische Sprache. Wenn nun die Stundenzahl, die hier dem Englischen zugebilligt ist, und die doch offenbar auch zur Einführung in die Sprache ausreicht, für das Französische genommen, dagegen das Englische ganz weggelassen würde, oder umgekehrt, so würde die auf diese Weise frei werdende Stundenzahl ausreichen, um nicht bloß den Bedarf an Mehrstunden für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer zu decken, der einschließlich der Erdkunde vielleicht auf insgesamt acht Wochenstunden für die ganze Schulzeit, also nicht einmal eine Wochenstunde für jedes Schuljahr angesetzt werden kann, sondern es würde auch für andere Fächer eine größere Stundenzahl vorgesehen werden können, und immer noch ein verfügbarer Rest übrig bleiben.

Es liegt mir fern, behaupten zu wollen, daß es so und nicht anders gemacht werden müsse. Nur läßt sich wohl einsehn, daß ein gangbarer Weg gefunden werden kann, wenn man sich einmal daraufhin verständigt, daß für das humanistische Gymnasium neben den Grundfächern Deutsch, Geschichte und Religion die alten Sprachen, Lateinisch und Griechisch, den Kern und das Kennzeichnende des Unterrichts bilden, und daß die notwendige Anpassung an die neue Zeit und den Geist der Gegenwart in einer entsprechenden Berücksichtigung der realistischen Fächer zu suchen ist.

Eine gewisse Bewegungsfreiheit, wenigstens in der obersten Klasse, vorausgesetzt, wäre Anregung und Gelegenheit zu größerer Selbsttätigkeit auf einem der Begabung und Neigung des einzelnen Schülers entsprechenden Sondergebiete nur zu wünschen; aber eben darum muß die Schule selber, wenn auch nicht der allgemein verbindende Lehrplan, bis zuletzt, wie man es wohl genannt hat, 'utraquistisch' sein.

MITTEILUNGEN

Jahresabschied 1917

Die schulpolitischen Gedanken des Jahres 1917 standen noch immer unter dem Zeichen des Aufstiegs der Begabten. Eine ganze Reihe neuer, organisatorischer Vorschläge und Versuche harren der Erprobung. In engstem Zusammenhang damit steht eine neue Art der Schülerbeurteilung, die bisher überwiegend auf der größeren oder geringeren Fehlerlosigkeit beruhte. Jetzt aber gilt es vor allem festzustellen, wohin gehn, wie weit reichen die Fähigkeiten, Neigung und Begabung des Schülers?, in welcher Richtung läßt sich seine Höchstleistung erwarten? Auf solche Fragen gaben unsre waschzettelartigen Zensuren kaum eine Antwort. Zwar kam die Vorschrift der Dienstanweisung von 1910 (S. 16), wonach für ausführliche Bemerkungen Raum gelassen war, wenn nur ein zusammenfassendes Urteil den Schluß bildete, dem neuen Bedürfnis bereits entgegen; buchstäbliche Auslegung der Vorschrift war aber schon zufrieden, wenn es, statt 'Mangelhaft auch besser' u. dgl., nunmehr in logisch und stilistisch gleich schöner Reihenfolge hieß, 'bei teilweis besseren Leistungen, Mangelhaft', oder 'im Mündlichen besser, Genügend'. So lange die Kriegszeit währt, mit ihren massenweis ausgestellten Notreifezeugnissen und andren Surrogaten, werden wir hier nicht viel ändern mögen; wenn wir aber einmal daran gehn, gründlich aufzuräumen mit Schulen ohne Schulung, mit Primanerlehrern ohne wirkliche Lehrbefähigung für Prima, und, was das Ende vom Lied ist, mit humanistischen Gymnasien ohne Humanismus, dann werden wir auch aufhören müssen, den Schülern nur möglichst viel in ihren Schulsack hineinzupacken, ohn ihren Dank! Wir werden uns in ganz andrer Weise bemühn müssen, den Einzelnen gerecht zu werden, und als echte Sokratesleute von den Fehlern der Schüler zu den Fehlerquellen vorzudringen suchen, die oft genug in falscher Aufgabenstellung oder, was auf das selbe hinausläuft, in der Wahl und dem jahrelangen Verfolgen eines falschen Schulgangs liegen, und werden schließlich die 'Reife' teilweis

mit ganz neuen Maßstäben messen. Jetzt umschwebt das wohlfeil genug erworbne Reifezeugnis ein ganz unberechtigter Glanz. Aber wenn bisher schon fehlerlosere Klassenleistungen dazu dienten, auch dem kläglichsten Abiturus noch die staatliche Zusicherung der Reife zu verschaffen, so ließe sich in ausführlicheren und tiefer begründeten Abgangszeugnissen allerlei sagen, was dem jungen Mann Art und Grad seiner Reife für alle Zeit wirksam zu Gemüte führte. Die korrekte Mittelmäßigkeit wird natürlich auch weiterhin Pflege und Anerkennung finden müssen — wir brauchen sie ja, in allen Berufen —, aber die besseren Köpfe werden weniger Ursach haben, grad ihre letzten Schuljahre zu verwünschen.

Das kommende Jahr wird uns eine neue Form des Vorbereitungsdienstes der Kandidaten bringen, mit zweijährigem Seminarkursus und abschließender pädagogischer Prüfung. Hoffentlich bewahrt uns dies vor einer neuen 'Hochschulpädagogik': einmal im Leben muß doch der Mensch, zumal einer, der berufen ist, werdende Menschen zu leiten, das Recht haben, sein inneres Leben sich selber aufzubauen und auf mancherlei Um- und Irrwegen mehr zu lernen, als auf widerum von außen her ihm vorgezeichneten Bahnen. Auch die Wunschbilder, auf die er seine spätere Lehrer- und Erziehertätigkeit einstellen will, muß er sich selber schaffen, wenn das Glück ihm hold ist, in lebendigem Verkehr mit geistig und sittlich hochstehenden Lehrern. Die Gefahr, daß den Philologen ihre schon jetzt kurz genug bemessene Zeit rein wissenschaftlicher Ausbildung noch verkümmert werde durch Einführung in die pädagogische Technik, ist ja wohl einstweilen als abgewendet anzusehn.

Mit hoher Freude begrüßen wir es, wenn die neue Prüfungsordnung für Kandidaten und eindringlicher noch die halbamtlichen Erläuterungen, es dem jungen Gymnasiallehrer einschärfen, auch nach Eintritt in die Praxis doch keinen Augenblick zu vergessen, daß er ein wissenschaftliches Leben zu führen habe. Das erfordert ja nicht unbedingt Forschertätigkeit — es sei gestattet, hierzu noch einmal auf den treffenden Ausspruch von Ed. Schwartz zu verweisen (im Septemberheft d. J. S. 412). Freilich ehrt es uns, wenn hervorragende Universitätslehrer erklären, auf die wissenschaftliche Mitarbeit der Gymnasiallehrer nicht verzichten zu können. Aber darin liegt bei uns nicht, wie grundsätzlich doch bei unsern Universitätslehrern, das Schwergewicht. Unser Beruf ist Psychagogie auf wissenschaftlicher Grundlage. Philologie haben wir auf dem Gymnasium nicht zu lehren; wenn wir aber aufhören, uns von der immer fortschreitenden philologischen Wissenschaft belehren zu lassen, wie selbst dem unscheinbarsten Wort, nun gar einem gehaltvoll und künstlerisch gestalteten Text, immer von neuem geistiges Leben ab-

zugewinnen ist, oder, wenn wir Homer und die Tragiker, Thukydides und Platon so interpretieren sollen, wie sog. Germanisten in ihren Lesebüchern für Obersekunda und Denkmälern die mittelhochdeutschen Texte, dann ade, auf Nimmer-'Widersehn', Deutsches Gymnasium! dann möchte man wissen, wie wir uns im Grunde von Elementarlehrern unterscheiden, außer durch den Titel.

Wer nichts ahnt von der Unausschöpfbarkeit jeder wahrhaft großen Erscheinung in Leben und Kunst, und wer nicht an die Jugend glaubt als an ein Reich unendlicher Möglichkeiten, der eignet sich weder zum Philologen noch zum Erzieher. Er muß auch die letzten Jahrzehnte mit ihren neuen Deutungen griechischer Tragik und griechischen Denkens, jüngst auch Shakespeares und Goethes, verschlafen haben.

Es sind sichere Anzeichen vorhanden, wonach der Humanismus als Prinzip, dessen stärkste Wurzeln natürlich im griechischen Unterricht liegen und in einem durch Heimatgefühl erwärmten, durch griechische Musen geadelten deutschen, neu gestärkt aus dem Weltkrieg hervorgehn wird, gestärkt überall durch den Hauch kräftigen Gegenwarterlebens. Die heil von der Aisne und von der Somme, von der Düna und vom Isonzo Heimkehrenden werden uns lehren: der Drill des kleinen Exerzierplatzes, da wo er hingehört, in die Vorbereitungsklassen der Knaben! — wie ein junges Füllen unter dem Schenkeldruck des Bereiters, so wiehert ja förmlich ein frischer Junge in der straffen Zucht des Drillmeisters da, wo es auf Aneignung unentbehrlicher Kenntnisse und auf Einübung fester Handgriffe ankommt — womit nicht gesagt ist, daß ödes Pauken allemal die Unterrichtsstunde auszufüllen habe: auch der Sextaner will etwas spüren von Sinn und Geist eines Lesestücks —. Dann aber hinaus in die freie Luft des Felddienstes, zu kühneren Unternehmungen, nach dem Vorbild unsrer Stoßtrupps und unsrer geflügelten Piloten!

Manches Jahr werden unsre Gedanken noch in Anspruch stark genommen werden, wirtschaftlich und politisch unser Haus zu bestellen. Inzwischen aber wollen wir nicht versäumen, unser Schulhaus zu lüften, es zu reinigen von pedantischem Gewürm und romantischem Spuk. Schon jetzt erscheint uns die Vergangenheit hundertfach in neuem Licht: sie wird es uns danken mit Verleihung von Klarheit und Schwung zur Lösung unsrer Zukunftsaufgaben.

Gundolfs Goethe[1])

Es ist erstaunlich, wie Gundolfs Goethe beim Lesen einem vertraut wird, wie Empfänglichkeit und Bereitschaft bei der keineswegs leichten Lektüre gespannt bleiben und wachsen. Wir selber nehmen teil an der Kraftleistung unter der Wucht des Denkvorganges, der zur Schaffung eines solchen Buches notwendig war. Daß die Einstellung über das ganze Buch die selbe bleibt, das macht der Grundgedanke, den Gundolf in der Einleitung seines Werkes gibt: 'Man muß Goethe als Ganzes erlebt haben, ehe man es wagen darf, seine einzelnen Leistungen einzureihen, zu deuten oder zu benützen als Formen seines Lebens'. So ist also der Dichter dargestellt, wie der Verfasser ihn erlebt hat.

Gundolf will den Aufbau der lebendigen Gestalt Goethes aus des Dichters Werk selbst geben, wobei er unter Gestalt die Identität versteht von Leben und Kunst, von Werden und Sein, von Entwicklung und Zustand, von Leib und Geist. Diese Gestalt des schöpferischen Lebens Goethes müssen wir erleben; nur das Leben, das unmittelbar in seinem Werk zum Ausdruck kommt, muß uns durch Wort und Idee nahe treten, erwärmen und führen. Der biologische Grundgedanke des Gundolfischen Werkes ist also Goethes Gesamtgestalt in ihrer Entwicklung und ihr Wesen. Leben und Werk sind ihm nur die verschiedenen Attribute einer und der selben Substanz, einer geistig-leiblichen Einheit, die zugleich als Bewegung und Form erscheint.

Gundolf gibt die gewöhnliche Teilung in Lyrik, Epos, Drama auf und verteilt seinen Stoff auf folgende drei Formen Goethischen Lebens: 'Lyrik' (in einem besondern Sinne) oder Icherlebnis, 'Symbolik' oder Bildungserlebnis, 'Allegorik' oder abgeleitetes Erlebnis im Stoff einer Bildungswelt; die grundlegenden Bestimmungen lese man nach in Gundolfs Einleitung zu seinem nicht minder bedeutenden Shakespearebuch 1911. So ergeben sich drei Hauptüberschriften: I. Sein und Werden, II. Bildung, III. Entsagung und Vollendung. Gerade das erste Kapitel, die Erfassung von Schicksal und Werk, von Dämon und Genie, hat einen großen Zug. Es ist eine feine Mischung von entwicklungsgeschichtlicher oder vergleichender Darstellung und einer aus tiefer Einfühlung in Goethes Leben gewonnenen Beobachtung. Bei der Art, wie Gundolf nur Urteile fällt, also so gut wie alles voraussetzt und die philologische Arbeit beiseite läßt, wird der Literarhistoriker manches vermissen, auch unrichtige Kombinationen entdecken. Einiges sei erwähnt: Daß Goethes Dichtung und Wahrheit sein Entstehen einer Aufforderung von außen verdankte, kann man kaum beweisen; daß der Tasso eine Tragödie sei, widerspricht der Bezeichnung 'Schauspiel', die Goethe dem Werk selbst gegeben hat. Auch war der Dichter mit Friederike nicht 'verlobt'; bei der Besprechung des 'Wanderers' und der tränenseligen Homburger Gedichte übersieht Gundolf den Einfluß von Oliver Goldsmith. Sicher mit Absicht unterblieben ist eine Darstellung von Goethes Ministertätigkeit, die uns neuerdings durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Goethe und Carl August so lebendig

[1]) Friedrich Gundolf, Goethe. Berlin, Bondi, 1916. 795 S. Geb. 17,50 ℳ.

geworden ist und die im gewissen Sinne ihn doch erst zum Manne gemacht hat. Das dritte Kapitel, 'Entsagung und Vollendung', enthält trotz der wunderbar abgerundeten Besprechung der Wahlverwandtschaften eine Einseitigkeit, die in dem Darstellungsprinzip Gundolfs begründet liegt: Gundolf kennt nicht den Unterschied zwischen Goethes Leben und dem, was in den Werken Gestalt geworden ist. Es lassen sich aber beispielshalber viele Dinge aus Faust II nicht biologisch einordnen; diese symbolischen Verdichtungen und allegorischen Stellen sind von einer unmittelbaren Erkenntnis des Zusammenhangs mit Goethes Leben zu sehr abgerückt; gerade hier wird der Leser oft mit seiner Zustimmung zaudern.

Eine noch konzentriertere Darstellung würde manche unnötige Länge vermieden haben, was seiner Wirkung zugute gekommen wäre. Aber für den, der das ganze Werk auf sich wirken läßt, bin ich vielleicht schon zu weit gegangen. Dies Buch läßt sich nicht kritisch zergliedern, weil eine Teilung durch Analyse ein Nacheinander in der Zeit gibt, was künstlerisch zur Einheit verschmolzen ist.

Der Gundolfische Goethe ist ein Kunstwerk, groß in der Gesamtdarstellung der einzelnen Phasen Goethischen Schaffens; die Sprache herzerquickend in ihrer innern Wahrhaftigkeit und bezaubernd in der Durchsichtigkeit und Hellhörigkeit ihrer Metaphorik. Wie Fremdwörter zu verwenden und wie sie in Neuschöpfungen zu umgehn sind, könnten die Sprachreiniger von Gundolf lernen; aber sie werden es nicht wollen. Vom Weltkrieg ist das 1916 erschienene Buch (auch in der 2. Auflage, 3.—4. Tausend, 1917) unberührt geblieben.

Bonn. Heinz Wirtz.

Folgerungen aus dem Weltkriege[1])

Nach den magern Suppen, die man täglich mit den Zeitungen zu sich nimmt, ist es eine Erquickung, einmal die Darlegungen eines Mannes zu vernehmen, der keinen Satz ausspricht, ohne sich der hohen Verantwortlichkeit vor der Geschichte in Vergangenheit und Zukunft bewußt zu bleiben. Unter den Folgerungen des Weltkrieges gehn uns besonders an einige Aussprüche, die sich mit der Ausbildung der künftigen Führer beschäftigen. 'Wie der Krieg so manches auf seinen wirklichen Wert zurückgeführt hat, so läßt er uns auch den Unterschied zwischen echter Bildung und bloßem angelernten Wissen klar erkennen. Niemand ist unter uns, der sich nicht draußen vor dem Feinde oder daheim im Gespräch mit unsern Mannschaften über ihr gesundes Urteil gefreut hätte. Man konnte sich oft des Eindrucks nicht erwehren, daß ihr einfacher Verstand sich mehr Unbefangenheit und Frische bewahrt hatte, als sie meist in den Kreisen der sogenannten Gebildeten zu finden ist. Für jeden, der den Weg zum Herzen seiner Leute zu finden wußte, war das freilich längst nichts Neues. Das geringere Wissen der Mannschaften mit Volksschulbildung und ohne abgeschlossene Gymnasialbildung ist, sofern sie über Intelligenz und Bildungsdrang verfügen, nicht selten in

[1]) v. Freytag-Loringhoven, Folgerungen aus dem Weltkriege. 14. Aufl. Berlin, Mittler & Sohn, 1917. 106 S.



sich abgerundeter. Sie befinden sich wohl dabei und offenbaren häufig eine erstaunlich tiefe Herzensbildung, die eigentliche Quelle ihrer Tapferkeit und Standhaftigkeit im Leiden. Der akademisch Gebildete hat jedenfalls nicht den geringsten Anlaß, auf diese Leute herabzusehen.' Diese Art demokratischer Gesinnung können wir uns wohl gefallen lassen, nur werden wir hoffentlich in dem ersten Satz von dem 'Unterschiede zwischen echter Bildung und bloß angelerntem Wissen' einen Stachel empfinden, der uns über das Ziel bloß angelernten Wissens hinaustreibt. 'Die höheren Schulen werden zu Vereinfachungen ihres Lehrplans durch Verminderung der Zahl ihrer Fächer schreiten müssen' (S. 94). Einverstanden! Streichen wir Religion, Geschichte und Erdkunde, die Neueren Sprachen aus der Reifeprüfung, lassen im Lauf des Schullebens das Englische dem Französischen nachfolgen, so hat der Primaner Luft, endlich einigermaßen zu sich selber zu kommen und innerhalb des Bereichs der beiden Brennpunkte des Gymnasiums — 'Homer' und 'Galilei', oder wie man will — sich so auszubilden, als es seine Gaben ihm gestatten. Dann wird nicht mehr zu befürchten sein, daß nach einem Worte Scharnhorsts die 'mechanischen Köpfe triumphieren'. Wichtig aber ist ferner, daß der Primanerlehrer aufhöre, bloß der tadelnde und strafende Zuchtmeister zu sein, oder auch, was noch schlimmer, ein den Wahrheitshunger einer rechtschaffnen Jugend mit allerlei Naschwerk abspeisenden Schöngeist, sondern daß er ein wirklicher Führer der Seelen werde auf eine Höhe der Gesinnung, wo es nicht minder rühmlich ist, für eine große und gute Sache mit Einsatz aller Kräfte zu leben, als von einer feindlichen Kugel getroffen, zu sterben.

AIEN APICTEYEIN, eine Ergänzung des Extemporalerlasses

Die in der sog. Extemporaleverfügung getroffne Bestimmung, wonach es nicht wohlgetan sei, ein Viertel der Klasse, das bei dem Vormarsch des Trupps nicht mitkomme, einfach im Graben liegen zu lassen, hat ihren guten Grund, wo es sich um feste Einprägung und Übung eines schlechthin unentbehrlichen, elementaren Wissens und Könnens handelt, also in den untern und mittleren Klassen. Da wo bloße Korrektheit nicht mehr genügt, wo es vielmehr drauf ankommt, die Geister zu scheiden, empfiehlt sich vielleicht noch ein andres Verfahren. Wie wär es, wenn man, nach dem Muster einer Preisaufgabe, weniger nach den mißlungnen als nach den hervorragenden Arbeiten fragte, also z. B. bei Aufsätzen, namentlich Fachaufsätzen und kleinen Denkaufgaben, einen Preisträger herauszufinden suchte und daneben einige, die einer 'ehrenden Erwähnung' würdig erschienen? Das ergäbe dann eine Atmosphäre weniger der Angst als eines edlen Wetteifers. Schüler, die im Lauf der letzten Schuljahre es niemals auch nur zu einer ehrenden Erwähnung brächten, kämen dann vielleicht zu einem heilsamen Bewußtsein ihrer Mittelmäßigkeit, vielleicht auch zu einer herzhafteren Anspannung ihrer Willens- und Verstandskräfte. Reifeprüfungen und Berechtigungen träten dann gebührend zurück hinter der kräftig ans Ehrgefühl greifenden Aufforderung, zum höchsten Dasein immerfort zu streben!

Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert[1])
Eine ebenso konservativ als volkstümlich gehaltene Auseinandersetzung mit den Gegnern des humanistischen Gymnasiums unter besondrer Rücksicht auf die Bedürfnisse der katholischen Theologie. Neues wird man darin nicht erwarten; aber das Alte wird warm und umsichtig verteidigt.

Gen Ithaka[2])

Ein viel gereister, viel umhergeworfner, aus afrikanischer Gefangenschaft glücklich heimgekehrter deutscher Diplomat tritt hier hervor als lyrischer Dichter von feinem Geschmack. Die letzten Erlebnisse haben ihm stärkere Töne entlockt, darunter zwei Gedichte, die wohl auch dauern werden: 'Gefangen' und 'Heimkehr'. Er hat dabei aus seiner Mappe ältere, bisher verborgen gehaltene Gedichte, namentlich 'Fahrtbilder' hervorgeholt, wie sie einem kundigen und sinnigen Betrachter von Ruinen und älteren Kulturstätten sich aufdrängen, einiges noch unfertig, andres wohlgelungen, wie die Belebung der thüringischen Ruine 'Paulinzella'. Vielfach zeigt sich eine erfreuliche Verbindung griechischen und deutschen Fühlens; nur sollte der Spruch Hugos von Trimberg richtig zitiert sein:

Her Walther von der Vogelweide,
swer des vergaeze, taete mir leide.

Das Deutsche Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance, dessen rühriger Herausgeber Friedr. Wilhelm uns in den 'Münchner Texten' die hübsche Ausgabe des Archipoeta beschert hat (hersg. v. Manitius; vgl. Sokr. II 1914, 298), enthält im neusten Heft (III 2; 5 Bog. 6 ℳ) den Text einer Historia apocrypha der Legenda aurea, mit Geschichten der Schandtaten Neros, der Belagerung Jerusalems und Heilung des Titus durch Josephus, und Lebenslauf des Judas Ischarioth, von der Hand Steinmeyers, ferner vermischte Beiträge zu lateinischen Dichtern des christlichen Altertums und des Mittelalters (15 Nummern) von Karl Weymann und die lateinischen Aesop-Handschriften der Vaticana und der Laurentiana von Achelis, dazu eine Reihe interessanter Miszellen. Ein Freidanksprüchlein erscheint heute recht zeitgemäß:

Vffůnd ich eyn eyssenhůt,
der fur die lugen wer gůt,
Vnd eyn schilt fur schelten,
dy wolt ich tewre gelten.

Die Bibliotheca Philologica 1916 (Bd. 43) mit berühmter Akribie, besorgt von Dr. Volkm. Rud. Dietrich, ist soeben vollständig erschienen. (Leipzig, Reisland. 438 S.)

---

[1]) Joseph Stiglmayr, Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert. (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. I. Reihe, Kulturfragen 4. Heft.) Freiburg i. B., Herder, 1917 XII u. 156 S.
[2]) Hans Morath, Gen Ithaka. Gedichte. Aachen, Kremer, 1916. 84 S. Gr.-Okt.

Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1917

In der ersten Sitzung des Jahres 1917 am 22. Januar gab Herr Amelung Beiträge zu Sophokles' Entwicklung.

Eingehende Würdigung, vor allem eine solche der dramaturgischen Eigenart des Sophokles gestatten nur die erhaltenen Dramen, abgesehen vom Satyrspiel sieben von hundertdreiundzwanzig, die Sophokles der Überlieferung nach gedichtet. Diese sieben stammen allerdings alle aus der zweiten Hälfte seiner Lebenszeit, einer Zeit von etwa 45 Jahren. Sie sind in drei Gruppen zu sondern: voran stehen Aias und Antigone, in der Mitte König Oidipus und Elektra, am Ende Philoktetes und Oidipus auf Kolonos. Verschieden datiert werden die Trachinierinnen. Wie hat Sophokles in diesen Dramen das Problem der Rollenverteilung auf die drei Schauspieler gelöst. das Problem, mit nur drei Schauspielern eine lebendig bewegte, in sich geschlossene Handlung zu komponieren? In Aias und Antigone ist das Gemeinsame, daß die Hauptrolle in der Mitte der Handlung verschwindet. Der Schauspieler dieser Rolle wird im weiteren Verlaufe für eine andere Rolle benötigt. Damit ist die Gefahr des Auseinanderfallens der Komposition gegeben, eine Gefahr, die in beiden Fällen nicht dadurch überwunden wird, daß auch nach dem Ausscheiden der Hauptrolle die Hauptfigur alles weitere beherrscht, in der Antigone auch nicht dadurch, daß Kreon, der vom Tritagonisten gespielt wurde, wenige Auftritte ausgenommen, ununterbrochen auf der Bühne bleibt. Eher wird dadurch die Zwiespältigkeit erhöht. Immerhin kündet sich darin ein neues Kompositionsprinzip an, das im König Oidipus und Elektra beherrschend zutage tritt. Der Protagonist bleibt in der Hauptrolle das ganze Drama hindurch auf der Bühne und im Mittelpunkt des Interesses. Die beiden anderen Schauspieler werden verwendet, immer neue Spieler an diese Figur herantreten zu lassen, in ihr immer wechselnde Stimmungen hervorzurufen und somit immer neue charakteristische Eigenschaften der Hauptfigur zur Erscheinung zu bringen. In beiden Dramen tritt die äußere Handlung vollkommen zurück; am auffallendsten in der Elektra, in der diese ganz an den Schluß zusammengedrängt ist, ganz im Gegensatz zu den entsprechenden Dramen des Aischylos und Euripides. Was sonst vorgeht, hat seine Bedeutung nur im Hinblick auf Elektra und deren wechselnde Empfindungen. Einzig, um die Heftigkeit dieses Wechsels noch zu steigern. ist auch das Motiv der Urne mit der Asche des Bruders erfunden. In den beiden spätesten Dramen hält Sophokles fest an dem hier erprobten Kompositionsprinzip, das die Gewähr größter Geschlossenheit gab: Philoktet und Oidipus, in beiden Fällen wider dargestellt durch den Protagonisten, bleiben vom Anfang bis zum Schlusse auf der Bühne und im Mittelpunkte des Interesses; die beiden anderen Schauspieler sind nun aber nicht nur verwendet, immer neue Gegenspieler an die Hauptfigur herantreten zu lassen, sondern es entspinnen sich Konflikte zwischen der Hauptfigur und einigen Nebenfiguren und zwischen einigen unter diesen um die Hauptfigur. So ist mit diesen geringsten Mitteln in der gegebenen Form das größtmögliche Leben erreicht. Die Trachinierinnen wären ihrer Kompositionsart nach der ersten Gruppe zuzurechnen; in letzter Zeit mehren sich denn auch die Stimmen, die für frühe Datierung des Dramas eintreten. Da indes noch gewichtige philologische Gründe gegen eine solche sprechen, wagt der Vortragende keine Entscheidung zu treffen. Es bleibt ja fraglich, ob Sophokles nicht auch in späterer Zeit auf die ältere Kompositionsart hätte zurückgreifen können. Diese findet sich übrigens bei Euripides in der Alkestis (438) und im Hippolytos (428). Die Kompositionsart der zweiten Gruppe ist vorgebildet im Prometheus und in den Sieben gegen Theben; hier aber kein wechselndes Auf und Nieder in den Empfindungen der Hauptfigur. Der Vergleich bringt den Gegensatz und die Eigenart der sophokleischen Gruppe nur klarer zum Bewußtsein. Der gleiche Unterschied tritt zutage, wenn wir mit der letzten Gruppe die Troerinnen des Euripides (415) vergleichen. Hier keine Konflikte

mit Spannungen und Lösungen; die Stimmung bleibt ebenso gleichmäßig wie in den Dramen des Aischylos. Eher zu vergleichen die Medeia des Euripides, aber auch hier nicht jenes bewußte Hinzielen auf die wechselnden Seelenregungen der Hauptfigur.

Dieser Entwicklung parallel eine andere auf religiösem Gebiete. In Aias und Antigone schafft sich der Mensch sein Schicksal selbst durch seinen Charakter und die dadurch bedingte Handlungsweise. Im Aias ist diese Motivierung noch stärker betont als in der Antigone, in der dagegen die Wirkung des vererbten Fluches ganz zurücktritt. Auch in dieser Hinsicht reihen sich die Trachinierinnen an die beiden ältesten Dramen. Weniger bedeutsam, aber doch auch charakteristisch ist es, wie Athena im Aias dargestellt wird; der Mensch — Odysseus — erhebt sich zu höherer ethischer Würde als die rachsüchtige, schadenfrohe, unerbittliche Göttin. In König Oidipus und Elektra steht im Vordergrund das Schicksal von Menschen, die hilflos den Folgen eines wilden Vergehens preisgegeben sind. Die Auffassung der Gottheit, die erbarmungslos über das Glück des einzelnen Menschen hinwegschreitet, ist wesentlich erhabener geworden. Im Philoktetes und dem Oidipus auf Kolonos steht der Mensch mit seiner Willenskraft wider weit mehr im Vordergrunde des Interesses; die Gottheit greift versöhnend und erlösend in das Schicksal der Menschen ein. Man möchte annehmen, daß persönliche Erlebnisse und innere Wandlungen des Dichters diesem Wechsel in der Auffassung des Lebens und des Verhältnisses der Menschen zu Gott und Schicksal zugrunde liegen.

Sicherlich bleibt es zweifelhaft, ob wir aus so geringem Materiale so weitgehende Schlüsse ziehen dürfen; am ehesten aber wohl bei einem Künstler wie Sophokles mit so ruhig beherrschendem Geiste im Gegensatze zu dem titanisch vorwärts stürmenden Aischylos und dem trüben, innerlich zwiespältigen, nie zu innerem Gleichgewicht sich hindurchringenden Euripides.

Die **zweite** Sitzung am 19. Februar wurde mit der Trauerkunde von dem Hinscheiden des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Imelmann eröffnet († 2. Febr. 1917). Dann sprach Herr Kranz über Ilias *P* 700—714.

In der Frage, ob der Waffentausch zwischen Achilleus und Patroklos ein ursprüngliches Motiv unserer Ilias ist oder nicht, sind die Verse *P* 700ff. von entscheidender Bedeutung, und mit Recht bemerkt Wilamowitz, Die Ilias und Homer S. 151, daß, wenn der rezipierte Text der echte ist, seine ganze, den Waffentausch als unursprünglich erweisende Analyse gestört ist. Der Vortragende suchte nun darzulegen, daß die von Wilamowitz bevorzugte Variante der Handschrift A in V. 710 *Ἀτρείωνι* für *Ἕκτορι δίωι* wertlos ist, daß Konjekturen wie *ἤ μιν δίω* oder *ἠδέ F' δίω* statt des überlieferten *οὐδέ μιν οἴω* und die Tilgung des V. 711 nicht richtig sein können, weil der folgende Gedanke dann nicht anschließt, daß also der Waffentausch vom Dichter des *P* vorausgesetzt wird. Nun müssen die von Wilamowitz selbst für seine Analyse befürchteten Folgerungen gezogen werden.

Den Ausführungen des Herrn Kranz folgte ein Vortrag von Fräulein Sachs über Die Komposition von Platons Theaetet.

Die Interpretation des Proömiums von Platons Theaetet ergibt, daß Theaetet in der dort erwähnten Schlacht von Korinth gefallen ist und daß das Einleitungsgespräch ein dem eben gefallenen Freunde gewidmeter Nachruf ist. Da zu Platons Zeiten nur zweimal, 394 und 369, vor Korinth gekämpft wurde, ist die Frage nach der Veröffentlichungszeit des Dialoges entschieden, wenn sich ein Datum aus dem Leben des Theaetet findet, das sicher nach 394 fällt. Im Leben des berühmten Mathematikers gibt es nun eine ganze Reihe Daten, die später als 394 sind. Damit ist bewiesen, daß der Dialog nach 369 von Platon ediert ist, und zwar bald nach 369, wie die Interpretation zeigt. Da Platon aber im Sommer 366 nach Sizilien ging, so erhalten wir für dies Werk Platons als einziges der ganzen Schriftenreihe einen festen Terminus der Veröffentlichung, 367.

Dieses Datum ist zunächst nur der Zeitpunkt der Herausgabe. Es erhebt sich die Frage, ob das Werk so, wie es jetzt vorliegt, vom Dichter konzipiert war, oder ob wir, wie Alessandro Chiapelli (Archiv f. Gesch. d.

Philos. 1904, N. F. X 3 S. 320) behauptet hat, in ihm eine nach der Verfassung des 'Staates' vorgenommene Neubearbeitung eines Jugendwerkes besitzen Eine scharfe Interpretation ergibt, daß alle Stellen, die man aus einem ursprünglichen Dialoge hat herauslösen wollen, eng mit dem Plane des ganzen Werkes zusammenhängen. Die Einführung des Mathematikers Theodoros, seine Charakteristik als Freund des Protagoras und als Lehrer Theaetets zeigen, daß er sowohl mit den nach 369 zu datierenden Partien, die dem Nachruf dienen, wie mit der Debatte mit Protagoras eng zusammenhängt. Seine Schilderung des Theaetet dient dem Nachruf genau so wie das Proömium, sie enthält wörtliche Zitate aus dem 'Staat', ist also nach diesem verfaßt. Die 'Pausen', die Theodoros ins Gespräch bringt, dienen dem mit vollendeter Kunst durchgeführten Plan, die dramatische Aktion (das allmähliche Hereinziehen des widerstrebenden Theodoros in die Debatte) zur Betonung der Gliederung des Gedankenaufbaus zu verwenden. Die Philosophenepisode ist von den sie umgebenden Worten nicht loszulösen; diese wider sind eng verbunden mit der Rede des Protagoras, die nach Chiapelli der zweiten Auflage angehört. An einer Stelle des 'Urtheaetet' (185e) wird der 'Staat' vorausgesetzt. Es läßt sich mit Sicherheit beweisen, daß der Theaetet, so weit wir ihn bis jetzt verfolgt haben (bis zum Ende der ersten Definition), eine vollkommene Einheit ist und daß wir in ihm ein Dokument von Platons reifster und höchster schriftstellerischer Kunst besitzen.

Zum Schluß teilte Herr Schroeder den neugefundnen Anfang aus dem Trinklied des **Bakchylides** mit (fr. 20 Bl., Oxyrh. Pap. 1361 fr. 1, vol. XI 1915): *Ὦ βάρβιτε, μηκέτι πάσσαλον φυλάσσων | ἑπτάτονον λιγυρὰν κάππαυε γᾶρυν· | δεῦρ' ἐς ἐμὰς χέρας· ὁρμαίνω τι πέμπειν | χρύσεον Μουσᾶν Ἀλεξάνδρῳ πτερόν* (vgl. jetzt auch unsre Jahresber. 1917, 81 ff), um in Anknüpfung daran seine Verwunderung auszusprechen, daß in der Horazischen Anrede an seinen Barbitos (c. I 32) das schlechter beglaubigte, in jedem Sinne törichte, wie schon Bentley sah, nur durch gedankenlose Erinnerung an ganz anders geartete Zusammenhänge hineingekommne *poscimur* statt *poscimus* (= *δεῦρ' ἐς ἐμὰς χέρας*, nur daß Horaz von Anfang bis zu Ende bescheidner redet), all unsre Ausgaben beherrscht, mit rühmlicher Ausnahme Kießlings.

Die dritte Sitzung am 19. März war der Satirendichtung des Horaz gewidmet. Herr Ed. Fraenkel versuchte, ausgehend von einer Würdigung der Horazischen Satiren in Fr. Schlegels Athenaeum-Fragmenten (Nr. 146 bei Minor) im einzelnen den Aufbau der Satiren, im ganzen die künstlerische Entwicklung von den frühen zu den reifen Satiren aufzuklären. I 2, die älteste Satire, zeigt in der Art, wie Horaz zum Thema (über die Schäden der *μοιχεία*) kommt, bewußte Anlehnung an die Art des Lucilius: Anknüpfung an ein aktuelles Ereignis; im Aufbau verwandt Juvenal 4. Aber bei Horaz und Juv. ist diese Anknüpfung sekundär, um lucilisch zu dichten, die Dichtung des Lucilius aus dem Erlebnis geboren. I 3 verwendet etwas anders wider das gleiche Motiv wie I 2. I 4 lehrt, was dem Horaz zunächst an Lucilius wichtig ist: die persönliche Invektive. Das wahre Wesen des Lucilius hat Horaz erst später erfaßt, klar formuliert ist diese Einsicht in II 1, der spätesten Satire. — I 6 Zwischenstufe, freie Selbstdarstellung, aber V. 12—44 eingelegt, weil damals dem Horaz das *ὀνομαστὶ κωμῳδεῖν* noch als unerläßlich für den lucilischen Stil erschien. (V. 30 wird Barrus mit Lejay gegen Kießling als der Zeitgenosse des Lucilius aufgefaßt, zur Art der Verwendung vgl. II 7, 97). In I 5 Horaz bereits auf der Höhe seines Stils, an einem Vergleich mit den Resten des Lucilius (iter Siculum) wird das verschiedene künstlerische Wollen beider Dichter verdeutlicht; des Lucilius Art ist nicht mit Horaz als Primitivität aufzufassen, sondern als grundverschiedene Kunstgesinnung. I 7—9 konkurrieren mit Werken der von Horaz bekämpften Neoteriker, deren Themata (nugae) Horaz in seinen nun voll ausgebildeten Satirenstil umsetzt (I 7 nicht mit Lucilius II. Buch zu vergleichen, sondern mit Catull 53, I 3 mit Catull 10). II 2 wird analysiert, die sehr feine Disposition erklärt durch genauere Bestimmung der Rolle, die Horaz dem Ofellus zuweist. II 3: eine ganz künstliche Stoffverteilung dient dazu, den Eindruck eines Sichgehenlassens in der Gedankenführung zu erwecken. Würdigung des 2. Buchs im ganzen: zum

Teil die alten Themata, aber neue viel anspruchsvollere Form. Im Anschluß an Boll und über ihn hinaus wird die Symmetrie in der Anordnung des Buchs nachgewiesen. Horazens Verhältnis zum Stoff bei den Satiren ganz anders als bei den Episteln. Das Interesse für die Popularphilosophie in den Satiren sekundär, Horaz braucht unpolitische Stoffe für die von der Gattung geforderte Invektive. — Zum Schluß wird der Stilwandel an einigen Proben gezeigt: die Rede wird ruhiger, weniger bunt, katalogartige Aufzählungen werden später vermieden, epische Lichter nur selten aufgesetzt. Im ganzen erreicht Horaz, was ihm im Anfang ferngelegen hatte, vollkommene Urbanität des Ausdrucks.

In der vierten Sitzung vom 23. April wurde zunächst das Andenken dreier verstorbener Mitglieder geehrt. Am 3. März verloren wir einen der beiden einzigen noch lebenden Mitbegründer des Vereins, den Professor an der Wiener Universität Hofrat Dr. Eugen Bormann, am 11. April den Geh. Studienrat Dr. Rudolf Lange, Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin, und am 12. April Herrn Prof. Dr. Theodor Schiche, der bis zu seinem kürzlich erfolgten Übertritt in den Ruhestand der selben Anstalt angehört hatte, unseren langjährigen Berichterstatter über Ciceros Briefe, Mitglied des Vereins beinahe 40 Jahre hindurch.

Sodann besprach Herr Pieper den Waffenstillstandsvertrag vom Jahre 423 v. Chr. bei Thukydides IV, 117 ff. Im Anschluß an die neuste Behandlung durch Wilamowitz wurde dargelegt, daß uns hier vorliegen: 1. Das Konzept für das *προβούλευμα* des Rats an die Volksversammlung; 2. Der Volksbeschluß, den die Volksversammlung faßte, nachdem sie den Antrag des Rates verworfen hatte.

Es wurde sodann die Frage erörtert, ob der Vertrag in den Zusammenhang des Geschichtswerkes hineingehört, oder, wie Kirchhoff, Wilamowitz u. a. meinen, nachträglich eingelegt ist, so daß er den Fluß der Erzählung direkt stört. Der Vortragende suchte die beiden Hauptargumente, die Wilamowitz für seine Ansicht anführt, zu widerlegen.

1. Nach einer weitverbreiteten, auch von Wilamowitz vertretenen Anschauung ist es ein Stilgesetz der griechischen Historiker: Urkunden werden nicht im Wortlaut mitgeteilt, sondern in den Stil des Autors umgesetzt. Dieses angebliche Gesetz existiert in Wirklichkeit nicht, denn wir finden bei Xenophon, Aristoteles, Polybius, Dionysius v. Halikarnaß, Sallust, Josephus u. a. Urkunden im Wortlaut mitgeteilt. Vollends ist es verfehlt, für Thucydides, den Begründer der Geschichtschreibung, ein solches Gesetz aufzustellen.

2. Wilamowitz sucht nachzuweisen, daß Thukydides die Urkunde bei Abfassung des V. Buches, wie wir es haben, nicht gekannt haben könne. Aus der Urkunde ergeben sich als Gründe für den Waffenstillstand: auf spartanischer Seite Besorgnis wegen der Besetzung wichtiger Stützpunkte auf dem Peloponnes durch die Athener, auf athenischer Seite: Verlangen nach Frieden. Bei Thukydides ist für Spartaner das treibende Moment das Verlangen, die Gefangenen von Sphakteria widerzubekommen, für die Athener die Angst um die thrakischen Besitzungen. Zwischen der Urkunde und dem Text bestehen also unvereinbare Differenzen. Diese Ansicht ist nach Meinung des Vortragenden nicht zutreffend. Einerseits wird die Friedenssehnsucht der Athener auch von Thucydides hervorgehoben, andrerseits ist es durchaus begreiflich, daß beide Parteien die wahren Gründe, die sie zum Abschluß des Waffenstillstandes treiben, nach Möglichkeit zu verbergen suchen. Unter modernen Verhältnissen würden kriegführende Parteien ähnlich verfahren.

Der Vortragende suchte dann auseinanderzusetzen, daß gerade die unverkürzte Mitteilung des Vertrages in seinem genauen Wortlaut das beste Mittel sei, die zerfahrenen Zustände im damaligen Athen vor Augen zu führen, und daß eine solche Form der Darstellung, die, ohne ein Wort der Kritik hinzuzufügen, doch die schärfste Kritik übt, gerade den thukydideischen Grundsätzen durchaus entspreche. Das selbe gelte für sämtliche im V und VIII. Buche mitgeteilten Verträge.

An den Vortrag schloß sich eine sehr lebhafte Debatte, in der von verschiedenen Seiten Bedenken gegen die Auffassung des Vortragenden her-

vorgehoben wurden. So verteidigten die Herrn Cauer und Busse sowie Fräulein Sachs den von Wilamowitz vertretenen Standpunkt. Die Diskussion mußte nach mehreren Erwiderungen des Vortragenden abgebrochen werden, da noch ein zweiter Vortrag auf der Tagesordnung stand: 'Historisch-geographische Quellenstudien zu Caesars bellum Gallicum', gehalten von Herrn Philipp.

Dieser führte in seinem Vortrage aus, daß Caesar ersichtlich vorhandene geographische Bücher benutzt, um die erwünschte Landesbeschreibung von Gebieten, die er ja selbst noch nicht kennen gelernt hat, geben zu können, was übrigens schon die Berufung auf Eratosthenes et quosdam (b. g. VI, 24, 2) vermuten ließ. Da diese Handbücher vor Caesars Zeit liegen, so enthalten sie Angaben, die nicht mehr der Zeit Caesars entsprechen, d. h. veraltete Angaben, die sich entweder aus der Veränderung der wirklichen Verhältnisse oder aus der Falschheit der geographischen Vorstellung erklären. Caesar kann dies nicht immer beurteilen, arbeitet auch zu flüchtig, um alles nachzuprüfen. So enthält z. B. b. g. I, 2 die Helvetiergrenzen. Die angeführten Namen Rhein, Rhone, Jura usw. weisen auf das Schweizer Gebiet Dann fügt Caesar aber noch Zahlangaben hinzu, die zu diesen Grenzen nicht stimmen. Rechnet man diese Entfernung durch Multiplikation mit 8½ in Stadien um, so bekommen wir die echt griechischen Maßzahlen 2000 und 1600 Stadien, d. h. Caesar benutzt eine griechische Vorlage, die die Helvetier von Bern bis Main seßhaft kannte. Denn das besagen die angegebenen Entfernungen. Diese Wohnsitze bis Main hat aber Caesar auch b. g. VI, 25, eine Stelle, die Klotz (Caesarstudien) als interpoliert ausscheidet. Das ist nach Philipp unberechtigt, denn man kann nicht VI, 25 der Maingrenzen wegen ausscheiden, I, 2, 5 aber mit den Maingrenzen als echt erklären. Die Widersprüche in den Geographicis, die sehr zahlreich sind, erklären sich nach Philipp aus Benutzung veralteter und verschiedener Quellen durch Caesar selbst, der daneben seine eigenen Erfahrungen verwertet. Als diese Quellen nimmt Philipp Poseidonios und Artemidoros in Anspruch. Gegen Klotz spricht er sich ferner mit Entschiedenheit für jahrweise Edition der Bücher aus. Das schwerwiegendste Moment der Klotzschen Ausführungen, die sprachlichen Beobachtungen, müssen nach Philipp gegenüber der Wucht seiner Beobachtungen, daß Caesar eben selbt infolge seiner Artemidoros-Poseidoniosbenutzung falsche Angaben mit richtigen verbindet, was bei der jahrweisen Buchedition auch nicht so hervortritt, die Beweiskraft einbüßen. Es ist denkbar, daß Caesar die Auszüge aus den geographischen Handbüchern von anderen hat machen lassen, so daß dies die Wahl der Vokabeln und kleine Stiländerungen erklären könnte. Jedenfalls hängen die von Klotz beibehaltenen und von ihm interpolierten Stücke weit enger zusammen, als dies Klotz ahnt. Timagenes endlich, der geschworene Römerfeind, erscheint als Interpolator Caesars undenkbar. Endlich weist die Art der geographischen Irrtümer den Kenner der historischen Geographie des Altertums auf die Zeit Artemidoros und Poseidonios'.

Zu Beginn der fünften Sitzung am 14. Mai wurde zweier schmerzlicher Verluste gedacht, die der Verein durch den Krieg erlitten hat. In jungen Jahren wurden dem Verein, der Schule und der Wissenschaft entrissen Dr. Willi Schink und Oberlehrer Otto Goerbing, die beide den Tod fürs Vaterland gestorben sind.

Der Vortrag des Abends galt dem neuen Fragment aus den Aitien des Kallimachos, das Herr Malten durchinterpretierte und in den Zusammenhang der übrigen Werke des Kallimachos einordnete. Der Vortrag wird an anderer Stelle ausführlicher erscheinen.

In der sechsten Sitzung am 18. Juni sprach Herr Draheim über die Abfassungszeit von Platons Theaetet.

Er verwies im Anschluß an den Vortrag von Fräulein E. Sachs in der Februarsitzung auf drei Abhandlungen von D. Verdam über die Zeitfolge Platonischer Schriften in Mnemosyne XLIV (S. 255–294 und S. 373–395) und XLV (S. 189–204). Verdam kommt zu dem Ergebnis, daß der Phaidros erst nach der Sophistenrede des Isokrates, diese aber nach dem Theätet ge-

schrieben sei und in das Jahr 385 falle. Dem steht als Stütze der von Fräulein Sachs vorgetragenen Ansicht die Entdeckung Rohdes gegenüber, daß die Erwähnung eines im 25. Geschlecht von Herakles stammenden Königs nur auf Agesipolis II. paßt, der 370 König war. Wenn der Theaetet in das Jahr 369 zu setzen ist, so kommt es bei der Verschiedenheit der Ansichten der Platonforscher darauf an, die scheinbar noch vorhandenen Widersprüche zu prüfen und aufzuklären.

Hierauf folgte ein Vortrag von Fräulein Sachs, Zur Entstehung von Platons Theaetet.

Die feste Datierung des Dialoges Theaetet ermöglicht uns einen Einblick in die Entstehungsgeschichte dieses Werkes. Zunächst sehen wir, wie schnell Platon komponiert. Sommer 369 war Theaetet gefallen; das gab den Anlaß dazu, ihn als Gesprächsperson einzuführen. Frühling 366 reiste Platon nach Sizilien. Vor dieser Zeit erschien der Dialog.

Die feste Datierung ermöglicht aber auch, die schwierigen Fragen, die dieser Dialog stellt, und die man zuletzt durch die Annahme der Neubearbeitung eines Jugenddialoges hat beantworten wollen, einer Lösung näher zu bringen. Die Hauptschwierigkeiten für die Erklärung des Dialoges waren diese: Die Erwähnung der Schlacht von Korinth (die man auf 394 datierte), der dramatische Aufbau, die Form der Gesprächführung, das Hervortreten des Sokrates, die Nichterwähnung der Ideenlehre, das negative Resultat waren allein in einem Werke aus Platons Frühzeit erklärbar. Dazu stimmten weder die Sprachbeobachtungen, die dem Theätet seinen Platz hinter dem 'Staate' anwiesen, noch die Erwähnung der Lehre von den παραδείγματα βίων (176e), die ohne den 'Staat' nicht zu verstehen ist.

Die Datierung gestattet uns, das Erlebnis zu fassen, das zur Formung des Kunstwerkes führte: es war die tiefe Erschütterung, die Platon durch den Tod des Freundes erfuhr. Die Charakteristik des Theaetet im Proömium und im Gespräch zwischen Sokrates und Theodoros zeigt die leidenschaftliche Liebe (ἐπιθυμία sagt Theodoros), die Platon mit seinem Schüler verband. Wie Sokrates und Dion, die Menschen, die Platon am meisten geliebt hat, so charakterisiert er auch ihn, indem er ihn — mit wörtlichen Anspielungen auf den Staat — als den idealen Philosophen darstellt, den individuellen Menschen als den vollendeten Typus bezeichnend durch den Besitz der vier Kardinaltugenden. Dieses Gefühl des Eros, der Wunsch, sich von der Wucht des Erlebens zu befreien, indem er das Ewigkeitsbild des Freundes zeichnet, führt ihn noch einmal, zum letzten Male, in die Stimmung, aus der heraus nach Sokrates Tode seine Jugendwerke erwachsen sind. So lebt ihm der sokratische Dialog neu auf; daher der Glanz der Charakteristik, die lebendige dramatische Form, die Schönheit der Sprache, das Bild des Lehrers Sokrates, der aber doch schon vielfach die Züge des Gründers der Akademie trägt.

Ein Erlebnis des Künstlers und Menschen war es, das die schon lange im Flusse gewesenen Gedanken des Philosophen zum Kristallisieren brachte; auch das Erlebnis des Denkers, das dieser Dialog ist, meinen wir fassen zu können, da das Werk einen festen Platz in Platons Leben gewonnen hat: die uns bekannten äußeren Umstände erklären das negative Resultat.

Der Dialog bildet nur in seiner ersten Hälfte ein einheitliches Ganze. Vom Beginn der zweiten Definition an zeigen der Stil, die Art der Gesprächsführung einen wesentlich anderen Charakter. Gerade diese Partien, die dem Jugenddialoge angehören sollen, haben die größte Ähnlichkeit mit dem trockenen, undramatischen Stile der Alterswerke Sophistes, Politikos, Philebos. Hier finden sich viele Abschweifungen und schließlich der negative Ausgang.

Diese Dissonanz erklärt sich daraus, daß Platon den ursprünglichen Plan seines Werkes geändert und den geänderten Dialog schnell zu Ende geführt hat. Die Interpretation von 181a/b und 183d—184b ergibt, daß Platon die Absicht hatte, nach der Auseinandersetzung mit Heraklit die mit Parmenides folgen zu lassen, dies aber aus Gründen, die wir vielleicht erkennen können, aufgab. Die Untersuchung hat in der Richtung verlaufen sollen, die später der Sophistes einschlug. Dann wäre das Resultat nicht negativ geblieben; Platon hatte am Schlusse seine Ideenlehre als die Ver-

söhnung der großen Gegensätze, des Eleatismus und des Heraklitismus, dargestellt. Warum brach er ab? Eines sagt er selbst: er sah, daß die Auseinandersetzung mit Parmenides länger und schwieriger werden würde, als es eine 'Nebenuntersuchung' (184) im Theaetet vertrug, mit dessen Veröffentlichung er schon um des Nachrufes willen nicht zu lange zögern durfte. Die äußeren Ereignisse, die ihn nach Sizilien riefen, müssen den Ausschlag gegeben haben. So schrieb er den Theaetet rasch fertig, hatte aber die Gedanken schon im Kopfe, die später im 'Sophistes' ausgeführt wurden.

So erklärt die geringe Kenntnis von äußeren und inneren Ereignissen aus Platons Leben, die uns die Datierung verschafft, die befremdende Form und den negativen Inhalt. Der Theaetet ist wie der Phaidros ein Werk aus einer Übergangszeit. Vom Phaidros hat Wilamowitz in einer Platonvorlesung gesagt 'er ist ein Werk aus der Zeit, in der Platon die Formen seines eigenen künstlerischen Schaffens Probleme werden'. Der Theaetet, der der gleichen Epoche angehört, ist ein Werk, in dem für Platon die Inhalte seines philosophischen Schaffens, der Ursprung seiner Philosophie Probleme werden. Anders als Aristoteles leitet er seine Philosophie von Heraklit und Parmenides ab und gedachte über seine Ideenlehre Rechenschaft zu geben. Dies ist das Gedankenerlebnis des Philosophen, das die Datierung uns erkennen lehrte, wie sie uns das künstlerische Erlebnis begreifen ließ.

Die siebente Sitzung am 27. August mußte mit der Trauerkunde von dem Ableben dreier Mitglieder eröffnet werden. Am Morgen des 1. Juli fiel auf einem Patrouillengang der Oberlehrer an der Königlichen Augustaschule zu Berlin Josef Kaibel, am 24. Juli fiel im Kampfe der Oberlehrer am Lessing-gymnasium zu Berlin Dr. Alfred Wolff und am 31. Juli starb nach längerem Leiden in Ems Prof. Dr. Wilhelm Möller, der über 41 Jahre Mitglied des Vereins gewesen war.

Der erste Vortrag des Abends hatte zum Gegenstande Horaz und Vergil. Herr Morgenstern besprach das Verhältnis der beiden Dichter zueinander und suchte neue Gründe dafür beizubringen, daß auch Hor. carm. IV 12 der Dichter Vergil gemeint sei. Der Vortrag wird veröffentlicht werden.

Sodann nahm Herr Kranz das Wort zu Ausführungen über Xenophons Anabasis IV 5, 11—21. Er versuchte den Text der Ausgabe von Gemoll an einigen Punkten zu verbessern (§ 14 ⟨αὐτοῖς⟩ πεποιημέναι und § 15 ⟨τοὺς⟩ ὀπισθοφύλακας mit Krüger, § 18 οἱ μὲν ὀπισθοφύλακες mit den deteriores, [ἐξαναστάντες]) und den Aufbau der Erzählung darzulegen, wobei sich folgendes ergab: die uns als selbstverständlich scheinende Pflicht eines Berichterstatters, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres Verlaufes zu erwähnen, wird vom naiven Erzähler oft vernachlässigt; vielmehr drängt sich häufig das Wichtige vor, auch wenn es zeitlich nachgeordnet ist. Eine solche archaische Erzählungsweise ist auch hier zu erkennen; so kommt es, daß von der Nacht, die die Griechen ohne Feuer im Schnee zubringen müssen, zweimal erzählt wird (§ 11 und § 21).

Die achte Sitzung am 17. September brachte zwei Vorträge der Herren Busse und Schroeder über ΝΟΜΟΣ Ο ΠΑΝΤΩΝ ΒΑΣΙΛΕΥΣ. Um den Sinn festzustellen, den Platon (Gorg. 484 B) mit νόμος verbindet, ging der erste Vortragende von dem Gegensatz φύσις-νόμος aus, einer Grundfrage der griechischen Aufklärung, welche alle Kulturgüter als Ergebnisse des νόμος, d. h. der Übereinkunft, der Satzung angesehen und deshalb die Normen des Rechts, der Sitte, der Religion als unverbindlich betrachtet habe. Demgegenüber galt die φύσις, die Naturordnung, als der Inbegriff des Wandellosen und Notwendigen. Diese Auffassung begegnet uns zuerst bei Archelaos, dem Lehrer des Sokrates, und findet sich dann in der ganzen Sophistik, besonders auch in dem neu entdeckten Fragment Antiphons, das Diels veröffentlicht hat. Sie hat die größte Bedeutung erlangt auf dem Gebiete des Rechts durch die Unterscheidung des Naturrechts und des positiven Rechts, klar formuliert von Aristoteles, dann fortgebildet von den Stoikern, wider aufgenommen von der Scholastik, später von Hugo Grotius, endlich in die Praxis umgesetzt im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und in der französischen Revolution, bis die historische Rechtsschule in Deutschland der Naturrechtslehre ein Ende machte. In der

griechischen Aufklärung hat die naturrechtliche Theorie eine doppelte Wirkung gehabt, eine gute und eine schlechte. Nach der schlechten Seite hin begründete sie den vollen Immoralismus, der in dem Recht des Starken die wahre Gerechtigkeit, in der Befriedigung aller Begierden die rechte Lebensführung sah. Diesen Standpunkt vertritt Kallikles und führt zu seiner Rechtfertigung die Pindarstelle an. Seine Ausführungen beweisen, daß er unter dem Pindarischen νόμος den νόμος τῆς φύσεως, das Naturrecht, versteht. In dem selben Sinne wendet Platon das Zitat Leg. III 690 und IV 714 an, ebenso der Anonymus Jamblichi und der Stoiker Chrysippus. Hingegen legt Platon im 'Protagoras' dem Sophisten Hippias die bekannten Worte in den Mund, in denen der νόμος βασιλεύς als Menschensatzung verstanden wird. Dies ist offenbar eine Imitation des Sophisten, der in seinem Werke Συναγωγή die Relativität aller Sitten dargelegt hat. Wenn uns nun auch bei Herodot (III 38) diese Auffassung des Pindarzitates in Verbindung mit einer ähnlichen Erörterung begegnet, so dürfen wir wohl hierin eine Abhängigkeit von Hippias sehen. Zum Schluß wies der Vortragende noch auf einen andern, im Begriff des νόμος liegenden Gegensatz hin, auf das 'ungeschriebene' und 'geschriebene' Gesetz. Das bekannte Xenophonkapitel (Mem. IV 4) läßt vermuten, daß auch darüber Hippias gehandelt hat, obgleich aus den dürftigen und unklaren Ausführungen sich nicht viel gewinnen läßt.

Sodann nahm Herr Schroeder das Wort und erklärte sich durchaus einverstanden mit dem Satze, daß es ein verkehrter Weg sei, den ursprünglichen Sinn eines Textes aus späteren Zitaten gewinnen zu wollen, zumal bei einem 'geflügelten Worte'. Danach komme aber fast die ganze Auseinandersetzung des Vorredners für das Pindarfragment (169) nicht in Betracht.

Er selber begann mit einer Bedeutungsgeschichte des Worts νομός, νόμος: 'Weideplatz' (*B* 477 u. ö.), 'Weidegang' (*Υ* 248, hymn. Ap. Del. 20), 'rituell festgelegte Liedformen' (Terpander), jetzt νόμος betont, wie 'Lebensweise' (*α* 3 Zenod.), 'Opferbrauch', 'Arbeitsbrauch', 'Lebensordnung' (Hesiod), 'grundlegende Staatsverfassung' (in Athen Sol. 36, 14, in Sparta Herod. VII 104), 'Spielordnung', 'dorische Staatsordnung', 'Weltenregiment' (Pind. I. II 38, P. I 62, N. I. Schluß), 'höhere Weltordnung' (fr. 169); dieser Νόμος beseelt, wie bei Pindar Πότμος, Χρόνος u. a.: 'König Aller, der Sterblichen und der Unsterblichen, lenkt' (eben als König) 'rechtfertigend das Gewalttätigste mit übermächtiger Hand'. Daß die Gewalttat nicht auf den nachher geschilderten Rinderraub des Herakles gehen sollte, sondern auf einen früheren Raub des Geryones, verbietet sich aus mehr als einem Grunde.

Es liegt nahe, das nach früheren Bedenken (fr. 81) dem Dichter neu aufgegangne Licht auf orphische Eingebungen zurückzuführen (Procl. Plat. Alc. III 70 [Orph. fr. 126 Ab.], Hermias Plat. Phaed. 148 [fr. 110 Ab.], Plat. Legg. IV 715/16). Damit gehört Pindars Nomos weder der Naturwissenschaft an noch der Rechtsphilosophie noch der Sophistik, sondern der griechischen Religion (Eur. Hec. 799, vom Dichter verdorben durch den Zusatz 800).

Der Vortrag wird an andrer Stelle im Druck erscheinen.

Die neunte Sitzung eröffnete der stellvertretende Vorsitzende mit einem Nachrufe auf das verstorbene Mitglied Professor Dr. Karl Lessing († 16. Sept. 1917).

Den Vortrag des Abends hielt Herr Corshen. Er behandelte Paulus 1. Kor. 15, 12ff. und Plato Gorg. S. 471Eff. in ihrer Bedeutung für den Streit um den Titel Märtyrer.

Er sprach mit Beziehung auf den Artikel von C. Holl in Hermes 1917 S. 301ff. über ψευδοπροφήτης, ψευδόμαντις, ψευδόμαρτυς und interpretierte sodann Platos Gorgias S. 471E—472B und Paulus 1. Kor. 15, 12—15, wobei er zu dem Ergebnis gelangte, daß Holls Ansicht, μάρτυρες τοῦ θεοῦ sei in der alten Kirche ein Ehrentitel für diejenigen gewesen, die den auferstandenen Christus gesehen hätten, sprachlich und sachlich unmöglich sei.

In der zehnten Sitzung am 26. November beschäftigte sich Herr Fraenkel mit dem Prologe des Terenzischen Eunuchus. V. 5 ist das überlieferte *existumavit* zu halten (V. 4 und 5 bereits von Dziatzko praef. XXVI richtig erklärt). Im folgenden hängt das Verständnis daran, daß

nach V. 6 eine schwere Interpunktion gesetzt, *qui bene vortendo usw.* zum folgenden gezogen wird. V. 9 ist das überlieferte *nunc nuper dedit* in Ordnung. 10—13: was Terenz dem Luscius hinsichtlich des Menandrischen Thesaurus vorwirft, ist nicht 'eine Versetzung von Reden des Originals' (Leo), sondern gerade die stumpfsinnige Beibehaltung der Menandrischen Reihenfolge; dem entspricht die sonstige Polemik gegen Luscius. 7—13 gehören eng zusammen. — Es wird zu zeigen versucht, daß in V. 33 einzig das überlieferte *eas fabulas* das richtige Verhältnis zwischen Anklage und Verteidigung ergibt und daß Ritschls Argumentation, deren Ergebnis die Konjektur *ab aliis* ist, nicht Stich hält. Scharfe Interpretation von V. 35f. erweist den Vers 38 *parasitum edacem, gloriosum militem* als notwendig 35 hat nicht der Bembinus mit *huic uti,* sondern die Calliopius-Rezension und Joviales mit *uti aliis* das Richtige bewahrt. Die Polemik des Terenz von V. 35 ab ist perfid, aber sehr geschickt.

Nach Beendigung der Diskussion, die sich dem Vortrag anschloß, trug Herr Draheim zwei Gedichte Tibulls (I 3 und 10) in eigener Übersetzung vor.

Den Festvortrag zur 48. Stiftungsfeier des Vereins am 15. Dezember hält Herr Magnus über Catullus und sein Buch der Lieder.

Berlin-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

ANZEIGEN

1) Fritz Burger, Handbuch der Kunstwissenschaft. Berlin-Neubabelsberg, Athenaion. Einzellieferung 2 ℳ, Subskriptionspreis 1,50 ℳ.

Der Herausgeber selbst ist gefallen. Es ist hier nicht der Ort, um diesen Toten zu klagen. Von kompetenter Seite ist ihm ein wohlverdienter Grabgesang gewidmet worden. Aber uns muß es als ein Zeichen von großer Kraft, die in Deutschland möglich wurde, erscheinen, daß das gewaltige Unternehmen, an dessen Spitze sich Burger gestellt hatte, im Krieg nicht eingestellt wurde. Haben wir fast in jeder Woche Gelegenheit, die Klagen der französischen Zeitungen über den Niedergang des Buchgewerbes infolge des Mangels an neuen Werken zu lesen, so fehlen derartige Erörterungen in unsern Zeitungen völlig. Dieser Rückgang des gallischen Kulturträgers vor uns, der sich schon vor dem großen Ringen stark bemerkbar machte, hat sich im Kriege so verschoben, daß man drüben überhaupt kaum von einer Neuerscheinung sprechen kann. — Um so staunenswerter ist es, daß der Verlag es technisch und finanziell ermöglicht, dies Handbuch in fortlaufenden Lieferungen auf den Büchermarkt zu bringen. Wenn einmal die Geschichte dieses Krieges geschrieben wird, wird auch diese Seite von Deutschlands Unternehmungsgeist erwähnt werden müssen. Wer etwas die Schwierigkeiten und Kosten eines solchen Buches beurteilen gelernt hat, wird überall für die Fertigstellung dieses Handbuches werben und schon aus diesem Grunde das gewaltige Werk empfehlen. Durch seinen großen Inhalt empfiehlt es sich selbst, und es dürfte aus meinen bisherigen Besprechungen hervorgegangen sein, daß gerade große Institute und Schulen es sich angelegen sein lassen sollen, es zu erwerben. Sie unterstützen damit ein großes geistiges Gut und zugleich den Verlag, der sicherlich nicht mit leichter Mühe und Aufopferung die Fertigstellung des Handbuches verbürgt.

Diese Einleitung verzeihe man mir, aber sie erscheint mir angebracht im Hinblick auf die Größe des Gegenstandes. Auch sei noch hinzugefügt, daß das Handbuch in Herrn Professor Brinkmann-Karlsruhe einen neuen Herausgeber gefunden hat.

2) Fritz Burger, Deutsche Malerei. Lief. 25 u. 31.

Der Verfasser beginnt mit der Besprechung des Tucheraltars aus der Frauenkirche in Nürnberg und weist in der Schilderung der Nördlinger Schule auf die fränkischen Miniaturen in den Bibelhandschriften hin. Gerade auf diesem noch wenig urbar gemachten Gebiet zeigt die

Burgersche Arbeitsweise und Ausdruckform sowie die feine Einfühlung in die Werke viele originelle Ansichten, die auch den Laien überall interessieren und fesseln werden. Die Malerei im Allemanischen und Schwäbischen folgen, dann die Kunsterzeugnisse der Gegend um den Bodensee, die Unterschiede zwischen Straßburg, Freiburg und Ulm. Geistreich und subtil, aber verständnisvoll und innig versenkt der Verfasser sich dann in die Glasmalerei dieser Zeit. In der Überleitung zur fränkischen Malweise wendet er sich nach Nürnberg wider und schildert an treffenden Beispielen deren gutbürgerliche Gediegenheit und ernst verschlossene Bescheidenheit. Mein Lob auf Burgers Darstellungsgabe muß ich auch hier widerholen: Man kommt durch ihn zur Kontemplation des Künstlerischen — und das ist ja letzten Endes der Zweck aller Kunstbelehrung und aller Kunst.

3) Graf Vitzthum, Die Malerei und Plastik des Mittelalters. Heft 3 Lief. 29.

Dieses Heft befaßt sich mit dem Ursprung der Longobardenkunst, die nach den neusten Forschungen weniger mit dem Germanentum als vielmehr mit orientalischem Einfluß durchsetzt ist. Der Meister Wilhelm und der Dom zu Modena stehen im Mittelpunkt dieser Besprechungen. Die überall gediegene und anregende Arbeit des Verfassers übermittelt die Spanne vom christlichen Zeitalter zur Gotik.

4) Hans Willich, Die Baukunst der Renaissance in Italien. Lief. 26

Das zweite Heft dieses Teils der Kunstgeschichte behandelt Donatello und die Florentiner, besonders Michelozzo und dessen Palazzo Medici Durch viele Beispiele und klare Gegenüberstellung des Wesentlichen werden diese Florentiner Bauherren und ihre Kunst am Altertum und Mittelalter gemessen und abgegrenzt und ihr Anteil an der Renaissance hervorgehoben. Die strenge Sachlichkeit ist nicht das letzte Lob, das man dieser geschickten Darstellung überall zollen muß.

5) O Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst. Lief. 30.

Diese Lieferung beschäftigt sich mit den verschiedensten Mosaiken, vor allem den aus Italien und Griechenland. Ihre Verwandschaft mit altchristlichen Motiven und byzantinischen Mustern wird dargetan, die Symbolik der Bilder erläutert, die Abhängigkeit der Bilderfolge von der Buchillustration nachgewiesen. Ikonographie und Komposition der Palästinischen Mosaiken werden zum Vergleich herangezogen. Wie in den vorausgegangenen zehn Heften folgen wir dem Verfasser gerne und sind uneingeschränkten Lobes über Inhalt und Darstellung. Über diesen Teil des Handbuches hat man den besten Überblick wegen der größten Vollständigkeit des bisher Erschienenen. Einer ganz sachlichen und nur einigermaßen vollständigen Besprechung der Einzelleistungen dieses Handbuches stehen dem Kritiker naturgemäß große Schwierigkeiten entgegen. da er sich immer von Lieferung zu Lieferung einstellen muß und nur selten zu einem ganzen Erlebnis kommt. Umso erfreulicher ist es, sagen zu können, daß auch schon bei der Betrachtung von Einzelfragen der Kunstgeschichte, von ganz kleinen Gebieten, ja Einzelwerken immer ein

großer Eindruck bleibt, der selbstverständlich erst recht in die Erscheinung treten muß, wenn das Opus ganz vor uns liegt.

6) L. Curtius, Die antike Kunst. Lief. 27, 28, 32.

Mit diesen drei neuen Heften bekommt man einen besseren Überblick über des Verfassers Schaffen, die Einstellung ist schneller vollzogen, weil der Verfasser sie einem erleichtert. Eine ähnliche Darstellung der ägyptischen Kunst in den verschiedenen Dynastien, wie sie Curtius gibt, wird man vergeblich suchen. Was die Darstellung auszeichnet, ist die Art, uns — wenn ich so sagen darf — Modernen in unserer Sprache und mit unserm Erleben eine Einfühlungsmöglichkeit in die fernliegenden Kunstprobleme zu verschaffen. Das geschieht so geschickt, daß diese Zeit uns ganz nahe rückt und man so recht den Eindruck hat, daß die Welt im großen und ganzen doch so klein ist, weil der Geist das Denken, Fühlen nnd Schaffen unserer Brüder aus den vorchristlichen Jahrtausenden verstehen kann. Diese Möglichkeit schafft uns Curtius nicht zuletzt durch die glänzende Auswahl der Beispiele. Auch da, wo große Lücken in den Kunstreihen klaffen, findet der Verfasser, ohne allzu gewagte Hypothesen zu entwickeln, Zusammenhänge, Assoziationen und Gefühlsserien. Gerade das Konstante in dem sich über viele Jahrhunderte hinziehenden Prozeß und die Neuformung konstanter Aufgaben weiß er uns überall aufzuzeigen. Dabei fließen ihm — und das danken wir ihm sehr — allenthalben feine Belehrungen über richtiges Sehen, über wichtige Erscheinungen im Verlauf des künstlerischen Schaffens in die Feder. Die prägnante Schilderung feiert manche Blüte, so gleich in der ersten Lieferung bei der Besprechung des Schreibers im Louvre. Allerdings wird sich jeder lieber noch den ägyptischen Relieffresken (in der Lief. 28 und 32) zuwenden, dieser größten Objektivierung menschlicher Kultur. Der nacherlebenden Phantasie bleibt so vieles vorbehalten: Zusammenhänge mit dem Genrebild, mit dem Tierstück, mit dem Stilleben, die Ähnlichkeit mit der typischen und episodenreichen epischen Erzählung des Homer. Die bildnerischen Illustrationen zu diesen Ausführungen sind glänzend und, was widerum zum Lobe des Verlags gesagt werden muß, deutlich und schön. Curtius nennt die Renaissance der 18. und 19. Dynastie die erste Blüte der Weltkultur, sie ist höfischer als die naive Kultur der vorhergehenden Zeiten, dafür aber tiefer. Gerade in diesen Darstellungen offenbart sich der stark ästhetische Charakter der Ausführungen des Verfassers: unser künstlerisches Nacherleben ist ihm offenkundig die Hauptsache.

Noch eine allgemeine Bemerkung sei mir gestattet. Es soll nicht den Anschein erwecken, als bevorzuge ich in diesen Besprechungen das eine oder andere. Die verschiedenen Stoffgebiete erlauben keine gleichmäßige Besprechung; selbstverständlich macht manches auf mich Eindruck, während anderes nur gedanklich interessiert. Aber ich möchte zum Schluß noch einmal betonen, daß das Handbuch durchweg groß und geradezu glänzend ist. Davon mag sich jeder überzeugen, der ein Spezialgebiet der Kunstgeschichte zum Gegenstand seiner Studien machen will.

Bonn. Heinz Wirtz.

1) Christlieb-Fauth-Peters, Handbuch der evangelischen Religionslehre. III. Heft: Die Kirchengeschichte. 6. Auflage. Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H., 1915. 128 S. 8. Geb. 1,60 ℳ.

Das Buch zeichnet sich durch übersichtliche Gruppierung des Stoffes, Beschränkung auf das Notwendigste und einfache, verständliche Darstellung aus. So ist die Bedeutung der griechischen Philosophie (S. 5 ff. u. 14) für das Christentum, die deutsche Aufklärung in ihren Nachteilen und Vorzügen (S. 100 ff.), wie auch die Stellung unserer großen Dichter und des Philosophen Kant zum Christentum kurz und klar herausgestellt. Recht treffend werden auch die Grundzüge der lutherischen Frömmigkeit charakterisiert, wenn es heißt: 'Die Religion wird so zur Geistes- und Gesinnungsreligion, zum persönlichen Erleben des gnädigen Gottes, woraus die Freiheit von menschlichen Autoritäten, Satzungen und Überlieferungen fließt. . . . Der gläubige Christ hat eine neue Stellung zur Welt und ihren Aufgaben gewonnen (S. 79). Anhang I bringt die wichtigsten Zahlen der Kirchengeschichte, Anhang II die sog. ökumenischen Glaubensbekenntnisse. — Die mannigfachen Änderungen berechtigen dazu, die neue Auflage eine verbesserte zu nennen.

2) Schäfer und Krebs, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Schulen. Neu bearbeitet von P. Meinhold, Th. Moldaenke, H. Sandrock. Zweiter Teil: Quarta bis Untersekunda. Fünfzehnte Auflage. Der Neubearbeitung erste Auflage. Mit einem Bilderanhang und 3 Karten. Frankfurt a. M. und Berlin, M. Diesterweg. 1915. VIII u. 226 S 8. Geb. 2,60 ℳ.

Im allgemeinen Teile folgt auf eine kurze Bibelkunde die Katechismuskunde, in der besonders der Abschnitt über die Sakramente eine dem protestantischen Empfinden entsprechende Behandlung erfährt und evangelisches und katholisches Christentum in das rechte Licht gesetzt werden. Sehr beherzigenswert ist auch die Beantwortung der Frage, wie man zum rechten Leben kommt, und in tiefernsten Worten wird der Jugend Wahrheit und Wahrhaftigkeit für den Verkehr der Menschen als 'allein des freien Mannes würdig' zur Pflicht gemacht. Mit Recht wird in der Länderkunde der biblischen Welt auch der Gegenwart gedacht und auf die große Bedeutung der sog. Tell-Amarnatafeln hingewiesen. Der letzte Abschnitt des allgemeinen Teiles, der für alle Mittelstufen in Betracht kommt, handelt von der Kirche, und zwar vom Kirchengebäude, dem Gottesdienst, dessen Unterschied von der Frömmigkeit sehr schön gezeichnet wird (S. 41), vom Kirchenjahr und der Kirchenverfassung. Der besondere Teil beginnt mit den für Quarta berechneten anschaulichen Lebensbildern aus dem Alten Testament. Bei Moses hätte vielleicht schon hier noch deutlicher seine Bedeutung als Einiger der israelitischen Hirtenstämme hervorgehoben werden können. Es folgt für Untertertia die Volksgeschichte, dann für Untersekunda die Religionsgeschichte Israels. Diese Stoffverteilung ist durchaus gerechtfertigt. Die Religionsgeschichte zeichnet sich durch kurze und treffende Urteile, z. B. über die Josephsgeschichten, das Verhältnis von Sage und Geschichte (S. 70), das Wesen der prophetischen Offenbarung im allgemeinen (S. 87) und über das Charakteristische der einzelnen Propheten aus. Die Lektüre des Marcus-

Evangeliums ist der Quarta zugewiesen. In der Erzählung von der Auferstehung Jesu ist die Wendung, daß Gott in den Frauen die Gewißheit wirkt, daß Jesus lebt, durchaus am Platze (S. 119), ebenso bei der Darstellung der Gleichnisse Jesu das Auseinanderhalten von Gleichnis und Allegorie (S. 120). Der Untersekunda ist das Leben Jesu besonders nach dem Matthäus-Evangelium, der Obertertia die Apostelgeschichte zugedacht. Mit Recht nimmt die Kirchengeschichte schon auf dieser Stufe einen breiten Raum ein. Dadurch wird für die Oberstufe für Weltanschauungsfragen, allgemeine Religionsgeschichte usw. Zeit gewonnen. Mit großem Geschick und lebendigster Anschaulichkeit werden die wichtigsten Erscheinungen und hervorragendsten Persönlichkeiten dargeboten. Allen guten Deutschen werden am Schlusse der Missionsbetrachtung die Worte aus der Seele gesprochen sein: 'Es ist gar nicht auszudenken, welchen unsagbaren Schaden auch die Mission durch den gegenwärtigen Krieg erleidet, wo mit geradezu sträflicher Leichtfertigkeit und Verblendung Völker aller Rassen und Religionen gegen die Deutschen gehetzt werden. Dadurch wird das Ansehen des weißen Mannes aufs schwerste erschüttert, seine Überlegenheit in Frage gestellt und damit die Grundlage und Voraussetzung unserer ganzen Kultur und Religion im Auslande (S. 223). — Das mit großer Wärme, scharfem Urteil und feinem Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend in schöner Sprache abgefaßte Buch schließt mit der festen Zuversicht auf die ewige Kraft des Christentums.

Görlitz. A. Bienwald.

Strehl u. Soltau, Grundriß der alten Geschichte und Quellenkunde. 2. Aufl. 2. Bd.: Römische Geschichte. Breslau, Marcus, 1914. 599 S. 7,20 ℳ.

Wir haben hier die zweite Auflage eines speziell für Studierende und Gymnasiallehrer bestimmten Handbuches, von dessen erster Auflage der Verfasser Strehl im Vorwort versichert, daß sie seitens der Fachmänner durchweg wohlwollend aufgenommen sei. Ich bedaure, mich diesem Urteil nicht anschließen zu können. Lernen kann man eigentlich aus dem Werke nur eines: daß es unmöglich ist, auf 600 Oktavseiten eine römische Geschichte zu schreiben, namentlich, wenn man von der Königszeit herab bis auf den Arabersturm und an die Schwelle der Kreuzzüge gehen will.

Wenn ein junger Student oder sonst ein in die Materie nicht völlig Eingearbeiteter sich von dem Strehlschen Buch in die römische Geschichte einführen lassen will — und dies ist doch gerade der Zweck des Buches —, so bekommt er nicht nur von den historischen Vorgängen, sondern auch von der modernen Literatur über sie ein ganz schiefes Bild. Natürlich kann und soll ein kleines Handbuch nicht jede Einzelheit und jeden Eigennamen geben, es muß exzerpieren, aber gut exzerpieren ist eben nicht so leicht. Man mag zweifeln, ob es überhaupt möglich ist, die Parteikämpfe zwischen Caesars Abgang nach Gallien und der Konferenz von Luca auf einer Seite darzustellen: so, wie sie hier auf S. 316 dargestellt sind, wird kein Mensch daraus klug, worum es sich handelt, wie die Manöver zustande kommen und wie z. B. die Stellung des Pompeius ist. Die Begründung der römischen Herrschaft

über das östliche Mittelmeer auf 13 Seiten hat gar keinen Zweck: entweder hat der Leser sie schon einmal irgendwo anders studiert — dann wird ihm wohl mehr im Gedächtnis haften als Strehl überhaupt gibt —, oder er geht als Neuling an die Sache heran, dann gewinnt er aus diesen knappen Angaben sicher kein Bild. Die Darstellung der Kaiserzeit seit dem Ende des 2. Jahrhunderts wird nicht nur immer kürzer, sondern auch immer flüchtiger. Wir finden kaum noch mehr als nackte Daten über die äußere und innere Geschichte, ohne über das Warum und Wieso Aufklärung zu erhalten. Niemand kann sich eine Vorstellung z. B. von der Diokletianischen Verfassung nach den paar herausgegriffenen Tatsachen machen, die Strehl S. 533 ff. gibt. Warum wird z. B. von den Hofbeamten der praepositus sacri cubiculi S. 535 erwähnt und der magister officiorum oder der quaestor sacri palatii totgeschwiegen? Ganz abgesehen davon, daß es keinem Studenten etwas nützt, einen nackten Titel aus der großen Masse der kaiserlichen Beamten heraus seinem Gedächtnis einzuprägen. Und je mehr wir in die Spätzeit gehen, umso schlimmer wird es. Von der großen antigermanischen Reaktion im Ostreiche zu Beginn des 5. Jahrhunderts werden die schweren Kämpfe in Kleinasien und in Konstantinopel sowie alle Ereignisse am Hofe verschwiegen. Nur eine Rede des Synesios aus Kyrene wird erwähnt. Was dabei herauskommt, wenn man die Geschichte von 457 bis 1025 auf $6^1/_2$ Seiten darstellt, kann sich jeder denken. Der Student, der für Geschichte Interesse hat, bringt über Theoderich, Chlodwig und die Langobarden mehr von der Schulbank mit als in diesem Kapitel eines historischen Werkes ihm gesagt wird. Es ist nicht alles gleichmäßig unbrauchbar. Das Kapitel Judentum und Christentum S. 425 ff. ist eine knappe und geschickte Darstellung des Themas. Und in den Quellenübersichten am Anfang jedes Hauptabschnittes wird auch der Fachmann, dem augenblicklich ein Eigenname entfallen ist, gern nachschlagen. Ich gebe zu, daß ich nach einer langen soldatischen Unterbrechung der fachwissenschaftlichen Arbeit manche dieser Quellen- und Literaturübersichten als willkommene Widerholung begrüßt habe.

Die Behandlung der Frühzeit bis auf Pyrrhos herab könnte bei ihrer verhältnismäßigen Ausführlichkeit (ein Viertel des ganzen Buches) eine brauchbare Darstellung abgeben, wenn nicht die Fehler im einzelnen, sobald auch nur etwas auf die Details eingegangen wird, sich allzusehr häuften. Nachgerade weiß doch jeder, daß in den römischen Kriegen bei den Annalisten unweigerlich hinter jeder römischen Niederlage ein römischer Sieg erscheint, der aber gänzlich wirkungslos bleibt. Das einfache Mittel, durch Herauswerfen derartiger Erzählungen den Gang der Dinge zu klären, kennt Strehl offenbar noch nicht. Seine Darstellung der Samnitenkriege enthält alle papierenen Siege der Annalistik. Bei der Verfassungsgeschichte des frühen Rom sind die Dinge noch zu wenig geklärt und die Meinungen noch zu verschieden, als daß man einem Autor das Verfechten dieser oder jener Hypothese zum Vorwurf machen könnte. Ich will auf Strehls Darstellung des Ständekampfes infolgedessen nicht eingehen, aber betonen muß man doch, daß die Darstellung der Plebejer, wie sie S. 83 f. gegeben wird, seit Ed. Meyer und Rosenberg

unmöglich ist. Man mag bei dem hypothetischen Charakter der ältesten Geschichte noch so tolerant sein — die Ableitung des Wortes moneta aus dem Karthagischen S. 5 [1] ist denn doch ein starkes Stück. In dem Kapitel Die Chronologie spukt S. 14 immer noch die Sonnenfinsternis vom 11. Februar 217, und mit ihrer Hilfe wird dann die ganze Polybianische Chronologie des Hannibalzuges über den Haufen geworfen. Es ist doch nun allmählich oft genug gesagt worden, daß diese Sonnenfinsternis in Italien kaum merklich war, und daß die Livianischen Prodigien am Jahresanfang purer Schwindel sind.

Die Auswahl der Literatur ist, wie gesagt, im ganzen nicht schlecht. Immerhin ist selbst mir, der ich augenblicklich aus diesen Fragen gerade sehr heraus war, mehr als eine empfindliche Lücke aufgefallen. S. 76 ist bei der Behandlung des Mastarnabildes die einzige darüber existierende Monographie (Gardthausen) nicht erwähnt, bei den Scriptores historiae Augustae werden die Arbeiten Hohls nicht zitiert und so geht es öfter. Bedenklicher aber als dies Fehlen mancher Namen ist etwas anderes. Die Zusammenarbeit mit Soltau hat — sei es aus Überzeugung, sei es aus Höflichkeit — dazu geführt, daß sämtliche Arbeiten Soltaus dem an der Hand dieses Buches arbeitenden Studenten entgegentreten, und jeder weiß, wie groß die Zahl von Soltaus Werken ist, zumal er ja selbst ein Verzeichnis davon herausgegeben hat. Ich habe mir die Mühe gemacht, auf den ersten 200 Seiten die Erwähnungen Soltaus und Mommsens zu zählen. Soltau begegnet 154 mal, Mommsen 109 mal. Dem entspricht, daß auf S. 78 Mommsen als Vorläufer Soltaus erschein Nun ist es natürlich Strehl unbenommen, Soltau besonders hoch einzuschätzen; für ein Buch aber, das Neulinge in die römische Geschichte einführen soll, ist es doch unverantwortlich, ein derartig subjektives Bild von der Bedeutung einzelner Forscher zu geben.

Steglitz. U. Kahrstedt.

W. Kroll, Der potentiale Konjunktiv im Lateinischen. Glotta, Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache VII, 1916, S. 117—152.

Kroll sucht in dieser Abhandlung seine schon N. Jb. 1910 S. 318 bis 326 ausgesprochene Ansicht über den lateinischen Konjunktiv zu begründen, daß nämlich der lateinische Konjunktiv seit alter Zeit die Bedeutung des Willens habe, von der man die des Wunsches nicht trennen dürfe, daß sich daraus die Bezeichnung der Zukunft und daraus erst unter gewissen Bedingungen vor unsern Augen die potentiale Bedeutung entwickle, so daß man kein Recht habe von einem alten Potentialismus zu reden. Er sieht also in der Willensbedeutung, obwohl er S. 127 etwas verächtlich von den Erörterungen über 'Grundbedeutungen' spricht, doch eben die Grundbedeutung des lateinischen Konjunktivs. Begründet wird diese Annahme erstens damit, daß die Willensbedeutung des Konjunktivs allgemein anerkannt ist (S. 120 f.), und zweitens mit der Behauptung, daß Ausdrücke für Wille und Befehl schon auf früher Sprachstufe nötig seien, Möglichkeit und Annahme dagegen eine größere Rolle nach der völligen Ausbildung der Literatursprache spielten (S. 126). Beide Gründe beweisen nicht eben viel. Die gewöhnliche, klar zutage

liegende Bedeutung einer Form braucht darum noch längst nicht ihre Grundbedeutung zu sein. Jeder weiß, was ein Feldmarschall ist. Die ursprüngliche Bedeutung von Marschall aber kennen nur wenige. Gewiß ist ein Ausdruck für Wille und Befehl schon dem naivsten Menschen Bedürfnis. Aber dafür hatte er ja den Imperativ. Und wenn es auch keineswegs ausgeschlossen ist, daß, wie Kroll S. 121 meint, die Sprache für eine Funktion zwei Ausdrucksweisen habe, so ist es doch eher wahrscheinlich, daß der Konjunktiv ursprünglich etwas anderes bedeutet hat als der Imperativ. Möglichkeit und Annahme freilich klingen so abstrakt, wie man sie dem kindlichen Menschen nicht zutrauen möchte. Aber die Bezeichnung des Potentialis als Modus der Möglichkeit, der nur mit *kann* oder *vielleicht* zu übersetzen wäre, wie Kroll es tut, halte ich auch durchaus nicht für zutreffend. Der Potentialis ist der Modus der Ungewißheit, der unsicheren Behauptung, des zaudernden Entschlusses. Und in diesem Sinn, sollte ich meinen, wäre er als Ausdruck der Rede des einfachen Menschen mit seiner noch mangelhaften Naturerkenntnis, seinem Unverständnis für die Gründe der Erscheinungen fast noch natürlicher als für uns Kulturmenschen. Kroll verlangt S. 119, daß man bei Behandlung syntaktischer Probleme die morphologischen Tatsachen nicht unberücksichtigt lasse. Er gewinnt daraus nur das Ergebnis, daß im Lateinischen Konjunktiv und Optativ völlig durcheinander geflossen seien. Selbst die Wunschbedeutung des lateinischen Konjunktivs ist er weniger geneigt aus dieser Formverschmelzung herzuleiten als aus der engen Bedeutungsverwandtschaft zwischen Wille und Wunsch (S. 152). S. 120 Note 1 steht der Satz: 'daß das Idg. einstmals den Konjunktiv für den Ausdruck des Willens, den Optativ für den des Wunsches geschaffen habe, erscheint mir keineswegs ausgemacht'. In welcher Richtung die formalen Elemente, die zur Bildung dieser Modi dienen, die Bedeutung des Verbums beeinflussen, was Kroll S. 127 verlangt, hat er selbst für seine voluntative Grundbedeutung nicht angegeben. Elmer bemängelt S. 175 ganz mit Recht den Ausdruck Potentialis, der nicht nur das *kann* und *mag*, sondern auch das *könnte*, *möchte*, *würde*, *sollte*, *müßte* bezeichnen solle. Ich behalte nur gern alte Termini bei, auch wenn ihr Inhalt sich mit der Zeit ändert. So spricht man ja unbekümmert von Genetiv und Akkusativ und weiß ganz gut, daß diese Bezeichnungen eigentlich falsch sind. Treffender wäre allerdings für den Potentialis, wie ich ihn verstehe, die Bezeichnung Cunctativus oder Haesitativus. Jedenfalls wird Kroll, wie ich hoffe, einsehen, daß bei mir nicht, wie er mir und andern S. 126 vorwirft, die Terminologie die Wissenschaft ertöte und daß ich von dem 'Fächerwerk der hergebrachten Terminologie' mich frei fühle, ist doch meine Benennung einer andern Art des Konjunktivs als Fictivus überhaupt kein hergebrachter Terminus. Der Vergleich mit dem Griechischen aber ist gerade auf dem Gebiete der Modi von größerer Wichtigkeit, als Kroll zugibt. 'Die Sprachvergleichung hat uns gelehrt, daß Latein und Griechisch nicht so eng zusammengehören wie es unseren Großvätern schien' (S. 136). Gewiß! Aber können wir darum nun mit Erfolg das Keltische zur Erklärung der Modi heranziehen? Nicht aus hergebrachter Gewohnheit, nicht weil es gerade eine Schulsprache ist, wird

hier das Griechische immer verglichen. Und wenn es Armenisch oder Albanisch wäre, müßte doch die Sprache erlernt und verglichen werden, die allein unter allen indogermanischen Sprachen die beiden Modi dauernd, bis über die klassische Zeit hinaus, in streng geschiedener Bedeutung gesondert erhalten hat. Freilich, Kroll ist der Vergleich mit dem Griechischen unbequem. Das Griechische zeigt schon im Homer, also mindestens ein halbes Jahrtausend vor Plautus, ausgiebige Verwendung eines unbestreitbaren Potentialis, zeigt, wie auch in naiver Sprache diese Ausdrucksform gebräuchlich war. Wenn Kroll nun auch nicht so weit geht wie Elmer, der Cornell studies VI S. 175 ff. von dem supposed potential use of the subjunctive handelt, so glaubt er doch beweisen zu können, daß es im Altlatein noch kaum einen eigentlichen Potentialis gibt. Aber während er Fälle wie Ter. Andr. 640 *aliquis dicat* auf S. 123 dem Futurum zurechnen möchte, gibt er doch S. 138 zu, daß sich nichts dagegen einwenden lasse, wenn man diesen Konjunktiv im Hauptsatze des condicionalen Gefüges den Namen Potentialis geben wolle, und daß dazu auch Fälle gehören, die ein hypothetisches Satzgefüge zwar nicht enthalten, aber doch voraussetzen. Und solcher, also mit seiner Zustimmung potential genannter Konjunktive führt er dort sechs aus Plautus an. Und Bennett Syntax of early Latin S. 273 zählt 172 Beispiele aus dem Altlatein. Andere Plautusstellen werden durch die Zukunftsbedeutung des voluntativen Konjunktivs erklärt. Amph. 728 *ubi ego audiverim* heißt S. 125 'wo soll ich gehört haben' (scil. nach deiner Meinung). Most. 1017 *mecum ut ille hic gesserit . . . negoti quidquam?* 'er soll (nach deiner Behauptung) mit mir ein Geschäft gemacht haben'. Toen. 152 *cur ego apud te mentiar?* 'Was zwingt (veranlaßt) mich, dich zu belügen?' Most. 454 *cur non tangerem?* 'Was verbot mir anzurühren?' Kroll sagt S. 120: 'Wenn man z. B. Ter. Ad. 121 *dis gratia, est unde haec fiant* übersetzt "Gott sei Dank habe ich die Mittel, womit ich diese Ausgaben bestreiten kann" und damit einen Potentialis zu haben glaubt, so ist das eine veraltete Methode.' Aber ebenso sage ich: Wenn man einen Konjunktiv mit 'sollen' übersetzt und damit seine Willensbedeutung nachgewiesen zu haben glaubt, so ist das ebenfalls verfehlt. Wenn das deutsche *sollen* so viel heißt wie *man sagt, behauptet das*, ist es doch kein Befehlsausdruck mehr. Dazu kommt, daß man gewöhnlich im Konjunktiv spricht: Warum sollte ich dich belügen? Wo sollte ich gehört haben? Und der Konjunktiv bedeutet doch im Deutschen auch etwas. Welch ein Unterschied ist es, ob ich sage *Man sollte glauben* und *Man soll glauben.* Alle Umschreibungen aber geben den Sinn der fremdsprachlichen Form nicht so deutlich wider wie der gleiche Modus es tut, wo er eben anwendbar ist. Jene ersten Sätze können daher gar nicht sinngerechter übersetzt werden als: Wo hätte ich gehört? Der hätte mit mir ein Geschäft gemacht? Ebenso bei den von Kroll S. 124 als Zeugen des voluntativen Sinnes aufgeführten Amph. 812 *vir ego tuus sim?* 'ich wäre dein Mann?' Andr. 915 *Nic vir sit bonus?* 'Das wäre ein guter Mann?' Wo bleibt da die Willensbedeutung! Auch kann man jenen Satz aus den Adelphi sehr wohl rein parataktisch übersetzen, wie Kroll fordert, daß man Nebensätze nur aus ursprünglichen Hauptsätzen erkläre,

und doch dabei die potentiale Bedeutung erkennen lassen. *Womit ließen sich diese Dinge wohl bestreiten? Wie könnte man sie bestreiten? Gott sei Dank, ich habe die Mittel dazu!* Das Deutsche hat auch einen imperativischen Konjunktiv. *Es sei so! Er gehe! Gehen wir!* Erkennbar allerdings nur, wo er sich vom Ind. unterscheidet. Wenn nun in jenen Sätzen imperativischer Konjunktiv stände, so müßte ich übersetzen können *Ich sei dein Mann? Der sei ein guter Mann? Woher sei mir die Kunde geworden? (ubi ego audiverim?). Wie habe er mit mir ein Geschäft gemacht?* Und das geht doch nicht. Höchstens könnte man die ersten Sätzchen in rein obliquem Sinne verstehen, so daß man ergänzte *meinst du?* Dann ist es im Deutschen aber nicht mehr der imperativische Konjunktiv, sondern der der fremden Meinung. Also die Übersetzung mit unserm imperativischen Konjunktiv ist unmöglich. Darum, sage ich, kann es auch im Lateinischen kein imperativischer Konjunktiv sein. Unser imperativischer Konjunktiv erscheint auch in Nebensätzen. *Ich habe ihm meine Tochter gegeben, damit sie mit ihm ihr Leben teile* (unabh. *sie teile mit ihm ihr Leben!*). *Du mußt jedes Wort mit einem Wort vergelten, das sie ärgere* (unabh. *es ärgere sie!*). Kurz in allen Finalsätzen können wir diesen Konjunktiv setzen, und eben deshalb ist es kein Zweifel, daß auch der lateinische Konjunktiv in Finalsätzen, auch den mit Relativen eingeleiteten, der imperativische ist. Und wenn wir in solchen Sätzen, namentlich nach Relativen, die Umschreibung mit *sollen* gebrauchen — *quod mordeat = das sie ärgern soll, qui nuntiaret = der melden sollte* — so fühlt man daraus das Imperativische in ganz andrer Weise als in einem *Man sollte glauben.*

Aber sehen wir, wie Kroll an verschiedenen Stellen den potentialen Sinn zu bestreiten sucht. Trin. 994 *ceterum qui sis qui non sis, floccum non interduim* 'ich mag keinen Deut dafür geben zu wissen, wer du bist und wer du nicht bist'. Capt. 237 *quod tibi suadeam, suadeam meo patri* 'was ich dir rate, möchte ich meinem Vater raten'. Hier wird die deutsche Übersetzung mit *mögen* als Zeuge für die Willensbedeutung, die hier höchstens als Wunschbedeutung gefaßt werden kann, hingestellt. Aber mit unserm *'mögen'* ist das ein eigen Ding. Es heißt eigentlich soviel wie *können*, wie man es noch in Wendungen gebraucht wie *Es mag wahr sein, er möchte es falsch verstanden haben.* Da liegt also immer die Möglichkeit vor, daß der lateinische Modus denselben Bedeutungswandel durchgemacht haben könnte, wie das deutsche Verbum. Solche Analogien sind nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Dazu kommt, daß eine Übersetzung wie *das könnte ich meinem Vater raten* auch ganz sinngemäß erscheint. Truc. 163 *dum vivit hominem noveris, ubi mortuost quiescat*, sagt Kroll, 'ist der zweite Konjunktiv voluntativ und nach ihm ist auch der erste zu beurteilen'. Dies abgekürzte Verfahren ist doch wenig überzeugend. Er mußte doch den voluntativen Sinn auch in *noveris* zum Ausdruck bringen. Das mochte allerdings schwer halten. Denn *noveris* heißt nichts anderes als *kennt man ihn*, gehörte also zu weiter unten besprochenen Stellen. Wie Bennet Bacch. 149 hierher stellen kann, was Kroll unverständlich ist, begreife ich sehr gut. Der alte Lydus ist entsetzt über die Frechheit seines

ehemaligen Zöglings und ruft aus *O barathrum, ubi nunc es? ut ego te usurpem lubens!* 'O Abgrund, wo bist du? wie würd ich mich so gern in dich hinabstürzen!' (sc. wenn du hier wärest). Es ist also der Potentialis im Hauptsatz eines hypothetischen Satzgefüges, den Kroll selbst ja S. 138 anerkennt. In anderen Fällen fühlt Kroll futurische Bedeutung heraus. So Truc. 907 *nunquam hoc uno die efficiatur opus, quin opus semper siet* 'dieses *opus* wird immer bleiben'. Aber sollte wirklich ein *efficiatur* so rein das selbe bedeuten wie *efficietur*? Ich meine, man müßte dem deutschen Futurum etwas hinzusetzen, um den Unterschied fühlbar zu machen. 'Schwerlich wird ja das Nötige an einem Tage sich tun lassen, ohne das immer was nötig wäre.' 'Gewiß wird die Arbeit den ganzen Tag währen.' Aber solche Zusätze sind eben das Bezeichnende für den potentialen Sinn, den das deutsche Futurum oft auch schon ohne solche Zusätze hat. *Er wird krank sein, du wirst es gehört haben.* Ebenso Amph. 1060 *nec me miserior feminast neque ulla videatur magis.* Das heißt: 'Es gibt kein unglücklicheres Weib als mich und keiner gewiß sieht man es mehr an als mir. So präsentisch gefaßt gibt es guten Sinn, was Kroll leugnet. Man kann auch potential-futurisch übersetzen: 'Wohl keins wird (andern) unglücklicher erscheinen.' Wie aber will Kroll das Imperativische in dem Futurischen durchfühlen lassen? Eine Grundbedeutung nämlich verstehe ich nicht so wie das Fundament eines Hauses, auf dem sich ein Stockwerk aus Backsteinen und ein anderes aus Holzfachwerk erhebt, die unter sich nichts gemein haben als die Berührungsflächen; sondern ich fasse sie als Wurzel eines Baumes. Und ist die Wurzel eichen, so ist auch der Stamm, die Äste und die Blätter eichen. Auch in der letzten Verzweigung müßte man einen so ausgesprochenen Sinn wie die Willensbedeutung noch spüren können. Zu sagen: Der Konjunktiv des Willens hat auch futurischen Sinn, und dann ihn einfach gleichwertig einem Futurum zu behandeln und so die Entwicklungsstufen wie Bauschichten trennen, das halte ich für ein theoretisches Verfahren, dem die Fühlung mit dem natürlichen Wachstum der Sprache fehlt. Ein deutlicher Potentialis liegt auch in der Wendung *fors fuat* Plaut. Pseud. 432, was auch Kroll nicht leugnen kann (S. 130). Aber da bei dem jüngern, durch die Sprache der Gebildeten beeinflußten Terenz Hec. 610 *fors fuat pol* nach seiner Meinung wünschende Bedeutung hat, so meint er: 'sollte nicht auch in dieser der Ursprung der Wendung liegen können?' Auf keinen Fall! Die feste Bedeutung der Wendung *forsit an* 'vielleicht' erklärt sich nur aus der seit früher Zeit üblichen Verbindung *fors sit* oder *fuat* in dem Sinne 'der Zufall könnte sein'. Übrigens verstehe ich die wünschende Bedeutung an der Terenzstelle nicht. So etwas wie 'Gott gebe es!' heißen die Worte schwerlich und paßt auch nicht in den Zusammenhang. Laches billigt den Entschluß seiner Frau, aufs Land zu ziehen, um der jungen Schwiegertochter das Feld zu überlassen. *Istuc est sapere, qui ubi quomque opus sit animum possis flectere.* 'Das heißt verständig sein, wo es einmal nötig ist, seine Meinung zu ändern.' Worauf Sostrata: *Fors fuat pol.* Sie will doch die Auffassung ihres Mannes bestätigen. Aber der Entschluß ist ihr schwer geworden. So antwortet sie: 'Ja,

vielleicht', wie sie seine weiteren Worte *Abi rus ergo hinc, ibi ego te et tu me feres* beantwortet mit *Spero ecastor* 'Ja, hoffentlich!' So bestätigt auch diese Terenzstelle den bei Plautus belegten potentialen Sinn das *fuat* in dieser Wendung.

'Was übrig bleibt', sagt Kroll S. 128, ‚sind (abgesehen von den zahlreichen Attraktionen) Fälle von besondrer Art.' Aber bei Attraktionen handelt es sich immer um eine Form, die attrahiert wird, und eine, die attrahiert. Und wenn Kroll hier zugibt, daß in zahlreichen Fällen der Potentialis durch Angleichung entstanden ist, so hat er damit eben so viele Fälle zugegeben, in denen der eine Potentialis ohne Angleichung steht. Es ist schade, daß er die gemeinten Beispiele nicht anführt. Der eine Fall 'von besondrer Art' ist die zweite Person in allgemeiner Bedeutung, die vom Altlatein an immer sehr gebräuchlich gewesen ist. Und wenn diese Form im Imperfekt bei Plautus nur einmal vorkommt, wie Kroll hervorhebt, so nennt doch Bennett S. 207 sechs andre Stellen aus dem Altlatein (Cato, Accius, Lucilius, Afranius, Terenz *videres, scires, crederes, putares, diceres*). Kroll muß die Übersetzung mit 'können' als zutreffend zugeben, 'aber den Ausgangspunkt kann mindestens in einem Teil der Fälle auch hier die Willensbedeutung bilden'. Deutlicher kann man eigentlich nicht zugestehen, daß außer der Willensbedeutung doch noch ein andrer Ausgangspunkt gewesen ist. Aber sehen wir, wo Kroll voluntativen Sinn feststellen zu können glaubt. Heaut. 192 *quam minus crederes* glaubt er ihn durch die Übersetzung 'wen sollte man weniger dafür halten?' bewiesen zu haben. Was davon zu halten ist, haben wir oben S. 548 gesehen. Für *redderes* Trin. 133 und *colas* Cic. off. 3, 82 ist, soviel ich weiß, imperativische Bedeutung nie bestritten. Aber mit Terenz und gar Cicero ist doch nichts für den Ausgangspunkt zu beweisen, und es folgen nun auch Plautusstellen, in denen die Herleitung aus der Willensbedeutung unverkennbar sein soll. Truc. 569 *quod des, devorat,* erklärt Kroll entschieden, 'hat nie geheißen: was du ihm geben kannst, verschlingt er, sondern: gib ihm etwas, und er verschlingt es'. Er stellt die potentiale Bedeutung dadurch in ein schiefes Licht, daß er ihr immer den ausgeprägten Sinn des Könnens beilegt. Aber einem *dare potes* ist ein *des* nie gleichwertig gewesen. Oft wird gerade die Umschreibung mit *posse* erst als Steigerung des potentialen Konjunktivs gebraucht. *Ego tibi irascerer, mi frater? tibi ego possem irasci?* (ad Qu. fr. 1, 3). Neben dem gewöhnlichen *quis ferat?* steht Cat. 2, 10 *hoc vero quis ferre possit?* So entspricht dem lateinischen Potentialis viel eher ein *könnte, möchte,* überhaupt eher das Verbum *mögen* (s. oben S. 548) als *können.* Die Übersetzung 'was du ihm geben magst, verschlingt er' ist völlig einwandfrei und ist dabei durchaus potential. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu. Man darf einen Relativsatz, um den Modus zu erklären, nicht einfach demonstrativ wenden. Im ältesten Vedenindisch ist schon das Relativpronomen klar ausgeprägt, *yad — tad* steht sich klar gegenüber, ebenso deutlich ist es bei Homer, wenn auch hie und da eine Erinnerung an einen älteren Zustand durchschimmert. Sobald aber das Gefühl für das Relative in der Sprache vorhanden ist, ist die Verbindung einer imperativischen Form damit unmöglich, wenn

man nicht dem Relativsatze finalen Sinn geben will, vgl. oben S. 548 Kann man hier auch nur annäherungsweise an ein 'was du ihm geben sollst' denken? Kroll stellt dazu das Sprichwort *assem habeas, assem valeas*. Hier kann man *habeas* allerdings imperativisch fassen, aber widerum *valeas* gar nicht. Dieses kann nur heißen ‚dann mag man wohl gelten, dann gilt man wohl', und bezeugt somit ebenfalls den Potentialis für alte Zeit. Zu Most. 197 *insperata accidunt magis saepe quam quae speres* sagt Kroll: 'weder "was man hoffen kann" noch "was man vielleicht hofft", (— ganz recht, man muß sagen: "was einer hoffen mag" oder "was einer etwa hofft" —) sondern der Konjunktiv drückt, derb gesprochen, in plautinischer Zeit eben nur noch das "man" aus, das in keiner Weise potential ist'. Alles nur Behauptung, aber kein Beweis. Es galt zu zeigen, daß eben dieses 'man' voluntativen Ursprungs sei. Das ist nicht geschehen. Wenn man aber bedenkt, daß der Potentialis der Modus der Ungewißheit, der Unbestimmtheit ist, so versteht man leicht, daß er sich überhaupt gern mit unbestimmten Subjekten verbindet und auch eine angeredete Person unbestimmt erscheinen läßt.

Ein andrer Fall besondrer Art ist *velim, nolim, malim*. Die Erklärung Morris', der diese Formen aus einer Art umgekehrter Attraktion aus *veniat velim*, verstehen will, glaubt Kroll aufrecht erhalten zu können. 'Die ganze Verstellung liegt in der Sphäre des Wunsches, und das führt dazu, daß man auch das den Wunsch ausdrückende Verbum in den Modus des Wunsches setzt.' Ich will das dahingestellt sein lassen. Solche umgekehrten Attraktionen kommen vor. Auch das deutsche 'ich wüßte nicht' (weshalb er das täte) erklärt sich so. Aber wenn Kroll fortfährt: (diese Formen) 'enthalten in keinem Falle irgend welche potentiale Bedeutung. *Velim* heißt weder "ich kann wollen" noch "ich will vielleicht" noch „ich werde wollen", sondern ist höchstens Höflichkeitsausdruck für *volo*', so kann ich mit mindestens dem selben Rechte sagen: *velim* heißt nie 'ich will wollen'. Und wenn es ein Höflichkeitsausdruck für *volo* ist, so weiß ich doch nicht, welcher Modus dafür geeigneter wäre als der zögernde ritardando-Potentialis. Und wenn obendrein die Analogie im Griechischen *βουλοίμην ἄν* vorliegt, so ist der Beweis gegeben, daß diese Verba sich potential denken lassen, und mit dem Nachweis der ursprünglichen Willensbedeutung ist es auch diesmal nichts.

Auf die Behandlung der andern Konjunktive in Hauptsätzen und ihrer Verwendung in Nebensätzen brauche ich wohl nicht näher einzugehen. Wen die Beweisführung mit dem Konjunktiv Praesentis nicht überzeugt hat, dem wird auch das über Konjunktiv Imperfekti und Perfekti Gesagte den Beweis nicht erbringen. Ich bemerke nur, daß Kroll die eigentlichen Konjunktive Perfekti meistens für Fut. ex. erklärt, auch die Formen der ersten Person wie *dederim, dixerim*. Über den Konjunktiv der inneren Abhängigkeit ist gesagt, daß er schon bei Plautus vorkomme, ebenso wie der Konjunktiv der indirekten Frage, daß aber der Konjunktiv auf beiden Gebieten nie ganz durchgedrungen sei (S. 150 f.). Dann wird die Auffassung von Methner, der diese Konjunktive unter den konsekutiven, qualitativen und adverbialen Sätzen aufführe und auf den Potentialis zurückführe, mit Recht zurückgewiesen, wobei aber be-

merkt werden muß, daß Methner den Konjunktiv als Modus obliquus anders erklärt. Aber wie diese ausgedehnte Anwendung des lateinischen Konjunktivs in der oratio obliqua sich auf die Willensbedeutung zurückführen lasse, wie insbesondere der conjunctivus voluntativus sich in der oratio obliqua von sich selber in seiner eigentlichen Bedeutung unterscheide, — *quod improviso uum pagum adortus esset, . . . ne ob eam rem ipsos despiceret* — das zu zeigen hat Kroll vergessen. Oder hat er selbst gemerkt, daß hier seine Grundlage versagte? Für mich ist auch diese Schrift, wie die in der D. LZ. 1910 S. 3041 besprochene von E. A. Sonnenschein, nur ein neuer Beweis dafür, daß man mit der Willensbedeutung als Grundlage für den lateinischen Konjunktiv nicht durchkommt. Da Kroll meine eigene Auffassung zweimal, S. 124 und 125, falsch verstanden hat, freue ich mich, sie demnächst ganz klar und ausführlich darstellen zu können, und hoffe dadurch den Beweis ihrer größeren Berechtigung zu liefern.

Hannover-Kleefeld. Hermann Lattmann.

Aug. Dupouy, France et Allemagne, Littératures comparées. Paris, Delaplane, 1913. 300 S.

Der Verfasser dieser vergleichenden französisch-deutschen Literaturgeschichte, Gymnasialprofessor in Reims, hat wohl gefühlt, daß er einen gar anspruchsvollen Titel gewählt hat. Aber bezeichnenderweise geht er, sich wegen seiner Vermessenheit halb entschuldigend, über dieses Bedenken mit ein paar geistreichen Worten und dem kurzen Hinweis auf literarische Vorgänger rasch hinweg, um dann frisch und fröhlich zu erklären, er halte es für seine Aufgabe, die Lücken, die diese Vorgänger gelassen hätten, auszufüllen. Dabei bekennt er ehrlich, aber naiv, daß, während die vergleichenden Arbeiten von Süpfle und Meißner einen parteiisch deutschen, die des Welschschweizers Rossel aber einen zu unparteiisch schweizerischen Standpunkt einnähmen, er sich nicht scheue, in seiner Darstellung schlechtweg Franzose sein zu wollen.

Verfasser geht im ersten — einleitenden — Kapitel in schnellem Überblick von Chlodwig bis Klopstock — deux envahisseurs! — über zwölf Jahrhunderte literarischer Entwicklung hinweg und bespricht darauf die beiden Revolutionen in ihren Beziehungen zueinander, die literarische, die Zeit des Sturmes und Dranges in Deutschland, und die politische in Frankreich. In den folgenden Kapiteln werden Frau von Staël und ihr Kreis — ses auxiliaires — behandelt. Sodann will er den Einfluß feststellen, den die deutsche Dichtung auf die französischen Romantiker ausgeübt hat, wobei Goethe und E. T. A. Hoffmann in den Vordergrund treten. Das nächste — sechste — Kapitel beschäftigt sich mit der romantischen Geschichtsschreibung der Franzosen und ihren Hauptvertretern, Michelet und Quinet, während sich die folgenden Abschnitte über das Verhältnis Heinrich Heines und des jungen Deutschland zu Frankreich und die Stellung der französischen literarischen Kritik zum zeitgenössischen deutschen Schrifttum aussprechen. Über Renan und Taine, deren Beziehungen zu deutscher Philosophie und Wissenschaft er ein

ganzes Kapitel widmet, gelangt der Verfasser zu einer etwas allgemeiner gehaltenen Besprechung der herrschenden Strömungen im französischen Schrifttum des Zeitraums von etwa 1850 bis 1880 und ihrer Abhängigkeit — oder Unabhängigkeit — vom östlichen Nachbar. Wir hören vom Realismus und Neohellenismus, wobei Heine und Goethe noch einmal auf den Plan treten; auch der Hegelianismus wird herangezogen. Und damit sind wir beim letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts angelangt, und das elfte Kapitel, unter der Überschrift: 'Une Fin de Siècle' bringt Abschnitte, betitelt: 'Der Krieg und die Literatur', 'Französischer Symbolismus, deutscher Romantismus und Wagnerismus', 'Das freie Theater in Berlin', 'Nietzsche'. Ein (zwölftes) Schlußkapitel will die Summe ziehen.

Herr Dupouy hat sehr viel gearbeitet, seine Literaturkenntnis erstreckt sich bis auf die Schriftsteller zweiten und dritten Ranges, die wichtigsten der von ihm herangezogenen Werke hat er offenbar in der Ursprache gelesen, er scheint eine nicht ganz oberflächliche Kenntnis der deutschen Sprache zu besitzen, aber er hat auch die bekanntesten Übersetzungen der Schriften unserer Größeren und Großen gelesen. Der Gang der Entwicklung der beiden Literaturen ist ihm bekannt, die einschlägige Fachliteratur, allerdings fast nur die französische, will er benutzt haben, und das Buch straft ihn nicht Lügen. Es steckt also ein erstaunliches Maß von Vorbereitung in der vorliegenden Arbeit.

Dazu kommt, daß seine Urteile fast durchweg fein abgewogen und abgetönt erscheinen; beinahe nirgends findet man eine literarische Erscheinung mit einem schnellen oder gar scheltenden Worte kurz abgetan. Man gewinnt den Eindruck, der Verfasser bemühe sich ernstlich, jeder Schriftstellerpersönlichkeit gerecht zu werden.

Wenn man nun noch beachtet, wie dieser offenbar kundige und fein abwägende Mann Heinrich Heine oder Goethe gegenübertritt, in wie eindringender Würdigung er in Heine hinter dem begeisterten Lobredner französischen Geistes und Wesens, dem Verhöhner deutscher Spießbürgerlichkeit, Gefühlsseligkeit und politischen Drucks den deutschen Dichter erkennt, der sich im fremden Lande nach der deutschen Heimat sehnt, wie er allüberall vor der überragenden Größe Goethes bewundernd die Waffen senkt, wie er die Überlegenheit deutscher Philosophie, Philologie und Musik anerkennt, so wird der allgemein gebildete Durchschnittsleser dem wohlerwogenen Urteile dieses Führers durch die beiden Literaturen sich gefangen geben: der Franzose wird freudigen Stolzes in diesem Buche den Beweis erbracht finden von der Selbständigkeit und künstlerischen Überlegenheit der Franzosen und ihres Schrifttums, der Deutsche wird traurig entsagend eingestehen müssen, daß sein Volk trotz so vieler unsterblicher Leistungen auf dem Gebiete des Geistes niemals nachhaltigen Einfluß auf den französischen Genius auszuüben vermochte, während es selbst in seiner literarischen Entwicklung der 'Grande Nation' ganze große Epochen hindurch tributpflichtig geworden ist, ja teilweise noch ist. Denn das ist durch alle Phraseologie hindurch für Herrn Dupouy der Weisheit letzter Schluß. So ist dieses Buch nicht ungefähr-

lich, und gerade weil es, vor Ausbruch des Krieges geschrieben, alle oben gezeigten Vorzüge aufweist und doch letzten Endes die Minderwertigkeit des deutschen Geistes gegenüber dem französischen predigt, wäre es nicht unmöglich, daß es in kommender Zeit eine größere Rolle spielte.

Gleich zu Anfang spricht der Verfasser von dem Einfluß der germanischen Eroberer und ihrer Heldenpoesie auf die alten Chansons de geste. Diesen von deutscher und französischer Forschung gleichmäßig festgestellten Einfluß scheint der Verfasser zunächst ohne weiteres zuzugeben. Dann aber ergeht er sich in einer Reihe gewundener Sätze, um darzutun, daß die ganze Suche nach den Quellen (chasse aux origines) gelehrte Spielerei (un jeu savant) sei, daß möglicherweise wie bei den bekanntesten Fabelstoffen der Ursprung des altfranzösischen Heldenepos in Indien zu suchen sei und also Germanien die selbst aus der Fremde bezogenen Stoffe nur weitergegeben habe, und erklärt zuletzt mit schöner Entschiedenheit, daß über alle Vermutungen hinweg das Epos des 11. und 12. Jahrhunderts durchaus französisch und daß insbesondere das Rolandslied das älteste wahre nationale Heldengedicht genannt werden müsse, national in seiner geschlossenen künstlerischen Form, national in der Gesinnung; atme es doch Ehr- und Pflichtgefühl und vor allem Liebe zum Vaterlande. 'Germains et Gaules — la distinction n'avait plus grande raison d'être — tous les hommes de la douce France communièrent certainement en lui'.

Das macht uns stutzig. Wozu das alles? Will der Verfasser das Rolandslied vor dem Verdacht schützen, es sei nicht rein französische Hervorbringung? Fühlt er sich verletzt in dem Gedanken, das hervorragendste Denkmal französischen Schrifttums jener Zeit könne Spuren germanischen Geistes aufweisen? Es muß doch wohl so sein. Sonst würde er nicht die ganz feststehende Tatsache, daß das Rolandslied, wie alle Chansons de geste, deutlich das Gepräge germanischen Geistes trägt, durch leere Zweifel, allgemeine Redensarten, Verwischung der Nationalitäten, nachdrückliche Betonung des — von niemandem angezweifelten — nationalfranzösischen Charakters des Gedichts zu verschleiern suchen. Daß der Verfasser wirklich so empfindet, bestätigt uns nun der ganze Inhalt des Buches. Abgesehen davon, daß eine solche Selbstüberhebung jedes gerechte Urteil, das erste und dringendste Erfordernis für den vergleichenden Literarhistoriker, unmöglich macht, so zeigt sich darin vor allem eine völlige Verkennung der geistigen Beziehungen zwischen Völkern und Menschen. Ist Voltaire, weil er die englische Aufklärung voll auf sich wirken ließ, darum weniger französisch geworden? oder ist der Cid, weil vom spanischen Drama stark beeinflußt, doch nicht so recht als Produkt rein französischen Geistes anzusehen?

Und Goethe? — Aber ich sehe davon ab, mich auf Goethe zu beziehen, der in den Augen des Herrn Dupouy sich über den Kreis des Deutschen hinaus ins allgemein Menschliche erhoben hat, und auf den er einmal zustimmend das Wort anwendet: Goethe ist am deutschesten, gerade weil er am wenigsten deutsch ist, ganz gewiß, ohne auch nur im entferntesten in den Sinn dieses Ausspruchs eingedrungen zu sein.

Im Verlauf des einleitenden Kapitels kommt Herr Dupouy natürlich auch auf unsere mittelalterliche klassische Dichtung zu sprechen. Daß er dabei den Einfluß Frankreichs — den noch nie jemand geleugnet hat — gar kräftig unterstreicht, wollen wir ihm nicht verübeln, daß er Wolfram von Eschenbach, ohne seine Tiefe und Würde gegenüber französischer Äußerlichkeit auch nur zu ahnen, wenigstens zugesteht, er habe seinen Vorbildern vielleicht 'un peu de métaphysique et de symbolique allemands' hinzugefügt, soll ihm angerechnet werden; wenn er aber Walters v. d. Vogelweide Dichtung mit der Bezeichnung abtut 'poésie d'imitation', ihn kennzeichnet als 'mince chevalier, plus riche d'imagination que d'écus', so zeugt das von einer Ahnungslosigkeit, von einem Mangel an einfachstem Verständnis für das, was wir unter wahrer Poesie verstehen, daß wir Herrn Dupouy als zuständigen Beurteiler gänzlich ablehnen müssen.

An diesen beiden Stellen treten die beiden Grundfehler des Buches zutage: die völlige Unkenntnis der Naturgeschichte des geistigen Blutumlaufs, insbesondere des geistigen Gebens und Nehmens, geistigen Werdens und Wachsens, und zweitens die Unfähigkeit, in die Tiefe deutschen Wesens einzudringen. Es ist unmöglich auch nur zu versuchen, aus dem Buche selbst den letzten Vorwurf zu beweisen. Es ist überall der Ton, der das Lied macht. Überall wird zergliedert, die Fehler oder Vorzüge bewiesen, in kühler, meist ein wenig spöttischer Weise. Niemals ein warmer Ton, ein Versuch, ein Werk von innen her zu erfassen. Viel klarer liegt der zuerst genannte Fehler zutage. Verfasser macht es sich bei dem Nachweis geistiger Beeinflussung gar leicht. Da Diderot und Rousseau bedeutend auf unsere klassische Dichtung eingewirkt haben, so erscheint dem Verfasser der ganze literarische Aufschwung in Deutschland in der Hauptsache als eine Hervorbringung französischen Geistes, und der überwältigende Eindruck, den der Werther auf die erlauchtesten Vertreter der französischen neuen Dichtung machte, erklärt sich einfach dadurch, daß man darin die vertrauten heimischen Vorbilder widererkannte. Was zu beweisen war. Wobei der Verfasser ganz vergißt, daß er kurz vorher die Frage, ob Rousseau als reiner Franzose anzusprechen sei, keineswegs bejaht hat. Und wir Deutsche empfinden ja ganz deutlich, und mit uns die 'echtesten' Franzosen, daß Rousseaus Werk nach Form und Inhalt in wesentlichen Zügen das Gepräge germanischen Geistes trägt. Aber weitere Geheimnisse werden uns enthüllt. Auch Schiller schuldet seinen Einfluß in Frankreich dem, was an französischem Geiste in ihm steckt, verdankt er doch dem Contrat social — Karl Moor! — und dem Discours sur l'Inégalité — Marquis Posa! — Kant aber schuldet seinen Idealismus zum Teil der Glaubensinnigkeit des Vicaire savoyard, und Herder ist nichts als ein auf das geschichtliche und ästhetische Gebiet übertragener Jean-Jaques. Alle jene Gedanken von Sturm und Drang, die, unter deutscher Flagge, nach 1810 das junge Frankreich mit sich fortreißen, sind nichts als französisches Erbgut. So taschenspielert Herr Dupouy den von keinem namhaften französischen Literarhistoriker geleugneten starken Einfluß der deutschen Klassiker auf die französische romantische Dichtung aus der Welt hinweg.

Noch in anderer Weise tritt der gekennzeichnete Fehler hervor. Aus der oben gegebenen kurzen Übersicht des Inhalts ergibt sich, daß den Verfasser Männer wie Michelet und Quinet, Renan und Taine ganz besonders beschäftigt haben, von Frau von Staël ganz zu schweigen. Warum? Sie alle sind führende Persönlichkeiten in der geistigen Welt Frankreichs, Vertreter echten französischen Geistes. Von ihnen aber ist zugleich allgemein bekannt, daß sie sich aufs ernsthafteste mit deutscher Wissenschaft und Kunst beschäftigt haben, ja die Meinung ist weithin verbreitet, sie seien vielfach bei den Deutschen in die Schule gegangen.

Eine solche Ketzerei darf nicht geduldet werden. Sie zu widerlegen, dienen die oben angeführten Kapitel. Wie aber verfährt der Verfasser? Zunächst werden die innigen Beziehungen zwischen ihnen und Deutschland in großer Unparteilichkeit und Offenheit ausführlich dargelegt, die deutsche Wissenschaft und deutsche Dichtung bewundernden Äußerungen dieser Männer werden zitiert, dann kommt das große Aber, wie bei Besprechung des Rolandsliedes. Jede kritische Bemerkung ihrerseits über deutsches Wesen, die Feststellung nur, daß die Deutschen anders geartet seien als die Franzosen, die Zurückweisung oder Verurteilung irgendeiner deutschen Eigenschaft wird triumphierend herangezogen, um zu beweisen, daß keiner dieser Männer endgültig und auf die Dauer sich deutschem Einfluß gebeugt hat. Auch hier macht er Unterschiede. Michelet und Renan unterliegen leichter dem deutschem Zauber, Quinet gewinnt später seine volle Unabhängigkeit und Taine 'est protégé contre les aventures de la pensée allemande par la solidité toute française de son bon sens'. Und doch steht dazu in scharfem Gegensatz das Wort Taines, das der Verfasser gleich hinterher selber anführt: 'Nous avons élargi les idées anglaises au XVIIIe siècle; nous pouvons, au XIXe siècle, préciser les idées allemandes. Notre affaire est de tempérer, de corriger, de compléter les deux esprits l'un par l'autre, de les fondre en un seul, de les exprimer dans un style que tout le monde entende, et d'en faire ainsi l'esprit universel'. Das ist offensichtlich ein letztes Glaubensbekenntnis, und, ohne zu entscheiden, ob Taine recht hat, soviel können wir sagen, daß er seinen Landsleuten nur eine mehr formale Rolle in der internationalen Welt des Geistes zuweist. Die Gedanken selbst liefern die Engländer und Deutschen, dem Franzosen bleibt die methodische Sichtung und Formung. Daß hiermit den Nationen germanischer Rasse eine Überlegenheit an Ursprünglichkeit und Produktivität zugestanden wird, ist sonnenklar. Aber Herr Dupouy kann sich dabei nicht beruhigen. Nach dem üblichen Durcheinander von einzelnen Äußerungen Taines über deutsche Wissenschaft, deutsche Dichter und Denker, herbeigezogen zum Zwecke der Abschwächung des eben angeführten Urteils, kommt Verfasser schließlich zu einem 'lettre décisive' an Brandes, in dem Taine erklärt, die romantische Bewegung in Frankreich habe wenig von Deutschland entlehnt, sei vielmehr recht ursprünglich. Überhaupt sei der geistige Zuschnitt beider Länder zu verschieden, als daß ein Austausch möglich und nützlich sei. Da der Brief aus dem Jahre 1872 stammt, so erklären sich Ton und Inhalt leicht. Herr Dupouy nimmt Taine energisch gegen solche Unterstellung in Schutz. Taine habe

immer so gedacht. Schon im Jahre 1856 habe er den verschwommenen deutschen Stil Cousins getadelt, die schrecklichen deutschen Substantive und ellenlangen Wörter der französischen Romantiker, den beklagenswerten Einfluß der deutschen Nachbarschaft auf sie, eine Ansicht, die in genauem Gegensatz zum Briefe von 1872 steht, was sogar Herr Dupouy feststellt, ohne die nötigen Folgerungen daraus zu ziehn.

Es ist ein quälendes Hin- und Herreden, und der aufmerksame Leser hat die deutliche Vorstellung, daß Herr Dupouy zu einem Ergebnis gelangen will, das ihm schon vorher feststeht. Allerdings scheidet er eine Reihe verzweifelter Fälle aus. Frau von Staël, Nerval, Charles de Villers, Gérard, St. Marc Girardin u. a. waren deutschem Wesen unrettbar verfallen. Hier bleibt dem Verfasser nur übrig, in der schon gerügten Art zu beweisen, daß ihr Einfluß nur vorübergehend und nicht tiefgehend war. Diese Beweise sind völlig mißlungen. Das nimmt nicht Wunder, nachdem uns klar geworden ist, wie äußerlich der Verfasser die Beziehungen von Geist zu Geist auffaßt. Daß es ihm niemals gelingt, die feineren Fäden, die zwischen führenden Romantikern wie Chateaubriand, Victor Hugo, Alfred de Musset und der deutschen Dichtung hin und hergehn, aufzudecken, ist selbstverständlich. Dagegen spürt er emsig den geringsten Beziehungen deutscher Dichter und Denker zu französischen Quellen nach und behandelt die dabei Ertappten als halbe oder Dreiviertelfranzosen.

Als ein weiterer Grundfehler in der Methode erscheint die Neigung, die Anschauungen der besprochenen Persönlichkeiten nicht, wie das Thema es verlangt hätte, nach ihrer Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von den literarischen Strömungen des Nachbarlandes zu untersuchen, sondern sie zu bekräftigen oder zu bekämpfen.

Anstatt die literarischen und psychologischen Zusammenhänge aufzudecken, ergeht er sich in Polemik, anstatt zu erklären, beurteilt er, wobei er nur allzuleicht sich dazu hinreißen läßt, die französischen Lobredner deutscher Kunst so gut wie die deutschen Tadler französischer Dichtung als befangen und weniger urteilsfähig hinzustellen.

Je mehr sich die Darstellung der Neuzeit nähert, desto mehr löst sich die Beweisführung auf in ein Spiel geistreich zugespitzter Bemerkungen, unter denen sich so manche treffenden befinden. Aber es fehlt jegliche Geschlossenheit und jeder methodische Zusammenhang. Schon die oben gegebenen Kapitelüberschriften und Kapiteleinteilungen zeugen von dem Vielerlei, das der Verfasser in der Eile heranzieht, wobei alle oben gerügten Fehler womöglich noch schärfer hervortreten. Schopenhauer wird als Landsmann behandelt, Hauptmann hat seine Anregungen vom französischen Symbolismus (!), Nietzsche 'est d'une culture demi-française', wie denn überhaupt 'notre littérature ne peut suivre avec profit une direction étrangère sans reconnaître bientôt ses propres traces'. Das ist Größenwahn.

Die Zeit nach dem Kriege von 70/71 ist natürlich nach dem allbekannten Rezept behandelt. Das neue Deutschland hat seine Siege erfochten um den Preis der Drangabe seiner höchsten moralischen und künstlerischen Güter. Das geistige Leben zehrt seitdem in der Hauptsache von fremdem

Gut. Wenn Frankreich noch Anregungen vom Nachbarlande empfängt, so sind es die alten Schätze, aus denen Deutschland spendet, aus der Zeit, als es noch das Volk der Dichter und Denker war. Über das jüngste literarische Epigonentum Deutschlands sieht das französische Schrifttum, nach Meinung des Verfassers mit Recht, geringschätzig hinweg.

Aber auch das wird nicht schlicht ausgesprochen oder einfach bewiesen, sondern erst unter Anführung vieler Zitate stark betont, dann stark eingeschränkt und schließlich doch, wie nach gründlichster, gewissenhaft abwägender Überlegung, im großen und ganzen aufrecht erhalten.

Eine Fülle eigenartiger, sehr überzeugend klingender, die Überlegenheit französischen Geistes beweisender Feststellungen wirken verblüffend. Nicht immer ist ihre Hinfälligkeit so leicht beweisbar, wie in dem Falle, wo Herr Dupouy behauptet: 'Le théâtre français, après toutes les critiques de Lessing et de Herder, reconquiert les deux maîtres de la scène allemande, et l'on voit Goethe traduire Mahomet, et Schiller, un an avant sa mort, presque en manière de testament, traduire Phèdre'. Der sterbende Schiller hinterläßt als Vermächtnis seinem Volke die von ihm in deutsche Verse übertragene Phèdre des Racine. Das klingt! Herr Dupouy weiß nicht, daß Schiller auf Wunsch Goethes den bekannten Prolog zur ersten Aufführung des Mahomet gedichtet hat. Dort hätte er nachlesen können, wie die klassische französische Kunst unsere beiden Großen kühl ließ bis ans Herz hinan, so sehr sie manche Eigenschaften an ihr schätzten. Von der Übersetzung der Phädra aber wissen wir ja, daß Schiller dieses 'Paradepferd der französischen Bühne, ein Stück, welches viele Verdienste hat, und wenn man einmal die Manier zugibt, sogar fürtrefflich heißen könnte' ins Deutsche übertragen hat, als ein 'Katarrh ihn sehr plagte und zu eignen Arbeiten verstimmte'. So fallen jene tönenden Worte vor der Wirklichkeit in nichts zusammen.

Häufig genug auf den Zeilen, immer aber zwischen den Zeilen liest man die überhebliche Überzeugung von der Überlegenheit des französischen Geistes über den deutschen. Nachdem Herr Dupouy durch alle möglichen Scheingründe bewiesen hat, daß weder der junge Goethe noch der junge Schiller trotz zahlreicher Übersetzungen ins Französische wirklich Einfluß ausgeübt hätten auf das französische Schrifttum, schließt er mit einem hörbaren Seufzer der Erleichterung: 'l'esprit français restait intact'. Noch bezeichnender für seine innere Stellung zur Sache ist folgende Auslassung: 'Rien de plus instructif, à l'analyse, que la résistance naturelle de la France à certaines mixtures allemandes. Un Gérard de Nerval s'en intoxique. Mais un Musset, flairant le poison, se cabre. Hugo, Lamartine, Vigny n'ont même pas le mérite de les repousser: ils n'y prennent pas garde. Ils conservent sans effort leur belle santé française', wobei sich unter den 'certaines mixtures allemandes' nicht etwa untergeordnete Schmöker, sondern eben besprochene Werke von Goethe, E. T. A. Hoffmann und den bekanntesten Romantikern verstecken.

Und doch und trotz alledem beweist gerade ein Buch wie das vorliegende dem kritischen Leser, der sich durch das geistreiche und oft blendende Gedankenspiel des Verfassers nicht beirren läßt, daß nicht nur

deutsche Philosophie, Wissenschaft und Musik — denn hier beugt sich selbst Herr Dupouy deutscher Meisterschaft — sondern das deutsche geistige Wesen in seiner Gesamtheit, Dichtung und Kunst mit eingeschlossen, gerade bei den geistigen und literarischen Führern jenseits des Rheins tiefe, unauslöschliche Spuren hinterlassen haben. Aber wir stimmen mit dem Verfasser überein, daß auch diese Großen von Chateaubriand bis zu den Vertretern des französischen Symbolismus, auch wenn sie sich mit deutscher Art gleichsam durchtränkt haben, doch richtige, gute Franzosen geblieben sind. Wenn Herr Dupouy und seine Landsleute einmal hinter dieses Geheimnis gekommen sein werden, dann erst wird das Verständnis der Völker untereinander möglich, dann erst werden Ausbrüche wahnwitziger völkischer Überhebung, wie wir sie jetzt schaudernd erleben, schlechterdings ausgeschlossen sein. Den meines Erachtens ganz deutlichen Zusammenhang aber zwischen der in dem besprochenen Buche zutage tretenden Gesinnung und den eben angedeuteten Erscheinungen des Weltkrieges nachzuweisen, geht über meine Aufgabe hinaus.

Berlin-Grunewald. P. Schlesinger.

---

1) R. H. Weber u. R. Gans, Repertorium der Physik. I. Bd. Mechanik und Wärme, 1. Teil. 434 S. mit 126 Figuren. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. Preis geb. 8 ℳ.

Das mit diesem Bande beginnende Werk sollte ein Parallelwerk zu Pascals Repertorium der Mathematik werden. Bei der Ausarbeitung zeigte sich aber, daß eine so knappe Form wie bei dem mathematischen Werk in der Physik nicht angängig oder wenigstens für den Leser nicht hinreichend nützlich sein würde. Die Herausgeber entschlossen sich daher dazu, auch die Wege, die zu den Forschungsresultaten führen, etwas ausführlicher darzustellen und bei mathematischen Ableitungen ebenfalls so zu verfahren, daß die Prämissen und Vernachlässigungen deutlich gekennzeichnet und der Gang des Beweises dem Leser klar vor Augen geführt werden. Der Zweck der Sammlung ist aber wie bei Pascal der, eine Übersicht über das Gebiet und eine erste Einführung in seine Literatur zu geben. Der vorliegende Band behandelt die Mechanik starrer Körper, die Elastizitätstheorie, Hydrodynamik und Akustik, welche letztere von F. A. Schulze dargestellt ist, während alles andere aus der Feder von Gans stammt. In den Ableitungen wird eine fortgeschrittene mathematische Schulung vorausgesetzt und vielfach von den Bezeichnungen der Vektorrechnung Gebrauch gemacht. Etwas diskordant erscheint es demgegenüber, daß neben diesen schwerverständlichen Entwicklungen einzelnen allerelementarsten Dingen, die in jedem Schulbuch zu finden sind, nicht unerheblicher Raum eingeräumt wird. So ist der Brückenwage eine große Abbildung und fast eine ganze Textseite gewidmet und auch den einfachen Maschinen (Hebel, Rolle, Flaschenzug usw.) werden $2^1/_2$ Seiten mit 9 Abbildungen gewidmet. — Als Mittelding zwischen Lehrbuch und Handbuch wird das Repertorium eine Lücke der wissenschaftlichen Literatur ausfüllen und sich für viele als ein brauchbares Vademekum erweisen.

2) F. Dannemann, Die Entdeckung der Elektrizität. Bd. 75 der Sammlung Voigtländers Quellenbücher. 108 S. mit 25 Abb. Leipzig, R. Voigtländer. Preis kart. 1 M.

Zurückgehend bis auf Plinius wird in diesem Bändchen das allmähliche Fortschreiten der Erforschung elektrischer Erscheinungen bis zur Entdeckung der Radioaktivität verfolgt, wobei die betreffenden Forscher nach Möglichkeit selbst zu Worte kommen. Besonders wertvoll sind die mit Faksimiles der Originalabbildungen gezierten Veröffentlichungen von Galvani, Volta und Faraday über die von ihnen wahrgenommenen Tatsachen. Daß Röntgens Entdeckung mit nur sieben Zeilen erwähnt wird, erscheint gegenüber dem Raum, der z. B. dem Radium gewidmet ist, gar zu knapp. Eine Erwähnung des Funkeninduktors würde wohl auch empfehlenswert sein.

Berlin-Lichterfelde. F. Koerber.

Georg Finsler, Die homerische Dichtung (= Aus Natur- und Geisteswelt, 496. Bändchen). Leipzig, Teubner, 1915. 113 S. 8. Geb. 1,25 M.

Seinem großen Buch 'Homer' hat der inzwischen verstorbene Schweizer Forscher für den weiteren Kreis der Gebildeten oder der sich Bildenden dies kleine Büchlein folgen lassen. Er hat darin die Kunst der übersichtlichen Zusammenfassung in hohem Grade bewährt und ist nicht der Gefahr erlegen, bloß einen farblosen Auszug aus dem größeren Werk zu geben. So wenig die Durcharbeitung dieses größeren überflüssig wird, weil das kleinere Buch ja seine Ergebnisse zusammenfassend darbietet, so erfreulich wirkt doch auch gerade für den Homerlehrer diese wohlabgerundete Darstellung. Die besonnene Verwertung der weitschichtigen Forschungen, zumal in der sogenannten homerischen Frage ist ebenso wirksam wie die nicht jedem wissenschaftlichen Forscher eigene Einsicht in die Art, wie der Dichter zu seinem Stoffe steht — sei es in der Frage nach dem Alter der Dichtungen, sei es bei den zugrunde liegenden geschichtlichen Tatsachen oder der in ihnen sich offenbarenden Kultur. Es gewährt eine gewisse Genugtuung, so manches Werturteil unseres Humanitätszeitalters wider hervorgeholt und in seinem alten Goldglanz dargestellt zu sehen. Unter den zehn Kapiteln nehmen die über Komposition und Kunstmittel im einzelnen fast die Hälfte des Buches ein, und es wird mancher bedauern, daß dadurch die feinsinnigen Ausführungen über die Charaktere, über die bildende Kunst bei Homer, die feinen Effekte und den bildlichen Ausdruck der Dichtung gar zu kurz fortgekommen sind; gerade sie erwecken den Wunsch, mehr darüber zu erfahren Aber wir wären sonst um das prächtige Kapitel von der Heiterkeit der Homerischen Welt und von der ihr zugrunde liegenden Weltanschauung gekommen. Das Büchlein ist wohl geeignet, nachdem die Zeit der dogmatischen Geltung des klassischen Altertums dahingeschwunden und die seiner bloß tatsächlichen Darstellung einer Richtung zu weichen begonnen hat, die wider die bleibenden Werte betont auf Grund strengster wissenschaftlicher Forschung, zum wünschenswerten Siege zu verhelfen. Bei Homer wird das deshalb nicht schwer fallen, weil 'uns aus der fernen und im Grunde fremdartigen Zeit der Mensch und die Natur um ihn verwandt und unmittelbar verständlich entgegentreten'.

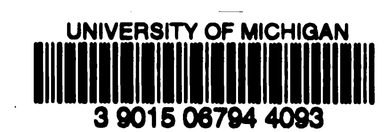
Spandau. P. Lorentz.

Inhalt

JAHRESBERICHTE

Inhalt

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06794 4093



